Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Digitized by Google

INDIANA
UNIVERSITY
LIBRARY

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

10. K.

Deutsche Politik

Wochenschrift für Welt- und Kultur-Politik

Herausgeber

Ernst Jäckh • Paul Rohrbach • Philipp Stein

STADT. ZENTRALBIBLIOTHEK MANNHEIM

Inhalt:

Kriegspolitische Ausrichtung 665
Streiflichter zur Weltlage V 670
Dardanellen oder Persischer Golf? 681
Die wirtschaftliche Annäherung zwischen dem Deutschen Reich und seinen Verbündeten 689
Das Ende des neuen chinesischen Kaisertums 695
Notizen/Literatur 702

Preis 30 Pfennig

1. Jahrgang 7. April 1916 Heft 15

Digitized by Google

INDIANA UNIVERSITY LIBRARY

Deutsche Politik

Wochenschrift für deutsche Welt- und Kulturpolitik

Herausgeber:

Ernst Jäckh ◆ Paul Rohrbach ◆ Philipp Stein

unter ständiger Mitarbeit von:

Prof. Dr. Paul Arndt, Frankfurt a. M.; Prof. Dr. Auhagen, Dahlem-Berlin; Prof. Dr. Becker, Bonn; Professor D. Deißmann, Berlin; Prof. Dr. Rudolf Eucken, Jena; Prof. Dr. Eulenburg, Leipzig; Anton Fendrich, Freiburg-Zähringen; Prof. Dr. E. Franke, Berlin; Prof. Dr. O. Franke, Hamburg; Oberbürgermeister Dr. Geßler, Nürnberg; Prof. Dr. Walter Goetz, Leipzig; Generalfeldmarschall Freiherr v. d. Goltz, Bagdad; Prof. Dr. Harms, Kiel; Prof. Philalethes Kuhn, Straßburg i. E.; Oberbürgermeister Dr. Külz, Zittau; Prof. Dr. Lampe, Berlin; Dr. Freiherr von Mackay, München; Wilhelm v. Massow, Berlin; Prof. Dr. F. Meinecke, Berlin; Dr. Adrian Molin, Stockholm; Geh. Reg.-Rat Muthesius, Berlin; Geh. Justizrat Prof. Dr. Niemeyer, Kiel, Prof. Dr. Oncken, Heidelberg; Dr. Alfons Paquet, Frankfurt a. M.; Prof. Dr. Pohl, Greifswald; Justizrat Dr. Rhode Berlin; Prof. Dr. Roloff, Gießen; Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Schiemann, Berlin; Axel Schmidt, Berlin; Wirkl. Geh. Rat Prof. G. v. Schmoller, Berlin; Geh. Rat Dr. Schneider, Frankfurt a. O.; Geh. Admiralitätsrat Dr. Schrameier, Berlin-Halensee; Prof. Dr. Schumacher, Bonn; Reichstagsabgeordneter Geh. Rat Prof. Dr. v. Schulze-Gävernitz, Freiburg; Geh. Regierungsrat Prof. Dr. M. Sering, Berlin-Grunewald; Dr. Somary, Berlin; Prof. Dr. Martin Spahn, Straßburg; Dr. Lic. theol. Gottfried Traub, Dortmund; Geh. Reg.-Rat Prof. Dr Troltsch, Berlin; Admiral z. D. Gouverneur v. Truppel, Berlin; Prof. Dr. Georg Wegener, Berlin; Dr. Fritz Wertheimer, Berlin; Prof. Dr. Wiedenfeld, Halle; Geh. Rat Prof. Dr. Wohltmann-Halle; Kgl. Ministerialrat Zahn, München; Regierungsrat Zache, Hamburg

Einsendungen für die Schriftleitung sind zu richten nach Berlin W 50, Augsburger Str. 74 II. Telephon: Amt Lützow 5723./ Einsendungen, welche den Versand und Inseratenteil der Zeitschrift betreffen, dagegen nur an den Verlag von Gustav Kiepenheuer, Weimar, Wörthstraße 43. Telephon: 53.

Gustav Kiepenheuer Verlag, Weimar, Wörthstraße 43

Erscheint jeden Sonnabend • Bezugspreis vierteljährlich: Bei jeder Buchhandlung M 3.—, Einzelnummer 30 Pfg. Bei der Post M 3.20, man berufe sich auf den 1. Nachtrag zur Zeitungspreisliste der Postanstalt für 1916 (jede Postanstalt, Deutschland, Kolonien, Österreich-Ungarn). Beim Verlag (Kreuzband) Inland oder Feldpost M 3.80, Ausland M 4.50.

Digitized by Google

1. Jahrgang • 7. April 1916 • Heft 15

Deutsche Politik

Wochenschrift für deutsche Welt- und Kulturpolitik

Herausgeber:

Ernst Jäckh • Paul Rohrbach • Philipp Stein

Kriegspolitische Ausrichtung

Von Dr. Paul Rohrbach

Es entspricht nicht den Grundsätzen, nach denen diese Zeitschrift geleitet wird, innerpolitische Angelegenheiten, an denen sich bei uns die Geister und die Interessen mehr oder weniger heftig scheiden, mit zum Gegenstand der Erörterung zu machen. Aus diesem Grunde müssen wir auch unser Urteil über den Streit im Reichstage und in der Presse, wegen der seestrategischen Methoden in der Verwendung der U-Boote gegen England, auf die Feststellung beschränken, daß, so weit Erläuterungen über das militärisch und politisch Tatsächliche wirksam sein können, die Regierung jedenfalls auf die beunruhigten Gemüter einen entscheidenden Eindruck gemacht hat. Dabei versteht es sich von selbst, daß die Region des politischen Urteils, innerhalb derer es gelungen ist, diesen Eindruck hervorzurufen, auf der einen Seite durch diejenigen Kreise abgegrenzt wird, bei denen innerpolitische Tendenzen und Befürchtungen mit der patriotischen Besorgnis wegen des U-Bootkrieges unlösbar verbunden sind, und auf der andern Seite durch eine bestimmte, unerschütterliche Willensrichtung, die ohne Rücksicht auf andere Erwägungen das vaterländische Ziel in der Anwendung der schärfstmöglichen, augenblicklich wirkenden Kampfmittel gegen England erblickt.

Auch wir sind durchaus davon überzeugt, daß die schon seit längerer Zeit schüchtern in England und noch schüchterner in Deutschland auftauchende Formel von den „zwei Siegern" für die zukünftige Gestaltung der Weltverhältnisse in unserem Interesse nicht brauchbar ist. Es darf in diesem Kriege nicht zwei Sieger geben, Deutschland und England, sondern

Digitized by Google

nur einen Sieger, die mitteleuropäisch-orientalische Bundesgenossenschaft. Ihr Sieg muß sich darin ausdrücken, daß alle Angehörigen dieser Genossenschaft ihre entscheidenden Interessen gegen den Willen der Feinde durchsetzen und diese so weit schwächen, daß sie sobald nicht wieder sich gegen uns erheben können. Ein nichtbesiegtes England ist in dem zukünftigen politischen Aufbau nicht brauchbar, weil sowohl der Hochmut als auch die Niedrigkeiten der englischen Gesinnung (Baralong! King Stephan! Rassenschande! Unehrenhaftigkeit und Wortbruch in Recht und Geschäft!) erst vor dem Bewußtsein Englands selber und der Welt besiegt und überführt sein müssen. Bis dahin wird England stets ein unerträglicher politischer und moralischer Kumpan bleiben. Auch die Entwickelung der Ereignisse in Holland, die sich zu der Zeit, da diese Zeilen geschrieben werden, noch nicht übersehen läßt, aber ohne Zweifel auf heuchlerisch-gewalttätige Beschlüsse der Entente unter englischer Leitung zurückführt, zeigt zum hundertsten Male die wirkliche englische Natur, die England, so wie es ist, untauglich zum Element einer ehrlichen und friedlichen Staatsgemeinschaft macht.

Dies im Prinzip zugegeben, ist es im übrigen beinahe mehr Geschmacksache, sich über die größere oder geringere Weichheit des Empfindens England gegenüber zu streiten — vorausgesetzt, man ist auch in dem andern Punkte einig, daß es auch nach dem Kriege notwendig sein wird, mit England zu leben, mit England zu handeln und England als dauernde Welt- und Kulturmacht anzuerkennen. An diesem Punkte scheidet sich das Urteil über England und über Rußland. Auch Rußland gegenüber versteht es sich von selbst, daß ein so großes Gebiet und ein so zahlreiches Volk weder zum Verschwinden gebracht werden, noch sonst dauernd aufhören können, Machtfaktoren von sehr starkem Gewicht zu sein. Der Unterschied in unserem Verhältnis zu England und zu Rußland ist aber der, daß, was England angeht, die Zeit zu unsern Gunsten und zuungunsten Englands arbeitet, sobald wir erst einmal gesiegt und unsere Lebensinteressen in der Welt trotz England durchgesetzt haben, auf der russischen Seite dagegen wird die Zeit auch nach unserem Siege nicht für uns, sondern für Rußland arbeiten, wenn wir nicht bis zu der Einsicht vordringen, wo die Wurzeln des gefährlichen, überwältigenden russischen Kräftewachstums und damit zugleich die Wurzeln des

Digitized by Google

russischen Vernichtungsstrebens gegen uns liegen. Daraus gilt es dann die praktischen Folgerungen zu ziehen.

Gegenüber England sind wir die aufsteigende und wachsende Macht, mit der energischeren Lebensbetätigung und dem kräftigeren Vordringen in der Weltwirtschaft. England führt gegen uns Krieg, um seine Stellung zu erhalten und zu sichern. Zwar hat es sich zum Überfall auf uns mit Rußland, Frankreich usw. verbunden, zwar will es unser Wachstum vernichten und uns für die Zukunft unschädlich machen, zwar will es auch fernerhin allein auf den Schätzen der Welt liegen bleiben, die es genießt und bewacht, aber der eigentliche Zweck seines Krieges ist nicht, sich selber auszudehnen, sondern uns in Schranken zu halten. Wenn es am Ausgang des Krieges geschlagen von diesem Vorhaben ablassen muß, so ist damit auch entschieden, daß unsere eigene Entwicklung siegreich weitergeht. Rußland dagegen ist umgekehrt in der Angriffsbewegung gegen uns. Indem es diese Bewegung vollzieht, folgt es einem unwiderstehlichen Naturtrieb. Ausdehnung, Eroberung sind das Wesen Rußlands. Irgendwohin hat Rußland sich immer ausgedehnt. Die geringe durchschnittliche kulturgeschichtliche, allgemeinhistorische und geographische Bildung, die wir in den osteuropäischen Dingen besitzen, läßt uns immer von neuem vergessen oder bringt uns nicht zum Bewußtsein, wie unausgesetzt die russische Expansion seit einem halben Jahrtausend fortgeschritten ist, und welche gewaltigen Stücke von Europa Rußland namentlich in den letzten zweihundert Jahren verschlungen hat. Dieser Prozeß geht weiter, und wir sollten jetzt das auserlesene Opfer sein. Das eigentliche Ziel ist Konstantinopel, aber es ist für Rußland nur zu erreichen, wenn wir niedergeworfen werden. Einmal soweit gelangt, überlegt sich Rußland, was es gegenüber Deutschland und Mitteleuropa sonst noch für eine Rechnung aufmachen kann. Diese Rechnung läßt es vom Panslawismus schreiben, und als Exekutoren läßt es die 175 Millionen aufmarschieren, die sich Jahr für Jahr um weitere drei Millionen vermehren und durch die in Angriff genommene Landreform an innerer Kraft wachsen.

Man hat mich aus einem hervorragendem Kreise, der zum Lesergebiet der „Deutschen Politik" gehört, darum gebeten, obwohl schon reichlich bei uns von Rußland die Rede gewesen ist, doch um der Größe und der Schwierigkeiten des russischen Problems willen in den nächsten Nummern

Digitized by Google

möglichst viel neues Material zu seiner Beurteilung vorzulegen. Ich bin bereit, das zu tun, und es trifft sich gut, daß mir bestimmte, interessante und erschütternde (nur zu erschütternde!) Mitteilungen aus Rußland selber zugegangen sind, geeignet, das Wesen der russischen Gefahr für uns bis in ihre Tiefe zu beleuchten. Ich verschiebe das erste Stück davon bis zum nächsten Male und bitte den Leser, sich vorher noch mit dem Artikel in diesem Heft von unserem Mitarbeiter Axel Schmidt vertraut zu machen. Schmidt spricht darin an einer Stelle von dem Programm der drei früheren Minister Schtscheglowitow, Maklakow und Baron Taube, das die Annexion von Ostdeutschland als Preis des Sieges in diesem Kriege für Rußland verlangt. Er erwähnt auch das Sammelbuch über die russischen Kriegsziele („Was erwartet Rußland vom Krieg"), das von den führenden russischen Liberalen Anfang 1915, als es mit der russischen Sache in Galizien günstig zu stehen schien, in St. Petersburg veröffentlicht wurde. Hierin findet sich ein Aufsatz von Miljukow, der sich besonders mit den notwendigen Erwerbungen an der russischen Westgrenze beschäftigt. Wer diese Arbeit einmal gelesen hat, der wird wissen, was es im Sinne der politischen Führer Rußlands mit der russischen Gefahr für uns auf sich hat.

Miljukow geht davon aus, daß die polnische Nation, selbstverständlich unter der Oberherrschaft Rußlands, vereinigt werden soll. Er untersucht also zunächst, in welchen Kreisen von Schlesien, Posen, Ost- und Westpreußen Polen leben, und in welchem Zahlenverhältnis sie zu der deutschen Bevölkerung stehen. Das Ergebnis ist, daß die zukünftige deutsch-russische Grenze in Schlesien von Krotoschin nach Brieg gezogen werden soll, Breslau deutsch lassend; danach soll weiter die ganze Provinz Posen auf die polnisch-russische Seite fallen, und westlich von Danzig, wo die „polnischen" Kaschuben wohnen, soll das Meer erreicht werden. Dadurch entsteht für Miljukow allerdings die Schwierigkeit, daß eine deutsche Enklave zustande kommt, Danzig, die Weichselniederung und den nördlichen Teil Ostpreußens mit Königsberg umfassend. Der südliche Teil, Masuren, ist von Natur polnisch und somit russisch. Durch irgendeine besondere Art von nationaler Arithmetik reduziert Miljukow dann die Zahl der Deutschen in der rings von der neu ausgedehnten slawischen Welt umschlossenen „Oase" auf nur anderthalb Millionen. Dann fährt

Digitized by Google

er fort: „Diese Oase im Streulagenbesitz Deutschlands zu belassen, ist unmöglich, Rußland wird aus ihr ein neues Ostseegouvernement machen müssen." Die Ostgrenze Polens danach festzulegen, ist „eine innerrussische Angelegenheit!"

Ein Gesinnungsgenosse Miljukows findet sich in dem Fürsten Abamelek-Lasarew, einem bekannten politischen russischen Schriftsteller, der um dieselbe Zeit, Anfang 1915, in Moskau eine Broschüre über die „Bedingungen eines ehrenvollen und dauernden Friedens" erscheinen ließ. Sie ist besprochen im Märzheft der Zeitschrift „Der Panther" von 1915. Lasarew schreibt: „Wir müssen Ostpreußen und Polen annektieren, wodurch Deutschland über $3\frac{1}{2}$ Millionen Polen und Kassuben verlieren würde. Letztere sind den Polen nahe verwandt und leben südlich (?) von Danzig. In der Nähe von Königsberg gibt es noch viele Deutsche. Aber man kann diesen Deutschen gegenüber, die in der Gegend von Danzig und Königsberg leben, das gleiche Expropriationsgesetz anwenden, das einst die Preußen für gerecht und notwendig hielten gegenüber den Polen in Posen. Dadurch würde in wenigen Jahrzehnten die Umgebung Danzigs und Königsbergs von den Deutschen gereinigt werden, an deren Stelle durch Vermittlung der Bauernbank und nach Aufteilung des Großgrundbesitzes landarme Bauern angesiedelt werden können. Wir selbst aber müssen außer der Befreiung der Polen unbedingt noch die Mündung des Niemen und der Weichsel erhalten, zu welchem Zwecke wir uns in Memel, Königsberg und Danzig festsetzen müssen."

Wenn man diese Ideen richtig würdigen will, so muß man sich immer vorstellen, daß es nicht beliebige unverantwortliche Leute sind, die keinen Ruf und keine Stellung zu riskieren haben, sondern die Führer des staatlichen Lebens in Rußland, die Deutschland auf diese Weise behandeln wollen. Man stelle sich vor, daß Persönlichkeiten, wie die anerkannten Führer unserer großen politischen Parteien im Reichstage, oder inaktive Staatsminister von hohem Ansehen, sich vor der Öffentlichkeit in derartigen Auslassungen ergingen! Hinter allem aber steckt das eine große, die übrigen Dinge beherrschende Ziel: Konstantinopel! Das ist und bleibt Rußlands Wille, dorthin wird es den Weg als Herr suchen, solange ihm noch ein Rest von Kraft bleibt — und dorthin führt der Weg nur über die zertrümmerten und zerstückelten staatlichen Körper von Deutschland, Österreich-Ungarn, Bulgarien und der Türkei.

Digitized by Google

Streiflichter zur Weltlage V

Von Professor Dr. Schiemann

Am 27. März hat die erste Sitzung des großen Rats unserer verbündeten Feinde, natürlich in Paris, stattgefunden. Den Vorsitz führte Briand, der den großen Gedanken von der „einen Front" aufgebracht und seine Anerkennung auch glücklich durchgesetzt hat. An sich ist der Gedanke nicht neu, daß ein gemeinsamer Feind nach einheitlichem Plan zu bekämpfen ist, aber er ist in Koalitionskriegen bekanntlich schwer durchführbar und in der Praxis der Kriegführung durch Interessengegensätze, wie sie der Augenblick brachte, oder wie sie eine historische Entwickelung bedingte, kaum jemals durchgeführt worden. Im vorliegenden Fall steht die militärische Wirklichkeit mit dem Gedanken der einen Front in schreiendem Gegensatz. Für Frankreich ist die eine Front die französische Westgrenze und die Durchbrechung unserer Linien der Gedanke, vor dem alles andere zurücktritt. Wir wissen, daß die große Frühjahrsoffensive, die uns so emphatisch angekündigt wurde, durch unsere Februaroffensive zu einer Defensive wurde, und es ist sehr fraglich, ob sich das ändern wird. Herr Briand wird Gelegenheit haben zu erkennen, daß die „Bundesgenossenschaft der Seelen" (la ligue des âmes, wie das „Journal des Débats" so hübsch sagt) mehr in Worten als in Taten zum Ausdruck kommen wird. Die von Iswolski geführten russischen Vertreter werden den Engländern erklären müssen, weshalb der Großfürst Nikolai Nikolajewitsch seine Truppen nicht nach Bagdad und Kut el Amara führt, um Townshend und Aylmer zu entsetzen, und es statt dessen vorzieht, sich in Ispahan einzunisten, das ein noli me tangere für den russischen Einfluß bleiben sollte. Wer sich der sehr großen Verlegenheit erinnert, in welche Grey, während der letzten Monate, die dem Kriege vorausgingen, durch die umsichgreifende Politik Rußlands in Persien versetzt wurde, wird auch begreifen, daß, wenn England jetzt mit einem Protest zurückhält, es doch nicht übersehen kann, daß seine Interessen in Zentralasien und Indien durch eine dominierende Stellung Rußlands in Persien gefährdet werden könnten. Die russische Politik rechnet wie die englische mit der Zukunft und schon Peter der Große hatte sein Augenmerk auf Persien und das „warme Meer" gerichtet. Seither ist dieser Gedanke ebensowenig

Digitized by Google

aufgegeben worden wie der Entschluß, früher oder später einmal die Stellung in Ostasien zurückzugewinnen, die ihm im Frieden von Portsmouth von Japan mit englischer Hilfe entrissen wurde. Im Grunde sind die Vertreter der 8 Mächte, die sich in Paris zusammengefunden haben, um über die Zertrümmerung Deutschlands und seine wirtschaftliche Vernichtung zu beraten, entweder säkulare Gegner oder bloße Figuranten: wie Serbien, Portugal, Belgien. Montenegro hinzuzuziehen hat man nicht einmal für nötig gefunden. König Nikita ist in Frankreich interniert und mag sich bittere Vorwürfe machen, daß er nicht rechtzeitig seine Zuflucht bei Österreich gesucht hat. Höchst zweideutig ist auch die Rolle der Salandra, Sonnino, Cadorna. Sie sollen auch ihrerseits an der großen Offensive teilnehmen und sind doch selbst in der ärgsten Bedrängnis. Ihre gegen Österreich gerichtete Landfront ist um keinen Kilometer über die ursprüngliche Linie hinausgekommen, die Adria so gut wie verloren, seit Österreich-Ungarn in den Bocche di Cataro eine uneinnehmbare Stellung für seine Kriegsmarine gewonnen hat; daß Valona sich behaupten läßt, wird immer unwahrscheinlicher, und Tripolis zurückgewinnen würde mindestens die gleichen Opfer kosten wie einst die Besitznahme. Was aber Japan betrifft, so ist die Bewegung, die dort auf Lösung von der englischen Bundesgenossenschaft dringt, in steter Zunahme, und wenn der Mikado rechtzeitig zum Entschluß käme, einen Frontwechsel vorzunehmen, böte sich ihm die Möglichkeit, den leichten Gewinn, den ihm im Stillen Ozean der europäische Krieg brachte, sich dauernd zu sichern. Darüber aber kann kein Zweifel sein, daß, wenn England einmal, nach Beendigung des Krieges, Zeit und Möglichkeit fände, seine Interessen im großen Orient zur Geltung zu bringen, es unter dem Druck seiner großen Dominien: Australien, Neu-Seeland, Kanada, sich vor allem gegen Japan zu wenden genötigt sein würde. Der jetzt in England erschienene Vertreter des commonwealth von Australien, Hughes, hat keinen Zweifel darüber gelassen, daß die großen Kolonien für die Opfer, die sie an Menschen und Geld dem Mutterlande gebracht haben, als Gegenleistung einen vollen Anteil an der Mitregierung des Reichs verlangen werden. Was ihnen in den früheren Kolonialkonferenzen verweigert wurde, eine Mitbestimmung über die Politik des englischen Kabinetts, läßt sich ihnen heute nicht mehr versagen, und das

Digitized by Google

bedeutet ohne allen Zweifel eine Auflösung der englisch-japanischen Allianz. Zu glauben, daß die japanischen Staatsmänner dieser sich vorbereitenden Entwickelung blind gegenüberstehen und sich von ihr würden überraschen lassen, wäre naiv. Sehen wir recht, so handelt es sich für Japan nur noch darum, den rechten Zeitpunkt zu finden, um diesen Frontwechsel zu vollziehen, und es wäre eine Torheit, wenn wir unsererseits ihnen nicht so viel Entgegenkommen zeigten, als möglich ist, um diesen Schritt zu erleichtern.

Von den anderen Teilnehmern an der Konferenz sind wohl nur Rußland und Frankreich durch Interessen und aufrichtige Sympathien miteinander verbunden. Das gemeinsame Interesse beruht auf der Tatsache, daß sie beide Nachbarn Deutschlands sind, und daß Rußland nicht die französischen Pläne in Afrika, Frankreich nicht die russischen Ansprüche in Asien behindert. Was aber die Sympathien von Volk zu Volk betrifft, so gehen sie darauf zurück, daß sie einander nicht kennen. Das russische Volk hat gar keine Vorstellung vom Franzosen. Er ist ihm ebenso ein „Ungläubiger", wie jeder, der nicht der russischen Kirche angehört. Die Sympathien werden von dem Strom jener Reisenden gepflegt, die alljährlich nach Paris gehen: Großfürsten, Aristokraten, Beamte, Gelehrte, radikale Politiker, die ihr Geld den französischen Restaurants und den Pariser Kokotten zutragen, und von den Damen, die bis nach Sibirien hinein ihre Toiletten aus Paris beziehen. Den französischen Bauern aber ist der russische Muschik etwas nie Gesehenes, völlig Unverständliches, aber doch ein Stück jener „Alliance franco-Russe" die zu den Idolen gehört, vor denen jedermann in Frankreich niederfällt. Daß Franzosen und Engländer einander gründlich unsympathisch sind, ist eine bekannte Tatsache, und die Haltung der Engländer auf französischem Boden hat diesen Gegensatz eher gemindert als gesteigert. Dazu kommt, daß die Engländer, abgesehen von wenigen Ausnahmen, zu denen Sir Edward Grey bekanntlich nicht gehört, französisch weder reden noch verstehen, so daß auf jener Konferenz wohl auch das Dolmetschen eine Rolle spielen wird. Zurzeit aber ist man auf beiden Seiten fest entschlossen, über diese und andere unbequemen Gegensätze hinwegzusehen und sich gegenseitig, soviel wie immer möglich, auszunützen. Das zeigt sich auch darin, daß man beiderseits entschlossen beide Augen zudrückt, wo es sich um Fehler und Sünden des Bundesfreundes

Digitized by Google

handelt. Im allgemeinen kann aber darüber kein Zweifel sein, daß mit wenigen Ausnahmen, wie in der unverzeihlichen Baralong-Affäre, die Haltung der Engländer, sobald es sich nicht um die Gesamtpolitik, sondern um den einzelnen Feind handelt, vornehmer und menschlicher ist als die der Franzosen. Sie lassen die Grundsätze des fair play, die sie aus ihrem Sportleben übernommen haben, auch dem tapferen Gegner gegenüber in der Regel nicht außer acht. Bei den Franzosen tritt dagegen der sadistische Zug, der unausrottbar in der Nation wurzelt, immer wieder in empörender Weise hervor. Was die zu Beginn des Krieges in Frankreich zurückgehaltenen Deutschen und was die ersten deutschen Gefangenen in Frankreich erlebt haben, wird noch in frischer Erinnerung sein, wobei besonders bezeichnend ist, daß selbst Damen der gebildeten Kreise an den schmutzigen Ausschreitungen teilnahmen, von denen die Wehrlosen zu leiden hatten. Für undenkbar aber hätten wir es gehalten, daß die Spitzen der französischen Armee sich nicht nur zu Mitschuldigen, sondern ex officio zu Führern und Anstiftern dieser sadistischen Unmenschlichkeiten machen würden. Als Zeugnis dafür wiederholen wir an dieser Stelle den von der „Nordd. Allg. Zeitung" veröffentlichten Befehl des Generals de Bazelaire vom 12. März dieses Jahres, zum Denkmal der Schmach, durch welche Frankreich seine militärische Ehre besudelt hat.

Der Armeebefehl lautet:

Gruppe de Bazelaire,
Generalstab. 2. Bureau

Nr. 4094. Hauptquartier, den 12. März 1916.

Besondere Anweisung.

„Es ist Tag für Tag festgestellt worden, daß die zurückgeführten Gefangenen mittörichter Milde und sogar mittörichten Aufmerksamkeiten behandelt wurden. Eine solche Behandlung zeitigt nur eine noch größere Unverschämtheit unserer Feinde.

Es ist ausdrücklich verboten, den Gefangenen, vor ihrer Ankunft im Hauptquartier der Gruppe de Bazelaire, Nahrungsmittel, irgendwelche Getränke (einschließlich Wasser), Kleider, Kopfbedeckungen, Decken oder Stroh zu geben; ferner ist jeder Person des Soldatenstandes, die nicht hierzu befugt sind, verboten, die Gefangenen auszufragen oder das Wort an sie zu richten.

Digitized by Google

Die Gefangenen müssen unseren Unteroffizieren und Offizieren gegenüber eine mindestens ebenso korrekte und unterwürfige Haltung einnehmen, wie die, welche von ihnen ihren eigenen Offizieren gegenüber verlangt wird.

Jedes Vergehen in dieser Hinsicht muß sofort rücksichtslos geahndet werden.

Die begleitenden Unteroffiziere und Gendarmen sind persönlich für die Beobachtung dieser Vorschrift verantwortlich."

Wenn man bedenkt, daß es sich bei diesen deutschen Gefangenen fast ausschließlich um Verwundete handelt, tritt die Gesinnung, aus der heraus dieser Armeebefehl erlassen wurde, in besonders grelle Beleuchtung. Es ist ein militärisches Gegenstück zum Verhalten der französischen Presse in Schrift und Bild, Erscheinungen, die in dieser Roheit nur in Frankreich zu finden sind. Eine Aufgabe für Psychologen wird es sein, die Denkmäler dieses Treibens zu sammeln und als Beitrag zur Geschichte der französischen Psyche zu analysieren.

Als Beobachter steht außerhalb des Kreises der in Paris versammelten Staatsmänner, und doch in der Vorstellung derselben als geistiger und physischer Verbündeter, Amerika, das ihnen allen durch Stellung von Kriegsmaterial jeder Art und Anleihen über schwierige Zeiten hinweggeholfen hat. Auch ist ja nicht zweifelhaft, daß die überwiegende Majorität der Amerikaner, wenn wir von den naturalisierten Deutschen und Iren absehen, mit ihren Sympathien auf Seiten unserer Feinde steht. Es ist unter diesen Umständen mit Genugtuung zu begrüßen, daß die ursprünglich in der „New York Times" erschienenen Berichte von Garet Garrett über die Eindrücke, die er in Deutschland gewonnen hat, nunmehr an der Spitze des Märzheftes der „Current History of the War" erschienen sind. Es sind zunächst Schilderungen der Lebenshaltung Deutschlands während des Krieges, der Schwierigkeiten, die überwunden werden, und der Art und Weise, wie sie tatsächlich bewältigt worden sind. Garrett hält dabei mit seiner staunenden Bewunderung nicht zurück und ebenso läßt er seine Leser nicht im Zweifel darüber, daß die Zuversicht auf einen siegreichen Ausgang des Kriegs Gemeingut ist, und daß tatsächlich alle Parteigegensätze verstummen, wo die Sicherheit des Vaterlandes in Frage kommt. Dagegen ist er fest überzeugt, daß die Deutschen als Volk un-

Digitized by Google

politisch sind, was an Beispielen exemplifiziert wird, die sich nicht ohne weiteres beiseite schieben lassen, aber er hat die Vorstellung, daß nach dem Kriege ein neues Deutschland erstehen werde, in welchem mehr als heutzutage Kapazitäten jeden Berufs eine politische Stellung zugänglich sein werde: Männer, wie Karl Schurz, für die es früher in Deutschland keine Lebensstellung gab, weil sie nicht zu den politisch Privilegierten gehörten, würden emporkommen und Wissenschaft, Finanz, Industrie und Handel, aus deren Kreisen die besten Männer der Nation hervorgehen, ihren Platz auch in der großen Politik finden. Man bestreite auch jetzt nicht die Tüchtigkeit der Regierung, finde sie aber nicht sympathisch und wünsche dem Parlament einen tiefergreifenden kontrollierenden Einfluß zuzuweisen. Es ist dabei vielleicht überraschend, daß Garrett für das Dreiklassenwahlsystem in Preußen eintritt, weil er niemand gefunden hat, der bestreiten konnte, daß Preußen trotz dieses Systems gut regiert werde. Die antideutsche Richtung Amerikas erklärt Garrett einerseits aus Gründen, die Fragen der Empfindung waren (Belgien, „Lusitania"), andererseits aus der politischen Erwägung, daß man in den Vereinigten Staaten glaube, daß Deutschland eine politische Philosophie verfolge, die der amerikanischen antagonistisch sei, und daß der Triumph Deutschlands in diesem Kriege ein Unheil (disaster) für die Demokratie der Welt sein würde. Das sei ein politischer Instinkt, der in der Hitze des Konflikts sich nicht werde beseitigen lassen, der in die Region des Gefühls falle und in diesem Licht aufgefaßt werden müsse.

Das Schlußkapitel (X) „Deutschlands Stellung zur Frage des Friedens" geht von der Erwägung aus, daß es in Deutschland zahlreiches Rohmaterial für ein Friedensprogramm gebe, daß aber weder ein rationelles noch ein irrationelles Programm für den Frieden existiere. Er, Garrett, erklärt die Tatsache aus dem Gegensatz von Zivil- und Militärmacht, wobei die letztere die stärkere Autorität besitze. Das gäbe eine tragische Lage. Entweder müsse Deutschland seine Feinde bis zu hilfloser Erschöpfung schlagen, oder durch die zivile Intelligenz der Kriegführenden einen Weg zum Frieden finden. Die dritte Möglichkeit, welche die außenstehende Welt eine Wahrscheinlichkeit nennen würde, daß nämlich Deutschland physisch erschöpft und völlig geschlagen werden könnte, schiene dem Deutschen außerhalb des Möglichen zu liegen und werde von ihm überhaupt nicht in Betracht

Digitized by Google

gezogen. Auf die gegen diese Stellung unseres Volksbewußtseins gerichtete Polemik des Verfassers gehen wir nicht ein. Aber er sagt, er sei überrascht gewesen, wie viele Deutsche einsehen, daß England und Deutschland eine gemeinsame Zukunft haben, die freilich nur durch zwei Schlüssel zu erschließen sei, und wie viele auf eine schließliche Allianz Englands und Deutschlands gegen die russische Gefahr ihre Hoffnung setzten.

Der Schluß der Ausführungen von Garrett, von denen hier nur ein ganz geringer Teil aufgeführt worden ist, zeigt uns die Überlegenheit, mit der der Sohn der Neuen Welt auf das alte Europa glaubt herabblicken zu dürfen: „Man hat, wenn man in Europa ist, das Gefühl, daß die Völker toll sind und beginnen es zu wissen; es ist als ob sie plötzlich in einem Irrenhause erwacht seien und alle zusammen herausschreien, daß sie gesund sind, es aber weder sich selbst, noch einer dem andern oder der Welt außerhalb beweisen können. Und niemand kann einen Ausweg sehen. Es ist ein verzweifeltes Bekennen, daß die europäische Diplomatie bankerott ist...

Er aber, den man den ökonomischen Diktator Europas nennen könnte, sagt ruhig: „Ist das nicht Unsinn? Könnt ihr verstehen, was eigentlich los ist? Ich kann es nicht. Es scheint mir der scheußlichste Unsinn zu sein." Und so geht er hin und zwingt die industrielle Energie Deutschlands, sich der Arbeit für Kriegszwecke hinzugeben. Das ist sein Geschäft.

Ein Ausweg muß aber gefunden werden. Jedermann, der es sagt, macht, als wäre es etwas, das wahr sein müßte, ohne sagen zu können, weshalb. Und obgleich die Amerikaner aus naheliegenden Gründen nicht geliebt werden, glauben die meisten Deutschen, daß die Initiative für den Frieden von den Vereinigten Staaten ausgehen wird ..."

Der ökonomische Diktator, der Deutschland dazu gezwungen hat, seine Industrie ganz dem Kriege dienstbar zu machen, indem er die Alliierten mit Munition versorgte, ist aber Wilson, der heute Amerika repräsentiert und ihm gerade traut, wie es scheint, in Amerika niemand zu, daß seine Initiative zum Frieden führen könnte. Man traut ihm überhaupt in Amerika Einsicht und Kraft nicht zu, Amerika, geschweige denn die Welt, auf den rechten Weg zu führen.

„Vielleicht niemals war zu einer Zeit, da vom häuslichen Standpunkte aus das Land gedieh und sich des Friedens freute, ein Staat mehr gei-

Digitized by Google

stiger und moralischer Führung bedürftig, als unser Vaterland", schreibt in einem seiner stets beachtenswerten Leitartikel der „Argonaut" (San Franzisko, 26. Februar). „Wir haben — fährt er fort — danach gesucht, aber vergeblich. Unser Präsident, ein Mann von gewinnenden Manieren, von dem unzweifelhaft wertvolle Anregungen ausgingen, hat gezeigt, daß er vornehmlich ein Mann ist, der Worte bringt. Seine Vorurteile sind zwar feststehende Größen, aber sein Urteil ist veränderlich wie Sand. Er bietet uns das Schauspiel eines Mannes, der in akademisch gefestigten Theorien geschult ist, der aber in seinem Bemühen um Popularität und Anerkennung, von Ebbe und Flut opportunistisch bestimmt wird. Die Pflichten eines hohen Amtes in der Exekutive und die Versuchungen, die persönlicher Ehrgeiz mit sich bringt, haben zur Entdeckung geführt, daß Mr. Wilsons wesentliche Schwäche im Charakter liegt. Ein anerkannter Grundsatz sagt, daß der kein Führer ist, der nicht weiß, wohin er geht. Unser Präsident ist über seine Ziele so wenig im klaren, daß er heute den Erfolg von gestern preisgibt, indem er den gestern aufgestellten Grundsatz zurückzieht, und heute einen politischen Kurs vorschreibt, den er gestern als falsch und irrig verdammt hat.

Und wie unser Präsident versäumt hat, dem Lande zu geben, was es aus seiner Hand erwartete, so hat auch ein halb Dutzend anderer Männer getan, an die unser Volk sich mit mehr oder minder großem Vertrauen wandte, um weise Ratschläge und Sicherheits-Bürgschaften zu erhalten. Als ein ernstes Ereignis bevorstand, fand sich kein Mann, dessen geistiges und moralisches Fassungsvermögen sich unseren Bedürfnissen gewachsen gezeigt hätte. Wir erwarteten voll Vertrauen Beweise unserer Macht und haben Politik gefunden. Wir hofften auf Mut und stießen auf Schüchternheit. Wo wir Klarheit und Einsicht erwarteten, haben wir Konfusion gefunden. Um es kurz zu sagen, wir dachten an Führung, die Vertrauen einflößen werde, und fanden Unentschlossenheit, Zögern und Mangel an Selbstvertrauen."

Mit dieser Betrachtung leitet der „Argonaut" die Rede ein, die Mr. Elihu Root gegen den Präsidenten Wilson vor einer politischen Versammlung in New York Mitte Februar gehalten hat. Er faßte zum Schluß seine Vorwürfe gegen das Regiment Wilsons unter den folgenden drei Gesichtspunkten zusammen:

Digitized by Google

1. Mangel an Voraussicht, um rechtzeitig die amerikanische Diplomatie durch aktive und sichere militärische Mittel zu stützen;
2. Verlust des Ansehens in der Welt durch eine Politik, die zwar drohte aber ihre Drohungen nicht verwirklichte;
3. Verlust moralischer Kraft, weil versäumt wurde, der Welt den Geist der amerikanischen Demokratie in bezug auf ihre Stellung zu den schrecklichen Ereignissen bei Beginn des Krieges klar darzulegen.

Dagegen könne Amerika, wenn die republikanische Partei wieder ans Ruder käme, mit vollem Vertrauen darauf rechnen, daß die Diplomatie der Republik durch ehrliche, mutige Männer und entsprechende militärische Vorbereitungen unterstützt werden würde.

Der „Argonaut" knüpft hieran die Bemerkung, es gäbe Zeiten, in denen der stärkste Mann auch der nützlichste sei. „Es liegt in der menschlichen Natur, daß sie in Notfällen sich von dem Schwachen abwendet und dem Starken zufällt. . . Wenn dieser tolle Krieg zu Ende sein wird, wird die Welt sozusagen umzumachen sein. Amerikas Pflichtanteil bei diesem Prozeß des Ummachens wird in Abhängigkeit stehen von der Qualität des Verstandes und des Charakters im Weißen Hause. Kann es da zweifelhaft sein, daß Mr. Root als Präsident der Vereinigten Staaten eine kolossale Figur bei der bevorstehenden Neuordnung sein würde? Und gibt es jemanden, der glaubt, daß es unter uns einen Mann gibt, der gleich geeignet wäre für eine Stellung, von der die Wohlfahrt der Welt und gewiß auch die unseres eigenen Landes abhängt? . . ."

Da nun nicht zweifelhaft sein kann, daß die Wahl Roots zum Präsidenten der Vereinigten Staaten eine gegen Deutschland gerichtete Politik zur Folge haben würde, würde sie uns ebensowenig freuen wie etwa die Roosevelts, der gleichfalls im republikanischen Lager zahlreiche Anhänger hat. Am günstigsten wäre für uns und für den Weltfrieden die Wahl eines neuen Mannes aus den Kreisen der Demokraten, da sich von ihm am ehesten die Behauptung einer wirklichen Neutralität erwarten ließe. Mehr aber wollen wir nicht von Amerika, und das zu wollen ist unser gutes Recht. Vielleicht führen übrigens die steigenden Schwierigkeiten, die der Raubzug Villas zur Folge gehabt hat, zu einer mehr nüchternen Beurteilung der europäischen Fragen. Auch glauben wir, daß das Heldentum von „Emden" und „Möwe" und der heroische Untergang des „Greif"

Digitized by Google

nicht ohne Nachwirkung auf die Stimmung der Amerikaner uns gegenüber sein wird, ganz wie erwartet werden darf, daß der glänzende Erfolg unserer vierten Kriegsanleihe den Männern von Wallstreet den Eindruck hinterlassen wird, daß es nützlich sein könnte, mit der Finanzkraft Deutschlands in guten Beziehungen zu bleiben.

Von dem Eindruck, den der Eintritt des Großadmirals von Tirpitz ins Privatleben außerhalb Deutschlands gemacht hat, läßt sich eine klare Vorstellung um so weniger gewinnen, als die Gründe seines Ausscheidens nicht bekannt sind und wohl auch bei uns nicht der Öffentlichkeit preisgegeben werden dürfen. Daß wir unseren Unterseebootkrieg kraftvoll fortsetzen, haben die Meldungen der letzten Tage deutlicher bewiesen, als unseren Feinden lieb ist. Da Admiral von Capelle bis vor kurzem noch der nächste Mitarbeiter seines berühmten und hochverdienten Vorgängers war, kann von einem Systemwechsel keine Rede sein. Wenn sich unsere Feinde und Neider einen Vorteil von dem Scheiden des Großadmirals versprachen, hat die Resolution ihre Hoffnungen vernichtet, zu der sich unsere politischen Parteien in der Reichstagskommission vereinigt haben, nachdem sie die vertraulichen, und, wie ausdrücklich hervorgehoben wird, rückhaltlos offenen Erklärungen der Regierungsvertreter, speziell des Reichskanzlers, angehört hatten. Die „Nowoje Wremja", die gewohnt ist, wo sie nicht weiß, zu erfinden, erklärt sich den Hergang so, daß die Engländer mit ihren Stahlnetzen mehr als achtzig deutsche Unterseeboote gefangen hätten. Daher usw. Es lohnt kein Wort der Erwiderung zu verschwenden.

Inzwischen hat an unseren Fronten in Ost und West der Erfolg alle unsere Unternehmungen begleitet, im Osten in der Defensive gegen eine Übermacht, die mit jedem neuen Tage immer mehr zusammenschmilzt, im Westen durch ein systematisches Vordringen gegen Verdun, ohne daß die verzweifelten Vorstöße der Engländer und Franzosen etwas daran zu verändern vermöchten. Daß wir noch Zeit brauchen, ehe Verdun fallen kann, wissen wir, und wir sind nicht ungeduldig. Das Ziel wird erreicht werden.

Was die Stellung unserer Truppen und derjenigen unserer Verbündeten vor Saloniki betrifft, so tritt immer deutlicher zutage, daß die Engländer und Franzosen zu einer Offensive gegen die feste, von den Bulgaren gehaltene Stellung unfähig sind. Sie beschränken sich auf Artillerie- und Fliegerkämpfe und darauf, die Griechen weiter zu drangsalieren, sie haben jetzt

Digitized by Google

auch ihre Ansprüche auf Nordepirus auf die calendae gracae des Friedenskongresses verschoben. In Rumänien beginnen die Verhältnisse sich in unserem Sinne günstiger zu gestalten, was die natürliche Folge hat, daß die Sprache Rußlands dem Bukarester Kabinett gegenüber immer anmaßender wird. Daß die Ententemächte Rumänien ein Ultimatum gestellt und eine Bestechungsanleihe angeboten hätten, wie die Zeitungen wissen wollen, ist amtlich noch nicht bestätigt. Aber undenkbar ist es nicht, so ungeheuerlich es wäre! Die russische Presse hat seit einiger Zeit den Rumänen gegenüber einen höhnischen Ton angeschlagen. So macht die „Rjetsch" nicht nur darüber ihre Glossen, daß die Rumänen völlig teilnahmslos der Bestattung der Königin Elisabeth gegenüber gewesen seien, ja sogar den Tag in unverkennbarer Feststimmung verbracht hätten, sondern das Blatt knüpft daran noch die folgende Betrachtung: „Übrigens ist Rumänien jetzt eines der Länder, das der Krieg reich gemacht hat, und so versteht man, daß in Bukarest, wo man ununterbrochen Gold klingen hört, kein Raum für Trauer ist. Die Stadt lebt jetzt besonders heißhungrig. Endlose Reihen von Equipagen und Automobilen, die ohne Leitung durch die Polizei nicht zu entwirren sind, lange Reihen französisch geputzter Frauen, lärmende Gastwirtschaften und Cafés — kurz, überall Gelage und Bacchanalien trotz der wahnsinnigen Teuerung. Nimmt man das Spekulationsfieber hinzu und die erstickende Luft der internationalen Spionage, so ist das Bild von Bukarest skizziert.

Rumänien, das von den kämpfenden Staaten umringt ist, fühlt, daß es als mitkämpfende Macht dem Meistgebot zufallen wird. Die Regierung Bratianus gibt zu, daß sie viele Trümpfe verloren hat, indem sie dieselben vor dem Auftreten Bulgariens nicht ausspielte. Der einzige Trumpf, der ihm noch geblieben ist, ist die Unbestimmtheit der rumänischen Neutralität. . ." Man kann schwer verächtlicher von einem Staate sprechen, der noch vor kurzem unter den Balkanmächten fast die Stellung einer Großmacht einnahm. Was aber die höhnische Schilderung des Bukarester Lebens betrifft, so sind dafür die Analogien in Petersburg und Moskau zu finden.

In der inneren Politik Rußlands geht der Kampf zwischen Regierung und liberal-radikalem Block weiter, aber die Vorteile sind, solange der Block zusammenhält, was zweifelhaft geworden ist, auf seiten des letzteren.

Digitized by Google

Die letzten 14 Tage haben Angriffe gegen die Regierung von den Tribünen der Duma gebracht, die selbst in den Tagen der ersten und zweiten Duma (beide wurden bekanntlich aufgelöst) nicht übertrumpft worden sind. Chwostow, der Minister des Innern, ist darüber gefallen, wie vor ihm Souchomlinow und jetzt Poliwanow, die schmutzige Rolle Rasputins ist aufs neue zur Sprache gebracht worden, die Forderung nach unbeschränkter Amnestie tauchte wieder auf, und nur in einem Punkt waren Regierung und Volksvertretung eines Sinnes, in weiterer Verfolgung und Entrechtung aller Deutschen im russischen Reiche, gleichviel ob sie russische Staatsangehörige sind, wie die Balten und die Kolonisten, die seit den Tagen Kathgrina II. und Alexander I. den russischen Untertanen verbunden angehören, oder als Gäste in Rußland weilten. Gegen die Aufhebung aller erworbenen Rechte der Deutschen auf städtischen oder ländlichen Immobilienbesitz hat zwar Miljukow protestiert, aber Regierung und Duma haben sich darüber hinweggesetzt, und es ist keine Aussicht, daß die Willkür vor dem geheiligten Recht des Privateigentums halt macht. Es ist gar nicht abzusehen, wohin diese Entwicklung führen wird. Unter keinen Umständen können diese Orgien der Ungerechtigkeit zu einer Stärkung der Widerstandsfähigkeit Rußlands führen. Die Nemesis schreitet langsam aber sicheren Schrittes ihrem Ziel entgegen, und gewiß wird sie es erreichen.

Dardanellen oder Persischer Golf?

Von Axel Schmidt

Wenn von Kennern Rußlands die Ansicht vertreten wird, daß der deutsch-russische Gegensatz unüberbrückbar geworden ist, weil das russische Streben nach dem Mittelmeer nicht halt machen werde vor der deutsch-türkischen Freundschaft, so wird oft als Ausgleichsmöglichkeit auf den Persischen Golf hingewiesen, der Rußlands Streben nach dem Meere befriedigen könnte. Ist diese Ansicht richtig? Gewiß würde Rußland den dortigen Ausweg zum Wasser nicht verschmähen. Dazu ist sein Expansionsdrang zu groß. Aber mitnichten würde es dadurch sein altes Ziel Konstantinopel aus dem Auge verlieren. Man darf eben nicht übersehen, daß sowohl seine geographische Struktur

Digitized by Google

— deren Rückgrat der Dnjepr bildet — als auch seine wirtschaftliche Entwickelung es auf einen Ausweg nach dem Mittelmeer hindrängen. Die Stoßkraft dieses Wunsches ist deshalb ja gerade so groß, weil kirchliche Bedürfnisse mit machtpolitischen Wünschen und geschichtlichen Ansprüchen aufs engste verbunden sind. Solch tausendjährige Ziele lassen sich nicht mit einem Federstrich beseitigen, indem man dies Schwergewicht der russischen Entwickelung weiter nach Osten zu verschieben vorschlägt. Wenn man auch ganz von den machtpolitischen Erwägungen absehen würde, die bisher freilich in erster Linie gestanden haben, so läßt sich die Tatsache nicht leugnen, daß das jetzige russische Wirtschaftsleben im europäischen Rußland konzentriert ist und hier sich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt mehr nach dem Süden verschiebt. Trotz der rapiden Entwickelung Sibiriens wird noch auf lange hinaus die Ukraine Rußlands Getreide-, Erz- und Kohlenkammer sein und bleiben. Diese Güter ließen sich aber selbst mit dem entwickeltsten Eisenbahnsystem nicht über den Persischen Golf versenden. Die lange und teuere Eisenbahnfracht würde diese Massenprodukte so verteuern, daß sie auf dem Weltmarkte nicht konkurrenzfähig wären. Dazu käme, daß ein Rußland, dessen Ausfalltor nach dem Persischen Meerbusen verschoben wäre, nicht von Petersburg aus regiert werden könnte, sondern nur von Taschkent oder irgendeinem anderen östlich gelegenen Zentrum. Auch nach Erwerb des Persischen Golfes würde die Sehnsucht nach dem Mittelmeer unverändert fortbestehen, denn ein Reich von der Größe Rußlands, das vom Eis- bis zum Schwarzen Meer, von der Ostsee bis an den Stillen Ozean reicht, kann keinen einheitlichen Wirtschaftskörper bilden, sondern bleibt trotz aller Zentralisation eine Vielheit von Wirtschaftsgebieten. All die vielen Rohprodukte, die Rußlands Export noch für lange hinaus ausmachen werden, vertragen einfach gar nicht solch lange Eisenbahnfrachten, wie von Moskau nach Wladiwostok oder von Odessa nach Petersburg. Werden doch fast alle Massengüter trotz der sibirischen Bahn noch heutzutage durch die freiwillige Flotte um ganz Asien herum nach Wladiwostok befördert. Ebenso werden Salz und andere Dinge aus dem Kaukasus nicht per Bahn nach Nordrußland versandt, sondern um Europa nach Riga und Petersburg verschifft.

Mit der Industrialisierung des Südens Rußlands, die bald

Digitized by Google

nach dem Erbauen der Bahnen zum Schwarzen Meer begann, wodurch auch schnell die südrussische Steppe in ein wogendes Kornfeld umgewandelt wurde, ist die frühere kirchliche Motivierung des Wunsches nach dem Besitze Konstantinopels nüchternen wirtschaftlichen Erwägungen gewichen. Um aber die impulsive Kraft des russischen Wunsches nach Konstantinopel richtig zu bewerten, ist es nötig, einen Blick auf die russische Geschichte zu tun, durch die der Kampf nach dem Zugang zu dem offenen Meere im Süden wie ein roter Faden geht.

Rußlands Geschichte, oder richtiger gesagt, die tausendjährige Geschichte des Gebietes, das jetzt vom russischen Staat umfaßt wird, beginnt gleich mit dem Suchen nach dem Ostweg, um Byzanz zu erreichen. Den Warjagern, die nach dem reichen Byzanz strebten, um dort Sklaven zu verkaufen, zu rauben oder Kriegsdienste zu nehmen, war der Westweg um Europa zu weit und zu beschwerlich. Sie versuchten daher den Wolchow hinauf und den Dnjepr hinunter zu fahren, um vom Schwarzen Meer aus das reiche Byzanz zu erreichen. Es ist daher kein Zufall, daß das erste politische Leben im russischen Gebiete am Dnjepr in Kiew entsteht. Nur zu bald wird jedoch dieses machtpolitische, wirtschaftliche Streben durch das kirchliche Motiv abgelöst. Die in Rußland gebliebenen Warjagerfürsten nehmen das griechische Christentum an und trennen sich damit von dem übrigen Europa ab.

Wie man sieht, sind damit bereits die beiden Motive angeschlagen, die richtunggebend für die ganze spätere russische Entwickelung werden. Nur die Tatarisierung tritt später noch hinzu, um dem Ostslawentum die moskowitische Prägung aufzudrücken. Das Erbe der Sehnsucht nach Byzanz übernimmt aber der Moskowiterstaat von dem ukrainischen Reiche. Kaum ist es Iwan Kalita gelungen, die tatarischen Ketten abzuschütteln, so gibt er schon seinen Nachfolgern den Rat, die Sammlung der russischen Erde bis nach dem Schwarzen Meere auszudehnen. Diese nach Byzanz gerichtete Grundtendenz des Moskowiterstaates erhält eine weitere Verstärkung beim Einbruch der Türken nach Europa. Als das oströmische Reich unter den Schlägen der Türken zusammenbrach, ging der oströmische Weltstaatsgedanke auf Rußland über. Des letzten oströmischen Herrschers Nichte Sophia Paleologa war nämlich mit Iwan III. von Moskau verheiratet. Als äußeres An-

Digitized by Google

zeichen dieser Ansprüche nahm der russische Herrscher das griechische Wappen mit dem Doppeladler als russisches Staatswappen an. Seit der Zeit liebte es die griechische Kirche, Moskau als drittes Rom zu feiern.

Als unter dem Vater Peters des Großen der jahrhundertelange Kampf zwischen Polen und Moskau um die Ukraine entschieden war, begann sofort der Kampf um die südliche Reichsgrenze. Zwar wurde er zuerst nicht aus wirtschaftlichen Gründen geführt, weil die Steppe keine Güter produzierte, die über Konstantinopel hätten transportiert werden können. Peters I. Streben war um so mehr machtpolitischer Natur, als er sich durch den Erwerb der Ostseeprovinzen den Zugang zum westeuropäischen Wirtschaftsleben verschafft hatte. Kirchlich war die Frage des Besitzes von Konstantinopel zu Peter I. Zeit kaum fundiert. Dieses Mittel im Kampfe gegen den Ungläubigen verwandt zu haben, ist die Erfindung der deutschen Fürstentochter Katharina II., die ihren Enkel schon in der Hoffnung auf den Erwerb Konstantinopels Konstantin taufen ließ.

Seitdem ist dieses Motiv lange Zeit ausschlaggebend gewesen, wobei die historische Objektivität es verlangt anzuerkennen, daß es anfänglich zumeist von den Balkanstaaten benutzt wurde, um russische Hilfe für ihre ewigen Kämpfe mit den Türken zu erhalten. Bald kam zum kirchlichen Motiv das nationale — die slawische Blutsverwandtschaft — hinzu. Von Nikolai I. bis Alexander II. herrschte letzteres absolut vor, wobei bis zum Krimkrieg der Gedanke überwog, den ganzen Balkan zu verschlingen, während von da an mit dem Plane geliebäugelt wurde, sich auf ihm ergebene Vasallenstaaten zu verschaffen. Mit dem Berliner Kongreß schließt diese Periode ab. Langsam und in der ersten Zeit unmerklich, später immer stärker beginnt sich das ursprüngliche wirtschaftliche Motiv wieder in den Vordergrund zu schieben. Mit der Verwandlung der südrussischen Steppe in Ackerland und namentlich seit der Stolypinschen Agrarreform verstärkt sich diese Tendenz immer mehr. Das Schreiben des Petersburger Professors Mitrofanow an die „Preußischen Jahrbücher", das gegen Deutschland in den Ruf ausklang: „Hände weg von Konstantinopel, wo 70 % unseres Getreideexports durchpassieren" —, ist der beste Beleg für

Digitized by Google

die Wandlung der Ansichten der russischen Gesellschaft in bezug auf die Frage des Besitzes von Byzanz. Daher war auch die Erregung in Rußland so groß, als General Liman von Sanders nach der Türkei berufen wurde, um die Reorganisation des Heeres zu übernehmen. Das wirtschaftliche Moment hat daher auch diesen Krieg im Gegensatz zum japanischen bei Handel und Industrie so populär gemacht, indem die fortschrittlichen Elemente, die früher vom Konstantinopeler Ideal der Panslawisten nichts wissen wollten, jetzt die Hauptrufer im Streite wurden. Die Abschüttlung des deutschen wirtschaftlichen Joches durch die Forträumung der türkischen Sperre wurde die Losung des Tages. Diesem wirtschaftlichen Ideale wurde die Erwägung zum Opfer gebracht, daß ein siegreicher Krieg die Reaktion im Innern stärken würde. Zu Anfang des Jahres 1915 erschien denn auch von den führenden Geistern der Kadettenpartei eine Broschüre, in der die russischen Kriegsziele erörtert wurden. Bezeichnenderweise wurde diese Sammlung von einem wirtschaftspolitischen Artikel des Professors Tugan-Baranowski eingeleitet. Er faßte seine Ansicht dahin zusammen, daß keine großen wirtschaftlichen Vorteile (wohl aber natürlich politische!) durch die Angliederung deutscher und österreichischer Gebiete für Rußland zu erhoffen seien, dagegen sei dies zu erwarten durch die endgültige Entscheidung der russischen historischen Aufgaben im nahen Osten. „Rußlands jahrhundertelanges Streben nach einem freien Ausgang aus dem Schwarzen Meer dürfte dieses Mal von einem vollen Erfolg gekrönt werden. Damit würden sich aber glänzende Perspektiven für eine wirtschaftliche Entwicklung unseres Südens ergeben. Nur in dieser Richtung kann Rußland einen würdigen Lohn für alle von ihm gebrachten und wahrscheinlich schweren Opfer erhalten."

Und die Autorität der Kadetten in auswärtigen Fragen, Professor Miljukow, faßt seine Wünsche dahin zusammen:

„Seit dem Eintritt der Türkei in die Zahl unserer Feinde ist uns die Möglichkeit geworden, die endgültige Entscheidung unserer jahrhundertelangen Aufgabe im nahen Osten herbeizuführen. Das Ziel muß jetzt der Erwerb des Bosporus und der Darda-

Digitized by Google

nellen zusammen mit Konstantinopel und einem genügend großen Stück der Küste zum vollen Besitze Rußlands sein, um die Verteidigung der Meerengen sicherzustellen."

Diese Worte sind zwar vor einem Jahre geschrieben, als die russischen Truppen noch tief in Galizien standen, aber trotzdem die russischen Heere seitdem eine Niederlage nach der andern erlitten haben, und die Dardanellenexpedition der Engländer kläglich zusammengebrochen ist, will Miljukow doch nicht von diesem Endziele ablassen, hat er doch erst vor einigen Tagen wieder in der Duma betont, daß Deutschland, der „Todfeind" Rußlands, vollständig niedergerungen werden müsse und der Besitz Konstantinopels samt den Meerengen die unumstößliche Vorbedingung für einen Frieden bilde. Er führte dabei aus:

„Die Parole des russischen Volkes laute gegenwärtig: Ausgang zum offenen Meere! Wir haben den Krieg nicht begonnen, allein wir werden ihn nicht beenden, ehe dieser Ausgang nicht zur Tatsache geworden ist. Der Erwerb der Meerengen wäre nicht eine eigentliche Gebietsannektion, da das riesengroße Rußland weiterer Gebietserweiterungen nicht bedarf; aber ohne das offene Meer kann es nicht gedeihen. Alle Welt gesteht Serbien das Recht zu einem Ausgang nach dem Schwarzen Meere zu. Rußland hat das nämliche Recht. Die Pläne der Deutschen liegen klar zutage. Ein allfälliger deutscher Sieg würde in Europa ein Zwitterreich schaffen, in enger politischer und wirtschaftlicher Union mit Österreich-Ungarn, und die Balkanstaaten würden unter einer solchen Entente, die danach trachten würde, sich durch die Türkei hindurch einen breiten Weg nach dem Orient zu bahnen, sehr zu leiden haben. Das geographische Ideal Deutschlands ist offensichtlich: Berlin—Bagdad. Sobald wir nun von diesen deutschen Absichten Kenntnis erhalten hatten, blieb uns keine Wahl mehr, denn es handelte sich für uns nicht mehr darum, ob die Meerengen türkisch bleiben oder russisch werden sollten, sondern bloß darum, daß sie nicht deutsch werden dürften. Übrigens seien die Aussichten wegen der Meerengen ziemlich günstig, dank dem zwischen den Verbündeten im April 1915 hinsichtlich der Meerengen vereinbarten Abkommen."

Was aber noch mehr besagt, ist, daß die Führer der Reaktion, die frühe-

Digitized by Google

ren Minister Schtscheglowitow, Maklakow und Baron Taube, die bisher von dem fortschrittlichen Blocke verdächtigt wurden, einen Separatfrieden anzustreben, ihr Programm, das sie dem Zaren eingereicht hatten, in der Duma verlesen ließen. In ihm ist auch nicht das geringste von einem Aufgeben der russischen Kriegsziele enthalten:

1. Möglichste Verstärkung des russischen Stammlandes in völkischer, ökonomischer und strategischer Beziehung. 2. Möglichste Schwächung des Deutschtums als des stärksten Feindes des Slawentums und Rußlands. 3. Möglichste Befreiung der übrigen slawischen Völker aus der Gewalt Deutschlands und Österreich-Ungarns. Zu diesem Zwecke wären nach Ansicht des Memorandums folgende Aufgaben zu erfüllen: a) Beendigung des historischen Prozesses der Vereinigung aller russischen Volkssplitter mit Rußland (Ostgalizien, Nord-Bukowina und das Ugorsche Rußland). b) Verwirklichung der historischen Aufgaben im Schwarzen Meere durch die Angliederung Konstantinopels samt den Meerengen. c) Die Geradmachung der russischen Grenze auf Kosten des östlichen Teiles von Preußen und Grenzberichtigungen in der asiatischen Türkei. d) Eine allseitige Schwächung Deutschlands durch Umgestaltung seines Staatswesens, wobei das Gebiet Preußens zu gunsten Frankreichs, Belgiens, Luxemburgs, Dänemarks und der kleinen deutschen Staaten zu verkleinern ist. Wiederherstellung des Königreichs Hannover und Hessen-Nassau. e) Vereinigung und Befreiung Polens nach seinen ethnographischen Grenzen. Befreiung der übrigen slawischen Völker vom österreichischen Joche.

Dieses Mal müssen wir es uns versagen, die übrigen Wünsche der russischen Reaktion, vor allem die in dem Artikel von Rohrbach an der Spitze dieses Heftes gleichfalls behandelte famose Geradmachuug der russisch-deutschen Grenze, näher zu beleuchten. Es kam uns heute nur darauf an, zu zeigen, daß auch diejenigen Elemente, welche für einen baldigen Friedensschluß sind, weil sie durch eine Verlängerung des Krieges eine Verschiebung der innerpolitischen Kräfte nach links befürchten, im Prinzipe auch für eine Annektion Konstantinopels eintreten. Mithin gibt es augenblicklich in Rußland keine Partei, die nicht den Erwerb der Dardanellen zum Mittelpunkt ihres auswärtigen Programmes gemacht

Digitized by Google

hätte. Während noch in den achtziger Jahren der publizistische Vorkämpfer des Liberalismus, Solowjew, den Wunsch der Panslawisten nach Konstantinopel verspottete, weil sie nach fremdem Gute strebten, wo sie doch ihr eigenes nicht in Ordnung zu halten verständen, sind seine Nachfolger anderen Sinnes geworden. Diese Vereinheitlichung der Ansicht über die russischen Endziele muß es Deutschland klar machen, daß es mit Rußland keine Versöhnung geben kann, so lange wir nicht den türkischen Bundesgenossen und damit unsere eigene wirtschaftliche Zukunft preisgeben.

Die notwendige Konsequenz daraus ist ein einiges Mitteleuropa. Naumanns Idee eines mitteleuropäischen Staatenbundes ist die Verwirklichung dessen, was Friedrich der Große erdacht, List wirtschaftlich prophezeit, Moltke und Goltz militärisch vorbereitet, Marschall und Wangenheim diplomatisch fundiert und Rohrbach und Jäckh publizistisch vertreten haben. Dieses Mitteleuropa wäre die einzige feste Gewähr dafür, daß der russische Bär wie bisher vergeblich an den Gitterstäben seines geographischen Kerkers rütteln müssen wird.

Ein Durchbruch nach dem Persischen Golfe wird ihn niemals befriedigen, da dadurch weder sein macht- noch sein wirtschaftspolitischer Hunger gestillt werden könnte.

Die wirtschaftliche Annäherung Mitteleuropas

Von Dr. Felix Somary

Der Verein für Sozialpolitik hat die Frage der wirtschaftlichen Annäherung zwischen dem Deutschen Reich und seinen Verbündeten durch eine Reihe seiner Mitglieder untersuchen lassen[1]. Praktiker aus Landwirtschaft, Industrie und Handel sind unter den Mitarbeitern nur in verschwindend geringer Zahl vertreten, die Akademiker überwiegen bei weitem. Der Fortschritt der mitteleuropäischen Idee kommt in der bezeichnenden Tatsache zum Ausdruck, daß niemand sich als Gegner des Annäherungs-

[1] Die wirtschaftliche Annäherung zwischen dem Deutschen Reich und seinen Verbündeten. Herausgegeben im Auftrage des Vereins für Sozialpolitik von Herkner. München und Leipzig, Duncker & Humblot. 2 Bde., 403 u. 496 S.

Digitized by Google

gedankens bekennt, selbst die sachlich schärfsten Widersacher bezeichnen sich als Anhänger. Die in der Öffentlichkeit stark erörterten Formen der Annäherung: der Zollverband mit Zwischenzöllen, die Meistbegünstigung und die bloße Verwaltungsannäherung finden eifrige Vertreter; eine selbständige neue Konstruktion hat aber keiner der Referenten gesucht, ja selbst tiefere Analysen des Zollverbandsgedankens sind ausgeblieben und auch die Frage des gemeinsamen Zolltarifs ist ihrer Lösung nicht näher gebracht worden.

Im übrigen bieten die Arbeiten in Einzelforschung manch Interessantes. Professor Spiethoff (Prag), der ehemalige Assistent Schmollers, untersucht die Gründe für und wider einen Zollverband, worunter er einen gemeinsamen Zolltarif versteht, zu dessen Sätzen jedes Land vertraglich zu vereinbarende Zuschläge erheben kann, sowie den gemeinsamen Abschluß von Handelsverträgen mit dritten Staaten. Die Vorteile für Österreich-Ungarn erblickt er in der ausschlaggebenden Bedeutung des Außenhandels mit Deutschland, der mit den wirksamsten Mitteln gepflegt werden muß, in der Ermöglichung stärkerer Arbeitsteilung, Erleichterung des wirtschaftspolitischen Verhältnisses zu den Balkanstaaten und der handelspolitischen Beziehungen zu den Weltreichen, die Vorteile für Deutschland in der Verhinderung der sonst drohenden hochschutzzöllnerischen Absperrung, den Vorteilen der Arbeitsteilung, der Begründung eines wirtschaftlichen Einflußgebietes von der Nordsee zum Persischen Meerbusen, der wirksameren Abwehr der feindlichen Absichten der Entente. Als Bedenken gegen den Zollverband wird die Befürchtung vor dem erdrückenden Wettbewerb überlegener Erzeugungszweige des Bundesgenossen — mehr von österreichischer Seite — und die Besorgnis vor Gefährdung wertvoller handelspolitischer Beziehungen — mehr von deutscher Seite — geltend gemacht. Der erste Einwand kann durch Zwischenzölle und Kartelle entkräftet werden, die Befürchtung vor Vergeltungsmaßregeln seitens der heute durch Meistbegünstigungsverträge gleichgestellten Staaten ist im Laufe der letzten Monate verstummt. Das letztere trifft nicht ganz zu und die Spiethoffsche Argumentation mit den Vorzügen des Innenmarktes hat zu dem Mißverständnis Veranlassung gegeben, als würde die Bedeutung des Außenhandels für Deutschland von ihm gering geschätzt.

Digitized by Google

Die Arbeit Schumachers über Meistbegünstigung und Zollunterscheidung befaßt sich mit den Einschränkungen des Anwendungsgebiets der Meistbegünstigung, den sachlichen und örtlichen, deren Einführung eine Neuerung nur für Deutschland und Frankreich bedeuten würde. Schumacher fordert die Anwendung von Zollunterscheidungen auch in der deutschen Handelspolitik, namentlich als Kampfmittel gegen England: Frankreich müßte durch zehn Jahre eine Zollunterscheidung zwischen der Einfuhr von der Land- und Seegrenze durchführen, wobei aus Rücksicht auf die Neutralen die Bevorzugung der Landeinfuhr sich auf die Warengruppen beschränken sollte, die England einführt und an denen Deutschland hauptsächlich interessiert ist; er verlangt ferner als Kampfmittel gegen England die Bevorzugung der direkten vor der indirekten Seeeinfuhr. Da er aggressive Handelspolitik gegen England, Beeinflussung der französischen Handelspolitik durch Deutschland und weitgehende Abtretungen von Industrie- und Landwirtschaftsgebiet von Rußland, somit bestimmenden Sieg auf dem Kontinent und wirtschaftspolitischen Kampf gegen England vorausgesetzt, teilt er logischerweise die Besorgnis vor Gegenschlägen nicht, die andere bei Abweichung von der Meistbegünstigung fürchten. Neben dem allgemeinen und Vertragstarif wünscht er die Einführung eines Vorzugstarifs, der einem kleinen Kreise politischer Freunde vorbehalten bleiben soll. Den Zollbund mit Österreich-Ungarn lehnt er als unnötig und störend ab, da er durch Rücksichten auf den Bundesgenossen die Möglichkeit der zweckmäßigsten Zollanpassung an die Bedürfnisse des eigenen Wirtschaftslebens mindere, den Österreichern nicht die angestrebte Erweiterung des inneren Marktes geben könne, zur Verselbständigung in der Versorgung mit Lebensmitteln und Rohstoffen wenig beitrage und die deutsche Ausfuhr nach Österreich, die sich ihrem natürlichen Sättigungspunkt genähert habe, nur wenig steigern könne. Gemeinsame Handelsvertragsverhandlungen mit anderen Staaten sollten nur von Fall zu Fall, namentlich aber nicht im Verkehr mit Rußland eintreten.

Schumachers Beweisführung, die sich lediglich auf die Ziffern der letzten Außenhandelsstatistik stützt, ist in der Frage der Wirtschaftsannäherung unvollständig und nicht frei von Widersprüchen. So führt er als Argument gegen den Zollbund die Verschärfung des Konkurrenzkampfes an,

Digitized by Google

„in dem der Stärkere den Sieg davontragen und der Schwächere seine Erbitterung gegen die neue Einrichtung, auf die er seine enttäuschten Hoffnungen zurückführt, wenden wird; festigend auf den Bund wird eine solche Entwicklung nicht wirken" (Seite 77); unter dem „Schwächeren" ist nach dem ganzen Zusammenhang Österreich-Ungarn zu verstehen. An anderer Stelle aber (Seite 130) wird erklärt, daß Österreich-Ungarn wegen des noch stark ausgeprägten agrarischen Charakters seiner Volkswirtschaft einen höheren Gewinn von einer Zollbegünstigung erwarten dürfte als Deutschland! Ebenso enthalten die Ausführungen über den Lebensmittel- und Rohstoffverkehr mit Österreich-Ungarn einen inneren Widerspruch: die Beweisführung tendiert zuerst dahin, daß das Nachbarland derzeit, von Rindvieh, Gerste und vielleicht von Holz abgesehen, nicht viel zu bieten hat; fraglich sei es aber, ob dies in Zukunft so bleiben wird; „eine Betrachtung der Intensität der Landwirtschaft zeigt, daß bei stärkerer Arbeit in Österreich-Ungarn ein verfügbarer Überschuß an Lebensmitteln und Rohstoffen hervorgebracht werden kann, der beide Bundesgenossen zusammen in beträchtlichem Maß vom übrigen Ausland unabhängig machen kann" — aber an diesem Punkt lenkt Schumacher plötzlich in ganz entgegengesetzte Richtung: das Streben, auf landwirtschaftlichem Gebiet die Annäherung durchzuführen, widerspreche den Möglichkeiten zur Verselbständigung der deutschen Landwirtschaft. Weizeneinfuhr aus Ungarn sei erwünscht, denn wir müßten dem Roggen den alten Platz in der Volksernährung, den ihm der Krieg wieder eingeräumt hat, erhalten und in der Handelspolitik den Entwicklungsmöglichkeiten des neu zu erwerbenden Siedlungslandes im Osten Rechnung tragen. An Futtermitteln, vornehmlich Gerste, habe es zwar während des Krieges am fühlbarsten gemangelt, aber diesem Mangel abzuhelfen sei Pflicht der deutschen Landwirtschaft und darum sei eher Heraufsetzung des Futtergerstenzolles zu empfehlen, um diese Aufgabe der Landwirtschaft zu erleichtern; endlich wäre ein engerer Zusammenschluß mit Österreich-Ungarn ein Hemmnis für die Entwicklung des Hanf- und Flachsbaues, der eben erst in diesem Kriege begonnen hat.

Ob derartige Politik „dem Willen des ganzen Volkes" entspricht, mag billig bestritten werden. Im Kriege muß selbstverständlich die Verselbständigung ohne Rücksicht auf den Preis angestrebt werden, aber soll diese Politik

Digitized by Google

auch in den Frieden übergehen? Soll nach der Absicht Schumachers die Handelspolitik „auf junge schwache Reiser, die unter den schwierigsten Verhältnissen erst mühsam herangezogen werden müssen", zugeschnitten, der Brotpreis im Reich durch die Produktionskosten des Getreidebaues in Kurland bestimmt werden, dann würde dieser Landerwerb der Nation gründlich verleidet werden. Zur Förderung eventuell zu erwerbenden neuen Siedlungslandes gibt es weniger einschneidende Maßnahmen als die Bestimmung des deutschen Brotpreises durch die Bedürfnisse einer Provinz. Die Kosten der Entwicklung des eventuellen Neulandes vom Reiche weg auf die Bevölkerung nach Maßgabe des Brotkonsums zu überwälzen wäre ein unsoziales Vorgehen, das gerade nach dem Kriege bedenkliche Konsequenzen hätte. Noch anfechtbarer ist Schumachers Stellung in der Hanf- und Flachsfrage: sollten für diese Produkte Schutzzölle eingeführt werden — wogegen sich mit Recht gerade die Kreise am stärksten wehren würden, die derzeit den Hanf- und Flachsbau in tatkräftiger Weise unterstützen — so könnte sich diese Maßnahme nur gegen Rußland richten; Österreich und Ungarn haben bisher nach Deutschland kaum soviel ausgeführt, als sie von hier im Transithandel erhalten haben, relativ geringe Mengen und ganz spezielle, hier kaum zu erzeugende Qualitäten. Daß Deutschland und Österreich-Ungarn zusammen — selbst mit Einschluß Belgiens — ihren Flachs- und Hanfbedarf in absehbarer Zeit werden decken können, ist so gut wie ausgeschlossen; es handelt sich ja nicht bloß um die technische Möglichkeit, sondern doch auch um die Preise, deren Hochstellung wichtige deutsche Industriezweige geradezu konkurrenzunfähig machen müßte.

Der österreichische Handelspolitiker Schüller charakterisiert in einer Abhandlung über Meistbegünstigung und Vorzugsbehandlung die Annäherung der mitteleuropäischen Staaten als freiwillige Verbindung koordinierter Reiche — im Gegensatz zu ähnlichen Wirtschaftsverhältnissen im Verkehr zwischen Mutterland und Kolonie. Stolper (Wien) untersucht die Formen eines Wirtschaftsverbandes. Knapp hält die Verschiedenheit der Währungen durch Forderung der beiderseitigen Zollzahlung in Gold auch beim Zollbund leicht überwindbar. Eßlen kommt in seiner Abhandlung über die deutsche Landwirtschaft zum Ergebnis, daß auch bei Gewährung völliger Zollfreiheit für die Erzeugnisse der österreichisch-ungarischen

Digitized by Google

Landwirtschaft die deutschen Landwirte keine Schädigung ihrer Interessen zu befürchten hätten, andererseits auch der Anschluß Österreich-Ungarns ohne Einbeziehung der Länder an der unteren Donau keine Verbilligung und Sicherung der Volksernährung herbeiführen würde. Zum gleichen Resultat kommt Ballod bei der Untersuchung über die österreichische Landwirtschaft. Die Untersuchung Fellners über die Landwirtschaft Ungarns ist leider bloß statistisch gehalten, ohne die Voraussetzungen der Intensivierung zu untersuchen.

Die einzige handelspolitische Arbeit des zweiten Bandes ist die Abhandlung über die Stellung der deutschen Industrie zum wirtschaftlichen Zweibund von Eulenburg, dem eigenartigen, kenntnisreichen und kritischen Leipziger Nationalökonomen. Nach seiner Ansicht ist für die Mehrheit der Industriezweige eine Zollerniedrigung für Deutschland bedeutungslos; von einzelnen Firmen und Betrieben abgesehen würde die deutsche Industrie von Zollbund oder Zollermäßigung nicht sehr empfindlich getroffen werden. Der Zollbund würde aber nur dann für die deutsche Industrie Wert haben, wenn in vielen Positionen Zollermäßigung stattfände. Dadurch würde der Absatz deutscher Produkte nach Österreich-Ungarn wesentlich größer werden, allerdings weniger durch Steigerung der Kaufkraft der Bevölkerung als auf Kosten der österreichischen Industrie — und das sei für die deutsche Industrie nicht erwünscht. Die Kaufkraft der österreichischen und ungarischen Bevölkerung selbst würde durch den Bezug billigerer deutscher Industrieartikel nicht wesentlich gehoben, da die Kaufkraft zunächst durch die Lebensmittel- und Wohnungspreise bestimmt werde. Das letztere Argument trifft nicht ganz zu, da Herabsetzung der Eisen- bezw. Maschinenpreise für die Produktivität der Landwirtschaft von sehr erheblichem Einfluß wäre. Ein gewisser Widerspruch scheint mir in der Erklärung Eulenburgs zu liegen, man würde „mit einem steigenden Schutz- und Kartellierungsbedürfnis der österreichisch-ungarischen Industrie zu rechnen haben" (Seite 107), während es an anderer Stelle heißt: „Im Anhang ist gezeigt, wie günstig auf die österreichische Industrie die Verringerung der Materialkosten wirken würde. Diese gründliche Reform und Revision des österreichisch-ungarischen Zolltarifs (nämlich Herabsetzung der Zölle auf Produktionsmittel) wird unter allen Umständen nötig sein." (Seite 116.) Wenn darin nicht ein absoluter Gegensatz

Digitized by Google

liegen soll, müßte die Behauptung über das Schutzbedürfnis auf die Fabrikateninduſtrie beſchränkt werden. Es würde ſich daraus ergeben, daß an der Herabſetzung der Zölle für „Materialien" oder Produktionsmittel ſowohl die öſterreichiſch-ungariſche Fabrikaten- wie die deutſche Halbfabrikateninduſtrie Intereſſe hätten. Ferner müßte hier die wiſſenſchaftliche Unterſuchung einſetzen, um zu zeigen, welche öſterreichiſchen Fabrikatinduſtrien durch Herabſetzung der Materialpreiſe ſo gefördert würden, daß ſie die vergrößerte deutſche Konkurrenz ertragen könnten, welche öſterreichiſchen Induſtrien Ausſicht hätten ihre Produktion auszudehnen und ob dies auf Koſten der deutſchen Fabrikatinduſtrie geſchehen müßte. Es iſt nicht bloß möglich, ſondern nach meiner Kenntnis der Verhältniſſe auch in hohem Grade wahrſcheinlich, daß auf dem Gebiete der Fabrikateninduſtrie Arbeitsteilung zwiſchen den deutſchen und öſterreichiſchen Unternehmungen eintreten wird, ſo daß der Nutzen der einen nicht notwendigerweiſe der Schaden der andern ſein müßte. An einer Stelle ſeiner Betrachtungen hat Eulenburg einen Satz aufgeſtellt, den ich nachdrücklich unterſtreichen möchte: „Die ganze Zollfrage ſpielt heute überhaupt nicht mehr die Rolle wie vor einem Menſchenalter; in der Reihe der Produktionsbedingungen iſt der Zoll nur ein Moment neben anderen, die zuſammen ſchließlich den Ausſchlag geben." Vollſtändig zutreffend, doppelt zutreffend nach einem Kriege, der die Produktionselemente ſo gründlich verändert hat, daß zehn- oder zwanzigprozentige Wertzölle für die Lebensfähigkeit einer Induſtrie kaum eine Rolle ſpielen. Das Währungsdisagio zum Beiſpiel hat die Konkurrenzfähigkeit von Land zu Land ſtärker verſchoben, als es ein Zolltarif tun könnte. Wie läßt ſich aber mit ſolcher prinzipieller Anſicht die ſo ungünſtige Beurteilung der Wirkung von Zollherabſetzung auf die öſterreichiſche Induſtrie vereinen?

Die Verkehrsarbeit van der Leyens geht leider an den Tariffragen vorbei. Wiedenfeld erörtert die deutſch-türkiſchen Wirtſchaftsbeziehungen ohne Überſchwang mit Betonung des Charakters als Sicherheitskoeffizienten. Die beiden Bände des Vereins für Sozialpolitik bringen manch intereſſantes Material; in der Zuſammenſtellung der Themen und der Mitarbeiter liegt ein großes Verdienſt des Herausgebers. Geſicherte Löſungen konnten freilich in dieſer Frage nicht erwartet werden, deren Beantwortung Sache der Politik, nicht Sache der Wiſſenſchaft iſt.

Digitized by Google

Ende des neuen chinesischen Kaisertums?

Von Wilhelm Schüler

Es ist hinlänglich bekannt — vergl. den inhaltreichen Aufsatz O. Frankes in Nr. 4 dieser Zeitschrift — wie im August vorigen Jahres urplötzlich von Peking aus eine monarchische Bewegung aufkam, die nach weniger als 4 Monaten, am 11. Dezember 1915, das Resultat zeitigte, daß das stellvertretende Parlament, gestützt auf die vorhergegangene Volksabstimmung, dem Präsidenten die Kaiserwürde anbot, und daß dieser nach einmaliger Ablehnung sie annahm. Als die Bewegung schon in vollem Gang war, hatte Japan und mit ihm England, Frankreich, Rußland am 28. Oktober eine feierliche Warnung eingereicht, die am 15. Dezember formell wiederholt wurde. Yuan-shi-kai ließ sich davon nicht beirren. Wenn auch der Tag der Thronbesteigungszeremonie noch nicht bestimmt bekannt gegeben war, so bestand doch kein Zweifel, daß die Regierung die Umwandlung zur Monarchie bereits als vollzogen betrachtete. Ein Volksfest wurde in Peking veranstaltet, die Prägung von Erinnerungsmünzen befohlen, Yuan-shi-kai erließ Gnadenakte und schuf in großer Anzahl unter seinen Getreuen „Prinzen, Herzöge, Fürsten. Grafen, Freiherren", und das Amt für die Ausarbeitung der Krönungszeremonien arbeitete, wie berichtet wurde, Tag und Nacht. Der republikanische Kalender wurde abgeschafft und die bedeutsame Wandlung dadurch nicht zum wenigsten nach außen kenntlich gemacht, daß wieder nach altem kaiserlichen Brauch eine Regierungsdevise (vergl. Hsüan-tung, Kuang-hsü usw.) mit dem Anfang des neuen Jahres proklamiert wurde. Am Kopf der halbamtlichen „Asia-jih-pao" lesen wir dann seitdem: Im ersten Jahr der Periode Hung-hsien des chinesischen Kaiserreichs.

Kaum ein Vierteljahr ist seitdem vergangen und ein amtliches Telegramm — an die hiesige chinesische Gesandtschaft gerichtet — meldet uns, daß Yuan-shi-kai in zwei Erlassen vom 21. und 22. März auf die Kaiserwürde wieder endgültig Verzicht leiste. — Woher der schnelle Umschwung? welches ist die Macht, welche die scheinbar so einmütig neugeschaffene Monarchie wieder zu Fall gebracht hat, noch ehe sie überhaupt wirklich lebendig geworden war? Nur in Umrissen lassen sich einstweilen die Vorgänge deutlich machen, die dieses erklären können. Und noch kann man

Digitized by Google

freilich nicht mit Sicherheit sagen, ob mit jener Erklärung Yuan-shi-kais die Monarchie nun wirklich schon endgültig zu Grabe getragen ist.

Es ist der Aufstand im Süden, der Yuan-shi-kai den Verzicht auf die bisher verfolgten Pläne hat aussprechen lassen. Mitten in die erste Freude der monarchischen Partei in Peking über ihr wohlgelungenes Werk trafen am 21. Dezember zwei Telegramme des Generals T'ang-chi-yao und des Gouverneurs Yen-k'o-teng von Yunnan bei Yuan-shi-kai ein, in denen diese Männer den Präsidenten „unter Tränen" beschwören, dem unheilvollen Rat seiner falschen Ratgeber sich noch in letzter Stunde zu versagen und den der Republik geleisteten Eid, den Himmel und Erde vernommen hätten, zu erneuern. Daß jener angeblich einstimmige Wunsch des Volkes nach einer Änderung der Regierungsform nur durch Lockungen und Drohungen zustande gekommen sei, darüber bestehe bei keinem Einsichtigen ein Zweifel. Wohl aber sei das Volk in Unruhe versetzt worden durch die Einmischung der fremden Mächte als erste Frucht der monarchischen Bewegung. Weit besser, der Präsident setze dieser jetzt noch aus freien Stücken ein Halt entgegen, als daß er es zur Schmach für Chinas Ansehn auf den Befehl Japans hin tun müsse. — Ein weiteres Telegramm forderte die Hinrichtung der hervorragendsten Führer der monarchischen Partei. Am 25. Dezember erging eine Kundgebung an alle Provinzialgouverneure, in der Yunnan seine Selbständigkeit erklärte und alle andern Provinzen aufforderte, dem eidbrüchigen Yuan-shi-kai den Gehorsam zu verweigern.

Unter den Männern, die in dieser Weise einen bewaffneten Widerstand gegen Yuan-shi-kai organisierten, steht in vorderster Linie T'sai-wo; er ist als die eigentliche Seele des Aufstandes zu betrachten. T'sai-wo stammt aus der Provinz Hunan und steht jetzt etwa im 40. Jahre. Er ist ein Schüler Liang-ch'i-ch'aos, des Mannes, dessen glänzend geschriebenen Aufsätze, die ein neues, tätiges, den Forderungen der Zeit entsprechendes China forderten, einen geistigen Einfluß auf die letzte Generation in China ausgeübt haben, mit dem kein anderer sich vergleichen läßt. Nach dem Sieg der Revolution 1911/12 wurde T'sai-wo Tutu von Yunnan. Während der zweiten, gegen Yuan-shi-kai persönlich gerichteten Revolution erregte er dessen Verdacht wegen seiner neutralen Haltung. Der Tutuposten wurde ihm genommen und er nach Peking berufen als Vor-

Digitized by Google

steher des Vermessungsamtes; gleichzeitig war er Mitglied des T'sancheng-yuan (Beratungshof; stellvertretendes Parlament). Als im Herbste die monarchische Bewegung ausbrach, legte er, ebenso wie sein Meister Liang-ch'i-ch'ao und verschiedene andere, seine Ämter nieder. Der Gedanke eines offenen Widerstandes gegen die offenbar der Monarchie zustrebende Regierung reifte ihm bei einer Reise, die er im November nach Japan machte. Er gewann dort die Überzeugung (ob mit Recht oder Unrecht bleibt für uns einstweilen unerkennbar), daß Yuan-shi-kai als Preis für die japanische Billigung der Monarchie bedeutende Zugeständnisse auf Kosten der Nation versprochen habe. Daraufhin ging er nach Yunnan, seiner alten Provinz, organisierte den Protest und Kampf gegen Yuan-shi-kai und übernahm das Oberkommando über das „Heer zum Schutz des Reiches". Nächst ihm ist als der bedeutendste militärische Führer Li-lien-chün zu betrachten, der bereits 1913 als Provinzialgeneral von Kiangsi gegen Yuan-shi-kai gefochten und sich dann nach Japan zurückgezogen hatte.

Es ist indes durchaus nicht die alte Ko-ming-tang von 1911, welche hinter der jetzigen Bewegung steht. Sun-yat-sen und Genossen sind denn auch ruhig in Japan bezw. Amerika verblieben. Die politische Gruppe, der T'sai-wo und seine Freunde angehören, ist die Chin-pu-tang, die Fortschrittspartei. Sie bildete sich in der Zeit, als nach Errichtung der Republik in der siegreichen revolutionären Partei, der Koming-tang des Sun-yat-sen und Genossen, eine Scheidung der Geister sich zu vollziehen begann. Die radikale Richtung, vertreten besonders durch Sun-yat-sen, Huang-hsing, Chen-ch'i-me, setzte sich von neuem in Opposition gegen die Pekinger Regierung, indem sie Yuan-shi-kai des Verrates an der Republik, des Strebens nach Alleinherrschaft beschuldigte und im Sommer 1913 die zweite Revolution, den Strafzug gegen Yuan-shi-kai, anstiftete, der mit ihrer völligen Niederlage endete. In der Chin-pu-tang dagegen sammelten sich alle die Elemente, welche den Präsidenten Yuan-shi-kai innerhalb der Republik gegen jene Radikalen zu unterstützen bereit waren. Sie war damals Regierungspartei und vereinigte eine Zeitlang in sich sowohl entschieden modern gesonnene Republikaner als auch die alten konservativen Beamtenkreise, sofern sich diese überhaupt schon wieder am öffentlichen Leben beteiligten. Nach der Niederwerfung der zweiten

Digitized by Google

Revolution schlug nun aber Yuan-shi-kai eine Richtung ein, welche seine Stellung faktisch zu der eines Diktators machte. Das Parlament wurde beseitigt; das T'san-cheng-yuan, welches einen gewissen Ersatz bilden sollte, bestand durchgängig aus Männern der alten Beamtenklasse und persönlichen Freunden des Präsidenten; der Gedanke nicht nur des Republikanismus, sondern auch des Konstitutionalismus war tatsächlich außer Kraft gesetzt; auch die schon seit der Mandschuzeit (seit 1909) bestehenden Provinziallandtage wurden wieder geschlossen. In dem Maße als diese Entwicklung schnelle Fortschritte machte, begann wiederum in der bisherigen umfassenden Regierungspartei eine Scheidung. Die Chin-putang, welche das Recht der Vertretung des Volkes bei der Regierung nicht preisgeben wollte, trat in Gegensatz zu der Yuan-shi-kai ganz ergebenen Beamtengruppe und wurde gegen diesen selbst immer kritischer gesonnen; ihr Organ ist die „Shih-shih-hsin-pao" in Schanghai. Als dann die monarchische Bewegung aufkam, trat sie dieser mit Entschiedenheit entgegen. Liang-ch'i-ch'ao schrieb eine Denkschrift, die nicht ohne Einfluß auf Yuan-shi-kai blieb, in der er ausführte, daß das dringende Erfordernis für China nicht eine Änderung der Regierungsform sei, (ob diese monarchisch oder republikanisch sei, habe keine Bedeutung) sondern eine Verbesserung der Regierung selbst zugleich im Sinne der Ausgestaltung der Verfassung. In jetziger Zeit würde eine Änderung der Regierungsform notwendig mit Erschütterungen verbunden sein, die China nicht ertragen könne, die aber — darauf weist Liang-ch'i-ch'ao mit besonderer Besorgnis hin — nur Japan von neuem Gelegenheit geben würde, einen Angriff auf die Selbständigkeit und die nationalen Rechte Chinas zu machen. Daß der sich auf diese Weise bekundende Widerspruch gegen die Absichten Yuan-shi-kais nicht etwa nur bei Theoretikern und den „Jungen" stark vorhanden war, beweist der Umstand, daß auch Männer wie der Ministerpräsident Hsü-shih-ch'ang, der Unterrichtsminister T'ang-hua-lung und Kriegsminister Tuan-ch'i-yui ihr Amt niederlegten.

Man mag, wie das gewiß bei allen mit China bekannten Deutschen der Fall sein wird, und wie sich das aus den Zielen unserer Politik im fernen Osten von selbst ergibt, die innern und kriegerischen Unruhen, die jetzt wiederum über China gekommen sind, tief bedauern; man mag ebenso

Digitized by Google

der Meinung sein, daß für China die monarchische Staatsform das natürlich Gegebene sei, und den Wunsch hegen, daß in der Meinung des ganzen Volkes diese Anschauung und dieser Wille sich bekunden möge. Aber wir sind dazu genötigt, die Tatsache anzuerkennen, daß es sich tatsächlich doch nur in begrenztem Umfange so verhält; daß der moderne Geist, welcher gegen die Herrschaft eines Einzelnen sich wehrt, bezw. ein wahrhaft konstitutionelles Regiment fordert, viel stärker in China eingewurzelt ist, als wir gewöhnlich annehmen. Auch steht es tatsächlich doch so, daß die Lehre vom Himmelssohn ihre Bedeutung als Mittelpunkt des konfuzianischen Systems bei zahlreichen Gebildeten des heutigen China verloren hat, und daß es ihnen durchaus nicht schwer fällt, einen durch den Willen des Volkes erhobenen Führer des Volkes, einen Präsidenten, mit alten klassischen Anschauungen in Einklang zu bringen; ich meine dabei nicht amerikanisierte, geistig aus ihrem Heimatboden entwurzelte Gebildete, sondern solche, die auch für heute und die Zukunft die sittliche Kultur Chinas aus den alten klassischen Quellen geschöpft wissen wollen. Man wird auch China die Kraft zutrauen dürfen, die Erfahrung zu machen, die wir in unserer europäischen Geschichte gemacht haben, daß nämlich mit starkem Ruck ein neues Zeitalter einsetzt, eine gewaltige Veränderung der Weltanschauung und ganzen Stimmung Platz greift, daß Dogmen auf den verschiedensten Gebieten stürzen und trotzdem die eigentliche sittliche Kultur weiterhin ihr Bestes aus den alten Quellen schöpft, am alten Boden angewurzelt bleibt.

Die große Masse des Volkes ist übrigens, wie aus verschiedenartigen Berichten hervorgeht, und wie man von vornherein annehmen konnte, überhaupt nicht von der monarchischen Bewegung des vorigen Herbstes berührt worden; sie ist zufrieden, wenn nur auf irgendeine Weise „gut Regiment" und Friede im Land herrscht.

Wenn aber in den Kreisen, welche überhaupt die Problemstellung zwischen Monarchie und Republik erfaßten, der Standpunkt der Chinpu-tang so stark vertreten war, wie ist es dann nur möglich — so wird man notwendig fragen — daß bei der Volksabstimmung sämtliche Stimmen — etwa 2000 — für die Monarchie abgegeben werden konnten? Sollten doch die betreffenden 2000 Vertreter nach dem von der Regierung bekannt gegebenen Gesetz, nach demselben Modus gewählt werden, nach

Digitized by Google

dem schon früher die Wahlen zum Parlament stattgefunden hatten! Einige Aufklärung über diesen Punkt geben die Geheimtelegramme, welche von den Männern um Yuan-shi-kai in großer Anzahl seit dem Beginn der monarchischen Bewegung an die maßgebenden Stellen in den Provinzen versandt wurden. Sie sind von der „Shih-shih-hsin-pao", die sie aus Kueyang erhalten hat, in den Nummern von 25. 1. ff. veröffentlicht worden. So erfahren wir aus dem ersten Telegramm vom 28. August, wie die Petitionen der Generäle und Gouverneure zustande gekommen sind. Nicht nur ist die Aufforderung dazu von Peking erteilt, sondern auch der Wortlaut selbst von Peking aus in die Provinzen gesandt worden! Das zweite Telegramm handelt von der Auswahl jener 2000 Volksvertreter. Es heißt da:

„Was das Verfahren zur Bildung dieser Volksversammlung anbetrifft, so ist dieses zwar von dem Beratungschef festgesetzt worden. Indes kommt es den einzelnen Herrn Beamten zu, den Geist der Sache zu erfassen und sie dementsprechend erfolgreich zu gestalten. Es ist die Absicht, daß aus jedem Kreis ein Mann als Vertreter der Meinung des Volkes namhaft gemacht (wörtlich: vorgeschoben; also nicht gewählt!) werde; noch besser aber ist es, daß er von den amtlichen Stellen in der Provinzialhauptstadt ausgewählt werde, damit nur ja kein Mißverständnis über die Meinung (der Regierung) entsteht."

Die Aufstandsbewegung selbst schien anfangs auf Yunnan beschränkt zu bleiben. Erst am 27. Januar folgte die Nachbarprovinz Kuetschou, nachdem der Gouverneur am Tag vorher 300 000 Dollar von der Pekinger Regierung entgegengenommen hatte. Die Yunnantruppen rückten in Setschuan ein und eroberten am 20. Januar Suifu am Yangtse; ob sie auch Ch'ungking wirklich besetzt haben, ist nicht ganz sicher; die Nachrichten aus Peking und die Behauptungen der Aufständischen sind vielfach widersprechend. Zu größeren Kämpfen scheint es überhaupt nicht gekommen zu sein, obwohl eine Division Yuan-shi-kais nach der andern nach Süden abrückte. Von Peking aus wurde am 4. März die Wiedereroberung Suifus berichtet. Alles kam nun darauf an, ob der Aufstand auf Yunnan und Kuetschou beschränkt blieb, ob vor allem Kuangsi und Kuangtung der Pekinger Regierung treu bleiben würden. Yuan-shi-kai hatte inzwischen (am 21. Januar) die peinliche Entdeckung machen müssen, daß von zwei Dienern und Mitgliedern der Leibwache mehr als 50 Bomben in seinen Palast gebracht waren, dazu bestimmt, am Tag der Thron-

Digitized by Google

besteigung verwendet zu werden, und daß der Hauptverschwörer dabei der Sohn seines ihm sehr nahe stehenden Neffen, ein junger Mensch namens Yuan-ying war. Auch bei manchen seiner Günstlinge mußt er merken, daß sie sich zurückzuziehen suchten und die Haltung einzelner Gouverneure im Süden blieb zweifelhaft. Indem nun die wichtige Kantonprovinz nebst Kuangsi sich ebenfalls von Yuan-shi-kai lossagte, und zugleich, wie gemeldet wird, etwa 10 000 Mann der Nordtruppen auf die gegnerische Seite gingen, wurde die Situation für Yuan-shi-kai so bedenklich, daß er durch seinen Verzicht auf der Kaiserthron sich vor der Macht der antimonarchischen Partei beugte.

Was wird nun in China werden, muß man mit einiger Besorgnis fragen. Schon ist gemeldet, daß die Südpartei sich nunmehr nicht mehr mit dem angebotenen Verzicht Yuan-shi-kais begnügen wolle. Wer aber ist der Mann, der ihn ersetzen könnte. Denn wie immer man Yuan-shi-kais Politik in den letzten Monaten und Jahren beurteilen mag, unbestreitbar bleibt doch, daß seiner Kraft und Klugheit China es zu verdanken hat, daß es durch die außerordentlichen Gefahren der inneren und äußeren Lage in den letzten Jahren überhaupt so hindurchgekommen ist und daher auf manchen Gebieten deutliche Verbesserungen der inneren Organisation erlebt hat.

Notizen

Zur Beratung des Kultusetats im Preußischen Landtag macht Gertrud Bäumer in der „Hilfe" die resignierte, treffende Bemerkung: „Die Bindung durch das vorauguſtliche Programm erweist sich stärker als das Kriegserlebnis." Man hörte tatsächlich keine Fanfaren, die Neues, Großes verkündeten; man begnügte sich mit der Erinnerung an die Begleichung wichtiger alter Restposten. Zur religiösen Versorgung der Dissidentenkinder ein Wort von einem bisher wenig beachteten Standpunkt, dem des Erziehers, der hier wohl auch in Betracht kommt. Die Jugend bedarf dringend religiöser Vertiefung und Erneuerung (wann wäre die Zeit zu Taten auf diesem Feld geeigneter gewesen als heute!). Erst neulich wieder gaben mir in einer mitteldeutschen Großstadt Männer der Volksschule und der höheren Schule in öffentlicher Versammlung unumwunden eine weitgehende Gleichgültigkeit, ja Abneigung der Jugend gegen das Religiöse zu und wußten wenig Rat. Mit Zwang zum Kirchgang und zu den Sakramenten ist da noch nichts getan. Es fragt sich, ob die gewaltsam versuchte religiöse Beeinflussung ohnehin Widerstrebender

Digitized by Google

das erzieherisch Richtige ist, ob sie die erhoffte Wirkung haben kann, ob man es bei entgegengesetzter Haltung von Schule und Familie wirklich verantworten darf, daß gerade den Ernsteren unter den Heranwachsenden Gewissenskonflikte bereitet werden, bei denen übrigens die Entscheidung kaum zugunsten der von der Schule vertretenen Richtung ausfallen wird. Ein Vergleich mit den Grundsätzen des Augsburger Religionsfriedens und der Übung der Gegenreformation liegt nicht so fern, als man annehmen sollte. Hier handelt es sich um junge Seelen. — Zunächst ist die Einstellung der geistig führenden Schichten in die Richtung einer strengen Verantwortlichkeit auch für die Erhöhung der religiösen Kultur notwendig, Verantwortlichkeit und ein entwickelter Instinkt für das Gerechte. Übrigens: „Die Geschichte (des Geistes) darf nicht bloß erlebt und erlitten werden; wir wollen sie leiten, wollen sie machen, d. i. gestalten" (A. Halm, „Von Grenzen und Ländern der Musik", München 1916).

Hochwaldhausen. G. H. Neuendorff

Rußlands Interesse an Deutschland

Die Handelskonferenz in Paris hat Rußland zum Bewußtsein gebracht, daß seine Einfuhr nach Deutschland für seinen Wohlstand von ganz außergewöhnlichem Interesse sei. Ein Nationalökonom hat es Rußland in folgenden Zahlen klar gemacht:

	1911 Gesamtausfuhr:	Ausfuhr nach Deutschland: (in Millionen Mark)	%
England . . .	11,360,3	808,8	7,12
Frankreich . .	4,861,5	524,4	9,88
Italien . . .	1,763,4	284,8	14,86
Rußland . .	3,437,4	1,634,3	47,51

	1912		
England . . .	12,215,1	842,6	6,89
Frankreich . .	5,309,1	552,2	11,36
Italien . . .	1,916,9	304,6	17,27
Rußland . .	3,280,3	1,527,9	46,50

Auch der „Nowy Economist" unterstreicht diese auftauchenden Bedenken mit Betrachtungen eines Professors der Nationalökonomie: „Angesichts der Notwendigkeit, ungeheure Zinsen zu zahlen für die ausschließlich zu Kriegszwecken gemachten Anleihen, zur Regulierung der aus dem Ausland zu vier- und zehnfach erhöhten Preisen bezogenen Heeresausrüstungen (an barem Geld erhielten wir nicht eine Kopeke) und zwecks Begleichung von Zins und Zinseszins auf diese neuen (und auf die alten) Schulden, wird sich Rußland niemals ökonomisch entwickeln, keinerlei Kapitalien anhäufen, und wird ewig der Tributpflichtige von Westeuropa und Amerika bleiben. Ein ökonomisches Übereinkommen mit dem Verbündeten wird uns in diesem Falle absolut keinerlei Nutzen bringen. Rußland rollt auf abschüssiger Bahn zum vollen Bankrott. Es wäre sehr traurig, wenn das das Resultat des blutigen und herrlichen Kampfes mit seinen unzähligen Opfern und Heldentaten wäre. Doch dies wird unvermeidlich sein, wenn wir nicht in gehöriger Weise unsere finanziellen Beziehungen mit den Verbündeten regeln.

Wir glauben, daß ein Übereinkommen unumgänglich nötig ist, und zwar aus folgenden Gründen: wir bringen bedeutende Opfer, wir verlieren den deutschen Markt, wir treffen alle Maßnahmen zur Besserung der ökonomischen Lage der Verbündeten, und zu ihrer Erlösung von der deutschen Gefahr. Daher haben

Digitized by Google

wir das Recht auf Kompensationen, und diese müssen um so bedeutender sein, je größer die von uns gebrachten Opfer sind."

Frankreichs und Englands Wirtschaftskämpfe

Die französische Presse hat kein rechtes Vertrauen mehr in den Wirtschaftskampf, den England auch nach Ausgang des Krieges gegen Deutschland zu führen eine Zeitlang sich so eifrig bereit erklärt hat. Die Zeitung „Débats" klagte bei Besprechung der bevorstehenden Pariser Handelskonferenz, von englischer Seite würden Frankreichs Bestrebungen nicht mit gleichem Eifer unterstützt, mindestens werde England sich volle Handelsfreiheit für die Zeit nach dem Kriege vorbehalten. Auch „Echo" hält es für nötig, Franzosen und Engländer immer wieder zur wirtschaftlichen Einigung zu ermahnen. — „Heilige Einigkeit."

Wie man sich in Frankreich über den Erfolg der Leipziger Kriegsmesse tröstet

Die französische Presse fährt unentwegt fort, Lyon gegen Leipzig auszuspielen. „Journal" wußte dabei zu melden, die deutsche Industrie sei durch den Krieg so getroffen worden, daß die in Leipzig ausgestellten Waren von viel geringerer Qualität gewesen seien als sonst. Wie konnten sich die vielen neutralen Besucher und Käufer der Leipziger Kriegsmesse aber auch so täuschen lassen!

Die russische Presse, die gelehrige Schülerin der französischen Meisterin, übernimmt dieses Leitmotiv für ihre eigenen Betrachtungen. Auch für sie hat der absolute Niedergang der deutschen Industrie, der schon „längst" vorbereitet war, durch die infolge des Krieges geschaffenen Umstände begonnen, allmählich über alle organisierten Kräfte zu triumphieren — daß Rußland sich so belügt, kann man zur Not verstehen. Schon die Einbildung, man habe einen Gefährten des eigenen Unglücks, scheint beruhigend zu wirken.

Salandra und Sonnino im französischen Urteil

Nach einer Pariser Korrespondenz des „Secolo" genießen Salandra und Sonnino persönlich die größte Achtung. Die Franzosen würden den Abgang beider Männer besonders schmerzlich empfinden, weil sie den Mut hatten, Österreich den Krieg zu erklären. „Aber das schließt nicht aus, daß sie überzeugt sind, neue Männer zu ihrer Unterstützung finden zu können, ohne bei Freund und Feind Ansehen zu verlieren." Das ist höflich, aber deutlich.

Amerikas Kriegslust

Die „Westminster Gazette" hielt es für angebracht, in einem Leitartikel die Wahnvorstellung von Amerikas Kriegslust zu zerstören. „Die überwiegende Mehrheit des intellektuellen Amerika sympathisiert zweifelsohne stark mit den Alliierten, aber von da bis zur Tat ist es noch weit. Verhältnismäßig wenige haben sich offen für die Teilnahme am Krieg erklärt; viele fürchteten die inneren Verwicklungen, die die Rassengegensätze im Volke entflammen würden; weit zahlreicher aber sind die, die in ihrer Unkenntnis europäischer Politik es für das Vorteilhafteste halten, dem „Kriegsirrsinn" fernzubleiben."

Digitized by Google

Literatur

Ph. Witkop, Heidelberg und die deutsche Dichtung. Mit 6 Tafeln. B. G. Teubner, Leipzig.

Geschichte und Dichtung, hochgelahrte Weltweisheit und feuchtfröhliche Burschenherrlichkeit haben Alt-Heidelberg mit einem immergrünen Kranze stolzer Erinnerungen geschmückt. Aus diesem reichen Schatze hat Witkop mit kundiger Hand alles ausgewählt, was für die Aufhellung der vielfädigen, äußerst fruchtbaren Wechselwirkungen zwischen der Neckarstadt und der deutschen Dichtung von Belang ist, und das einzelne geschickt um literarisch bedeutsame Persönlichkeiten gruppiert. So ist eine lange Reihe scharfumrissener Charakterbilder entstanden, die den Entwicklungsgang unserer Literatur von der Humanistenzeit bis zu Scheffels Tagen sehr anmutig vergegenwärtigen und gerade in ihrer lokalen Umgrenzung auch dem Kenner dieses Gebietes manch neuen eigenartigen Einblick in sonst wenig beachtete Zusammenhänge zu vermitteln vermögen. Umfangreiche Auszüge aus den Quellenschriften und eingehende Literaturnachweise bezeugen für jeden Abschnitt die sichere wissenschaftliche Grundlage. Mit freudiger Bewegung erfüllt uns gerade heute die Erkenntnis, welch kräftige Förderung der deutsche Gedanke allezeit diesem einen Städtchen zu verdanken hatte. Und wenn auch die Verehrung, die etwa der Sturm und Drang oder die Romantik dem Deutschtum weihten, mehr einem kulturellen als einem politischen Ideale galt, wie hätte nicht der Einblick der Schloßruine, dieser Verkörperung der Schmach und Ohnmacht deutscher Nation, das Gefühl einer großen vaterländischen Verpflichtung immer wieder lebendig erhalten sollen! Nicht feucht ist der Genius loci Heidelbergs, wie Scheffels burschikoser Vers, den Witkop leider zum Abschluß seiner Darstellung gewählt hat, uns versichert, sondern deutsch. Und gerade um dieser Deutschheit willen ist uns dieses Buch gegenwärtig herzlich willkommen.

W. St.

Robert Michel, Briefe eines Hauptmanns an seinen Sohn. S. Fischer, Berlin.

Diese Feldbriefe eines österreichischen Offiziers, die genau, wie sie geschrieben wurden, vorgelegt werden, heben sich durch ihren aufrichtigen, ungekünstelten, herzwarmen Ton bemerkenswert ab von den üblichen Erzeugnissen der Jugendschriftsteller, die zumeist mehr Nachempfundenes und Erdachtes, als Eigenes und wirklich Erlebtes zu geben haben. Ihrer Wirkung auf helläugige, die große Zeit bewußt erfassende Jugend sind sie sicher, aber auch Erwachsene werden sich der frischen Anschaulichkeit und schlichten Natürlichkeit freuen, mit der hier ein Dichter eine der schönsten Hoffnungen des neuen Österreichs, Größtes und Kleinstes mit gleich liebevoller Sorgfalt bedenkend, für das Erlebnis „Krieg" Gestalt und Farbe gefunden hat. W. St.

Verantwortlich: Für den redaktionellen Teil Oberleutnant a. D. Franz Kolbe, Berlin W 50, Augsburgerstr. 74 II. Für Anzeigen Gustav Kiepenheuer, Weimar. Verlag Gustav Kiepenheuer Weimar. Gedruckt in der Hof-Buch- und -Steindruckerei Dietsch & Brückner in Weimar.

Digitized by Google

Deutsche Politik

Wochenschrift für Welt- und Kultur-Politik

Herausgeber

Ernst Jäckh · Paul Rohrbach · Philipp Stein

Inhalt:

Rohrbach, Klarheit im Osten 705
* * * Warum man in Rußland „1812" spielt 711
Arndt, Die gegenwärtige finanzielle Lage Frankreichs 720
Cahén, Vom Staatserlebnis 736
Secker, Eine russisch-japanische Annäherung 739
Notizen 741

Preis 30 Pfennig

1. Jahrgang 14. April 1916 Heft 16

Digitized by Google

Deutsche Politik

Wochenschrift für deutsche Welt- und Kulturpolitik

Herausgeber:

Ernst Jäckh ◆ Paul Rohrbach ◆ Philipp Stein

unter ständiger Mitarbeit von:

Prof. Dr. Paul Arndt, Frankfurt a. M.; Prof Dr. Auhagen, Dahlem-Berlin; Prof. Dr. Becker, Bonn; Professor D. Deißmann, Berlin; Prof. Dr. Rudolf Eucken, Jena; Prof. Dr. Eulenburg, Leipzig; Anton Fendrich, Freiburg-Zähringen; Prof. Dr. E. Franke, Berlin; Prof. Dr. O. Franke, Hamburg; Oberbürgermeister Dr. Geßler, Nürnberg; Prof. Dr. Walter Goetz, Leipzig; Generalfeldmarschall Freiherr v. d. Goltz, Bagdad; Prof. Dr. Harms, Kiel; Prof. Philalethes Kuhn, Straßburg i. E.; Oberbürgermeister Dr. Külz, Zittau; Prof. Dr. Lampe, Berlin; Dr. Freiherr von Mackay, München; Wilhelm v. Massow, Berlin; Prof. Dr. F. Meinecke, Berlin; Dr. Adrian Molin, Stockholm; Geh. Reg.-Rat Muthesius, Berlin; Geh. Justizrat Prof. Dr. Niemeyer, Kiel, Prof. Dr. Oncken, Heidelberg; Dr. Alfons Paquet, Frankfurt a. M.; Prof. Dr. Pohl, Greifswald; Justizrat Dr. Rhode Berlin; Prof. Dr. Roloff, Gießen; Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Schiemann, Berlin; Axel Schmidt, Berlin; Wirkl. Geh. Rat Prof. G. v. Schmoller, Berlin; Geh. Rat Dr. Schneider, Frankfurt a. O.; Geh. Admiralitätsrat Dr. Schrameier, Berlin-Halensee; Prof. Dr. Schumacher, Bonn; Reichstagsabgeordneter Geh. Rat Prof. Dr. v. Schulze-Gävernitz, Freiburg; Geh. Regierungsrat Prof. Dr. M. Sering, Berlin-Grunewald; Dr. Somary, Berlin; Prof. Dr. Martin Spahn, Straßburg; Dr. Lic. theol. Gottfried Traub, Dortmund; Geh. Reg.-Rat Prof. Dr Troltsch, Berlin; Admiral z. D. Gouverneur v. Truppel, Berlin; Prof. Dr. Georg Wegener, Berlin; Dr. Fritz Wertheimer, Berlin; Prof. Dr. Wiedenfeld, Halle; Geh. Rat Prof. Dr. Wohltmann-Halle; Kgl. Ministerialrat Zahn, München; Regierungsrat Zache, Hamburg

Einsendungen für die Schriftleitung sind zu richten nach Berlin W 50, Augsburger Str. 74 II. Telephon: Amt Lützow 5723./ Einsendungen, welche den Versand und Inseratenteil der Zeitschrift betreffen, dagegen nur an den Verlag von Gustav Kiepenheuer, Weimar, Wörthstraße 43. Telephon: 53.

Gustav Kiepenheuer Verlag, Weimar, Wörthstraße 43

Erscheint jeden Sonnabend ◆ Bezugspreis vierteljährlich: Bei jeder Buchhandlung M 3.—, Einzelnummer 30 Pfg. Bei der Post M 3.20, man berufe sich auf den 1. Nachtrag zur Zeitungspreisliste der Postanstalt für 1916 (jede Postanstalt, Deutschland, Kolonien, Österreich-Ungarn). Beim Verlag (Kreuzband) Inland oder Feldpost M 3.80, Ausland M 4.50.

Digitized by Google

1. Jahrgang • 14. April 1916 • Heft 16

Deutsche Politik

Wochenschrift für deutsche Welt- und Kulturpolitik

Herausgeber:

Ernst Jäckh • Paul Rohrbach • Philipp Stein

Klarheit im Osten

Von Dr. Paul Rohrbach

Die Rede des Reichskanzlers mit ihrer unumschriebenen Ankündigung, daß die Länder zwischen den wolhynischen Sümpfen und dem Baltischen Meere nicht wieder unter die russische Herrschaft zurückkehren sollen, hat Klarheit darüber geschaffen, daß unser Kriegsziel nach Osten eine entschiedene Schwächung der russischen Macht bedingt. Eine entschiedene und, wenn auf der angefangenen Linie, wie vorauszusehen, weiter vorgegangen wird, auch eine entscheidende und dauernde. Nach der Haltung, die unsere Zeitschrift von Anfang an in der russischen Frage eingenommen hat, werden unsere Leser mit uns darin einig sein, die Reichskanzlererklärung mit Genugtuung und hoher Dankbarkeit zu begrüßen und für das Weitere auf die Oberste Heeresleitung und den Generalfeldmarschall von Hindenburg zu vertrauen. Sein Schwert wird den Text der Rede schon noch weiter in den Grund und Boden zwischen Wolhynien und der Ostsee schreiben, von dem der Kanzler gesprochen hat.

Demgegenüber gibt es nichts, was auf der russischen Seite den unversöhnlichen Gegensatz gegen die Lebensinteressen Deutschlands schärfer charakterisierte, als die Worte des Führers der russischen Liberalen, Miljukow, in der jüngsten Dumadebatte über die auswärtige Politik. Die Haltung Miljukows und des ganzen „freiheitlichen" Rußlands bis mitten in die Reihen der Sozialdemokratie hinein hat uns zum Erstaunen vieler schon seit Beginn des Krieges Klarheit darüber gebracht, daß nichts verkehrter ist, als die Liberalen für Vertreter einer friedlicheren Tonart

Digitized by Google

gegenüber Deutſchland zu halten. Im Gegenteil, nicht der friedlicheren, ſondern der ſchärferen! Es iſt auch vollkommen deutlich, woher das kommt. Die Liberalen ſind eng mit dem modernen ruſſiſchen Wirtſchaftsleben verbunden, und dieſes fordert gebieteriſch die Herrſchaft Rußlands an den türkiſchen Meerengen. So oft ich auch ſchon daran erinnert habe, daß hier der Urgrund der ruſſiſchen Todfeindſchaft gegen uns liegt und daß Mitrofanows Brief an Delbrück im Mai 1914 in Deutſchland die erſte Offenbarung hierüber gegeben hat, ſo notwendig ſcheint es mir, auch bei der Rede Miljukows von neuem darauf hinzuweiſen, daß die politiſch gebildete öffentliche Meinung in Rußland heute ganz genau weiß, warum Rußland Deutſchland zerſchmettern muß: um Konſtantinopels willen.

Miljukow braucht natürlich den billigen, für ſeine ruſſiſchen Zuhörer und Leſer eindrucksvollen Kunſtgriff, daß er uns ſtatt des Willens, die Türkei zu ſtärken und zu erhalten, die Abſicht, ſie uns zu unterwerfen zuſchreibt. Das iſt töricht und unaufrichtig geſprochen, denn man kann ohne viel Scharfſinn erkennen, daß die Türken als Bundesgenoſſen nur dann für uns etwas wert ſind, wenn ſie ſtark ſind. Die Aufgabe, die Türkei uns dienſtbar zu machen, wodurch die türkiſchen Kräfte natürlich im kritiſchen Fall aus Freunden zu Gegnern Deutſchlands werden und wir nicht nur ihrer freiwilligen Bundesgenoſſenſchaft beraubt, ſondern noch damit belaſtet würden, das türkiſche Gebiet mit unſern eigenen Mitteln zu verteidigen, wäre ſo ſchwierig und für uns ſo ſchädlich, daß wir Narren ſein müßten, ſie uns aufzuerlegen. Herr Miljukow aber wird dadurch in ſeinem Vortrage nicht geſtört. Er ſtellt feſt, die Loſung des Krieges lautet zwar nach wie vor: „Befreiung Belgiens, Serbiens, Polens und Armeniens", aber es wäre verbrecheriſch, das ruſſiſche Blut nur für ſolche allgemein menſchlichen Aufgaben fließen zu laſſen, nicht aber auch für ſpeziell ruſſiſche. Rußland hat einen Zugang zum Meere nötig! Rußland hat den Krieg zwar nicht begonnen, aber gerade deswegen darf es ihn nicht früher beenden, als bis es die Dardanellen in Beſitz genommen hat. Wenn auch Rußland groß genug iſt, um keine Gebietserweiterungen mehr nötig zu haben, ſo hat es ſeine endgültige Geſtalt nicht erlangt, ohne einen freien Ausgang ans Meer. Man könnte darauf einwenden, daß Rußland nicht die Möglichkeit gehabt hätte, die Meerengen zu erwerben, falls die Türkei nicht mit in den Krieg eingetreten wäre. Darauf gibt er zur Antwort:

Digitized by Google

„Ja, meine Herren, dann hätten wir warten können. Wir konnten warten, solange die Türkei die Dardanellen beherrschte. Ich erinnere an die interparlamentarische Konferenz unseres Bundes in Berlin (ich glaube, es war 1908). Als damals die Frage der Neutralisation der Meerengen auftauchte, einigten wir russischen Delegierten uns schnell mit den türkischen Delegierten, daß alles beim alten bleiben sollte. Ich mache hier einen Einspruch, meine Herren. Ich bin kein Gegner einer partiellen Neutralisation der Meerengen, selbst wenn diese in unseren Besitz übergehen sollten. Ich bin aber ein Gegner der absoluten Neutralisation der Meerengen. Ich bin ein Gegner der Zulassung einer freien Durchfahrt für Kriegsschiffe ins Schwarze Meer. Solange die Türkei das nicht gestattete, durften wir warten, es konnte für uns nur vom Rechte die Rede sein, unsere eigenen Kriegsschiffe aus dem Schwarzen Meer ins Mittelmeer schicken zu dürfen. Aber, meine Herren, als Liman von Sanders in Konstantinopel aufgetaucht war, als ein deutscher Protégé Kriegsminister geworden war, als die türkische Flotte in andere Hände überging, als die Flotte einen Kriegsvorwand in einem für Deutschland günstigen Augenblick schuf — da hatte die Situation sich verändert, weil wir klar erkannten, worin die Pläne Deutschlands bestehen und weshalb es diesen Krieg führt."

Hierauf kam Miljukow auf Mitteleuropa zu sprechen. „Jetzt wird es klar, warum Deutschland gegen eine Aufteilung der Türkei war. Es wollte niemand etwas gönnen, weil es selbst die ganze Türkei zu verschlingen beabsichtigte. Zuerst ökonomisch, und dann politisch, um auf diese Weise einen breiten Weg zu allen Ländern des Islams, Ägypten, Persien, Afghanistan, Kaukasus und Turkestan sich zu ebnen. Enver-Pascha ist für den lockenden Plan der Wiederherstellung des türkischen Reiches vom 16. und 17. Jahrhundert gewonnen worden. Seitdem der Plan Berlin—Bagdad feste Gestalt anzunehmen begann, war es nicht mehr die Frage, ob die Dardanellen russisch werden oder türkisch bleiben sollten, sondern ob sie russisch oder ob sie deutsch werden würden." Hierauf kommt Miljukow auf die englische Opposition gegen die Besitzergreifung der Dardanellen durch die Russen zu sprechen. Er stützt sich dabei auf Ausführungen des bekannten englischen Publizisten Dr. Dillon, der bis auf den heu-

Digitized by Google

tigen Tag gegen die Zugeständnisse protestiert, die Rußland in der Dardanellenfrage gemacht werden. Im April 1915 hat, wie er mitteilt, eine Vereinbarung stattgefunden über die Meerengenfrage, „die wir gern als Erfolg der russischen Diplomatie buchen wollen." „Dieses Datum sollte den breiten Massen des russischen Volkes bekannt gegeben werden, damit sie wüßten, warum Rußland Krieg führe."

Mit besonderer Bitterkeit erinnert Miljukow an den großen Irrtum der russischen Politik, daß Bulgarien niemals gegen Rußland die Waffen ergreifen werde. Anstatt auf dem Wege über Bulgarien schicke Rußland sich aber an, der Idee „Berlin—Bagdad" einen Stoß in der Richtung auf Bagdad selbst zu versetzen: „Von Osten und Norden schieben sich unsere Truppen vor, um die englischen Streitkräfte bei Bagdad zu befreien. Wir sprechen dabei die Hoffnung aus, daß endlich die große Bedeutung der Kämpfe an der kaukasischen Front (d. h. in Armenien und Persien) erkannt werden möge!"

Mit welcher Energie der russische Liberalismus trotz der schweren und fortgesetzten militärischen Mißerfolge den Gedanken des Friedensschlusses mit Deutschland zurückweist, das geht aus dem Schluß der Rede Miljukows hervor. Hier sagte er: „Gerade weil Deutschland jetzt durch Präsident Wilson, den Papst, durch die öffentliche Meinung der neutralen Staaten, durch deutsche Organisationen und Preßerzeugnisse, die namentlich aus der Schweiz herstammen, immer wieder für den Frieden Stimmung zu machen versucht, darf der Frieden nicht früher geschlossen werden, als bis Deutschland ganz zu Boden geworfen ist. Wir dürfen uns nicht durch die Losung eines Friedens ohne Annexionen und ohne Kontributionen irre führen lassen. Von links wird man uns dann zurufen, daß man sich auf die Verteidigung beschränken müsse und daß alles Weitere imperialistische Annexionsgelüste seien. Von rechts wiederum wird man sagen, daß man dem äußeren Feinde Zugeständnisse machen müßte, um dem Erstarken des inneren Feindes vorzubeugen. Englische Ideen seien für Rußland viel zu gefährlich, und viel besser sei es, wieder die erprobte Freundschaft mit der deutschen Monarchie anzustreben."

„Kürzlich", so fuhr Miljukow fort, „kam zu mir ein Schweizer, der mir erklärte, daß Deutschland durchaus einen Frieden zu schließen wünsche.

Digitized by Google

Die Freigabe Belgiens und die Wiederherstellung Serbiens, meinte er, könnte eine gute Grundlage zu Friedensverhandlungen abgeben. Ich habe ihm darauf etwa folgendes erwidert: ‚Wir kennen die Stimmung in Deutschland, die sich auf die beginnende Erschöpfung des Landes gründet. Da aber Deutschland den Krieg begonnen hat, so kann der Krieg nicht mit einer einfachen Rückkehr zum Status quo ante bellum liquidiert werden. Deutschland hat die These aufgestellt, daß Gewalt ein neues Recht schaffe, da das alte europäische Recht ihm nicht mehr zusagte. Es wollte mit Gewalt seine Lage unter den übrigen Staaten verändern, natürlich zu seinem Vorteil. Diese seine Ansicht wird Deutschland freiwillig nicht aufgeben. Es hat den Krieg begonnen, weil es den Augenblick dafür für günstig ansah. Jetzt, wo es einsieht, daß es sich geirrt hat, will es die Entscheidung aufschieben, bis zu einem günstigeren Augenblicke. Um all die vielen Opfer nicht unnütz gebracht zu haben, müssen wir jetzt bis zum Ende gehen. Wir haben den Streitfall nicht mit Waffengewalt schlichten wollen. Deutschland hat diese Art der Entscheidung selbst gewünscht, jetzt mag es die Folgen der Theorie des Generals Bernhardi, hinter dem das ganze deutsche Volk stand, tragen. Wir haben natürlich nicht die Absicht, Deutschland zu vernichten, aber wir müssen es unschädlich machen. Außerdem müssen wir unsere nationalen Aufgaben jetzt lösen. Die Neutralen haben keine Opfer gebracht und daher haben nicht sie, sondern wir das Wort, um so mehr, als ihre Vorschläge nur für Deutschland von Vorteil sind.‘“

Es ist sehr interessant, zu sehen, von welcher Seite her den russischen Liberalen die Gefahr des Krieges mit Deutschland zu drohen scheint. Einerseits von der sozialdemokratischen Theorie her, die folgerichtiger Weise auch in Rußland gegen „Annexionen“ eifert, und andererseits von der äußersten Rechten, die da fürchtet, der englische Parlamentarismus und sonstiges englische Gift könnten das wahrhaft russische Wesen schädigen. Hierzu schreibt unser Mitarbeiter Axel Schmidt: „Nach der Rede von Miljukow spielte sich eine sehr charakteristische Szene in der Duma ab. Die ganze Volksvertretung bis auf den äußersten rechten Flügel hatte Miljukows Haßgesang auf Deutschland starken Beifall geklatscht. Da erhob sich der Vertreter der äußersten Rechten und warnte die

Digitized by Google

Duma, gar zu sehr England zu vertrauen, dessen Freundschaft bisher Rußland nie viel Gutes gebracht habe. Damit hat die Reaktion eine neue Taktik eingeschlagen, bisher verhielt sie sich wohl kühl zu England, hatte aber während des Krieges niemals sich mit einer offenen Kritik der Bundesgenossen herausgewagt. Die Reaktion hat sich wohl zu der neuen Taktik entschlossen, weil die Linke ihr bisher „verräterische" Hinneigung zu Deutschland vorgeworfen hatte. Jetzt scheint sie den Spieß umkehren zu wollen und die russischen Liberalen der verräterischen Leichtgläubigkeit zu bezichtigen, daß sie Englands Versprechungen für bare Münze nehmen. In der Tat läßt es sich nicht leugnen, daß zu Beginn des Krieges die liberale Presse immer wieder verkündete, daß in einigen Wochen Konstantinopel von den Engländern für die Russen erobert werden würde. Als dann Monat auf Monat verging und aus den Angreifern auf den Dardanellen Belagerte wurden, ward es still in der russischen Presse und jetzt müssen Reisen von Journalisten und Abgeordneten die gegen England abgeflaute Stimmung wieder in die Höhe bringen." Der Kampf zwischen der Politik der Liberalen und den Reaktionären in bezug auf England läßt sich bis in die militärischen Operationen Rußlands hinein verfolgen. Die russischen Truppen dringen in Persien, statt wirklich wie Miljukow Englands wegen behauptet, alles an den Vormarsch auf Bagdad zu setzen, vielmehr gegen den Persischen Golf vor und besetzen Ispahan. Die Rückwirkung in England sehen wir an publizistischen Drohungen in der Art des Ukraine-Artikels in der „Contemporary Review", den wir vor einigen Wochen besprachen. Auf der Rechten war der Gedanke, Deutschland mit einem vorläufigen Scheinfrieden zu betrügen und die Zeit zu benutzen, um mit dem drohenden Liberalismus fertig zu werden, schon Ende 1915 so stark, daß, wie mir in einem Briefe aus Rußland berichtet wird, ein reaktionärer Generalgouverneur den erbitterten Ausspruch tat: „diese Hunde von Revolutionären scheinen sich das Wort gegeben zu haben, daß nichts passieren darf!" „Passierte" nämlich etwas nach Art einer Revolution, so hätte man einen Vorwand, um der Regierung zum Friedensschluß zu raten.

Alle diejenigen, die aus solchen Anzeichen schließen, daß in der Tat die Möglichkeit eines soliden Friedens mit Rußland bestehe, irren darum von Grund auf, weil sie vergessen, oder nicht wissen, daß die Kraft des

Digitized by Google

deutschfeindlichen Willens bei der ungeheuren Überzahl aller derer, die in Rußland überhaupt politisch zu denken vermögen, auf der wirtschaftlichen und staatlichen Notwendigkeit beruht, die Meerengen zu besitzen. Dagegen können auf die Dauer selbst die „echtesten" russischen Leute nicht aufkommen. Auch sie wollen es im letzten Grunde ebenso energisch wie die Liberalen, nur daß ihr innerpolitischer Wille mit dem nach außen gerichteten konkurriert. Auf sie Hoffnungen zu setzen, darauf würde das biblische Wort von dem Rohrstab passen, der zerbricht, wenn man sich auf ihn stützen will, und dem Sichstützenden durch die Hand fährt.

Zu dem Zwang dieses großen politischen Zusammenhangs gesellt sich, wie dieser Krieg uns immer erschütternder, immer entsetzlicher lehrt, die Tatsache, daß Rußland im tiefsten Innern eine Barbarenmacht ist, mit der es überhaupt schwer ist, echte und rechte Verträge zu machen. Auch in dieser Beziehung enthielt die Rede des Reichskanzlers da, wo er von dem Mord und Brand, von den Knuten der Kosaken und was dem ähnlich ist, sprach, Wendungen von befreiender Kraft und Deutlichkeit. Wie Unglaubliches, Schauderhaftes dem russischen Geist zu denken möglich ist und was er zu verwirklichen unternimmt, dafür zum Beweise möchte ich in diesem Heft mit dem Abdruck einer Reihe von beglaubigten Mitteilungen aus Rußland beginnen und wähle als erstes Stück: Warum man in Rußland „1812" spielte!

Warum man in Rußland „1812" spielte

Von ***

Ist es auch Wahnsinn, hat es doch Methode" — kein Satz dürfte die von den Russen mit äußerster Konsequenz durchgeführte „Aussiedlung" der Zivilbevölkerung aus den vom Feinde bedrohten Gebieten besser charakterisieren. Wahnsinn — in seiner furchtbaren, unmenschlichen Brutalität, seinem viehischen, eines Johann des Schrecklichen würdigen Zynismus; Methode — in der Erreichung der mit dieser Maßregel von der russischen Regierung verfolgten Ziele. Welches sind diese Ziele? Nun, wir kennen sie, glauben sie wenigstens zu kennen. Wir haben sie von amtlicher und nichtamtlicher russischer Seite immer wieder gehört, wir haben ihre Zweckmäßigkeit bezweifelt, ihre Opfer bedauert. Und uns damit abgefunden.

Digitized by Google

Das Jahr 1812 sollte nachgeahmt werden! So wurde es uns gesagt, — und so glaubten wir es auch. In eine Einöde verwandelt sollten die deutschen Truppen die Gebiete bei ihrem Vorrücken antreffen, entblößt von allem Lebenden, von Mensch und Vieh, entblößt von aller Nahrung, zerstört, verbrannt die Häuser, verwüstet die Felder .... Welcher Wahnsinn! Welch sinnlose Maßregel in der Zeit der Eisenbahnen und Automobile. Und doch, — vielleicht war auch das der Zweck der russischen Regierung. Ein Zweck jedenfalls. Ein anderer, furchtbarer als wir es uns zu denken vermöchten, ist dabei von uns außer Acht gelassen, in seiner ganzen Tragweite nicht erkannt worden. Und doch ist gerade der für uns bedeutungsvoll. Bedeutungsvoll für Deutschlands Zukunft; bedeutungsvoller, als die vorübergehenden, rasch gehobenen Schwierigkeiten, die unserer Armee aus der Zerstörungswut des Feindes erwuchsen.

Vergegenwärtigen wir uns die Geschichte der russischen „Aussiedelungspolitik".

In Kurland fing es an. Da wurde nach dem ersten Vorstoß der Deutschen auf Mitau und ihrem Zurückgehen auf Libau im Mai 1915 die ganze kurländische Judenschaft, 30—40000 Menschen, ausgesiedelt. Innerhalb dreimal 24 Stunden hatten sie Haus und Hof zu verlassen; Männer und Frauen, Greise und Kinder, Kranke und Gesunde. Keine Bahnen wurden ihnen zur Verfügung gestellt, keine Hilfe geleistet. Zu Fuß, auf Wagen und Booten verließen sie das Land. In langem Zuge, still, stumm. — Warum diese Maßregel? Warum traf sie nur die Juden? Warum nicht auch Letten und Deutsche? Von einer allgemeinen Aussiedelung der ganzen Bevölkerung, von einer Zerstörung des Landes, von einer Wiederholung der Vorgänge von 1812 war nicht die Rede. Was war die Veranlassung, der Zweck dieser Judenvertreibung? Spionage sollen Juden für die deutschen Truppen getrieben haben, — so hieß es offiziell. Vielleicht war es geschehen, von einzelnen, wir wissen es nicht. Warum aber dann alle?

Es war ein Vorspiel für das Kommende, eine Generalprobe, ausgeführt an den Parias Rußlands, den Juden.

Und dann kam die große deutsche Frühjahrsoffensive und gleichzeitig der großfürstliche Befehl zur Aussiedelung der gesamten bedrohten Bevölkerung und zur Zerstörung des Landes: Polens, Litauens, Kurlands.

Digitized by Google

Die Parole wurde ausgegeben: wie unsere Ahnen im „Vaterländischen Krieg" von 1812 den Feind in die Einöde Rußlands gelockt und ihn dort vernichtet haben, so wollen wir es heute wieder tun! Und mit Begeisterung wurde diese Parole von der russischen — wohlgemerkt russischen — Bevölkerung aufgenommen, die Presse stieß ins patriotische Horn, — und die Völkerwanderung der Elenden, Vertriebenen, der Polen, Litauer und Letten begann. Und sie dauerte an durch Wochen und Wochen. Und plötzlich kam der Befehl: die Aussiedelung ist einzustellen, die Verwüstung hat zu unterbleiben. Wann war das doch? Es war in dem Augenblick, als die deutschen Truppen Polen durchschritten und im Gouvernement Minsk russischen Boden betreten hatten. Da mit einemmal hieß es: die Bevölkerung bleibe im Lande!

Warum wohl? Nun, der Grund liegt auf der Hand, sollte man meinen: es waren genug der Flüchtlinge, die Rußland schon überschwemmten, die Krankheiten und Elend, die Schrecken des Krieges in das Innere Rußlands trugen, schwer auf den Taschen der Städte und Landschaften lagen, ansteckende Seuchen um sich verbreiteten. Das war der Grund. Jawohl, — ein Grund nur wiederum.

Für den Aussiedelungsbefehl mußte das „glorreiche" Beispiel von 1812 herhalten; für die Widerrufung des Befehls die humane Gesinnung der russischen Regierung, die weiteren Flüchtlingsmassen nicht die ihnen gebührende Sorgfalt glaubte angedeihen lassen zu können. Das ist wahr und falsch zugleich, denn der tiefste Grund für beide Maßregeln liegt wo anders.

Wir werden ihn finden, wenn wir dem Leidenswege der Flüchtlinge folgen.

Eine amtliche Zählung der Vertriebenen im Februar 1916 ergab 4217000 Personen. Das war zu einer Zeit, wo diese Unglücklichen bereits einen Winter hinter sich hatten, wobei die in vier innenrussischen, an den Hauptverkehrsstraßen liegenden Gouvernements befindlichen Flüchtlinge nicht mitgerechnet waren, „da ihre Zählung noch nicht beendet sei". Deren Zahl dürfte besonders groß sein. Der bekannte russische Statistiker Professor Issajew berechnet die Gesamtzahl der im Sommer und Herbst 1915 Vertriebenen auf 12 Millionen Menschen!

Digitized by Google

Was geschah mit ihnen? Langsam wälzte sich ihr Zug von Westen nach Osten. Zu Fuß zunächst, zu Wagen. Dann stauten sie sich in den größeren Städten (im September und Oktober trafen laut amtlicher Feststellung täglich 3000 Personen allein in Petersburg ein), wurden auf die Eisenbahn verladen, — und fort ging es mit ihnen nach Sibirien. Frauen, Kinder und Greise darunter. Im Sommer, in höchster Eile aus ihrer Häuslichkeit gerissen, — hinein in den sibirischen Winter. Ohne Nahrung, ohne warme Kleidung, der russischen Sprache meist nicht mächtig. Ermessen wir das Elend dieser 12 Millionen? Können wir uns einen Begriff machen von ihren Leiden? Aber fort mit ihnen, fort. Im europäischen Rußland könnten sie gefährlich werden, Krankheiten verbreiten, der eingeborenen Bevölkerung die Augen über die Schrecken des Krieges, die Niederlagen der Regierung öffnen. Darum fort mit ihnen nach Sibirien, in die weiten Einöden, wo kein unberufenes Auge ihren Leidensweg verfolgen kann, wo sie verschwinden, verderben, sterben. Ja, — gestorben sind sie zu Tausenden, Hunderttausenden, Millionen! Wir haben ihre Toten nicht gezählt. Keine Verlustliste gibt Kunde von ihnen. Wer aber die Berichte der russischen Zeitungen gelesen, diese Berichte, denen von der Zensur noch dazu das allzu Grausige gestrichen worden ist, der weiß es: es war ein Massenmord, ein Massenmord, wie die Weltgeschichte seinesgleichen nicht kennt; ein bewußtes, planmäßiges Hineintreiben in den sicheren Tod.

In den sicheren Tod, denn wer sorgte für sie?

Die beiden größten, über außerordentliche Mittel verfügenden Kriegshilfeorganisationen, der „Allgemeine Städteverband" und der „Allgemeine Landschaftsverband", nahmen sich der Flüchtlinge an. Es wurden Komitees gegründet, Mittel aufgebracht, der Not zu steuern gesucht. Aber, — wer kennt nicht russische Organisationen? Der Wille war da, mit dem Vollbringen aber war es übel bestellt. — Und dann — das ist das wichtigste — setzte die Chikane der Regierung ein. Bewußt, planmäßig. Vom Gouverneur herunter bis zum letzten Schutzmann suchten sie die Arbeit der Verbände zu stören und zu hemmen. Kein Verbot natürlich. Um Gotteswillen, nur das nicht! Man ist doch human, bekämpft die Barbarei, ficht für die höhere Kultur. Aber — Nörgeleien, Weitläufigkeiten, Schwierigkeiten, mit denen ein bureaukratisches Regime alles

Digitized by Google

Leben zu töten vermag. Und es wurde getötet. Im November, kurz vor Anbruch des Winters, erklärte der eine der Verbände, er sehe sich außer Stande, seine Hilfsaktionen fortzusetzen, da die Regierungsmaßnahmen ihm prinzipiell und allerorten seine Arbeit lahmlege. Der andere Verband setzte seine Tätigkeit fort, betonte jedoch zugleich, daß er sich im Interesse der Menschlichkeit nicht zum Niederlegen seiner Arbeit berechtigt glaube, sich aber von seinen Erfolgen nicht mehr viel verspreche.

Auf die „Hilfe" der Regierung und die der eigenen Landsleute allein angewiesen, gingen die Vertriebenen dem kommenden Winter entgegen. 60 Pfennig pro Tag, das war die Maximalunterstützung, die sie an den Sammelstellen erhielten. Wenn sie sie erhielten. Und davon sollten die Armen alles bestreiten: Essen und Trinken, Wohnung, Kleidung und Holz. Und das im russischen Winter bei der schon damals herrschenden Teuerung. Wie viele von ihnen auf der Fahrt nach Osten niedergebrochen, am Straßenrande verreckt sind, wir wissen es, wie gesagt, nicht. Die Überlebenden wurden weiterbefördert, nach Sibirien hinein.

Und dort, in Sibirien, erwarteten sie die Ansiedelungskommissionen. Und diese geben uns Auskunft über den tieferen Sinn der ganzen Ansiedelung.

In Sibirien hörten die Unterstützungen auf. Da hieß es: verpflichtest du dich, dich dauernd hier niederzulassen, so erhältst du Land. Wenn nicht, — dann verhungere! Vergebens protestierten die Vertreter der Polen auf der 18. Sitzung der „Besonderen Konferenz in Flüchtlingsangelegenheiten" am 24. November 1915 in Petersburg gegen diese gewaltsame Ansiedelung. In flammender Entrüstung hält der Pole Grabski die teuflische Niedertracht der ganzen Aussiedelung den russischen Kommissionsgliedern vor. Vergebens. Es wird die Resolution gefaßt: „die Agenten der Ansiedelungsbehörde sollen den polnischen Bauern in Sibirien erklären, daß sie nur freiwillig sich anzusiedeln brauchen." Welcher Zynismus, welch grausamer Hohn! „Freiwillig", wo die Unglücklichen den sicheren Tod aus Hunger und Kälte vor Augen haben, wenn sie auf die Bedingungen der Agenten nicht eingehen. Und noch mehr. Nicht in geschlossener Masse werden diese Vertriebenen — Polen, Litauer und Letten — angesiedelt. Verstreut über das ganze Land, eingesprengt zwischen sibirisch-russische Siedelungen.

Digitized by Google

Nun enthüllt sich uns der wahre Zweck der ganzen Aussiedelungspolitik. Mit einem einzigen Schlage sollte der westliche Fremdstämmigengürtel Rußlands vernichtet, Raum für Ansetzung großrussischer Bauern gewonnen, die kernrussische Grenze bis hart an Deutschland herangeschoben werden. Der Russifizierung hatten diese Völker in Friedenszeiten ungeachtet aller Drangsalierung getrotzt. Hier bot sich nun die Gelegenheit, mit einem Schlage das zu erreichen, was in Jahrzehnten des Friedens nicht möglich gewesen war. 12 Millionen Fremdstämmiger konnten entwurzelt, teils vernichtet teils fern von der Heimat entnationalisiert werden! Und das alles konnte man erreichen, ohne in den Augen der Verbündeten und Neutralen auch nur den geringsten Schein der Vergewaltigung auf sich zu laden. Im Gegenteil. Ein patriotisches Werk ohnegleichen hatte man vollbracht: lieber sein Hab und Gut, sein Haus und Hof vernichten, als es dem Feinde überlassen! Der Feind trug die Schuld, auf ihn fiel die Verantwortung für all das Elend der Millionen.

An der Wiedereroberung des von den Deutschen okkupierten Gebietes zweifelte damals noch niemand in Rußland. Sollte es nun auch nicht mehr gelingen, Land dem Feinde zu entreißen, — nun, so bot das entvölkerte Polen, Litauen und Kurland Raum genug, um seinen den eigenen Soldaten zu Beginn des Krieges gemachten Landversprechungen nachzukommen. Der Landhunger des eigenen Volkes ist zunächst befriedigt, der Fremdstämmigengürtel zerrissen und zerrieben, — ist das nicht der Opfer wert?!

So sieht es in Wahrheit mit den Zielen der Aussiedelungspolitik aus! Wir stehen hier vor einer Brutalität, wie die Weltgeschichte nicht ihresgleichen hat. 12 Millionen der eigenen Staatsangehörigen, deren Söhne, Brüder, Väter in den Reihen des eigenen Heeres kämpfen, sie werden einem elenden Tode preisgegeben, verschleppt und entwurzelt, nur, um der herrschenden Rasse das Übergewicht zu geben, um ihre Expansionsgelüste zu befriedigen. Was ist die Verschleppung der Juden ins babylonische Exil, was sind die Greuel des 30jährigen Krieges gegen diese kalten Blutes verfügte Vernichtung von Millionen eigener Staatsangehöriger in wenigen Monaten!

Wir wollen es nicht glauben, wir suchen nach anderen Motiven. Und

Digitized by Google

doch, wir können nicht anders, wir müssen es glauben. Die Sistierung der Aussiedelung an der kernrussischen Grenze, die systematische Behinderung aller Hilfsaktionen, das planmäßige Vorgehen der Ansiedelungskommissionen in Sibirien, — das alles spricht eine deutliche Sprache. Aber wir haben noch weitere Belege.

Die Aussiedelung der Fremdstämmigen an der russischen Westgrenze ist beendet. Aber mitten im Lande gibt es ihrer noch andere. 2 Millionen deutscher Kolonistenbauern siedeln in den verschiedensten Teilen des Landes. Russische Untertanen, z. T. schon vor 150 Jahren in das Land gerufen. Galt es bei der Aussiedelung der Polen, Litauer und Letten noch die Form zu wahren, — hier, den Angehörigen der feindlichen Nationalität gegenüber, fällt jede Maske. Offen und nüchtern heißt es in Presse, Parlament und Volk: fort mit den Fremdstämmigen, fort mit der „deutschen Vergewaltigung", fort mit den Bauern. Wir brauchen Land für unser eigenes Volk. Euer Land ist das beste, reichste, kultivierteste. Fort mit euch! Und die Enteignung ward verfügt. Mitten im schwersten Winter, im Januar dieses Jahres, hat die Völkerwanderung dieser 2 Millionen deutscher Bauern nach Sibirien begonnen. Ohne jegliche Entschädigung („die wird Deutschland nach dem Kriege zu zahlen haben", heißt es zynisch), werden sie von Haus und Hof gejagt, haben sie die Scholle zu verlassen, die sie und ihre Väter bebauten. Ein ministerieller Spezial-Befehl schreibt „den Gouverneuren und allen ihren Unterbeamten bis zum Landgendarmen herab" vor, die Aussiedelung der deutschen Bauern mit „allergrößter Schnelligkeit und Energie" zu betreiben, diese Aufgabe als ein „patriotisches Werk zum Lohne der glorreichen Armee" zu betrachten, und droht mit „strengsten Strafen" im Falle von Lässigkeit. Das heißt in dürren Worten: nehmt nicht Rücksicht auf Alter und Geschlecht, auf Krankheit und Not! Jagt sie fort wie Hunde vor der Tür! Und prompt wird diesem Befehl Folge geleistet: die „Aussiedelung" ist eben in vollem Gange, keine Nummer der russischen Zeitungen, die nicht mit Behagen die wachsende Zahl der enteigneten Ländereien täglich zu melden weiß. Rußland für die Russen, — ob es auch über die Leichen von Millionen russischer Staatsangehöriger fremder Nationalitäten geht.

Und wer diese Ziele der russischen „Aussiedelungspolitik" und das sich

Digitized by Google

in ihnen dokumentierende Expansionsbestreben des Russentums immer noch nicht erkennen will, und wer da meint, es handele sich hierbei um innerrussische Angelegenheiten, der möge dem Wirken der Russen in Ostpreußen nachgehen. Nicht von Raub, Mord und Brand sei hier die Rede; nein, von einer anderen Gewalttat, die man in Ostpreußen wohl in ihrer vollen Bedeutung erkannt hat, die aber sonst im Reich noch immer nicht in ihrer ganzen Tragweite gewertet wird. — Es ist das die gewaltsame Verschleppung Tausender von Zivilpersonen. Warum haben die Russen das getan? Aus roher Lust? Nein, — aus nüchterner Überlegung heraus, auf direkten Befehl „von oben" her. Offiziell hieß es (und so wurde es von den Russen in den neutralen Ländern verbreitet), die Zivilbevölkerung treibe Spionage und werde deswegen entfernt. Spionage? Die männliche Bevölkerung war ja zum größten Teil im Felde; also die Frauen, Kinder, Greise, Krüppel? Aus ihnen zumeist bestanden die Tausende der Verschleppten. Gewiß wird die Zivilbevölkerung den eigenen Truppen Hilfe gebracht haben. Aber alle die Tausende? Weggeholt von der Feldarbeit, herausgeholt aus ihren Häusern. Ohne Feldgericht, ohne Verhör, wie es doch sonst in Spionagefällen immer geschieht. Nein, die Ostpreußen wissen den wahren Grund für ihre Verschleppung, und wer in Rußland Ohren hatte zu hören, der hörte es auch; ruhig, klar, zynisch ausgesprochen: Wir brauchen Platz für unsere Bauern. Die Männer aus Ostpreußen stehen im Felde, die werden fallen, nur zum Teil in die von uns annektierten Gebiete zurückkehren. Aber die Jugend ist im Lande geblieben, auch die Frauen. Die erheben Ansprüche auf ihren Besitz auch nach dem Kriege; sie stehen uns im Wege. Darum fort mit ihnen. Und so geschah es. Tausende und Abertausende wurden verladen und nach Rußland geschleppt. Wer von ihnen kommt wieder .....?

Das ist das wahre Gesicht Rußlands! Das sind die wahren Gründe seiner Aussiedelungspolitik. Deutsches Land wollte der Russe erobern. Aber nicht dessen deutsche Bevölkerung mit in den Kauf nehmen. Ausgerottet sollte diese werden, um Platz zu schaffen für russische Bauern.

Wir haben Hindenburg und seine Braven gefeiert, weil sie Ostdeutschland vor weiterem Raub und Brand errettet haben. Sie haben mehr getan! Sie haben das Land vor einer Ausrottung des

Digitized by Google

Deutschtums, vor einer bleibenden Annexion durch Rußland bewahrt! Das war das wahre Ziel der Russen! Es gab dort drüben auch nicht eine Stimme, welche nicht die bleibende Angliederung dieser Provinzen an Rußland als etwas ganz Selbstverständliches betrachtete. Daraus machte kein Mensch ein Hehl. Was der Russe einmal in seinen Klauen hat, das gibt er freiwillig nicht mehr heraus. Unersättlich ist er in seiner Machtbegier, brutal in seiner triebhaften Eroberungslust. Man verfolge die Geschichte seiner Entwicklung, — und die nackten Zahlen werden die Wahrheit dieses Satzes belegen. Und als es den Russen dieses Mal, in Ostpreußen, nicht gelang, da sollte der Krieg doch wenigstens den einen Gewinn ihnen bringen: die Vernichtung der Fremdstämmigen in ihren Westprovinzen. In Friedenszeiten war das nicht geglückt, nun sollte der Krieg dazu verhelfen. Vorgeschoben sollte die Grenze des Großrussentums werden bis an die Ostsee, bis nach Schlesien und Ostpreußen heran. Das Ziel war seiner Opfer wert.

Was wußten wir hier in Deutschland vor dem Kriege von dem Fremdstämmigenwall der russischen Westprovinzen? Was wußten wir von dem Schutz, den er uns gewährte? Erklärte der Finnländer, der Este, Lette, Deutsch-Balte, Litauer, Ukrainer, daß er kein Russe sei, daß er das Russische wie eine Fremdsprache spreche — ungläubig zuckten wir die Achseln, verständnislos wandten wir uns ab von diesem Sonderling.

In unserem Empfinden war Volkstum und Staatsangehörigkeit identisch. Wer mit einem russischen Reisepaß behaftet zu uns ins Land kam, der war ein „Russe". Für uns hörte der Deutsche an Deutschlands Grenzpfählen auf. — Nicht so der nationale Russe. Er wußte, welche Gefahr seine fremdstämmigen Westprovinzen für den Bestand seines Reiches bildeten. Wie eine gewaltige Mauer türmte sich die elementare Macht des Großrussentums jenseits dieses Fremdstämmigengürtels auf. Vernichtend, zermalmend hat sie sich in diesem Kriege auf ihn gestürzt.

Sollen wir es dulden, daß die Mauer des Moskowitertums sich nunmehr hart an unserer Grenze aufbaut? Nein, und nochmals nein. Dieser Krieg war ein erster Stoß Rußlands. Wann folgt der zweite, der, der über die Grenze führt?!

Um Raum für seine Bauern zu schaffen, hat der Russe seine West-

Digitized by Google

provinzen gewaltsam entvölkert. Sich wollte er damit nützen, seinem Expansionsbestreben war das Opfer von Millionen Menschen nicht zuviel. Aber auch wir brauchen Raum für unsere Bauern, auch wir brauchen Siedelungsland! Mehr als er! Sich wollte er Raum schaffen, für uns hat er ihn geschafft. So soll es sein!

„Freundschaft mit Rußland!" Wie schneidender Hohn klingt es dem in den Ohren, der Rußland kennt. Freundschaft mit Rußland! Wie lange werden wir noch der Michel bleiben, der, statt seine Macht zu brauchen, schwächlich paktiert und friedensselig den habgierigen Räuber an seiner Grenze groß und stark werden läßt, — auf Deutschlands Kosten. Sieh dich vor, Deutschland! Es kann nicht dein Stolz und nicht dein Vorteil sein, mit dem Millionenmörder dich zu verbrüdern.

Die gegenwärtige finanzielle Lage Frankreichs

Von Prof. Dr. Paul Arndt

Die Überschätzung der wirtschaftlichen Kraft Frankreichs[1], die vor dem Kriege vielfach in Deutschland bestand, gründete sich zum großen Teil auf eine falsche Beurteilung der Leistungsfähigkeit, die Frankreich auf dem internationalen Kapitalmarkt bekundete. Wenn Frankreich für fremde Völker so viele Milliarden übrig hatte, mußte es dann nicht selbst im Überfluß leben? Und wie war es sonst zu erklären, daß die „Überschüsse" der französischen Volkswirtschaft, die dem Auslande zur Verfügung gestellt wurden, sehr viel größer sein konnten als die entsprechenden Überschüsse der deutschen Volkswirtschaft? An der Tatsache selbst war nicht zu zweifeln. An keiner Börse der Welt, nicht einmal der Londoner, spielten vor dem Kriege die ausländischen Wertpapiere eine so große Rolle wie an der Pariser. Nirgendswo hat man für fremde Staaten so viel Geld aufgebracht wie in Frankreich. Man kann annehmen, daß sich der Besitz Deutschlands an fremden Wertpapieren in der Friedenszeit jährlich um etwa eine halbe Milliarde Mark vermehrt hat, der Frankreichs dagegen um den doppelten oder sogar den dreifachen Betrag. Die Schätzungen beruhen allerdings auf unsicheren Grundlagen. Im ganzen

[1] Vergl. den Artikel über die „Grundlagen der finanziellen Kraft Frankreichs" in der Nummer 14 der „Deutschen Politik".

Digitized by Google

dürften vor dem Kriegsausbruch die Kapitalanlagen Frankreichs im Auslande mindestens 50 Milliarden Mark betragen haben, die Deutschlands etwa 35 Milliarden[1].

Man hat wohl gesagt, Deutschland habe wegen des starken Anwachsens seiner Bevölkerung dauernd einen sehr viel größeren eigenen Bedarf an neu gebildetem Kapital; es brauche seine Ersparnisse zum Bau neuer Häuser, Straßen, Lokalbahnen, Wasserwerke, Beleuchtungsanlagen, Schulen usw. für die neu hinzutretenden Millionen; das kinderarme Frankreich habe dagegen für seine erübrigten Kapitalien keine Verwendungsmöglichkeit im Inlande. Diese Auffassung enthält neben einem Fünkchen Wahrheit viel Irrtum. Wir haben allerdings in Deutschland dauernd mehr Kinder zu ernähren, zu bekleiden, auszubilden usw., als dies in Frankreich erforderlich ist. Auf 1000 Einwohner kamen vor einiger Zeit in Deutschland 351 Kinder (bis zu 15 Jahren gerechnet), in Frankreich dagegen nur 262. Aber es ist nicht außer Acht zu lassen, daß die Kinder, in dem einen Land viele, in dem andern wenige, allmählich heranwachsen und aus reinen Konsumenten zu brauchbaren und oft sehr gesuchten Produzenten werden, die dann selbst für ihren Unterhalt sorgen und durchweg soviel erarbeiten, daß sie auch die während ihrer Kindheit entstandenen Unterhaltungskosten decken könnten, bezw. für eigene Kinder sorgen können. Der deutsche Geburtenreichtum liefert uns eine Fülle erwünschter Arbeitskräfte, während in dem kinderarmen Frankreich die Klagen über Arbeitermangel nicht aufhören. Und wer wollte im Ernst behaupten, wir hätten in Deutschland etwa seit 1870 aus Kapitalmangel nur die allerdringendsten Bedürfnisse befriedigen können! Wir haben im Gegenteil in den letzten Jahrzehnten beim Bau von Schulen, Verwaltungsgebäuden, Geschäftshäusern usw., bei der Fürsorge für das heranwachsende Geschlecht, für Kranke und Bedrängte, auch zu bloßen Repräsentationszwecken oft recht *aus dem Vollen* gewirtschaftet und hätten, falls wir es gewollt hätten, zweifellos sehr viel mehr Mittel zur Kapitalanlage im Auslande zurücklegen können. Andererseits, welcher Kenner Frankreichs könnte wirklich glauben, es gäbe dort keine Möglich-

[1] Genauere Angaben hierüber finden sich in meinen Aufsätzen über die „Kapitalanlage im Auslande" in der „Zeitschrift für Sozialwissenschaft", Jahrgang 1915, S. 379 ff. und 445 ff.

Digitized by Google

keit, das jährlich ersparte Kapital im Lande selbst nützlich zu verwenden! Ist es nötig, an die vielfach jammervollen hygienischen Einrichtungen Frankreichs, an die großen Mängel des französischen Eisenbahnwesens, an die veraltete Ausstattung der Seehäfen, an die geringe Leistungsfähigkeit der Binnenwasserstraßen, an die unentwickelte Sozialreform und so manches andere, was jedem Deutschen beim Aufenthalte in Frankreich auffällt, zu erinnern? Wären die Franzosen auf manchen Gebieten nicht so anspruchslos, um nicht zu sagen, kulturell rückständig, so würden sie schon wissen, was mit den vielen, jetzt dem Auslande überlassenen Millionen Franken im eigenen Lande anzufangen wäre. Es fehlt übrigens in Frankreich nicht an Wirtschaftspolitikern, die großartige Reformprogramme, deren Durchführung viele Milliarden beanspruchen würde, aufgestellt haben. Aufs dringendste wurde z. B. die gewerbliche Ausnützung der zahllosen Wasserkräfte in den französischen Gebirgen, die Erschließung der riesigen Eisenerzlager in der Nähe der Nordostgrenze, der Umbau der veralteten Hafenanlagen in Marseille, Havre usw. empfohlen. Es ist aber infolge des Mangels an Unternehmungslust und gegenseitigem Vertrauen und infolge der Schwerfälligkeit der bureaukratischen Maschinerie in Frankreich fast immer bei den Projekten geblieben.

So ist es tatsächlich nicht ganz unrichtig, wenn behauptet wird, das französische Sparkapital sei infolge der *Lässigkeit* der französischen Unternehmer genötigt gewesen, teilweise im Auslande eine Unterkunft zu suchen. Zu der geringeren Verwertungsmöglichkeit des Kapitals im Inlande kam aber als treibende Kraft, welche die französischen Kapitalbesitzer veranlaßte, bei ihren Anlagen das Ausland zu bevorzugen, noch ein Doppeltes, der *nationale Ehrgeiz* und die *Spielsucht*.

Man weiß, daß Darlehen an das Ausland oft wertvolle *politische* Freundschaften begründen, und es kann kein Zweifel daran bestehen, daß die Franzosen sich bewußt und planmäßig ihrer Kapitalkraft bedient haben, um Bundesgenossen gegen Deutschland für den „Tag der Rache" zu werben. Das Bündnis der Republik mit dem Zarenreiche beweist das deutlich. Die Franzosen, hoch und niedrig, große Finanzleute und kleine Sparer, *wollten* nach außen glanzvoll erscheinen. Schwer lastete auf allen die Niederlage von 1870. Nichts erstrebten sie sehnlicher als einen

Digitized by Google

neuen „jour de gloire“. Und so gaben sie ihr erspartes Geld, anstatt es für die nötigsten Reformen zu Hause zu verwenden, mit vollen Händen den Russen, Serben, Griechen usw., ohne allzu ängstlich nach der nötigen Sicherheit der Darlehen zu fragen. Wer das Geheimnis der nach außen wirkenden Kapitalkraft Frankreichs ergründen will, muß diesen mächtigen politischen Einflüssen seine volle Aufmerksamkeit schenken.

Als weiterer starker Beweggrund für die Verschleuderung des französischen Kapitals an das Ausland muß die Spielsucht der Bevölkerung Frankreichs genannt werden. In wenigen Ländern ist die Leidenschaft des Spiels so sehr verbreitet wie in Frankreich. Zweifellos haben die „exotischen“, oft recht wenig vertrauenswürdigen Werte, die in so gewaltigen Mengen dem Pariser Geldmarkte zuströmten und auf ihm willige Aufnahme fanden, vielen als geeignete Spielobjekte gedient. Brasilianische, argentinische, merikanische, venezolanische Wertpapiere waren oft in den bescheidensten Dörfern Frankreichs anzutreffen. Natürlich spielte bei den Emissionen dieser Papiere auch die Spekulation der großen Finanzleute, die für ihre Einführung auf dem Pariser Kapitalmarkte in erster Linie verantwortlich waren, eine große Rolle. Die bei solchen Emissionen erzielten Gewinne waren oft sehr beträchtlich.

Es ist nicht einzusehen, warum das wirtschaftlich so viel stärkere Deutschland, wenn es das wollte, nicht ebenso gut in der Lage sein sollte, sich nach außen mit Kapitalien kraftvoll zu betätigen, wie Frankreich es getan hat. Wir haben es allerdings vorgezogen, unser Kapital hauptsächlich im Inlande zu verwenden, und die dadurch erzielte Vervollkommnung unserer industriellen Rüstung hat sich ja auch besonders im jetzigen Kriege glänzend bewährt. Daß wir aber auch, wenn nötig, für Zwecke der auswärtigen Politik Hunderte von Millionen Mark aufbringen konnten, hat sich im letzten Jahrzehnt bei dem finanziellen Werben zwischen Franzosen und Deutschen um die Freundschaft der Balkanstaaten mehrfach deutlich gezeigt.

Als der Krieg im vorigen Sommer auszubrechen drohte, waren die Verhältnisse auf dem französischen Kapitalmarkte höchst unerquicklich. Man hatte im ersten Halbjahr 1914 fremde, hauptsächlich russische, türkische und serbische Wertpapiere im Betrage von fast 2¼ Milliarden Franken in Paris emittiert; das französische Publikum war nicht im-

Digitized by Google

stande, so gewaltige Summen sofort aufzubringen. Es hatte gerade an brasilianischen, mexikanischen usw. Werten, die von den Pariser Banken in sehr erheblichen Beträgen auf den Markt gebracht worden waren, bedeutende Verluste erlitten; denn in fast allen zentral- und südamerikanischen Staaten waren damals infolge einer unglücklichen Verkettung von widrigen Umständen, Mißernten, Revolutionen usw. wirtschaftliche Krisen ausgebrochen, und die Rentabilität vieler Kapitalanlagen in jenen Ländern war dadurch in Frage gestellt. Die Kaufkraft und die Kauflust der besitzenden Klassen Frankreichs waren außerdem durch den finanzpolitischen Streit, der in der Republik mit großer Erbitterung ausgefochten wurde, stark beeinträchtigt. Der französische Staat hatte schon längere Zeit mit Fehlbeträgen gewirtschaftet; die an ihn gestellten Anforderungen, namentlich zu Rüstungszwecken, wurden immer größer. Eine beträchtliche Erhöhung der Steuern wurde dadurch unumgänglich. Ähnlich lagen bekanntlich die Dinge vor einigen Jahren in Deutschland und England. Während aber in diesen beiden Ländern die „Finanzreform" rechtzeitig, wenn auch nach schweren inneren Erschütterungen, durchgeführt wurde, konnte man sich in Frankreich über die entscheidenden Schritte, d. h. vor allem die Einführung einer einträglichen Einkommensteuer, nicht verständigen und schob die Reform immer wieder hinaus. Infolgedessen wurde das Defizit im Staatshaushalt immer bedenklicher, die schwebende Schuld immer größer und das Steuerprogramm immer radikaler. Sachkenner behaupteten im Frühjahr 1914, daß zur „Sanierung" der Finanzen Frankreichs 3—4 Milliarden Franken erforderlich seien. Die besitzenden Klassen, denen die Kosten der Finanzreform aufgebürdet werden sollten, sträubten sich aufs äußerste nicht nur gegen die Übernahme der Last selbst, sondern vor allem auch gegen die damit verbundene Notwendigkeit, dem Staate, bezw. seinen Beamten, Einblick in die Vermögens- und Einkommensverhältnisse der einzelnen Privatleute zu verschaffen. Ein Ministerium nach dem anderen scheiterte an der Reform, und so ging Frankreich mit zerrütteten Finanzen in den Krieg. Um sich aus der größten Verlegenheit zu befreien, hatte man im Frühjahr 1914 nach langem Hin- und Herschwanken, das immer neue Beunruhigung und starke Verstimmungen des zahlungsfähigen Publikums mit sich brachte, entschlossen, einstweilen eine $3^1/_2$ prozentige Anleihe von 800 Millionen Franken aufzunehmen.

Digitized by Google

Diese Anleihe wurde vierzigfach überzeichnet, und wieder triumphierte man über die ungeheure finanzielle Kraft Frankreichs. Als sich dann aber bald der politische Horizont verdüsterte und vollends, als das furchtbare Kriegsunwetter zum Ausbruch gekommen war, da stockten sofort die Zahlungen: von den 30 Milliarden, welche die französischen Kapitalisten dem Staate anscheinend so bereitwillig zur Verfügung gestellt hatten, wurde in den ersten Kriegsmonaten kaum ein Hundertstel wirklich eingezahlt.

Das französische Publikum war in einer so gedrückten Stimmung, daß die Regierung der Republik es sehr lange nicht wagte, mit einer großen Kriegsanleihe — so wie es in Deutschland und England geschah — an den Geldmarkt heranzutreten; sie schenkte den Sparern nicht das Vertrauen, daß sie dem Staate freiwillig die zur Kriegführung nötigen riesigen Mittel zur Verfügung stellen würden, was sie damals zweifellos gekonnt hätten. Statt dessen setzte die französische Regierung die Notenpresse in Bewegung. Die Banque de France erhielt die Berechtigung, ihre Notenausgabe, die sich bis dahin auf 5,9 Milliarden Franken belaufen hatte, bis zur Höhe von 12 Milliarden zu steigern, und sie hat davon auch reichlich Gebrauch gemacht. Schon Ende April 1915 betrug ihre Notenausgabe rund 11,5 Milliarden Franken. Die Höchstsumme wurde darauf im Mai 1915 auf 15 Milliarden Franken festgesetzt. Dieser Grenze näherte man sich wiederum rasch. Im November 1915 überstieg die Notenausgabe der Banque de France den Riesenbetrag von 14 Milliarden Franken, und im März 1916 wurde es nötig, die Grenze abermals um 3 Milliarden, also auf 18 Milliarden Franken, hinaufzuschieben. Zum Vergleich sei bemerkt, daß die Deutsche Reichsbank im März 1916 Noten im Betrage von nur 6,5 Milliarden Mark ausgegeben hatte. Die Summen, welche die Banque de France dem französischen Staat bis zum Dezember 1915 vorgestreckt hatte, beliefen sich auf rund 7,6 Milliarden Franken. Der Höchstbetrag des Kredits, den die Notenbank dem Staate gewähren durfte, war zu Anfang des Krieges auf 6 Milliarden Franken festgesetzt worden. Anfang 1915 wurde eine Erhöhung dieser Summen auf 9 Milliarden beschlossen.

Im Oktober 1914 entschloß sich der Finanzminister Ribot, dem französischen Publikum kurzfristige Schatzscheine mit einer fünfprozentigen Verzinsung anzubieten; man nannte sie „bons de la défense nationale". Die Kapitalbesitzer zeigten sich aber zuerst nicht sehr bereitwillig.

Digitized by Google

größere Beträge dieser „bons" aufzunehmen, trotzdem Regierung und Presse mit allen Mitteln für ihren Absatz Propaganda machten. Im ersten halben Jahre gelang es dem französischen Staate nur, sich durch den fortgesetzten Verkauf der „bons" etwa 3 Milliarden Franken zu verschaffen. Später, als der Geldbedarf des Staates immer dringlicher wurde, entschlossen sich größere Massen des Publikums zum Ankauf der „bons". Der Betrag der abgesetzten „bons" überstieg im Juli 1915, also ein Jahr nach Kriegsausbruch, 6 Milliarden und im Herbst 1915 sogar 8 Milliarden Franken.

Da die auf diese Weise eingehenden Summen bei weitem nicht zur Deckung der riesigen Kriegskosten ausreichten, so wurde im Februar 1915 der Versuch gemacht, neben den kurzfristigen auch langfristige staatliche Schuldverschreibungen zur Beschaffung weiterer Mittel auszugeben. Aber noch immer zögerte die Regierung, sich nach dem Vorbilde Deutschlands und Englands mit einem Aufruf zur Zeichnung einer großen Kriegsanleihe an die Massen der französischen Sparer zu wenden; sie begnügte sich, monatelang die neuen Schuldverschreibungen unter günstigen Bedingungen zum Kauf anzubieten. Die „Obligationen" waren fünfprozentig und nach 10 Jahren rückzahlbar. Man gewährte auch die Möglichkeit des Umtausches der im Sommer 1914 ausgegebenen 3½ prozentigen Obligationen und der „bons de la défense nationale" gegen die neue Kriegsanleihe. Hiervon wurde zwar in größerem Umfange Gebrauch gemacht; neue Mittel aber flossen der Staatskasse durch die Obligationenausgabe nur sehr langsam und spärlich, in 4 Monaten etwa 1,5 Milliarden Franken, zu, also ein Betrag, den der Krieg damals in etwa einem Monat verschlang. Im November 1915 gab die französische Regierung bekannt, daß durch den Verkauf von Obligationen im ganzen beinahe 2,4 Milliarden Franken in bar eingegangen seien; außerdem waren noch Obligationen im Betrage von 346 Millionen Franken gegen Eintausch von „bons" ausgegeben worden.

Bei der beständigen Geldnot sah sich die französische Regierung mehrmals genötigt, das Ausland mit Unterstützungsgesuchen anzugehen, wie schlecht dies auch zur „Weltbankiers"-Stellung Frankreichs passen mochte. Schon in den ersten Kriegsmonaten hielt sie es für ratsam, sich zur Beschaffung laufender Mittel nach New York und London zu wenden.

Digitized by Google

Aber sie stieß dabei sofort auf unerwartete Schwierigkeiten. In Amerika eröffnete man ihr nur einen bescheidenen Kredit von 10 Millionen Dollar, und auch in London erhielt sie nur eine verhältnismäßig kleine Beihilfe. Die Versuche, vom Auslande Geld zu erhalten oder wenigstens eine Stundung fälliger Forderungen zu erlangen, wurden noch mehrmals wiederholt. Über die Verhandlungen wurde jedoch selten Genaueres bekannt. Wie es scheint, waren die Amerikaner schon Anfang 1915 nicht mehr geneigt, den Franzosen allein Darlehen zu gewähren, und sie verlangten, daß die Engländer für die Zahlungsversprechen ihrer Verbündeten Sicherheit leisteten. Im Mai 1915 wurde berichtet, daß England der einst so stolzen und kapitalkräftigen Republik, die den Amerikanern für Kriegslieferungen bereits große Summen schuldete, einen Kredit von 1,5 Milliarden Franken einräumen wolle, dafür aber eine Hinterlegung von 500 Millionen Franken in Gold in London beanspruche. Dies wurde so aufgefaßt, daß Amerika der französischen Regierung allein nichts mehr kreditieren wollte, und daß infolgedessen England dort die Bürgschaft für die Zahlungsfähigkeit Frankreichs übernehmen mußte. Offenbar traute aber auch England der verbündeten Republik nur wenig und verlangte deshalb zu seiner Sicherstellung die Auslieferung eines beträchtlichen Teils, ungefähr eines Achtels, des mit so vieler Mühe gesammelten Goldschatzes der Banque de France, d. h. des französischen Kriegsschatzes. Bald darauf unternahmen England und Frankreich gemeinsame Schritte zur Unterbringung einer großen Anleihe in den Vereinigten Staaten von Amerika. Man hoffte, von den Amerikanern zunächst 5 Milliarden Franken (1 Milliarde Dollar) zu erhalten und nach einigen Monaten eine zweite Anleihe folgen zu lassen. Aber die zu Verhandlungen nach New York gereisten Londoner und Pariser Finanzleute erfuhren dort eine große Enttäuschung. Die Amerikaner bewilligten ihnen nach längeren Verhandlungen nur die Hälfte der verlangten Summe, noch dazu unter sehr drückenden Bedingungen — zu einem Zinssatze von etwa 6 Prozent — und erklärten ihnen mit aller Bestimmtheit, daß eine zweite größere englisch-französische Anleihe in Amerika nicht unterzubringen sei. Den Erlös der ersten Anleihe teilten sich England und Frankreich gleichmäßig. Frankreich erhielt also damals von Amerika 1250 Millionen Franken. Zu dieser Summe kamen nach einem Bericht des fran-

Digitized by Google

zösischen Finanzministers noch 1165 Millionen Franken, die Frankreich in den 15 ersten Kriegsmonaten gegen Begebung von Schatzscheinen vom Auslande erhalten hatte. Zusammen hatte also Frankreich vom Auslande, d. h. hauptsächlich von England und Amerika, bis zum 31. Oktober 1915 rund 2415 Millionen Frank geliehen erhalten. Das ist ungefähr so viel, wie Frankreich gegenwärtig in einem Monat auszugeben hat.

Nach einer Zusammenstellung des Berichterstatters für das Budget im französischen Senat hatte der Staatsschatz in der Zeit vom 1. August 1914 bis zum 31. Oktober 1915 folgende außerordentliche Kredite aufgenommen:

Vorschüsse der Bank von Frankreich		7000000000	Franken
Vorschüsse der Bank von Algerien		75000000	„
Obligationen der Landesverteidigung			
Zeichnungen in bar		2388178000	„
Zeichnungen in nicht fälligen Bons		345620000	„
Bons der Landesverteidigung, Ergebnis der Emission nach Abzug der Zinsen und Rückzahlungen		8319588000	„
$3^1/_2$% Anleihe (amortisierbar)		462263000	„
Schatzscheine im Auslande:			
in England	1028976000	1164692000	„
in Amerika	135716000		
Englisch-französische Anleihe in Amerika		1250000000	„
	Insgesamt	21005341000	Franken

Man hat Grund, anzunehmen, daß diese gewaltigen Summen nicht zur Bezahlung der Schulden der französischen Regierung ausreichten, daß die Regierung vielmehr, sowohl im Inlande wie im Auslande, ihren Zahlungsverpflichtungen nur unpünktlich nachkam. Ihre laufenden Schulden, für die jeweils keine Deckung vorhanden war, dürften sich zu verschiedenen Zeitpunkten auf 3 Milliarden Franken belaufen haben.

Im Herbst 1915 kamen die leitenden Kreise Frankreichs angesichts der immer größer werdenden Finanznot des Landes endlich zu dem Entschlusse, mit dem Aufruf zur Zeichnung einer großen Kriegsanleihe vor das französische Volk zu treten. Aber wieder vergingen Wochen und Wochen, bis der Plan ausgeführt wurde. Immer wieder hoffte man, daß irgend ein großer Sieg über die Zentralmächte die französische Bevölkerung in eine bessere Stimmung versetzen und opferwilliger machen

Digitized by Google

würde. Aber die Siegesbotschaften blieben aus, und es mußten daher, um der Anleihe zu einem Erfolge zu verhelfen, um so günstigere Zeichnungsbedingungen gewährt werden. Die neuen Papiere, für die ein Zinsfuß von 5% festgesetzt worden war, wurden zu einem Kurse von nur 88% angeboten, gewährten also in Wirklichkeit eine Verzinsung von fast 6% — in einem Lande, in dem bis vor kurzem die dreiprozentige Rente das Hauptanlagepapier gewesen war! In Deutschland war bekanntlich die fünfprozentige Kriegsanleihe vom Herbst 1915 zu einem Kurse von 99% willig aufgenommen worden.

Die erste Nachricht über die französische Kriegsanleihe, die man — etwas voreilig — „Siegesanleihe" getauft hatte, besagte, es seien innerhalb der ersten 24 Stunden nach Eröffnung der Subskription 25 Milliarden Franken gezeichnet worden. In der „Entente"-Presse begann darauf ein gewaltiger Jubel, und sogar die sonst in Geldsachen erfahrene „Times" feierte in einem Leitartikel die wunderbare Kapitalkraft der befreundeten Republik, die Deutschland mit einem Schlage glänzend übertroffen habe. Die Nachricht erwies sich aber sehr bald, was keinem Kenner der wirtschaftlichen Schwäche Frankreichs zweifelhaft sein konnte, als eine reine Erfindung. Nach einigen Tagen wurde die französische Presse recht kleinlaut, und kurz vor Weihnachten 1915 wurde bekannt, daß die gesamten Zeichnungen nur einen Ertrag von 5,5 Milliarden Franken in bar ergeben hatten; außerdem waren ältere Wertpapiere, „bons", „obligations" usw., im Betrage von 9 Milliarden Franken zum Umtausch gegen die neue Kriegsanleihe angemeldet worden. Die Barzeichnungen von 5,5 Milliarden ergaben bei einem Kurse von 88% nur einen wirklichen Bareingang von 4,84 Milliarden Franken für die Staatskasse, also erheblich weniger als den Betrag der ersten, kleinsten deutschen Kriegsanleihe. Das Ergebnis war ein wahrhaft klägliches. Nach Mitteilungen des französischen Finanzministers im Januar 1916 soll der Gesamtertrag der Anleihe noch etwas größer (15,1 Milliarden Franken) gewesen sein; das Ausland soll rund eine Milliarde beigesteuert haben, darunter England 600 Millionen Franken, die aber nicht nach Frankreich flossen, sondern zur Bezahlung fälliger französischer Schulden in England verwandt wurden. Wie gering die Bareingänge waren, zeigte sich deutlich daran, daß der französische Staat die von der Banque de France erhaltenen Vorschüsse, die im

Digitized by Google

Dezember 1915 7,6 Milliarden Franken betragen hatten, um nicht mehr als 2,4 Milliarden verringern konnte, und auch das nur vorübergehend. Schon Anfang Januar 1916 begannen die Vorschüsse wieder auf 5,3 Milliarden Franken zu steigen, und Mitte März 1916 waren sie von neuem auf einer Höhe von 6,7 Milliarden Franken angelangt.

In den offiziellen französischen Kundgebungen wird die wirtschaftliche und finanzielle Lage des Landes noch als befriedigend, ja glänzend hingestellt. Das ist während der Dauer des Weltkrieges begreiflich. Um so trostloser werden die Verhältnisse am Schlusse des verheerenden Völkerringens aussehen. Es kann aber schon jetzt kein Zweifel daran bestehen, daß Frankreich über viel geringere wirtschaftliche Mittel verfügt als Deutschland. Es war, wie wir im einzelnen gesehen haben, schon in Friedenszeiten erheblich schwächer, und es hat unter der Kriegsnot viel schwerer gelitten.

Seine Kraftreserven sind auch bereits stark angegriffen. Das anfänglich wichtigste finanzielle Hilfsmittel, die Notenpresse, ist jetzt schon schwerer verwendbar und muß binnen kurzem unbrauchbar werden. In der Friedenszeit hatte sich die Banque de France bei ihrer Notenausgabe auf einen mehr als ausreichenden Goldvorrat, etwa 4 Milliarden Franken, stützen können. Die ausgegebenen Noten lauteten 1913 auf nur 5—6 Milliarden Franken; es war also weit mehr, als die sogenannte „Dritteldeckung" der Noten durch Gold vorhanden. Es war auch unbedenklich, bei so guter Deckung zu Kriegsbeginn die Notenausgabe um einige Milliarden zu steigern. Im März 1916 aber betrug die Summe der ausgegebenen Noten fast 15 Milliarden, und der Goldschatz der Zentralbank war mehrmals stark angegriffen worden; hauptsächlich hatten ihn die von England beanspruchten Goldsendungen vermindert. Nur durch eifrige Goldsammlungen im Publikum — nach dem anfangs verspotteten deutschen Muster — wurde es möglich, den Metallbestand der Banque de France wieder zu heben und zu verhüten, daß ihr Goldvorrat bis zur Mindestgrenze der „Dritteldeckung" zusammenschmolz. Die Bank ist dieser Grenze schon mehrmals recht nahe gekommen. Sollte sie ihre Notenausgabe noch um einige Milliarden steigern, ohne ihren Goldschatz, der im Frühjahr 1916 auf 5 Milliarden Franken angewachsen war, weiter erheblich zu vermehren, was ausgeschlossen sein dürfte, so

Digitized by Google

würde dadurch die feste metallische Grundlage des französischen Geld- und Kreditwesens verhältnismäßig immer geringer und schwächer werden, und es wären schwere Erschütterungen der ganzen französischen Volkswirtschaft zu befürchten. Angesichts der ungeheuern Zunahme des französischen Papiergeldes ist schon mehrfach warnend auf die schlimmen Folgen der Assignatenausgabe in der Revolutionszeit hingewiesen worden.

Das allmähliche Versagen der Notenpresse wird auch sicherlich die Geneigtheit der französischen Finanzwelt und der hinter ihr stehenden Sparer, dem Staate freiwillig, d. h. durch Ankauf von Schatzscheinen und Zeichnung von Kriegsanleihen, neue größere Mittel zur Verfügung zu stellen, nicht heben. Waren die Bürger der Republik sogar in der ersten Kriegsbegeisterung nicht sonderlich bereit, dem Vaterlande mit ihrem Gute — eher noch mit ihrem Blute! — zu dienen, so gilt das erst recht für die jetzige Zeit, in der man nach furchtbaren Opfern und gewaltigen Enttäuschungen dem bitteren Ende näher und näher kommt.

Ebensowenig kann Frankreich jetzt noch auf erhebliche Zuschüsse von seiten seiner Verbündeten oder des neutralen Auslandes rechnen. England, das in erster Linie als Kapitalgeber in Frage käme, findet es schwer genug, seine eigenen riesigen Kriegskosten zu bestreiten. Zu der französischen „Siegesanleihe" vom Dezember 1915, die bei dem niedrigen Frankenkurs in London eine lockende Kapitalanlage darstellte, hat es, wie erwähnt, noch 600 Millionen Franken beigesteuert. Aber es wurde damals von zuständiger englischer Seite recht eindringlich vor einer stärkeren Beteiligung englischer Kapitalbesitzer an den französischen Zeichnungen gewarnt. Sollte Frankreich noch weiterer Kredite in England bedürfen, so würde es dieselben, wenn überhaupt, jedenfalls nur unter außerordentlich ungünstigen Bedingungen erhalten können. Frankreichs anderer „großer" Verbündeter, Rußland, ist selbst in der schwersten finanziellen Bedrängnis. Anstatt helfen zu können, erwartete es sogar, daß man in Frankreich während der Kriegszeit die Zahlung der Zinsen für die älteren russischen Milliardenanleihen übernähme, und tatsächlich hat die französische Finanzwelt, wohl oder übel, Hunderte von Millionen Franken für diesen Zweck bereitstellen müssen. Aber nicht nur zur Aufrechterhaltung seines Kredits, sondern auch zur Fortführung des Kriegs brauchte Rußland unbedingt neue finanzielle Mittel; das gleiche galt von Belgien und Serbien,

Digitized by Google

teilweise auch von Italien. Wenn es auch in erster Linie Englands Sache war, die zur Erringung des Sieges erforderlichen „silbernen Kugeln" herbeizuschaffen, so konnte sich doch der Pariser Kapitalmarkt gegenüber den großen und dringenden Ansprüchen Rußlands, Serbiens usw. nicht ganz ablehnend verhalten. Von Amerikas mangelnder Bereitwilligkeit, der französischen Republik neue Kredite zu eröffnen, war schon die Rede. Die kleineren neutralen Staaten könnten sich überhaupt nur mit geringeren Beträgen am Ankauf französischer Schuldscheine beteiligen und sind jetzt auch dazu meistens nicht geneigt. Für die französische „Siegesanleihe" sollen in der Schweiz (wahrscheinlich in den romanischen Landesteilen) 100 Millionen Franken gezeichnet worden sein.

Zum Schwinden des Vertrauens gesellt sich infolge der Kriegsnot ein allmähliches Versagen der produktiven Kräfte Frankreichs. An Lebensmitteln zwar wird das Land nicht so leicht Mangel leiden; denn der landwirtschaftlich benutzbare Boden steht den Franzosen ja auch jetzt noch in der Hauptsache zur Verfügung, und man darf wohl annehmen, daß er nicht viel anders als in Friedenszeiten bebaut wird; außerdem stehen für eine notwendig werdende Zufuhr von außerhalb die französischen Häfen offen. Sehr schwer ist dagegen die Beeinträchtigung der industriellen Leistungsfähigkeit Frankreichs. Die Hauptindustriegebiete, vor allem die wichtigsten Stätten der französischen Kohlen-, Eisen- und Textilindustrie, sind in deutschen Händen; für diese bedeutenden Erwerbszweige in andern Landesteilen rasch Ersatz zu schaffen, ist unmöglich. Dazu kommt, daß die Pariser, Lyoner und andere Luxusindustrien, die in Friedenszeiten eine Quelle des Wohlstandes der Bevölkerung sind, während eines längeren Krieges ihren Absatz einbüßen, woraus sich Arbeitslosigkeit, namentlich der vielen in ihnen tätigen Frauen und Mädchen, und sonstige soziale Übel ergeben. Eine Umwandlung der zahlreichen kleingewerblichen Betriebe in Werkstätten zur Herstellung von Kriegsbedarfsartikeln dürfte in Frankreich auf sehr große Schwierigkeiten stoßen. Was vom Kunstgewerbe gilt, läßt sich auch auf manche bedeutenden Zweige der französischen Bodenkultur anwenden, vor allem auf den Weinbau, die Blumenzucht, die Olivengewinnung, die Seidenraupenzucht usw. In dieser rauhen Zeit fragt man nicht nach den Gütern, die das Leben verschönen; jetzt schreit alles nach Waffen, Munition und alltäglichen

Digitized by Google

Bedarfsartikeln. Es ist ganz sicher, daß Frankreichs Leistungsfähigkeit auf diesen Arbeitsgebieten dauernd sehr viel geringer ist als die Deutschlands, und daß die Anpassung der Friedenswirtschaft an den Kriegszustand in Frankreich viel größeren Hindernissen begegnet ist als bei uns.

Weit mehr als in Friedenszeiten, wenn auch lange nicht in dem Maße wie Deutschland, ist Frankreich in dem jetzigen Kriege auf seine eigene wirtschaftliche Kraft angewiesen. Sein Verkehr mit dem Auslande ist stark beschränkt worden. Im ersten Kriegsjahre betrug die französische Einfuhr nur 5,6 Milliarden Franken gegenüber 8,5 Milliarden im Jahre vorher; die Ausfuhr sank in derselben Zeit sogar von 6,8 auf nur 2,7 Milliarden. Besonders unerwünscht war den Franzosen, daß auf diese Weise der Überschuß ihrer Einfuhr über ihre Ausfuhr von 1,7 auf fast 3 Milliarden Franken anwuchs. Bis zum Ende des Jahres 1915 verschlimmerte sich dieser Zustand noch beträchtlich: der Einfuhrüberschuß belief sich im Kalenderjahre 1915 auf nicht weniger als 5 Milliarden Franken. In Friedenszeiten wird die Bezahlung der verhältnismäßig geringen Einfuhrüberschüsse aus den Einnahmen, welche die französische Kapitalanlage im Auslande, die Reisen Fremder nach Frankreich, der Verdienst aus der Seeschiffahrt u. dergl. ergeben, leicht bewirkt. In den Kriegsmonaten gingen diese Gegenwerte nicht in dem Umfange ein wie früher und kamen teilweise ganz in Fortfall. Es wurde also schwerer und schwerer, die zur Bezahlung des noch dazu stark gestiegenen Einfuhrüberschusses erforderlichen Zahlungsmittel zu beschaffen. Die Franzosen hatten zwar die Möglichkeit, zur Begleichung ihrer Schulden im Auslande dorthin Gold oder Wertpapiere zu senden. Aber die Goldausfuhr suchte man möglichst zu verhindern, damit der Zentralschatz der Banque de France ungeschmälert erhalten blieb, und für die im französischen Besitz befindlichen Wertpapiere (hauptsächlich stark entwertete russische, serbische, griechische, brasilianische, mexikanische usw.) gab es im Auslande nicht viel willige Abnehmer. Der einzige neutrale Kapitalmarkt, der in der Lage war, in der Kriegszeit größere Mengen fremder Wertpapiere aufzunehmen, der New Yorker, wurde von London, das infolge der Kriegsnot amerikanische Eisenbahnpapiere in Massen abstieß, so stark in Anspruch genommen, daß Frankreich dort nur geringe Beträge unterbringen konnte. Infolgedessen konnten die Franzosen im Auslande nur wenig mit barem

Digitized by Google

Gelde zahlen oder Wertpapiere verkaufen, und sie mußten sich zur Begleichung ihrer immer größer werdenden auswärtigen Schulden fast ausschließlich der Wechsel bedienen. Die lebhafte Nachfrage nach fremden, bei Zahlungen im Auslande verwendbaren Wechseln trieb deren Kurs in die Höhe, und der Kurs des Frankenwechsels sank dementsprechend. So führte also die Schwierigkeit, für die Einfuhrüberschüsse Gegenwerte zu beschaffen, zu einer Entwertung des französischen Geldes im Auslandsverkehr. Im März 1916 stand der Franken in New York 15, in Amsterdam sogar 21 % unter Pari. Ein ähnliches Mißgeschick hat zwar alle kriegführenden Länder, die einen mehr, die anderen weniger, in ihrem Verkehr mit dem neutralen Auslande getroffen. Auch der Kurs der deutschen Mark ist, weil Deutschlands Ausfuhr fast ganz abgeschnitten und seine überseeische Schiffahrt unterbunden ist, bekanntlich im Laufe des Krieges allmählich erheblich gesunken, sogar noch tiefer als der Kurs des Franken. Aber diese Entwertung des deutschen Geldes im Auslandsverkehr, die nach dem Friedensschluß infolge der Wiederaufnahme der deutschen Ausfuhr und der deutschen Seeschiffahrt bald wieder aufhören wird, ist für Deutschland, dessen gesamter Auslandsverkehr jetzt so gering ist, doch viel weniger bedenklich, als für Frankreich, das einen so starken Einfuhrüberschuß hat, die Entwertung seines Geldes ist.

Die Staatsschuld Frankreichs, die sich vor dem Ausbruch des Weltkriegs auf ungefähr 33 Milliarden Franken belief, dürfte bis zum Beginn des Jahres 1916 auf fast 60 Milliarden Franken angewachsen sein. Sollte der Krieg noch längere Zeit andauern, und sollte vollends Frankreich am Schluß des Völkerringens zur Zahlung einer großen Kriegsentschädigung gezwungen werden, so würde die französische Staatsschuld einen Umfang erreichen, der alles bei weitem übertrifft, was bisher in der Finanzgeschichte der Menschheit erlebt worden ist. Die Tilgung einer Schuld von 60 Milliarden Franken, geschweige denn einer noch größeren, ist für Jahrzehnte ganz ausgeschlossen. Bei der vor dem Weltkriege herrschenden kritiklosen Bewunderung der Kapitalkraft Frankreichs ist vielfach übersehen worden, wie unerfreulich schon lange der Stand der französischen Staatsfinanzen war. Frankreich war mit einer größeren Schuld belastet als jeder andere Staat. Die englische Staatsschuld war nur etwas mehr als halb so groß wie die französische, und die russische betrug etwa drei Viertel der fran-

Digitized by Google

zösischen. Auch war diese nicht etwa in der Hauptsache eine Eisenbahnschuld wie die viel kleinere preußische, bei der den Passiven gewaltige Aktiva gegenüberstehen, sondern, ebenso wie die englische, im wesentlichen eine Kriegsschuld. Vor 1870 betrug sie 13 Milliarden Franken. Durch den Krieg von 1870/71 erhöhte sie sich um fast 11 Milliarden Franken. Man hat häufig die „Leichtigkeit" bewundert, mit der Frankreich im Anfang der 70er Jahre die Kriegsentschädigung an Deutschland gezahlt hat, und darüber vergessen, daß der französische Staat sich jene 5 Milliarden geliehen und bis zum heutigen Tage nicht zurückgezahlt hat. Jahr für Jahr bis zur Gegenwart mußten die gewaltigen Summen vom französischen Steuerzahler verzinst werden. Nur eine Erniedrigung des Zinsfußes hat sich im Laufe der Jahrzehnte durch mehrere Konversionen erreichen lassen.

Freilich ist Frankreich noch nicht am Ende seiner wirtschaftlichen und finanziellen Widerstandsfähigkeit. Ebenso wie wir uns vor einer Unterschätzung der noch vorhandenen militärischen Kraft der Franzosen hüten müssen, würden wir einen verhängnisvollen Fehler begehen, wenn wir annähmen, die Finanzkraft Frankreichs sei schon nahezu erschöpft. Trotz ungeheurer Verluste hat ein von der Natur so reich ausgestattetes Land wie Frankreich zweifellos noch beträchtliche, nicht leicht versiegbare Hilfsquellen. Seine produktiven Kräfte sind noch zum großen Teil vorhanden. Durch scharfe Zwangsmaßregeln könnte die französische Regierung sich auch noch auf einige Zeit aus den Ersparnissen der Bevölkerung bedeutende neue finanzielle Mittel beschaffen. Aber sehr vieles ist doch schon zerstört; aufs schwerste ist das Vertrauen zu den Machthabern in der Republik erschüttert; ein furchtbarer Druck lastet seit Monaten auf dem Volke, zu dessen Tugenden die Ausdauer nicht gehört; die Wiedererſetzung des Verlorenen erfolgt zu langsam, zum großen Teil überhaupt nicht. So geht die Zermürbung der Kraft Frankreichs unaufhaltsam vor sich. Während Deutschland ohne allen Zweifel einer jahrelangen Dauer des furchtbaren Kampfes getrost und voll Siegesgewißheit entgegensehen kann, ist ein Zusammenbruch der wirtschaftlichen Kraft Frankreichs in absehbarer Zeit unausbleiblich. Mag man die finanzielle Schwäche des Landes auch noch so sehr verschleiern, den einsichtigen Elementen in Frankreich selbst kann sie nicht verborgen bleiben. Sollten diese nicht zu dem Entschlusse kommen, einzulenken und die immer dringlicher werdende Liquidation vorzunehmen, ehe es zum äußersten kommt?

Digitized by Google

Vom Staatserlebnis

Von Dr. Richard Cahén

Aus Unvollendung des Gefühls, nicht aus schlechtem Willen sind die Dinge oft verzerrt. Das, was z. B. die Partei ihrem ideellen Werte nach sein sollte, Weltanschauungsträgerin, wird oft durch Tendenzen des Interesses getrübt, so daß kein reines Bild von dem entsteht, was der Staat — so wie ihn die großen Dichterpolitiker, als deren Führer Plato, gesehen haben, — sein sollte, eine Spiegelung der kosmischen Empfindungen eines Volkes auf die Gebundenheit seiner nationalen Bildungssphäre übertragen.

Nicht dadurch, daß die Weltanschauungen sich bekämpfen, erfüllt sich das Gesetz der Verschiedenheit menschlichen Empfindens, das die Jahrtausende als Nährmutter seiner Entwicklung bezeichnen kann, nicht dadurch, daß die Abgründe zwischen Betrachtungsweisen dazu führen, das gemeinsame große Ziel aus den Augen zu verlieren, offenbart sich der Sinn der staatlichen Gemeinschaft.

Das wenigste, was man von Parteien und Parteiungen fordern kann und muß, ist die anständige Gesinnung, die objektive Förderung des Staatswohles der Gesamtheit und die Bemühungen in dieser Richtung. Ich sage das wenigste; mit seiner Handhabe ist schon viel erreicht. Wenn persönliche Gefühle und Bestrebungen gänzlich erlöschen, wenn die Lockungen der Eitelkeit, des Ruhmes und des persönlichen Wohlergehens mit asketischer Strenge unterdrückt werden, sind schon die Vorbedingungen zu einer gedeihlichen Entwicklung nationalen Lebens gegeben.

Anderes ist denkbar und zu erfassen. Auch eine subjektive Seite des Empfindens ist selbst dem Staatsgedanken gegenüber möglich, denn dieser Gedanke ist künstlerischer als wir ahnen. Er ist durch die Bemühungen versunkener Geschlechter geheiligt, durch das Blut, das für ihn vergossen, die Summe Arbeit, die an ihn gewendet wurde, die Masse des Erlebens, das in ihm vor sich ging, von einem immanenten Künstlertum sondergleichen und begnügt und vollendet sich keineswegs in Organisation.

Wie sich die Religion in ihrem wahren Glanze, in ihrer erhabenen Wirkung erst dem Gläubigen enthüllt, wie sie dann erst ihre Gaben des Trostes und der gütigen Begnadung austeilt, wenn sie weiß, daß man ihr Hin-

Digitized by Google

gabe zollt, so verlangt im Grunde der Staatsgedanke nichts anderes, und wenn Staat und Religion sich oft befehdeten, so liegt darin ein Teil der großen Erkenntnis, daß beide um die Liebe und Hingabe des Individuums kämpfen, weil beide diese zu ihrem Bestehen und Gedeihen benötigen.

Kritik, deren schöpferische Bedeutung in unseren Tagen immer mehr hervorgehoben wurde, weil der kritische Geist des rechnenden Menschen sich verschärfte, ist allen Dingen gegenüber anwendbar. Auch vor der Religion braucht sie nicht halt zu machen. Aber mit Erstaunen erleben wir, daß die Religion dem Kritiker ihre Gnadenmittel versagt, bis zu Fausts Himmelfahrt, d. h. ihn dann erst wieder aufnimmt, wenn er wieder glaubt und hofft und aufhört zu zweifeln und zu mäkeln.

Dem Staate gegenüber glaubt man gut zu handeln, wenn man die Kritik möglichst herbe zur Anwendung bringt. Jedoch mit welcher inneren Berechtigung? Sollten wir nicht auch glauben und annehmen müssen, daß der Staatsgedanke ebensowenig wie der religiöse, allzusehr der Säure der Kritik ausgesetzt werden darf, daß er auch der Kritik gegenüber eines Tages aufhört, seinen Geist auszustrahlen und uns im Dunkeln zurückläßt. Was geschieht aber mit Kritik, die kein Objekt mehr vorfindet? Sie wendet sich gegen sich selbst und wird Anarchie.

Der meisterliche Hegel sagt einmal, „es sei leichter, an einem Staat Kritik zu üben, als herauszufinden, was sein wahrer Gehalt sei." Zur Kritik ist jeder einigermaßen in den Pfaden europäischer Gedanken Wandelnde fähig, zur Erkenntnis, zur Synthese nur der Auserwählte. Sowie wir gesehen haben, daß Kritik ein Ingredienz des Anarchischen ist, so führt die Erkenntnis des Staatsgedankens zum Staatserlebnis.

Unter Staatserlebnis kann man den seltenen Augenblick verstehen, in dem ein Individuum intuitiv gleichsam die Seele seines Staates sieht, sowie man stets nur das Göttliche an Dingen wahrnimmt, die man rückhaltlos liebt. Denn nicht menschlicher Zugeständnisse halber, sondern weil die Liebe die Erkenntnis fördert, stellte sie der Apostel an die Spitze seiner mystischen Drei.

Nicht nur das Erlebnis der Liebe von Geschlecht zu Geschlecht hat große Dinge gezeitigt, das Staatserlebnis, die Liebe zur Staatsidee an sich hat Meisterwerke der Kunst hervorgebracht und Menschen riesigen Zuschnitts, wie Friedrich von Preußen, Bismarck, Washington und Napoleon haben

Digitized by Google

ihr Leben und ihr Herz daran gesetzt. Die größten Schöpfer, die der Menschheit hervorzubringen vergönnt war, haben es erfühlt. Wir erleben es bei Shakespeare fast in jedem Wort, bei Richard Wagner beinahe in jedem Motiv, in Goethes Faust, in den Romanen Balzacs und Zolas, und Dostojewsky empfindet sich nach zehnjähriger Kerkerstrafe plötzlich als Bürger eines Staates und erlebt diesen begnadeten Augenblick, als man ihm die Fesseln löst.

Die Geister, die sich mit Willen vom Bestehenden abwandten und etwas ganz Neues, jenseits des Staates Stehendes schaffen wollten, haben mit Ausnahme ihrer Phantasien von Thomas Morus' „Utopia" über Campanellas „Sonnenstaat" bis zu Hertzkas „Freiland" keine Kunst, keine Literatur großen Stiles schaffen können. Dem Kritiker am Künstlerischen fehlt das letzte zur eigenen Produktion — die Eingebung. Sollte nicht auch der Kritiker am Staate desselben ermangeln, des Erlebens, der Erkenntnis?

Man spricht heute viel von der Zukunft, weil man die Gegenwart als unbegreiflich und überdimensional empfindet. Auch hier ist Kritik dem Augenblick gegenüber unschöpferisch und kleinlich und nur das groß, was die Zeitziele fördert und ausgestaltet oder ihnen ein Paroli von gleicher Stärke entgegendonnern könnte.

Jeder andere würde Stückwerk schaffen, nur der darf es wagen, vom Übernationalen, Internationalen zu sprechen, der das nationale Staatserlebnis in seiner Seele erlebt und ausgestaltet hat. Erst der, der den Kosmos seines eigenen Staates verstanden und hingebend in sich aufgenommen hat, darf mit uns Hand anlegen an das große Werk der Vereinigung aller Einheiten zur letzten Einheit. Nur der, der die Ganzheit seines eigenen starken Volkes begriff, seine Fehler verzieh und erlöste und in der Staatsidee zu reinigen und zu läutern suchte, ist in naher und ferner Zukunft berufen, an den großen Fragen der Politik, der Liebe und des Lebens Mitarbeiter zu sein.

Digitized by Google

Eine russisch-japanische Annäherung

Von Dr. Fritz Secker-Shanghai

In Nummer 39 des „Größeren Deutschland" vom 25. September 1915 hat Dr. Ostwald, Berlin-Schmargendorf, eine kluge Abhandlung über die Möglichkeit des Abschlusses eines Bündnisses zwischen Rußland und Japan geschrieben. Die von Ostwald angeführte Erklärung des russischen Ministers des Äußern, Ssasonow, sowie die Stellungnahme der japanischen Presse zu dem von Rußland ausgehenden Bündnisvorschlag ist seinerzeit auch in politischen Kreisen Ostasiens beachtet und damals schon so gedeutet worden, als ob Rußland auf eine Neuorientierung seiner Politik in Ostasien ausgehe.

Durch die neuerliche Entsendung des russischen Großfürsten Georg Michaelowitsch nach Japan, der den Auftrag hatte, dem Mikado Glückwünsche zu seiner Krönung zu überbringen, ist in das zwischen Rußland und Japan herrschende freundschaftliche Verhältnis eine neue Note gekommen. Fanden vor Jahresfrist die Erklärungen Ssasonows nur in einem Teil der unmaßgeblichen japanischen Presse einen Widerhall, so ist anläßlich des Besuchs des Großfürsten ein auffallend herzlicher Ton in den Regierungsblättern zum Ausdruck gekommen. Die halbamtliche „Japan Times" begrüßte den russischen Gast mit überschwenglichen Worten, die mehr als ein bloßer Akt offizieller Höflichkeit waren, sondern eher die Stimmung widerspiegelten, die in amtlichen Kreisen Japans über ein engeres Einvernehmen mit Rußland herrscht. An den russisch-japanischen Freundschaftskundgebungen achtlos vorübergehen, oder ihnen nur in dem Rahmen korrekter staatsmännischer Höflichkeit einen Platz anweisen, hieße, sehenden Auges eine sich anbahnende neue Machtgruppierung in Ostasien zu ignorieren.

Es ist nicht anzunehmen, daß die Entsendung Georg Michaelowitschs nach Japan eine bewußte Fortsetzung der von Ssasonow verkündeten russischen Ostasienpolitik ist, sondern, daß eher Rußland aus Erwägungen, die auf dem Gebiet der Chinapolitik des Vierverbands zu suchen sind, jetzt eine Schwenkung zu Japan unternimmt. Die ein engeres Einvernehmen fordernden Erklärungen Ssasonows in der Duma erfolgten in der Zeit, wo sich das russische Heer in wildem Rückzug aus Polen und

Digitized by Google

Galizien befand; die einzige Macht, von der Rußland mittelbare oder unmittelbare Hilfe erhoffen konnte, war Japan. Mit freundschaftlichen Versicherungen glaubte Ssasonow die Tokioer Regierung zu einer Mitwirkung bestimmen zu können. Die damalige, von Rußland ausgehende Annäherung zu Japan war also in erster Linie gegen Deutschland gerichtet; dafür war aber offenbar Tokio nicht zu haben.

Das Interessante und politisch Bedeutsame ist nun, daß sich die von dem Großfürsten Michaelowitsch eingeleitete Annäherung gegen England, und hauptsächlich gegen dessen Stellung in Ostasien, richtet. Wie oben schon angedeutet, sind die Gründe für diese Politik in China zu suchen. Einseitige englische Meldungen, die auf Umwegen in die deutsche Presse gelangt sind, werden sicher über die Bemühungen des Vierverbands berichtet haben, China zum Beitritt in den Verband zu bewegen. Im November-Dezember vorigen Jahres versuchte der Vierverband durch ein unsauberes, einer späteren Geschichtschreibung vorbehaltenes Intrigenspiel, China zu seinem Bundesgenossen zu machen, um einerseits Deutschland politisch und wirtschaftlich in Ostasien auszuschalten und zugleich eine Mächtegruppierung herbeizuführen, die auf eine Einkreisung Japans hinauslief. Dieser Plan war englischem Geiste entsprungen und England hatte auch die (natürlich längst wieder in Abrede gestellten) Verhandlungen mit China geführt. Englands Rechnung war aber falsch; Japan machte nicht mit, und gegen den Willen der Tokioer Regierung in Ostasien politisch etwas zu unternehmen, dazu ist England nicht mehr stark genug, selbst wenn ihm Rußland, Frankreich und Italien unterwürfige Gefolgschaft leisteten.

Als erster „Freund" Englands, der erkannt hat, daß die englische Politik in Ostasien einen jämmerlichen Schiffbruch erleiden muß, hat sich nun der blind-gehorsame Russe gezeigt. Rußlands Annäherung zu Japan bedeutet gleichzeitig eine Abkehr von England. An der Newa hat offenbar die Einsicht gesiegt, daß es fürderhin nicht mehr in Rußlands Interesse liegt, der englischen Politik in Ostasien Schleppenträgerdienste zu leisten; mittelbar mögen die Siege der deutschen und österreichisch-ungarischen Waffen für die Neuorientierung der russischen Ostasienpolitik mitbestimmend gewesen sein. Zweifellos wird die Abkehr Rußlands von England in Ostasien auch ihre Rückwirkung auf die politische Gruppierung in

Digitized by Google

Europa ausüben. Schon heute Andeutungen über die Folgen der russisch-japanischen Annäherung zu machen, ist nicht zeitgemäß. Je mehr aber die Uneinigkeit innerhalb des Vierverbands infolge starker Interessengegensätze um sich greift, desto näher rückt die Stunde, wo ein von seinen „Freunden" verlassenes, seinen Feinden ehrlich gehaßtes, finanziell und politisch zusammengebrochenes England die Trümmer einer einst stolzen Mächtegruppe betrauert und Buße für die Schandtaten tut, die es als der ewige Verschwörer und Unruhestifter unter die Völker der Erde gebracht hat.

Notizen

England

Die sibyllinischen Bücher. Die sibyllinischen Bücher sind das neueste Schlagwort der englischen Presse. Die Moral der sibyllinischen Bücher müsse den Deutschen ins Gedächtnis gerufen werden, sagt man. Was die Presse mit dem geheimnisvollen Ausdruck besagen will, sucht ein Artikel der „Nation" darzulegen, die dazu mahnt, sich des Kriegsanlasses zu erinnern, um eine dauernde Spaltung Europas zu verhindern. „Sir Edward Grey hatte an Stelle der individuellen Lösung eines Konfliktes zwischen zwei Staaten, Österreich und Serbien, eine europäische Konferenz vorgeschlagen; er war bereit, aus den Grenzen der Entente herauszutreten, um Einrichtungen zu schaffen, an denen Deutschland Teilnehmer sein könnte. Deutschland lehnte ab, weil es anti-europäisch fühlte und an nichts glaubte, als an die Macht seiner Heere. Was mögen seine Staatsmänner heute über jene Ablehnung denken? Hätte es damals seiner äußeren Politik eine europäische und seiner inneren eine demokratische Wendung gegeben, so hätte es entscheidenden Einfluß auf die künftige Regierung der westlichen Welt bekommen. Jetzt wieder, zu irgendeiner Zeit 1916 oder 1917, werden ihm die sibyllinischen Bücher wieder angeboten werden."

In welchem versteckten Zusammenhang mögen diese orakelhaften Andeutungen mit den neuerdings vorgebrachten Argumenten des „rechtverstandenen Imperialismus" stehen, zu dem England aus Angst vor dem russischen Vordringen in Persien allmählich zu gelangen scheint und dem die erneute Wendung der englischen öffentlichen Meinung zur türkenfreundlichen Politik ihre Entstehung verdankt? „Manchester Guardian" spricht offen aus, wie beunruhigt man sei, daß Rußland so viel und England so wenig Land im Osten besetzt habe. Man besinnt sich darauf, daß, falls es nicht ein Afghanistan gäbe, man zum Schutze Englands ein Afghanistan, falls es keine Türkei gäbe, man eine Türkei zum Schutze Ägyptens schaffen müsse. Was Wunder, daß darum die Türken wieder als die Nobelsten der Feinde gepriesen werden und daß unter der Maske französischer Vermittlerarbeit den Türken schon wieder ein Separatfrieden angeboten wird? Unter der

Digitized by Google

Hand erklärt man, wie England sich diesen Separatfrieden denkt. Die Türkei trete Armenien an Rußland ab, dafür begnüge sich Rußland mit der wirtschaftlichen Freiheit der Meerengen. Die „Nation" versteigt sich in diesem Zusammenhang bis zu dem kategorischen Imperativ: „Solange Rußland den Traum Konstantinopel verfolgt, sei Frieden unmöglich. Man muß Rußland dazu bringen diesen Traum aufzugeben."

Wie die „Times" sich die Kriegsentschädigungen denkt: Eine internationale Kommission soll, so schlägt die „Times" vor, für den Fall, daß der Krieg bis zum 31. März 1917 dauern wird, folgende Kriegsentschädigungen festsetzen, die Deutschland und Österreich zu zahlen hätten:

an Belgien	500	Millionen	£
Frankreich	2500	„	„
„ England netto	2600	„	„
„ Italien	500	„	„
„ Rußland	2400	„	„
„ Serbien und Montenegro . . .	100	„	„
zusammen	8600	Millionen	£ = 172 Milliarden Mark.

Deutschland müßte die aus Frankreich, Belgien, Polen und Serbien zusammengestohlenen Fabrikate, Kunstwerke usw. nicht in Geldwert, sondern in gleichen Gattungen (Fabrikate und — Kunstwerke!) wieder erstatten. Danach bliebe noch eine Restschuld von 8 Milliarden Pfund, über die Deutschland und Österreich Schuldscheine auszustellen hätten, die unter den Alliierten ihren Ansprüchen gemäß zu verteilen wären. Jede Macht müßte auf deutsche und österreichische eingehende Waren einen Kriegszuschlagszoll und auf alle nach Deutschland gehenden Waren einen Kriegsausgangszoll legen. Die Seemächte müßten auf alle ihre Häfen anlaufenden deutsch-österreichischen Schiffe Zuschlagsgebühren legen, die der Kriegsschuldenkommission zur Verteilung überwiesen würden. Deutschlands Überseehandel würde damit von seinem Wohlverhalten abhängig gemacht. Belgiens, Polens, Nordfrankreichs, Serbiens und Montenegros Forderungen müßten bevorzugt und voll bezahlt werden.

„Müßten, sollten, hätten, wenn, wenn, wenn." — Und dabei sind wir von dem Stadium des Krieges soweit entfernt, in dem man einer überhitzten Kriegsphantasie billigerweise das Recht zugestehen könnte, zur Kriegspsychose auszuarten. Welche Leistungsfähigkeit traut uns, trotz der fortgesetzten Meldungen über Bankzusammenbrüche, England noch zu, daß es sich zu solchen Zahlen versteigt!

Frankreich

Die Diskussion über den Frieden ist in der französischen Presse nach wie vor durch den prahlerischen Optimismus bestimmt, mit dem sie ihr Volk zu beruhigen und die Welt zu überzeugen glaubt. „Parole" sagte kürzlich, „Frankreich will wohl glauben, kein Friede kann unterzeichnet oder auch nur diskutiert werden, bevor Deutschland kapituliert. Wir wünschen also, daß die Zentralmächte sich von ihrer wahren Lage

Digitized by Google

Rechenschaft geben und sich so schnell als möglich auf Gnade und Ungnade ergeben." In der Kammer sieht man die Sache schon sachlicher und darum ernster an. Der Abgeordnete Païn warnte dort, „sich von dem ewigen Lied des endlichen sicheren Sieges einlullen zu lassen". — Die Frage, ob man 1916 eine Ernte haben wolle oder nicht, beantwortet in der Kammer Compère-Morel: „Wenn man der Ansicht ist, daß keine Arbeitskräfte mehr da sind, daß in den Gemeinden überhaupt kein Mensch mehr ist, der arbeiten kann, so kann man nur eins tun, erklären, daß man nicht weiter kämpfen kann."

Die Gefahr des Alkoholismus wird nun auch in Frankreich akut. So schreibt „Eclair" aus den französischen Häfen: „Schon morgens um ½8 Uhr ist der größte Teil der Arbeiter betrunken. Sie haben vor niemand Achtung, sind frech und unverschämt und lassen sich nicht einmal von den Hafenoffizieren etwas sagen. Das einzige Hilfsmittel ist, den Alkoholgenuß während des Krieges radikal zu verbieten." „Œuvre" stellt das Verhalten der russischen Regierung als nachahmenswertes Beispiel hin.

Rußland

Die Bauern gegen die Regierung. In der Duma hat der zu den Progressisten gehörige Bauer Kalinin eine scharfe Anklagerede gegen die Regierung gehalten: „Als der Krieg begann und das Vaterland in Gefahr war, haben wir Bauern Willkür und Gewalttätigkeit in der Administration vergessen und sind wie ein Mann zum Schutze des Vaterlandes aufgestanden. Das Dorf hat alles für den Krieg gegeben: Menschen, Pferde, Vieh und Getreide. Jetzt ist das Dorf verwüstet. Vor allem fehlen ihm die Arbeiter, das Arbeitsinventar und das Vieh. Nun frage ich die Regierung: hat sie daran gedacht, dafür zu sorgen, wenn die Verteidiger des Vaterlands zurückkehren, einerlei ob sie gesund oder zu Krüppeln geschossen sind, daß sie versorgt werden? Nein, sie hat nur an ihr eigenes Wohl gedacht. Während das ganze Land alles auf dem Altar des Vaterlandes geopfert hat, weigert sich das Ministerium des Innern, die für niemand nötige Polizeischutzmannschaft zu opfern. Wir Bauern werden uns erst beruhigen, wenn wir sehen, daß die Regierung nicht mit Worten, sondern in der Tat die Forderungen des Volkes befriedigen wird."

Menschikow für Deutschland. Menschikow hat eine Schwenkung von dem chauvinistischen Standpunkt, auf dem auch er im Anfang des Krieges stand, zu folgenden Betrachtungen durchgemacht:

„Die Deutschen sind Muster, wie man die wirtschaftlichen Schwierigkeiten des Krieges beseitigen kann. Deutschland und Rußland sind wirtschaftlich so aufeinander angewiesen, daß sie nicht getrennt werden können, ohne daß beide davon schweren Schaden erleiden. Wie Deutschland auf russisches Getreide und andere Rohprodukte angewiesen ist, so Rußland auf die große Masse von Fertigwaren, die Deutschland bisher dorthin exportierte. An dieser „wirtschaftlichen Symbiose" wird auch der Krieg nicht allzuviel ändern können, denn weder kann Rußland seinen Getreideüberschuß den anderen Staaten so vorteilhaft verkaufen, noch Deutschland seine Fertigwaren in anderen Staaten absetzen."

Digitized by Google

Der „Temps" und die russische Industrie. Der „Temps" versteigt sich zu folgenden Betrachtungen: „Die russische Industrie hat unter dem Krieg weniger gelitten als die der anderen kriegführenden Länder des Kontinents. In gewisser Beziehung war für sie der Krieg sogar günstig, da sie durch die Erschwerung der Einfuhr gezwungen war, einzelne sonst importierte Produkte selber herzustellen. Dem herrschenden Arbeitermangel half man im europäischen Rußland durch Frauen und Kinder, im asiatischen Rußland durch Einstellung von Chinesen und Koreanern ab." Zu welchen primitiven Mitteln muß die französische Publizistik greifen, um die Angst um das französische Geld in Rußland zu dämpfen. Jetzt müssen schon chinesische Kulis mithelfen, daß Rußland „einzelne" sonst importierte Produkte selber herstellt, und die russische Industrie zeigen kann, was auch sie vom Krieg gelernt hat.

Amerika

Roosevelts neues Buch „Fear God and Take Your Own Part" bricht eine neue Lanze für England. „Die englische Marine wurde mit gleicher Schnelligkeit und Wirksamkeit mobilisiert wie das deutsche Heer. Sie hat jedes deutsche Kriegsschiff, einige gelegentliche U-Boote abgerechnet, und jedes deutsche Handelsschiff vom Meer vertrieben und aus dem Ozean für England, Frankreich und Rußland eine Fahrstraße des Lebens gemacht. Niemals in der Geschichte ist eine derartig gigantische Tat vollbracht worden. Man erwartete ursprünglich nicht, daß England stark auf dem Kontinent beschäftigt sein würde. Es hat sein den Alliierten gegebenes Versprechen mehr als erfüllt; kein anderes Land konnte Rußland eine solche nie dagewesene finanzielle Stütze sein. Kein Franzose dachte noch vor 18 Monaten, im Kriegsfall mehr als ein paar Hunderttausend Engländer in Frankreich zu sehen; eine Million ist jetzt da und mehr als das Doppelte steckt in voller Vorbereitung. Englands Soldaten kämpfen furchtlos und wuchtig. Seine Frauen arbeiten mit der selbstlosen Hingabe der Frauen Frankreichs. Seine Seefahrer haben sich in solcher Zahl herangedrängt, daß die Flotte doppelt so kräftig bemannt ist als im Anfang. Die Lieferung seiner Munitionswerkstätten ist, trotzdem viele von Grund auf neu geschaffen werden mußten, enorm. Die Dominions über See und Indien haben gleich opferfreudig zum Mutterlande gehalten und ihre Söhne in den Kampf für Freiheit und Zivilisation geschickt."

„Niemals in der Geschichte ist eine derartig gigantische Tat vollbracht worden" — daß Worte von solchen Dimensionen in die Welt hinausgeschleudert wurden.

„Gott strafe Amerika!" Nach einer Meldung des „Daily Telegraph" erzählt die „World" folgende kleine Geschichte: Oberst House erhielt in einem Berliner Bankhause für seinen Scheck Scheine, von denen einer auf der Rückseite die Worte trug: „Gott strafe England und Amerika." Stumm steckte er diesen Schein mit den anderen in seine Tasche.

„Stumm" stecken wir diese Blüte englisch-amerikanischer Phantastik zu den anderen in unsere Tasche.

Verantwortlich: Für den redaktionellen Teil Oberleutnant a. D. Franz Kolbe, Berlin W 50, Augsburgerstr. 74 II. Für Anzeigen Gustav Kiepenheuer, Weimar. Verlag Gustav Kiepenheuer Weimar
Gedruckt in der Hof-Buch- und -Steindruckerei Dietsch & Brückner in Weimar.

Digitized by Google

Deutsche Politik

Wochenschrift für Welt- und Kultur-Politik

Herausgeber

Ernst Jäckh · Paul Rohrbach · Philipp Stein

Inhalt:

Stein, Schützengraben und Küche 745
Flesch, Ziele und Aufgaben des neuen Reiches . . . 752
Weiser, Die innere Erneuerung 759
Schiemann, Streiflichter zur Weltlage VI 771
Notizen 782

Preis 30 Pfennig

1. Jahrgang | 20. April 1916 | Heft 17

Gustav Kiepenheuer / Verlag / Weimar

Digitized by Google

Deutsche Politik

Wochenschrift für deutsche Welt- und Kulturpolitik

Herausgeber:

Ernst Jäckh ◆ Paul Rohrbach ◆ Philipp Stein

unter ständiger Mitarbeit von:

Prof. Dr. Paul Arndt, Frankfurt a. M.; Prof Dr. Auhagen, Dahlem-Berlin; Prof. Dr. Becker, Bonn; Professor D. Deißmann, Berlin; Prof. Dr. Rudolf Eucken, Jena; Prof. Dr. Eulenburg, Leipzig; Anton Fendrich, Freiburg-Zähringen; Prof. Dr. E. Franke, Berlin; Prof. Dr. O. Franke, Hamburg; Oberbürgermeister Dr. Geßler, Nürnberg; Prof. Dr. Walter Goetz, Leipzig; Generalfeldmarschall Freiherr v. d. Goltz, Bagdad; Prof. Dr. Harms, Kiel; Prof. Philalethes Kuhn, Straßburg i. E.; Oberbürgermeister Dr. Külz, Zittau; Prof. Dr. Lampe, Berlin; Dr. Freiherr von Mackay, München; Wilhelm v. Massow, Berlin; Prof. Dr. F. Meinecke, Berlin; Dr. Adrian Molin, Stockholm; Geh. Reg.-Rat Mutheſius, Berlin; Geh. Justizrat Prof. Dr. Niemeyer, Kiel, Prof. Dr. Oncken, Heidelberg; Dr. Alfons Paquet, Frankfurt a. M.; Prof. Dr. Pohl, Greifswald; Justizrat Dr. Rhode Berlin; Prof. Dr. Roloff, Gießen; Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Schiemann, Berlin; Axel Schmidt, Berlin; Wirkl. Geh. Rat Prof. G. v. Schmoller, Berlin; Geh. Rat Dr. Schneider, Frankfurt a. O.; Geh. Admiralitätsrat Dr. Schrameier, Berlin-Halenſee; Prof. Dr. Schumacher, Bonn; Reichstagsabgeordneter Geh. Rat Prof. Dr. v. Schulze-Gävernitz, Freiburg; Geh. Regierungsrat Prof. Dr. M. Sering, Berlin-Grunewald; Dr. Somary, Berlin; Prof. Dr. Martin Spahn, Straßburg; Dr. Lic. theol. Gottfried Traub, Dortmund; Geh. Reg.-Rat Prof. Dr Trdltſch, Berlin; Admiral z. D. Gouverneur v. Truppel, Berlin; Prof. Dr. Georg Wegener, Berlin; Dr. Fritz Wertheimer, Berlin; Prof. Dr. Wiedenfeld, Halle; Geh. Rat Prof. Dr. Wohltmann-Halle; Kgl. Miniſterialrat Zahn, München; Regierungsrat Zache, Hamburg

Einſendungen für die Schriftleitung ſind zu richten nach Berlin W 50, Augsburger Str. 74 II. Telephon: Amt Lützow 5725. / Einſendungen, welche den Verſand und Inſeratenteil der Zeitſchrift betreffen, dagegen nur an den Verlag von Guſtav Kiepenheuer, Weimar, Wörthſtraße 43. Telephon: 53.

Guſtav Kiepenheuer Verlag, Weimar, Wörthſtraße 43

Erſcheint jeden Sonnabend • Bezugspreis vierteljährlich: Bei jeder Buchhandlung M 3.—, Einzelnummer 30 Pfg. Bei der Poſt M 3.20, man berufe ſich auf den 1. Nachtrag zur Zeitungspreisliſte der Poſtanſtalt für 1916 (jede Poſtanſtalt, Deutſchland, Kolonien, Öſterreich-Ungarn). Beim Verlag (Kreuzband) Inland oder Feldpoſt M 3.90, Ausland M 4.50

Digitized by Google

1. Jahrgang • 20. April 1916 • Heft 17

Deutsche Politik

Wochenschrift für deutsche Welt- und Kulturpolitik

Herausgeber:

Ernst Jäckh • Paul Rohrbach • Philipp Stein

Schützengraben und Küche

Von Professor Dr. Philipp Stein

Man kann den großen Krieg auf eine knappe arithmetische Formel bringen: Ursache und Ende sind zu drei Viertel wirtschaftlicher, zu einem Viertel politischer Natur, der Krieg selbst zur Hälfte eine militärische, zur Hälfte eine wirtschaftliche Aufgabe.

Über den militärischen Krieg brauchen wir uns keine Gedanken zu machen. Er ruht in guten Händen. Hier sind wir unseren Gegnern zum mindesten gewachsen. Das weiß der letzte Mann im Schützengraben und die einfachste Bauernfrau im abgelegenen Gebirgsdorf. Anders steht es mit dem wirtschaftlichen Krieg. Hier haben wir zum Gegner unsern gefährlichsten, weil stärksten, Feind, der den Wirtschaftskrieg ebensosehr zum Gegenstand seines besonderen Studiums gemacht hat, wie unser Generalstab den militärischen Krieg. Für den Engländer sind Krieg und Politik zugleich geschäftliche Unternehmungen. Ein englischer Clausewitz, wenn ein solcher überhaupt möglich und denkbar wäre, hätte sicherlich den Krieg definiert: der Krieg ist die Fortsetzung des Geschäfts, nur mit andern Mitteln.

Soweit der Engländer von Klasse persönlich am Kriege teilnahm, war er für ihn eine sportliche Veranstaltung, aber so dilettantisch als Amateur er militärisch den Krieg führte, im Wirtschaftskrieg war er allezeit Meister methodischer Kriegskunst, die mit langer Vorbereitung und mit Zielen auf weite Sicht arbeitet. Der Krieg ist für den Engländer ein langfristiges Unternehmen, in dem sehr viel Kapital auf lange Zeit festgelegt wird. Die Worte von 20jähriger Kriegsdauer, die zu Kriegsbeginn von jenseits des Kanals zu uns herüberklangen, waren zu einem guten Teil Geschäftskniff,

Digitized by Google

enthielten aber auch ein beträchtliches Stück Wahrheit. Wer mit Engländern kämpft, im sportlichen Spiel, an der Börse, auf dem Weltmarkt oder auf dem Kriegsschauplatze, muß sich auf Dauer einrichten, mit der gleichen Zähigkeit und Ausdauer bis zum letzten Augenblick durchhalten wie der Engländer, sonst wird er noch im Ziel niedergerungen oder es ergibt totes Rennen.

Vom ersten Tag an hat unser Volk im Engländer den gefährlichsten Gegner erkannt, nicht weil es ihn besonders haßte oder fürchtete, oder weil Englands Beteiligung am Krieg es überraschte oder entrüstete. Es fühlte in ihm einen Gegner, der anders und auf einem anderen Kampfplatz kämpfte wie die übrigen Gegner.

Militärisch leisteten die Engländer zu Anfang des Kriegs mehr als wir und ihre Verbündeten von ihnen erwartet hatten. Ihr Heer von Berufssoldaten schlug sich ebenso gut wie ihre Führung versagte. Ob das neue englische Volksheer jetzt wirklich etwas bedeuten wird, ob aus Mister Smith in sechs Monaten Ausbildungszeit ein guter Feldsoldat geworden ist, ob im Krieg ein gutes Offizierkorps, ein Generalstab geschaffen worden ist, wollen wir getrost und ruhig abwarten.

Wirtschaftlich haben die Engländer von Anfang an gar nicht dilettantisch, sondern ebenso kühl überlegend wie rücksichtslos gehandelt.

Mit dem Selbstbewußtsein des von Gott und der Vorsehung zur Weltherrschaft auserlesenen Volkes haben sie vom ersten Tag an alle internationalen Verträge, alle Rechte der Neutralen als ebensoviele Stücke Papier angesehen, die man je nachdem in die Schublade legt oder hervorzieht. — Geschäftspapiere zerreißt kein Engländer, sie können irgend einmal von Nutzen sein. — Nur ein Ziel hatten sie vor Augen: Deutschlands Zufuhren abzuschneiden. Während die Generalstäbe der Deutschen, Franzosen und Russen mit Truppen rechneten, Aufmarschlinien zeichneten, Schlachten vorbereiteten, kalkulierten die englischen Strategen, zugleich Politiker und Geschäftsleute, in der Hand die Statistiken des internationalen Handels: Sperren wir den Deutschen die Zufuhr von Kupfer, Nickel, Gummi, Baumwolle, Chilisalpeter, Weizen, Gerste, Futtermitteln, dann wird zunächst in so und soviel Monaten die deutsche Munitionsfabrikation aufhören müssen, hat doch Deutschland allein an Kupfer in den letzten Jahren über 200 000 Tonnen eingeführt und höchstens 25 000 Tonnen

Digitized by Google

selbst produziert. Da man moderne Schlachten nicht mit Dreschflegeln, Mistgabeln und Sensen gewinnen kann, wird also nach so und soviel Monaten die deutsche Heeresleitung sich auf die Verteidigung zurückziehen und einige Zeit später mit Kapitulationsbedingungen beschäftigen müssen. Ihre Entschließung wird beschleunigt werden durch Aufläufe und Revolten arbeitsloser und hungernder Massen. Churchill hat mit dem Anstand, der diesen Engländer ziert, für diese Kalkulation das Bild des Halsknebels gebraucht, mit dem widerspenstige Verbrecher zur Ruhe gebracht werden.

Als unsere Industrie und Technik ihre Friedensüberlegenheit auch im Krieg bewiesen hatte und unsere Munitions- und Waffenfabrikation trotz Rohstoffabsperrung ihrer englischen Konkurrentin bezüglich Menge und Güte der Produktion gewachsen blieb, nahmen die englischen Strategen, Politiker und Geschäftsleute zugleich, ihre statistischen Handelsübersichten und ihr Kalkulationsbuch wieder her und berechneten, welche Lebensmittel sie nun noch absperren müßten und wie sie ihre Absperrungsmethoden vervollkommnen könnten. Wer nur die Vertragsbedingungen der N. O. T. der Nederlandsche Oversee Trust maatschappij, und der S. S. S. der société suisse de surveillance économique kennt, kann schon ermessen, wie „vollkommen" die Engländer das Überwachungssystem möglicher deutscher Zufuhren organisiert haben. Das Weißbuch der englischen Regierung über die Isolierung des deutschen Handels durch die englische Flotte setzt dieser technisch vollendeten und menschlich ruchlosen Kunst des Wirtschaftskriegs das würdige Denkmal der Scheinheiligkeit.

Aber mit ethischen Werturteilen „menschlich ruchlos und scheinheilig" kommt man im Krieg nicht weit, sittliche Entrüstung ist eine unzulängliche Kriegswaffe. Es gibt nur das eine, den Kampf um die Lebensmittel mit der gleichen Entschlossenheit und Zähigkeit und dem gleichen Erfolg durchzufechten, wie wir ihn in der Munitions- und Waffenherstellung durchgefochten haben.

Die Soldaten in diesem Kampf gegen die Engländer, diesem eigentlichen Krieg gegen England, sind unsere Frauen, die Hausfrauen in Stadt und Land, die Bauernfrauen, die heute unsere Äcker bestellen.

Sie stehen jetzt ebensogut im Feld wie ihre Männer, Brüder und Söhne,

Digitized by Google

auch wenn sie hinter dem Herde stehen oder im Stall oder auf dem Acker arbeiten und solch friedlichen Arbeiten nachgehen wie kochen und füttern, säen und ernten. Der Krieg, der Großes größer und Kleines kleiner macht, hat auch die Alltagsarbeit, die Alltagstugenden in ihrem unverlierbaren Wert erkennen lassen, hat die Alltagsarbeit der Hausfrau wieder auf den Thron gesetzt. In der Küche ist kein Platz und keine Gelegenheit für Begeisterung; sie ist das Reich der Alltagstugenden der Gewissenhaftigkeit im kleinen und kleinsten, der Sparsamkeit, der Sorglichkeit, der Umsicht und des Dienens. Sie sind zugleich die Tugenden des Schützengrabens, des Stellungskrieges. Wo wären wir heute, wenn wir nur die Begeisterung und den Schwung der Augusttage gekannt und gehabt hätten. Sie sind unser Eigentum und wir wollen sie hüten und hegen als köstlichen Schatz, aber daß wir im zweiten Kriegsjahr stehen, daß wir den Krieg bis zu seinem guten Ende bestehen werden, verdanken wir den Alltagstugenden, die uns die Last und der Druck harter Jahrhunderte der Not anerzogen hat.

Aber Soldaten allein gewinnen keinen Krieg, sie müssen gemustert, eingeteilt, erzogen, in Kolonnen gegliedert, richtig geführt werden. Die Führung gewinnt den Krieg, das Offizierkorps, der Feldherr. Deshalb müssen unsere Frauen, als die Soldaten im Wirtschaftskrieg gegen England, für diesen Kriegsdienst organisiert und erzogen werden, muß ihnen die rechte Führung gesetzt werden. Echter schlechter deutscher Art, die leider auch in der Not des Krieges nicht ausgerottet, sondern, wie ein künftiger Soziologe einmal mit Schaudern feststellen wird, gerade im Krieg üppig ins Kraut geschossen ist, entspräche es nun, die Kriegsdienstpflicht der Frau in ein System zu bringen, Vereine zu gründen, Kurse zu veranstalten, Merkblätter herauszugeben und 10 Kriegsgebote für die Frauen an alle Wände zu heften. Dieser Krimskrams sozialpolitischer Geschäftigkeit ist überflüssig. Wir brauchen nichts Neues zu schaffen, nur vorhandenes zusammenzufassen, nicht erst den Geist der Entschlossenheit und die Tugenden der geduldigen, pflichttreuen Arbeit zu wecken, sondern zu steigern. Aus dem Dunkel einfachen Empfindens heraus muß in das helle Bewußtsein einer jeden deutschen Frau die Erkenntnis und die Verantwortung gehoben werden, daß eine jede unter ihnen in jeglicher Arbeit in Küche, Haus, Stall, auf dem Acker oder auch — vor dem Butterladen

Digitized by Google

Kriegsdienst verrichtet, daß von Hindenburg bis zur letzten Stallmagd, die sorgsam ihre Schweine füttert, eine Pflicht zu eigen und gemeinsam ist, dem Vaterland und dem Volke in der Arbeit zu dienen.

Das alles kann geschehen, ohne den aufdringlichen Aufwand von Rednerei und Schriftstellerei, durch die übereifrige Dilettanten beiderlei Geschlechtes in Kriegszeiten treuherzig Kriegsdienst zu leisten vermeinen.

Und die Führung und die Führer? Der Ruf nach der Einsetzung eines wirtschaftlichen Generalstabes ist verhallt. Das Experiment, im Krieg einen Generalstab erst zu bilden, sollten wir gern den Engländern überlassen. Die Bildung eines militärischen Generalstabes wäre aber noch ein Kinderspiel gegen die Schaffung eines wirtschaftlichen Generalstabes, zumal in Deutschland mit seinem Nebeneinander von Reich und Bundesstaaten. Man braucht sich nur vorzustellen, wir hätten einen Reichsgeneralstab, zu dem kein Reichsheer gehörte, dessen Entschließungen erst an die Zustimmung der Generalstäbe der preußischen, bayrischen, sächsischen usw. Kontingente gebunden wären, und der nur durch deren Vermittlung handeln könnte, um einzusehen, daß die Errichtung eines wirtschaftlichen Generalstabes zurzeit die Zahl der Reden und der Denkschriften vermehren hieße, woran wir aber zweifellos keinen Mangel haben.

Anders steht es mit der neuerdings mit verstärktem Nachdruck, zuletzt von dem Deutschen Städtetag erhobenen Forderung der Aufstellung eines einheitlichen Wirtschaftsplanes für das dritte Kriegsjahr. Man soll die Bedeutung von Kriegsplänen nicht überschätzen, und angesichts der geheimnisvollen militärischen und wirtschaftlichen Kriegspläne unserer Gegner sollen wir Deutsche uns an das skeptische Urteil Moltkes über Kriegspläne erinnern, aber was diesen Forderungen zu Grunde liegt, ist nicht die Forderung eines bis ins einzelne gehenden Schemas, sondern die Forderung nach einem einheitlichen Willen und nach einem klaren und einfachen Willen. Der Nachdruck liegt dabei auf dem Willen. Krieg führen ist Sache des Willens, nicht Sache des Geldes; und nicht die letzte Mark oder der letzte Schilling wird die Entscheidung bringen, sondern Sieger wird sein, wer seine Nerven- und Willenskraft bis zum Ende behalten wird. Für die Strategie des Wirtschaftskriegs gilt, was Moltke für die Kriegsstrategie gesagt hat, daß sie ein System der Hilfen und daß

Digitized by Google

das Einfache das Richtige sei. Von ihm als dem Erzieher müssen wir auch den stählernen klaren Willen nehmen, um uns aus dem Zuviel und Vielerlei der Organisationen, Verordnungen, der mehr oder minder guten Ratschläge wieder heraus zu finden.

Daß alles im Krieg teuer ist, ist eine Binsenwahrheit, die man nicht mehr auf dem Markt der öffentlichen Meinung zu verkaufen brauchte. Daß in diesem Krieg vieles so teuer geworden ist, verdanken wir zu einem Teil unsern Feinden, das muß ertragen werden, verdanken wir aber auch uns selbst, und das kann geändert werden. Wir haben uns auf manchen Gebieten überorganisiert. Wir haben zum andern an sich nützliche und notwendige Organisationen im falschen psychologischen Moment ins Leben gerufen, nachdem kostbarste Zeit durch Erhebungen, Beratungen und Sitzungen versäumt worden ist. So sind wir z. B. bei Kartoffeln, Butter und Fleisch in Pressungsperioden hineingekommen, so haben sich in diesen Wochen, in denen auch in Friedensjahren die Lebensmittelversorgung teurer und schwieriger ist, die Gründungen der Reichsfleischstelle, der Reichszuckerstelle, des Kriegsausschusses für Kaffee, Tee und deren Ersatzmittel, die Zentralisierung des Einkaufs und des Vertriebs so wichtiger Nahrungs- und Genußmittel wie Schmalz, Fleisch, Käse, Heringe, Zucker und Kaffee gehäuft. Auch wenn die fähigsten Leute an die Spitze dieser Organisatonen gestellt werden, wenn alles von Anbeginn wie am Schnürchen geht, so treten ganz selbstverständlich und notwendig in der Übergangszeit Stockungen und Hemmungen in der Lebensmittelzufuhr und -verteilung ein, die wiederum Angstkäufe veranlassen. Gewiß wird von den einen „gehamstert", von andern Wucherpreise verlangt, aber einmal sind die Grenzen zwischen Hamstern und vernünftigem Vorratansammeln fließende, zum andern „hamstern" nicht bloß Frau Schulze und Frau Schmidt, sondern alle möglichen staatlichen und städtischen Stellen und zwar z. T. aus verständiger Politik zur vernünftigen Ausgleichung, wie aus den gleichen Beweggründen der Angst wie Frau Schmidt und Frau Schulze. Wichtiger aber ist, daß in Kenntnis dieser Psychosen das Entstehen solcher Paniken hintangehalten wird. Die jetzige Zuckerknappheit, die in keinerlei Weise durch Zuckermangel begründet ist, läßt sich fast auf den Tag genau auf das Einsetzen einer solchen „Zuckerpanik" zurückführen. Mit Verboten und Strafen lassen

Digitized by Google

sich solche Stimmungen nicht eindämmen, ebensowenig, wie sie sich mit solch gutgemeinten Ratschlägen, im Stil der 10 Kriegsgebote, beschwichtigen lassen, die jetzt glücklicherweise aus den Eisenbahnzügen wieder verschwunden sind. In dem Wechsel der Ereignisse, gegenüber der Neigung des Publikums auf jeden Rat, mit diesen oder jenen Waren sparsam umzugehen, mit Angstkäufen zu reagieren, gab's und gibt es nur ein Kriegsgebot: Lebt im Krieg wie im Frieden, nur in allem einfacher und sparsamer, seid mit allem pfleglicher.

Eine der wichtigsten „Hilfen" der kriegswirtschaftlichen Strategie ist die Entlastung des Marktes und der Stimmung durch rechtzeitiges Hineinfließenlassen von Vorräten. Ein Lot Hülsenfrüchte, im April und Mai in den Markt gebracht, wirkt mehr als ein Kilogramm im Juni. Staat und Städte sollten in viel stärkerem Maße, als dies hier und da geschehen ist, und mit bewußter Absicht mit ihren Vorräten zu gleicher Zeit den Markt regeln, die Marktstimmung der Käufer wie namentlich der Verkäufer beeinflussen, zur rechten Zeit à la baisse spekulieren. Die Preise sind nichts starres und unterliegen selbst in Kriegszeiten starken Schwankungen. Freilich ist, nachdem nahezu unser ganzes Wirtschaftsleben zwangsläufig zentralisiert ist, für solche Angebot und Nachfrage beeinflussende Experimente wenig Raum mehr vorhanden. Nachdem wir einmal unsere Kriegswirtschaft staatssozialistisch-bureaukratisch organisiert haben, müssen wir auch für die meisten noch freien Waren die Folgerungen daraus ziehen. Das heißt, auch sie nach einheitlichem Wirtschaftsplan bewirtschaften und rationieren. Wir müssen uns schon heute auf den dritten Kriegswinter einrichten, auch wenn wir hoffen und denken, der Herbst könnte uns den Frieden bringen. Wir müssen unsere Vorbereitungen so treffen, als wenn wir ausschließlich auf unsere eigene Wirtschaft angewiesen sein werden. Was wir aus dem neutralen Ausland hereinbringen, wollen wir als Zugabe annehmen, aber nicht in den Voranschlag einstellen.

Wir leben auch nach der Öffnung der Balkanstraße in einer belagerten Festung. Trotz aller Kritik und manchem mürrischen Wort hat sich das deutsche Volk in diese harte Tatsache hineingefunden. Es weiß bis in die untersten Schichten, worum der Kampf geht, und es wird und will seine Existenz nicht um ein Linsengericht in des Wortes wirklicher Bedeutung

Digitized by Google

verkaufen. Es hat auf Linsen verzichtet und auf manches andere liebgewordene Nahrungs- und Genußmittel, und wird auf andere verzichten, wenn es weiß, daß es sein muß und wenn es Vertrauen in seine Führer besitzt. Das eine weiß es, das andere müssen seine Führer täglich neu verdienen. Aber wie draußen im Schützengraben die Männer unseres Volkes unverzagten Mutes ihre Pflicht tun, so lassen auch die Frauen zu Hause nicht die Köpfe hängen, sondern tun ihre Pflicht unverdrossen. Vor dem Krieg haben sich viele zu dem Spruch Carlyles bekannt: Arbeiten und nicht verzweifeln; der Krieg hat uns eine bessere und frohere Weisheit gelehrt: „Arbeiten und tapfer sein."

Ziele und Aufgaben des neuen Reiches

Von Dr. Flesch
weiland Stadtrat in Frankfurt a. M. und Mitglied des Preußischen Abgeordnetenhauses

Vorbemerkung. Dieser Aufsatz ist uns von befreundeter Seite aus dem Nachlaß Karl Fleschs zur Veröffentlichung übergeben worden. Er ist mehr als ein Zeugnis innerer Wandlungen eines einzelnen Menschen in dem Erlebnis des großen Krieges. Karl Flesch ist allezeit als sozialpolitischer und politischer Schriftsteller wie als praktischer Kommunal- und Sozialpolitiker ein Suchender auf ungebahnten Wegen gewesen. Sein beweglicher Geist war mit feinstem Fühlen auf die ersten Regungen werdender Gedanken und neuer Bedürfnisse eingestellt. So ist sein Aufsatz zugleich ein persönliches Bekenntnis und ein Zeichen für Wandlungen der Anschauungen der deutschen Demokratie im großen Krieg. Prof. Stein

Im Eingang der Reichsverfassung sind Ziele und Aufgaben des Deutschen Reichs in lapidaren Worten festgelegt: Das Reich ist begründet: „zum Schutz des Bundesgebiets und des innerhalb desselben gültigen Rechts, sowie zur Pflege der Wohlfahrt des deutschen Volks."

Andere Ziele und Aufgaben kann sich auch das neue Deutsche Reich, das Reich, wie es nach dem Abschluß des künftigen Friedens dastehen wird, nicht setzen. Bei der bisherigen Arbeit zur Erreichung dieser Ziele müssen wir freilich vielfach fehlgegangen sein; sonst hätte sich die Koalition gegen uns nicht bilden und das Übermaß von Mißtrauen und Feindseligkeit, dem wir auch in neutralen, ja in befreundeten Staaten so vielfach begegnet sind, nicht entwickeln können. Bei der künftigen Arbeit wird anders,

Digitized by Google

zugleich vorsichtiger und energischer, aber auch vertrauensvoller vorgegangen werden müssen.

Zunächst vorsichtiger: Die Wohlfahrt des deutschen Volkes, deren Pflege uns obliegt, bedeutet nicht einen dauernden, an sich unveränderlichen Zustand, sondern eine Entwicklung, einen steten und ununterbrochenen Fortgang. Das gültige Recht, das geschützt werden muß, kann auch nichts Unveränderliches sein, es darf die fortschreitende Entwicklung nicht hindern. Es darf auch nicht der Schein entstehen, als ob es nicht die Wohlfahrt des deutschen Volks gälte, sondern den Schutz des gültigen Rechts — auch wenn dasselbe einzelne Teile des Volkes in einer die Wohlfahrt schädigenden Weise bevorzugte. Es kann ruhig gesagt werden, daß in Deutschland keine Klasse, keine Partei bestand, die mit Bewußtsein ein anderes Ziel verfolgte, als die Wohlfahrt des Ganzen. Es muß ebenso unumwunden zugestanden werden, daß vielfach versäumt wurde, das gültige Recht mit den tatsächlich vorhandenen, infolge des wirtschaftlichen Fortschritts fortwährend in Fluß befindlichen Verhältnissen in Einklang zu bringen. So entstand, zunächst innerhalb des deutschen Volkes selbst, dann im Ausland, die Auffassung, als ob für die deutsche Regierung die Aufrechthaltung des — früheren Verhältnissen entsprechenden — Rechtszustandes die Hauptsache sei, als ob auch ihre der Wohlfahrtspflege zugewandten Bemühungen nur Mittel zu diesem Zweck, also nicht aufrichtig gemeint seien. Und dieser Glaube konnte um so leichter, insbesondere im Ausland, sich verbreiten, als, weniger infolge des formal gültigen Rechts, als infolge der tatsächlichen Übung, des Herkommens, Deutschland nach außen nur repräsentiert schien von Männern aus der relativ kleinen Schicht der Bevölkerung, die durch das überkommene Recht (Wahlrecht, Fideikommißrecht, Militärrecht, Vorschriften über Bildung des Herrenhauses in Preußen, der Ersten Kammern in anderen Einzelstaaten usw.), eine Stellung im Staat einnehmen konnte, die mit modernen Anschauungen über die staatsbürgerliche Gleichheit und mit der Bedeutung, die Technik, Handel, Wissenschaft, Industrie in den modernen Staaten beanspruchen, gleichmäßig im Widerspruch war. Die Abneigung unserer leitenden Kreise — Diplomatie, Regierung, Mehrheit der Volksvertretung — gegen eine energische Änderung hierin führte dazu, daß im Ausland falsche Vorstellungen über uns entstehen konnten, als ob bei uns ausschließlich eine kleine Minderheit

Digitized by Google

maßgebend sei, die das gültige Recht bewußt zu ihrem Vorteil ausnütze. Am Hofe, in der Diplomatie, in den höchsten Verwaltungsstellen, an der Spitze der Armee — überall sah man nur Angehörige dieser kleinen Schicht. Was Wunder, daß das Ausland glaubte, ihr Belieben sei in Deutschland entscheidend. Sie hatten den Vorteil von unserer Zollpolitik, von jeder Erweiterung des Reichsgebiets, jeder Vermehrung des Heeres; der Glaube mußte entstehen, als ob, so lange sie in Macht seien, den Friedenserklärungen, die seitens des Kaisers, wie seitens Männern der Wissenschaft, des Handels, der Industrie, bei jeder Gelegenheit abgegeben wurden, wenig Wert beigemessen werden könne!

Und das Mißtrauen, das so entstanden ist, wurde allerdings nicht vermindert durch die Art, in der wir in Deutschland die inneren Kämpfe führten, die eben durch den Widerstreit der großen Volksmassen und jener kleinen, uns nach außen repräsentierenden Schicht, hervorgerufen sind. Weniger noch von seiten der Regierung selbst, als von seiten der Regierungsparteien, die unter dem „Schutz des gültigen Rechts" überall die Aufrechthaltung überlebter staatsrechtlicher Vorschriften verstanden, wurde den Gegnern fortwährend Reichsfeindlichkeit, Staatsfeindlichkeit usw. vorgeworfen. Und die Reichsfeindlichkeit wurde ebenso aus der Forderung politischer Reformen für die Gesamtheit, wie aus dem Anspruch auf Schutz für die durch Nationalität, Religion usw. gebildeten Minoritäten hergeleitet. Und wenn so das Ausland immer wieder hörte, daß seitens der Vertreter der Regierungsparteien große Parteien und Volksgruppen in Deutschland: heute die Anhänger des Zentrums, morgen die der Fortschrittspartei, dann und vor allem die Sozialdemokratie, dann wieder die Polen, die Dänen usw. als „Reichsfeinde" bezeichnet wurden, zu deren Bekämpfung die Regierung immer wieder die schärfsten Mittel, Ausnahmegesetze usw. forderte, so wurden diese Angriffe auch seitens der angegriffenen Gruppen in einer Art erwidert, die allerdings geeignet war, Irrtümer zu erwecken. Der jetzige Krieg hat gezeigt, was jeder, der sich nicht durch Parteikampf hatte verblenden lassen, wußte: daß unsere Einrichtungen im Grunde gesund sind; daß deshalb alle Parteien im Bestehen des Reichs eine feste Bürgschaft für weiteren Fortschritt sehen; und daß alle sich darüber klar sind, daß die Wohlfahrtsbestrebungen und die geforderten Änderungen des gültigen Rechts mit den Fragen der Staats-

Digitized by Google

form und Gesellschaftsform, also mit den Grundlagen des gültigen Rechts und der bestehenden Volkswirtschaft eigentlich nichts zu tun haben — ungeachtet der Dogmen- und Glaubensartikel, die im Programm der Sozialdemokratie verkündet werden. Wer aber lediglich unsere Parlamentsverhandlungen verfolgte, oder wer seine Ansicht über unsere Zustände aus den großen Parteiblättern entnahm, insbesondere also, wer im Ausland unseren Verhältnissen Aufmerksamkeit schenkte, der konnte allerdings leicht zu der Meinung kommen, als ob Deutschland von einer ebenso unfähigen, als korrupten Klique beherrscht und zu deren Gunsten ausgebeutet würde; und als ob große Parteien, vielleicht die Mehrheit des deutschen Volkes, nichts sehnlicher wünschten, als eine Änderung dieser Zustände, sei es auch um den Preis einer vollständigen Auflösung des Reiches. Die Reden der Extremen von rechts und links sind in dieser Beziehung gleichwertig, und jene haben mindestens ebenso gewirkt wie die übertriebenen und einseitigen Verallgemeinerungen vorhandener Mißstände, die insbesondere in der sozialdemokratischen Presse (z. B. anläßlich des „Kruppskandals", der Militärmißhandlungen usw.) bis in die letzte Zeit vor dem Krieg zu lesen waren. Man hatte auf allen Seiten — auch die übrigen Parteien sind nicht frei von Schuld — vergessen, daß die Parteifehden und die Kritik an öffentlichen Mißständen nicht geführt werden können, ohne daß das Ausland zuhört, und daß es daher notwendig ist, den Streit nur in einer Art zu führen, daß er nicht abträglich für den guten Ruf und dadurch für die Bündnisfähigkeit und schließlich für die Sicherheit unseres Landes wirkt! Die Einkreisung wäre vielleicht nicht möglich gewesen, die öffentliche Meinung in Amerika, Italien, der Schweiz, hätte sich lebhafter zu unseren Gunsten und gegen die frivolen Friedensstörer geltend gemacht, wenn nicht aus Deutschland selbst fortwährend die Klagen über Militarismus, Polizeigewalt, Junkerherrschaft, oder über die schmähliche Ausbeutung und Entrechtung der Besitzlosen auf der einen Seite, und das Geschrei über die Vaterlandsfeindlichkeit der Sozialdemokratie, der Polen, der Dänen, der Elsässer, über den lauen Patriotismus der Fortschrittler, über die Zügellosigkeit der Arbeiter usw., laut geworden wären.

Vorsichtiger müssen wir also werden in der Art, in der wir unsere inneren Streitigkeiten und Parteifehden ausfechten, aber auch ener-

Digitized by Google

gischer in unseren Bemühungen zur Förderung der Wohlfahrtsbestrebungen und zur Anpassung des gültigen Rechts an die, durch die gemeinschaftliche Arbeit aller, nicht einzelner Stände oder Klassen geschaffenen Zustände. — Wer kein Vermögen hat, muß arbeiten, d. h. Arbeitsverträge abschließen. Die Art aber, wie der Arbeitsvertrag geordnet ist, stellt den Herd aller Klagen der Ärmeren, ob Arbeiter oder Arbeitgeber, dar. Die Bemühungen, die hier vorhandenen Schäden zu bessern (Verhütung der Arbeitslosigkeit, Besserung des Arbeitsrechts, Erhöhung des Arbeitseinkommens und des Arbeitslohns), bilden den eigentlichen Inhalt der Wohlfahrtsbestrebungen; und die unbedingte Notwendigkeit dieser Bemühungen ist in Deutschland allgemein bei allen Parteien anerkannt. Daß vor einem Menschenalter, im Anfang der sozialen Gesetzgebung, die Krankenversicherung usw. als Verletzung der Freiheit des einzelnen bekämpft wurde, erscheint der heutigen Generation kaum mehr glaublich. Gleichwohl aber haben unsere Wohlfahrtsbestrebungen nicht den erhofften Fortgang genommen, so daß manche auswärtige Staaten uns gerade auf diesem Gebiet erreichen oder gar übertreffen konnten: so z. B. England bezüglich der gesetzlichen Regelung der Arbeitsvermittlung und der Arbeitslosenunterstützung. Die Bemühungen in Deutschland wurden eben gehemmt, zum Teil durch den Mangel eines einheitlichen, von allen Parteien anerkannten Richtpunkts, hauptsächlich aber durch das Mißtrauen, das in Deutschland jede politische und soziale Arbeit so enorm erschwert hat. Keine Partei ließ es an Vorschlägen zur Erhöhung der Volkswohlfahrt fehlen, aber jede Partei warf der anderen vor, daß diese Vorschläge die Schädigung der politischen oder wirtschaftlichen Gegner oder lediglich das Parteiinteresse, nicht die Förderung der allgemeinen Wohlfahrt bezweckten; und die gleichen Vorwürfe wurden auch gegen die Regierung erhoben, wo sie selbst die Initiative ergriff. Die Regierung, die sich fast ausschließlich aus den Angehörigen einer kleinen, durch Geburt, Grundbesitz, Kapitalbesitz viel „vermögenden" Schicht zusammensetzt, galt ja in erster Linie als Werkzeug eben jener kleinen Schicht, und so wurden ihre Bemühungen zur Stärkung der Nahrungsmittelproduktion als „agrarisch" verurteilt, weil sie den Großgrundbesitz bereicherten. Ihre Anträge wegen der Stärkung der Landesverteidigung galten der Förderung des Militarismus und der Vermehrung der Offiziersstellen, die

Digitized by Google

allerdings in Deutschland ein Reservat der kleinen Oberschicht darstellten. Ähnlich erging es den Bestrebungen zum Erwerb von Kolonialbesitz („Ausbeutertum") oder auf Gewinnung ausländischer Märkte für unsere Großindustrie („Kapitalismus"), während umgekehrt jeder Antrag, der die Unabhängigkeit der Arbeiter gegenüber den Produktionsleitern, die Sicherung insbesondere der Familien der Arbeiter, oder gar die Vermehrung des Einflusses der Unvermögenden auf die Leitung der Geschäfte in Staat und Gemeinde bezweckte, als staatsfeindlich, als ein Schritt zum „Umsturz" der bestehenden Wirtschaftsordnung bekämpft ward. Es kann dahingestellt werden, ob derartige Vorwürfe von denen, die sie erhoben, stets in vollem Umfange geglaubt wurden.

Ziele und Aufgaben des neuen Reichs, des Deutschen Reichs nach dem Abschluß des gegenwärtigen Kriegs zu bestimmen, ist nicht schwer: wir müssen verhindern, für jetzt oder immer, daß sich wieder eine Koalition wie die jetzt vorhandene bildet. Oder, da wir uns natürlich nicht einreden dürfen, dies könne allein durch Waffengewalt, durch scharfe Friedensbedingungen erreicht werden: wir müssen die zweite Koalition verhindern, indem wir, soweit es an uns ist, die Ursachen beseitigen, die zu der ersten führten.

So weit an uns ist; denn dem Neid, mit dem uns einige unserer Nachbarn beehrten, können wir nicht wehren. Im Gegenteil, wir sind stolz darauf, daß dieser Neid seine Ursachen nicht in der natürlichen Ausstattung unseres Landes hat, sondern in den Einrichtungen, die wir ihm selbst gegeben haben, und die wir nicht aufgeben, sondern weiter entwickeln und kräftigen wollen. Hat er doch seine Ursachen gerade in den Einrichtungen, die wir nicht aufgeben dürfen, wenn wir nicht unserem Volk die Selbstbehauptung unter den anderen Völkern, und dem einzelnen im Volk die Selbstbehauptung gegenüber den anderen, stärkeren, viel „vermögenden" Individuen unmöglich machen oder mindestens erschweren wollen.

Dem ersten Zweck, der Selbstbehauptung des deutschen Volks, dient die seit 100 Jahren fast unverändert bestehende Organisation der allgemeinen Wehrpflicht; der anderen Aufgabe, der Selbstbehauptung des einzelnen, dient die kaum begonnene, in ihrer Größe und Bedeutsamkeit kaum

Digitized by Google

erkannte Organisation des Arbeitsvertrages. Dies sind die beiden Einrichtungen, deren zukünftige Schicksale die Geschicke des deutschen Volkes bestimmen werden.

Der Arbeitsvertrag ist seinem Zwecke entsprechend so zu regeln, daß der einzelne Schwache, „Unvermögende" Mittel zum Unterhalt auch während der arbeitslosen Zeit findet (Kranken-, Unfall-, Arbeitslosen-Versicherung). Sie sollte aber allerdings noch mehr vermögen: sie sollte auch verhüten, daß die Drohung mit der Herbeiführung der Lösung des Arbeitsvertrags das Mittel bildet, mittels dessen der eine Teil den andern (oder auch die Allgemeinheit) sich unterwürfig und gefügig machen kann. Der Arbeitsvertrag, oder genauer, — die Drohung mit der Verweigerung seiner Fortführung (Austritt, Entlassung, Aufhebung von Aufträgen, Einstellung von Lieferungen) ist heute das Machtmittel, durch welches der Produktionsleiter die Produktionsunterworfenen („seine" Arbeiter, Angestellten, Beamten, Lieferanten, Kunden) sich gefügig macht; durch welche die politischen Parteien das freie Wahlrecht der Unvermögenden, auf den Arbeitsvertrag Angewiesenen, vergewaltigen; durch welches die wirtschaftlichen Verbände (Gewerkschaften, Syndikate, Trusts), Staat und Volkswirtschaft ihren besonderen Zwecken dienstbar machen. Und der Arbeitsvertrag ist um so tauglicher als Machtmittel zu dienen, je mehr ihn das gültige Recht als „freien Vertrag" betrachtet; je weniger es ihn mit Einrichtungen umgibt, die den Familien des Unvermögenden die Existenz während einer Zeit der Vertragslosigkeit (Arbeitsmangel, Produktionsstockung) hinweg fristen. Das gültige Recht hat bisher fast nichts getan, dem Arbeitsvertrag diesen Charakter als Machtmittel zu nehmen. Die herrschende Schicht hatte kein Interesse an einer Verminderung der Macht, die sie, im Besitz der Leitung der großen Staatsbetriebe, des Heerwesens, der öffentlichen Verwaltung, der Verkehrseinrichtungen usw. über alle Beamte, Angestellte, Lieferanten usw. ausübte. Und auch die nicht zu der herrschenden Minderheit gehörigen „bürgerlichen" Politiker und Sozialpolitiker glaubten fast alle, das Ziel des gültigen Rechts, — die formale Rechtsgleichheit, — sei genügend weit gesteckt. Sie übersahen, daß der Kampf, den die Unvermögenden unter der juristisch falschen Flagge: „Arbeiter gegen Arbeitgeber" führten, tatsächlich derselbe politische Kampf war, den sie selbst zu führen

Digitized by Google

glaubten: der Kampf um die gleiche Möglichkeit für alle zur Teilnahme am Staat, zur Geltendmachung der eigenen Persönlichkeit, — also um jene Güter, die zurzeit nur für eine kleine Minderheit vorhanden sind, die als Produktionsleiter die plötzliche Aufhebung des Arbeitsvertrags nicht zu fürchten haben, oder im Besitz von Privatvermögen nicht zu fürchten brauchen.

Während es sich hier um Probleme handelt, die, erst seit kurzem entdeckt, erst noch der Wege zu ihrer Lösung harren, sind die Vorschläge zur Verbesserung der allgemeinen Wehrpflicht so alt, wie diese selbst. Die Zeit, in der zu unserer heutigen Armeeverfassung der Grund gelegt wurde, wird in der Geschichte als eine Zeit des Niedergangs der absoluten Monarchie bezeichnet. Kein Historiker wird bestreiten, daß in ihr die Fehler mit untergelaufen sind, die im Wesen des Zeitalters begründet waren. Diese Mängel sind es, die gelegentlich den Glauben erwecken konnten, als sei diese Organisation Selbstzweck (Militarismus). Für die Abstellung dieser Mängel gibt es klar gewiesene Wege; so klar, daß wir dafür die Ratschläge des Auslandes nicht nötig haben.

Jedenfalls, mag auch die durch beide Organisationen bewirkte Steigerung unserer militärischen und wirtschaftlichen Kraft den Neid unserer Nachbarn erregen, — wir werden sie nicht aufgeben, sondern weiter entwickeln. Unsere Nachbarn mögen sie nachahmen, das wollen wir uns gefallen lassen!

Die innere Erneuerung

Eine Osterbetrachtung

Von Christian F. Weiser

Diese Hefte befassen sich mit den Tatsachen und Notwendigkeiten deutscher Politik. Sie wollen dem Aufbau des neuen Deutschland dienen durch eine kritische Prüfung der Realien unserer Lage und der aus diesen sich ergebenden Möglichkeiten und Forderungen. „Deutsche Politik" gilt hier zugleich als Losung, als Aufforderung zur Selbstbesinnung, zur Besinnung auf Recht und Beruf unseres Volkes als staatliche Gemeinschaft inmitten der anderen Mächte. Indem der Untertitel dieser Zeitschrift die deutsche Politik als „Welt- und Kulturpolitik" bezeichnet, wird zugleich die hier gehegte Anschauung von deren Aufgabe ausgesprochen,

Digitized by Google

ein Programm äußerer wie innerer Politik, die Forderung einer Erweiterung und Vertiefung zugleich, Erweiterung des politischen Horizontes und der realen Machtsphäre, wie sie durch das drängende äußere Bedürfnis verlangt wird, und Vertiefung der staatlichen Existenz und der politischen Ziele, wie sie das innere Bedürfnis erheischt. Es ergibt sich lediglich aus dem äußeren Zwang der Lage, daß zurzeit die Kulturpolitik zurückzustehen scheint vor der Weltpolitik als staatlicher Machtbetätigung gegen die anderen Weltvölker, gleichwohl wird sich ein reales, Dauer verbürgendes Weltrecht niemals ohne sie begründen. Der Geist der Nationen ist das Entscheidende in dem Aufstieg und Untergang der Staaten, der Geist, wie er durch die ganze Lebenshaltung des Volkes und seine Staatseinrichtung sich bezeugt. Es ist damit der erste Satz deutscher Geschichtsbetrachtung ausgesprochen, unserem Denken ebenso selbstverständlich wie Auf- und Untergang der Sonne, wie Blühen und Welken der Natur. Und so sind wir Deutsche an dieser Weltwende ernsthafter als andere bemüht um eine Erkenntnis des Geistes, der uns bewegt, weil er uns das Schicksal kündet. Zwar schien es, als habe er die Probe schon bestanden; das Alte war vergangen an einem Tag, das Alte des Kleinen und Unzulänglichen, und ein neuer, gewisser Geist erhob sich als blendendes Ereignis. In den Wehen der Not vollzog sich die Wiedergeburt, die Erneuerung, und wir begannen alsbald, vielleicht zu eigener Beruhigung, ihre Dokumente zu sammeln. Nachmals freilich schien es solchen, die offenen Auges durch unsere Städte gingen, als könnten wir in einer Täuschung uns befinden. Das Wort „Erneuerung" erhielt den Klang der Forderung, die freudige Gewißheit wich ernster Besorgnis.

Erneuerung? — Das Wort allein schon mag sich heute kaum mehr in der Öffentlichkeit zeigen. Es wird mit einem Erröten ausgesprochen, als fürchte man, sich eine Blöße zu geben. Die Stimmung der großen Augusttage liegt hinter uns gleich dem Wahn verlorener Kindertage, der in der Welt der Wirklichkeit zerrinnt. — — Wir kennen die Erzählungen von versunkenen Städten und Dörfern, die alle hundert Jahre auf einen Tag sich durch Zauber emporheben zum vorigen Licht, und da widerfährt es wohl einsamen Wanderern, die sich in Wald und Moor verirrt, daß sie den verwachsen verborgenen Pfad hinabgelangen in die Zauberwelt und unter den seltsamen Menschen verschollener Zeiten sich ergehen. Sie mögen von

Digitized by Google

Glück sagen, wenn sie den Rückweg finden, ehe der zwölfte Schlag der Mitternacht von dem verwitterten Kirchturm verklingt.

Als in den Sommertagen von 1914 unser Volk in seinem Grunde bewegt ward, stieg die Welt des verklungenen deutschen Idealismus empor an das Licht der Gegenwart, und wir alle glichen Wanderern, die durch ein wundersames Erlebnis zu ihr den Zugang fanden. Wir kamen zurück an den nüchternen Tag, entnüchtert, enttäuscht. Und doch läßt uns die Erinnerung an die Zauberwelt nicht los. Es war ein Erlebnis wunderhafter Stärke und Größe, und wir fragen uns, ob es denn wirklich nur Rausch und Traum gewesen sei. Gehört jene Begeisterung, jener Idealismus wirklich einer versunkenen Welt an, die nur zu Zeiten sich emporhebt aus irrealem Dämmer, um alsbald wieder in das Wesenlose zu versinken? Oder stellen wir die Frage anders: Erwies sich jene einmütig opferfrohe Begeisterung, die sich damals unter uns bekundet, in der Tat als ein in sich Wesen- und Wirkungsloses? Zunächst ist es nicht zweifelhaft, daß es vor allem eben diese Begeisterung war, die unseren Heeren jene gewaltige Stoßkraft zu Kriegsbeginn verlieh. Das ist aber nur das eine. Zu den schmerzhaftesten Erfahrungen der ersten Kriegsmonate gehört ohne Frage die Erkenntnis, daß kaum irgendwo auf der Welt sich Sympathien für uns zeigten. Hat sich aber seither ein Wandel vollzogen, und wir forschen nach dem Grunde, so finden wir übereinstimmend, daß es die Offenbarung der „sittlichen Größe" unseres Volkes gewesen ist, die uns die Neigung oder doch die Achtung gewann, und als „sittliche Größe" wird allgemein in der Welt jene heroische Seelenverfassung verstanden, die das eigene Wohl und Wehe und selbst den Tod nicht achtet, um das Leben gänzlich einzusetzen für die erkannte Pflicht, für ein Höheres, das über uns steht. — Menschen und Völker lechzen nach der Bekundung des Erhabenen. — Wir sprechen mit vollem Recht von sittlicher Größe, von Seelengröße; denn wir befinden uns hier einer Hoheit gegenüber, in der das Wesen des Menschenseins, sein Bestes sich entfaltet, sein Sinn sich zeigt, es ist eine Höhe, da letzte Werte sichtbar werden. Und zugleich erfahren wir es, daß hier nicht von blutlosen Begriffen oder einem Kulturzierat die Rede, sondern von einer höchst realen Größe inmitten der anderen Größen der Wirklichkeit, von dem machtvollsten Faktor unseres Lebens. Die materiellen Bedürfnisse mögen den Zusammenhalt und die

Digitized by Google

gemeine Bildung der Dinge, die Ordnung der Ziviliſation bewirken; die Lebensgeſtaltung eines innerlichen, höheren Sinnes geht einzig aus von jener Begeiſterung, in der die Eigenſucht untergegangen und eine umfaſſendere Liebe mächtig geworden iſt.

Es tauchen Ideen auf aus dem Fluſſe des Lebens, aus dem wogenden Grunde der Triebe und Gefühle, oder ſie ſpringen wohl auch gleich Funken hervor bei dem Zuſammenprall der Realitäten; luſt-, leid-, not-erzeugt. Sie vergingen wohl ſpurlos, wenn nicht ein ſchöpferiſcher Geiſt ſie ergriffe und opferbereite Begeiſterung ſie geſtaltete. Es iſt dasſelbe in Wiſſenſchaft, Kunſt und Religion wie in der Politik, nur daß es im ſtaatlichen Leben zumeiſt nicht genügt, daß der einzelne eine Idee mit Phantaſie und heroiſch tätigem Willen ergreift, Regierung und Volk müſſen als lebendige Einheit die große Idee zwiſchen ſich nähren und ihr die zwingende, weltüberwindende Geſtaltkraft verleihen. Wo aber unter Mühſal, unter Kampf und Leid in der Idee des Vaterlandes ein höheres, beſſeres Leben zur Erſcheinung ſich ringt, da mag der einzelne ſein kurzes Leben mit ſtolzem Mut einſetzen. Weſentlich iſt, daß das „Vaterland" als wirkſame Idee im Volke lebendig iſt, und daß wir in der ringend kämpfenden Idee des Vaterlandes ein höheres, beſſeres Leben, den geſtaltenden Willen zum Ideal auch wirklich gegenwärtig fühlen. Lebt aber der einzelne in dem Ideal, dann gibt es für ihn keine Schrecken des Todes; ſein Leben und ſeine Liebe iſt fortzeugende Tat und als ſolche geborgen in dem höheren Leben, in dem „Ganzen", dem Ewigen, das durch uns alle und über uns allen ſein Weſen hat.

Wir haben bisher von Religion gehandelt, ohne das Wort zu nennen; denn Religion iſt nichts anderes als eben das Leben im Ideale, die tätige, opferfrohe Hingabe an das Ewige, wie und wo es ſich auch zeigen mag. Nichtſehen und doch glauben, nennt es die Schrift, und wir mögen hier allerdings mit unſerm Schiller ſagen, daß dem Menſchen aller Wert geraubt ſei, der dieſen Glauben verloren hat; denn was übrig bleibt, iſt der eintönige Ablauf von Wachen und Schlaf, Arbeit und Ruhe, Hunger und Sättigung, Luſt und Leid, der dem Blöden wohl ein Genügen vortäuſcht, aber das tiefſte Verlangen nie befriedigen kann. Es ſind Unken und Dohlen, deren Geſchrei wir vernehmen, wenn dieſer Ablauf matter Alltäglichkeit durch ſtarke Geſchehniſſe geſtört wird, die um den Frieden

Digitized by Google

ihres Schlummerdaseins jammern, wenn eine große Zeit nach großen Menschen ruft. Wir mögen auch sagen, jede große Zeit rufe nach Menschen mit Religion.

Es gilt dies umsomehr für ein Volk, dessen ganze Existenz auf das Gewissen gegründet ist, das vor andern um „Weltanschauung", die geistig sittliche Umspannung des ganzen Seins sich müht und die Wahrhaftigkeit der innern Einheit als sein Ideal ergriffen hat. Es geschah also nicht von ohngefähr, daß in diesen Tagen gerade unter uns Deutschen die Religion als die große, überragende Frage lebendig ward. Sie war uns stets schon mehr gewesen als den andern; nicht nur die Überlieferung einer Offenbarung, vor Zeiten geschehen, der man zustimmen oder widersprechen konnte, auch nicht eine Form des weltabgekehrten Gefühls. Wir sahen wohl das Göttliche wirksam aus dem Mittelpunkt des einen Lebens, das Leben war uns Offenbarung, und dieses Leben war eines. Gott ist in der Welt und die Welt in Gott, wie undurchdringlich uns auch das Geheimnis scheinen mag, erhebt sich doch hier zugleich die Frage nach dem Ursprung, Recht und Zweck des Übels, nach Grund und Sinn des Widersinns, dem Recht und Sinn von Gewalttat und Zerstörung. Es dürfte sich darum auch bei einer Untersuchung ergeben, daß in keinem Lande der kriegbetroffenen Welt das religiöse Problem mit größerem Ernst und mit größerer Gründlichkeit behandelt wurde als gerade unter uns.

So begegneten wir unlängst einem Buche, das der Verlag Hinrichs in Leipzig als erstes einer Reihe ausgegeben hat, die als Beitrag gedacht ist „zur inneren Erneuerung Deutschlands". Es ist von dem Berliner Privatdozenten Hermann Mulert geschrieben und trägt als Titel: „Der Christ und das Vaterland". Nachdem man einmal den Plan gefaßt hatte, die Widerstände und Wege einer inneren Erneuerung des deutschen Volkes zu erörtern, bot sich ganz naturgemäß als nächstes und schwierigstes Problem das Verhältnis des Christen zu den Aufgaben und Nöten des Vaterlandes.

Wir haben unter den deutschen Schriften über Religion, Krieg, Staat und Kirche eine Umschau gehalten und fanden, daß das Buch von Mulert mit an erster Stelle zu nennen ist, insonderheit wenn wir das reiche Material der Anmerkungen hinzunehmen, aus dem sich eine ziemlich voll-

Digitized by Google

ständige Bibliographie über den Gegenstand zusammenstellen ließe. Auf wissenschaftliche Einzelheiten einzugehen, ist hier nicht der Ort. Mit aller unter den besonderen Umständen zulässigen Gründlichkeit wird Wesen und Beziehung von Christentum und Volkstum erwogen, des weitern das geschichtliche und grundsätzliche Verhältnis des Christen zum Staat erörtert, und endlich sucht der Verfasser in gleicher Weise das Problem von „Christ und Krieg" zu entwirren oder doch gangbare Wege der Lösung zu zeigen. — Gegenüber der anscheinend hoffnungslosen Verwirrung der Begriffe sind wohl von anderer Seite Versuche unternommen worden, in bedenklicher Annäherung an angelsächsische Theorien den Staat der Gerechtsame der Individualethik völlig zu entnehmen und sein sittliches Ideal ausschließlich auf Macht und Interesse zu gründen. Mulert ist sich wohl bewußt, daß in dem Beurteilen und Werten der Staatsbetätigung mit andern Maßen gemessen werden müsse, zugleich aber konnte es ihm als deutschem Denker nicht widerfahren, daß er sich der angelsächsischen Staatstheorie verschrieb, die entweder eine unüberbrückbare Kluft befestigt zwischen der Sittlichkeit des einzelnen und des Staates oder gar die sittlichen Begriffe als solche aus dem Staatsbedürfnis und dem Staatswillen abzuleiten sucht. Wir halten es allerdings, bei allem sonstigen Widerspruch, mit Görres, wenn er „moralische Weltgesetze" behauptet, die durch Macht und Willen des Staates ebensowenig aufgehoben werden könnten wie die Geltung mathematischer Gesetze. Jedenfalls kann die englische Theorie von uns Deutschen schon darum nicht als Letztes anerkannt werden, weil sie die Lebensentzweiung in Permanenz erklärt. Endlich pflichten wir Mulert auch darin bei, wenn er seine Abhandlung mit dem Satze beschließt: „Daß unser Volk immer mehr und mehr ein christliches Volk werde, hängt wesentlich davon ab, daß wir Christen tun, was unsere Pflicht gegen unser Vaterland ist." Damit soll doch wohl nach dem Gedankengang des Ganzen die Erwartung ausgesprochen sein, daß durch werktätige Beweisung des Geistes und der Kraft die Kompromißbeziehung von Christ und Vaterland in ein positives Verhältnis sich verwandle.

Und doch legen wir das Buch mit einem Gefühl des Unbefriedigtseins aus der Hand. Dieses ist jedoch nicht in einem Mangel der Behandlung begründet, sondern in der Sache selbst, in der, wie es scheint, unlöslichen

Digitized by Google

Schwierigkeit des Gegenstandes. Jede solche Erörterung bringt uns mit zwingender Notwendigkeit immer aufs neue den großen Widerspruch zum Bewußtsein, unter dem wir alle leiden. Die Forderung des Vaterlandes und die Predigt des Christentums scheinen gänzlich unvereinbar, und die unternommenen Versuche, eine Übereinstimmung gleichwohl zu erweisen, machen meist den Eindruck des Gequälten oder muten wohl auch wie ein Gaukelspiel mit Begriffen an. In zweifelnd peinvoller Ungewißheit geben wir dem Kaiser, was des Kaisers und Gott, was Gottes ist. Und so fliehen denn viele, des Widerspruchs müde, aus der Kirche in den Staat, um in ihm ihr Ideal aufzurichten. Bei andern stehen beide in gleicher Verdammnis, und einige wenige von diesen folgen wohl dem Propheten von Jasnaja Poljana als einem christlichen Rousseau in die verneinende Askese, in die Primitivität eines Zustandes, der die Kultur und ihre Problematik kurzerhand ausschließt, während die Mehrzahl dieser mit der Gegenwart Zerfallenen gebieterisch einen neuen Himmel und eine neue Erde verlangt. Endlich finden sich auch solche unter uns, die die Weltwidersprüche als ewige Aufgabe des tätigen Geistes und Willens begreifen und sich um deren Überwindung in belebend fördernder Zuversicht bemühen.

Für uns Deutsche ist dies offenbar der einzig gangbare Weg. Es ist uns nun einmal nicht gegeben, auf der Weltoberfläche geruhsam zu hausen, unbekümmert um die Lebensspaltungen, die darunter gähnen. Der Drang zur innern Einheit, für die wir die Wahrhaftigkeit als ein anderes Wort nannten, und die von dem deutschen Gewissen kategorisch gefordert wird, ist so übermächtig in uns, daß uns keine Lebensgestalt befriedigen kann, die nicht aus der Tiefe der Lebensverbundenheit erwachsen ist. Daher die Bedeutung der Metaphysik für die deutsche Kultur. Diese ist für uns kein Gedankenspiel, sondern ein letztes Lebensbedürfnis. Und so erhellt sich auch die Bedeutsamkeit der deutschen Mystik aus dem für uns zentralen Begriff der innern Einheit.

Vor der Frage, was das Vaterland sei und was das Christentum zu bedeuten habe, steht für uns die Frage nach Wesen und Sinn des Lebens. Und da erhebt sich vor uns eine Gestalt, die in Ausdruck und Gebärde das ganze Dunkel ihrer Tiefe mit sich führt. So haben alle Funktionen und Gestalten des Lebens an der Tragik und Problematik teil, die dem menschlichen Sein in

Digitized by Google

seinem Grunde eigen. Es mag der Geist nach logischer Klarheit, der Wille nach vernünftiger Ordnung streben; das Leben selbst strömt ewig dahin in der Melodie, in dem Rhythmus seiner Tiefe und spottet unserer Dämme und Schleusen. Doch ein Rhythmus immerhin, und Rhythmus bedeutet Gesetz der Bewegung. Was wir unter Sittlichkeit und Frömmigkeit verstehen, ist diesem Rhythmus abgelauscht. — Es kommen und gehen die Wellen in dem Spiel des Flusses. Ich saß wohl lange an seinem Ufer und vergaß mich selbst in dem Anblick. Ist vielleicht das Selbstvergessen ein letztes Gesetz des Lebens, aus dem das Wesen der Sittlichkeit und Religion, aus dem alles Schauen und Schaffen der Kultur begriffen werden mag? Das Selbstvergessen wird ergriffen durch die Bejahung, es erfüllt sich mit Kraft und Willen, und wir reden von Hingabe, von Opfer, von tätig opferfreudiger Hingabe. Eine erste Forderung scheint gewonnen, ein erstes Ideal, das vielleicht auch als letztes sich erweisen mag. Ob es in der ersten, engsten Lebensgemeinschaft als gestaltende Macht sich bewährt oder die ganze Welt einschließt in sein Bereich: es ist nur eine Erweiterung des Kreises; die ideale Forderung bleibt stets dieselbe. Zugleich ist damit aber auch in der umfassenderen „Sympathie" der Weg des idealen Fortschritts, die Richtung des idealen Zieles erkannt. Die Ethik der Humanitätsphilosophie und die Religion des Christentums zeigen gleicherweise auf dies Ziel: die ganze Menschheit eine einzige Gemeinschaft, Genossen, Brüder.

Nun ist aber dieses Ideal gleich allen Idealen letzter Zusammenfassung überirdischen Wesens, jenseitig gedacht oder nicht. Die Erdenschwere ist zurückgelassen, und es zeigen sich die Gestalten in leichter, geistiger Höhe, durch den Geist erzeugt, aus der Sehnsucht geboren. Die alte Philosophie sah diese Gestalten wohl hinabsteigen zu dem Stoffe der Welt, um ihn zum eignen Bilde zu verwandeln. So alt aber wie das Denken über die Welt und die menschlichen Dinge, so alt ist auch die Klage über den Widerstreit der Welten: der Welt des Ideales und der Welt der Wirklichkeit. Unsere strebende Welt wird erhalten und bewegt durch die Ideale, und zuweilen scheint es wohl, als gewännen die geistigen Gebilde zunehmend körperliche Gestalt in dem spröden Stoffe der geschichtlichen Wirklichkeit; aber immer wieder zerbricht das Leben in titanischem Trotz die zwingende Form, den Olymp unserer Träume, und wir finden uns

Digitized by Google

in urſprüngliche Dunkelheit zurückgeſchleudert, in den Aufruhr der Elemente. Mit wem könnten wir rechten über unſer Schickſal? Wir müßten das Leben ſelbſt anklagen, das wir nun einmal mit unſeren Gedankenformen nicht auszuſchöpfen vermögen. Notgetrieben kam ſo die deutſche Philoſophie zu dem Schluſſe, daß das Leben letzten Endes nicht unſerm Denken, ſondern unſerm Handeln als Gegenſtand gegeben ſei. Es war dies nicht ein Verzicht auf das Denken, ſondern nur ein Beſcheiden; und ſo leiſten wir auch ſelbſt in dem Chaos der Leidenſchaften nicht Verzicht auf das Ideal, es iſt auch hier nur ein Beſcheiden. Wir ſagten ja, das Weſen des begründenden Ideals ſei die opferfreudige Hingabe; der ſich erweiternde Kreis der Betätigung kommt nur als ein zweites hinzu. Zu handeln vermögen wir immer, und beſchränkte es ſich auch auf die Erfüllung der nächſten, geringſten Pflicht, die wir eben noch als ſolche zu erkennen vermögen in dem verdunkelten Umkreis; und ſo verbleibt in der Verwirrung des Krieges das Vaterland als klar umſchriebenes Lebensgebiet, ſeine Brandfackeln erleuchten, ſcharf umriſſen, den Ort der Pflicht. Zugleich entfaltet ſich das Ideal, in matter Zeit nur matt gefühlt, in allwirkſamer Gewalt und tritt vor aller Augen in der ganzen Hoheit ſeines Weſens. Wert und Würde beſtehen ihre Probe. Hier gibt es kein Zweifeln und Zaudern.

Und doch haben wir Zweifler, die das Weſen des Ideals und den Wirkſamkeitsumfang ſeines fernen Zieles verwechſeln und ſo ſich ſelbſt und andere verwirren. Indem ſie aber den tatſächlichen Lebensſtand mit ſeinen Forderungen verkennen und den weltumſpannenden Frieden des idealen Zieles predigen, während die Weltſtunde den heroiſchen Einſatz des Lebens für die Volksgemeinſchaft verlangt, werden ſie zu Verrätern an dem Ideale ſelbſt. Würde aber von ihnen zugegeben, daß die Opferſtimmung wirklich als das Große anzuſehen ſei, daß in der ſelbſtloſen Hingabe die letzten Werte ſich begründen, Schönheit und Höhe des Lebens, ſo müßte auch zugleich anerkannt werden, daß die Forderung des Opfers, ſittlich begründet, nur da erhoben werden kann, wo dem einzelnen, von dem das Opfer erwartet wird, eine reale Einheit der Gemeinſchaft, ein „Ganzes" gegenüber ſteht. Es iſt aber die zur Zeit des Kriegszerwürfniſſes einzig vorhandene reale Einheit keine andere als eben die im Kampf ſich bewährende Volksgemeinſchaft. Jene andere, die Menſchheit umfaſſende

Digitized by Google

Gemeinschaft, die wohl in Zeiten des Friedens als Ideal uns winkt, ist zur Stunde des Kriegs ein Nichtvorhandenes, ein Phantom, und wer ihm gleichwohl huldigt, ein um so gefährlicherer Phantast, je weiter seine Stimme gehört wird in der Bedrängnis des Vaterlandes.

Es gibt Seelenverfassungen, die im besonderen auf das ideale Ziel einer umfassenden menschlichen Gemeinschaft eingestellt sind. Wir nannten Humanismus und Christentum und mögen uns auch des modernen Sozialismus erinnern. Für sie ward darum der große Krieg zu einem Erlebnis von ganz besonderer Bedeutung. Erschütternd kam es vielen ihrer Vertreter zum Bewußtsein, daß sie sich über den Stand des Ideals, daß sie sich über die Weltstunde in einem Irrtum befunden hatten. Das verkannte Vaterland erhob sich als sittliche Größe und stellte seine Forderung, eine unumgängliche Forderung in dem organischen Zusammenhang und Fortschritt des Lebens, in dem mählichen Aufstieg menschlicher Kultur. Und so brach sich wohl die Erkenntnis durch, daß man das bislang gehegte Ideal zurückstellen müsse aus seiner vagen Ferne auf den einzig sichern Boden, der uns verblieben war in dem allgemeinen Zusammenbruch, und die Forderungen, die sich vordem auf die „Menschheit" bezogen, hatten sich als solche der „Menschlichkeit" zu bescheiden.

Wir sprachen bis jetzt von der „tätigen Hingabe" als von dem Wesen des Ideals und wir legten dabei den Nachdruck auf den freudigen Opferwillen; und doch wäre nur die Hälfte gesagt, ließen wir den Begriff der „Tätigkeit" außer Betracht. Selbstverleugnung und Selbstbehauptung stehen beieinander mit völlig gleichem Recht. In ihrer Mitte befindet sich der wirksame Ort des Ideals. Daß aber mit der individuellen zugleich auch die nationale Selbstbehauptung zu fordern sei, diese Erkenntnis macht eben den Inhalt des großen Erlebnisses aus, durch das Humanismus, Sozialismus und Christentum in ihren Grundfesten bewegt werden.

Am ehesten mag dem Humanismus eine Neubegründung gelingen; denn hier besteht eine alte Überlieferung, die eine Anerkennung des Staates in seiner sittlichen und kulturellen Bedeutung verlangt. Schwieriger schon ist die Aufgabe des Sozialismus; denn von ihm wird ein Verzicht gefordert, der sein innerstes Wesen berührt, den er aber leisten kann und wird, er müßte denn völlig versagen in der Deutung der Zeichen. Tragisch jedoch scheint die Lage des Christentums. Der eine Gott und Vater der

Digitized by Google

in Liebesdienſt verbundenen Menſchheitsfamilie, der eine Hirte und die eine Herde ſind Vorſtellungen, ohne die wir uns das Chriſtentum und ſeine Ziele nicht zu denken vermögen, und alle Verſuche, die Anſprüche des Staates aus dem bibliſchen Chriſtentum zu rechtfertigen, müſſen notwendig ſcheitern. Das Chriſtentum iſt gleich dem Humanismus aus der Weltmüdigkeit, aus dem Staatsüberdruß der Spätantike hervorgegangen und trägt bis heute die Merkmale ſeines Urſprungs. In verſchiedener Abſicht und mit unterſchiedenem Erfolge verſuchten Papſttum, Luthertum und Kalvinismus ſich mit dem Staate auseinanderzuſetzen, ohne daß ein poſitives Verhältnis gefunden worden wäre. Es verblieb eine Fremdheit, durch Kompromiſſe dürftig überbrückt, während zugleich der Staat immer kräftiger ſich behauptete und um das ganze Leben ſeine Mauer führte.

Es ließe ſich auch ſagen, das Leben habe zunehmend ſich ſeine Selbſtändigkeit und die Anerkennung ſeines Eigenwertes erkämpft gegenüber dem ragenden Jenſeits, dem das bibliſche Chriſtentum zugewandt ſteht, und der moderne Staat bekräftige dieſe Wandlung in ſeiner eigenen Selbſtändigkeit und Vollmacht. Es bleibt offenbar nur ein einziger Schluß: Will das Chriſtentum als geiſtige Weltmacht zugleich mit dem Staat, in ihm und durch ihn ſich behaupten, ſo muß es ſich mit ſtarkem Entſchluſſe aus ſeiner Überlieferung löſen, inſofern dieſe hemmende Bindungen aus zeitlich Bedingtem, geſchichtlich Überwundenem mit ſich trägt, und ſich der ſtrömenden Lebenswirklichkeit zuwenden; eine erneute Taufe des Meſſias in einem andern Jordan, damit er ausrichte, wozu er geſandt. Einſt verwandelte ſich innerhalb des Chriſtentums das Transzendente in ein Jenſeitiges: die große Aufgabe der geſchichtlichen Stunde iſt eine Rückverwandlung des im Chriſtentum Errungenen in geiſtige Lebenstiefe, in Welttiefe.

Eben dies war das Ziel, dem die religiöſen Kräfte des deutſchen Idealismus zudrängten in der größten Zeit des nationalen Geiſteslebens, und ſo kommen wir zu dem Ausgang unſerer Betrachtung zurück. Wer aber könnte die Tatſache verkennen, daß in dieſem Idealismus das Tiefſte und Beſte, daß in ihm das Eigentümlichſte der deutſchen Nation nach Ausdruck rang? Der deutſche Idealismus ſcheint allerdings eine verſunkene Welt. Doch nicht verſunken in das Vergangen-Weſenloſe; geſunken nur

Digitized by Google

auf den schlummernden Grund der deutschen Seele. Und wenn immer die Begeisterung erwacht, erwacht mit ihr die Welt der deutschen Sehnsucht, die Welt des deutschen Ideals, und erhebt sich als gestaltende Lebensmacht in die Sphäre des Tages mit seinem Kampf und seiner Arbeit. Wir mögen auch sagen, der schlummernde Gott erwache in der Begeisterung, um die Stufen seines Thrones zu ersteigen, der Gott, der in dem Leben waltet, so wie es aus schlafendem Urgrund rauscht und in dem wachen Bewußtsein als Lied der Tiefe vernommen wird.

Die Welt deutscher Anschauung ist eine Welt des ewigen Werdens; in der ewigen Erneuerung, in einer „ewigen Reformation" spricht sich das Wesen des deutschen Glaubens, der deutsche Kulturwille aus. Für uns Deutsche ist stets „österliche Zeit", ein Osterblühn und Osterhoffen. — Das Ziel? — Es ist noch nicht erschienen, was sein wird, wir werden es aber wohl hernachmals erfahren. Pflichterfüllung ist bis dahin der einzige Weiser unseres Wegs.

Wir haben politische Parteien unter uns, die uns den Weg der „Westmächte" führen möchten und darum zu schleunigem Vergleiche drängen in dem Weltkonflikt. Als ob der Weltgang, die Kulturleistung einer Wiederholung bedürften, als ob die romanische Form mit ihrem Mangel der Tiefe oder die in Widersprüchen gespaltene, einzig durch den egoistisch materialistischen Machtwillen geeinte Zivilisation der Angelsachen ein Letztes darstellten in der Weltbewegung, als ob wir Deutsche nicht ein eigen Vermächtnis in Verwaltung hätten, für das wir Rechenschaft schuldig sind!

Erwarten wir von der deutschen Politik eine ebenso selbstbewußte wie zielbewußte Stärke gegenüber unsern Neidern und Verleumdern unter der Sonne, die Wahrung der nationalen Selbstachtung, ohne die der Tod besser ist als das Leben, so wird sie doch als Kulturpolitik sich bewähren müssen, und sie vermag dies nur durch eine Erweckung der geistigen Lebensmächte, durch eine innere Erneuerung des Volkes aus religiöser Zuversicht, aus einem Drange der Wahrhaftigkeit, der allein in der Einheit zu ruhen vermag. Nicht Worte; ein bestimmter Lebensglaube, ein Opferwille und eine Schaffensfreude, die sich dessen gewiß sind, daß das Lebensgeheimnis unter ihren Händen zunehmend sich gestaltet, daß die Welt dem strebenden Bemühen einfältigen deutschen Glaubens zum Erbe gegeben ist.

Digitized by Google

Streiflichter zur Weltlage VI

Von Professor Dr. Schiemann

Unter der Spitzmarke „Ein bestrafter Verleumder" schreibt das „Journal des Débats" vom 29. März: „Wir haben bereits von dem vielleicht mehr stupiden als verbrecherischen Gerücht gesprochen, das allmählich das gesamte Gebiet Frankreichs durchdringt und das darin besteht, daß für den Krieg nicht die deutsche Regierung und die Alldeutschen verantwortlich gemacht werden, sondern ... die Geistlichen und die Bürger Frankreichs.

Mitunter geschieht es sogar, daß die Verleumder, die diesen Unsinn verbreiten, falls sie mit Phantasie begabt sind, dieses Thema ausmalen und erfinderisch kommentieren: der Klerus habe die Tragödie dieses Krieges entzünden wollen, um wegen des Gesetzes Rache zu nehmen, das die Trennung von Kirche und Staat gebot, die Bürgerschaft aber leistete ihm Gefolgschaft, weil sie nach den Wahlen von 1914 einsah, daß eine Gütergemeinschaft in naher Vorbereitung sei und diese peinliche Wahrscheinlichkeit abgewandt werden müßte; auch hätten Geistliche und Kapitalisten ihr Geld auf dem rechten Ufer des Rheins untergebracht — vermutlich, um daraus die Kugeln und Kartätschen zu gießen, die bestimmt sind, sich an der Front gegen sie selbst zu richten.

Es ist gewiß traurig, daß es bei uns so armselige Köpfe gibt, daß derartige Erfindungen schließlich Glauben finden konnten. Da nun aber der gesunde Menschenverstand und das Anstandsgefühl nicht ausreichten, um diese kleine Infamie, die von all zu klugen Ausbeutern erfunden wurde, im Keim zu ersticken, ist es nur zu billigen, wenn die Verleumdeten sich an die Gerichte wenden und diese eingreifen. So hat das Kriegsgericht in Toulouse soeben einen Gastwirt in Saint-Céré zu 3 Jahren Gefängnis und 1000 Franken Strafe verurteilt, weil er die oben angeführte These vertrat, und, obgleich es wohl möglich ist, daß dieser Gastwirt eher beschränkt als böswillig war, bedauern wir seine Verurteilung doch nicht. Einmal wird sie gleich geistreiche Mitbürger abhalten, sein Beispiel nachzuahmen, dann aber ist es von Wichtigkeit, daß die in Kraft stehenden Gewalten nicht über Verleumdungen nachsichtig wegsehen, die zwar blödsinnig sind, aber darum nicht weniger grausam verletzen."

Digitized by Google

Wir haben die von den „Débats“ mitgeteilte Tatsache und den daran geknüpften Kommentar in vollem Umfang mitgeteilt, weil sich hier zum erstenmal die Anfänge einer bevorstehenden Entwicklung erkennen lassen. In Frankreich beginnt die Wahrheit, wenngleich auf Umwegen, sich Bahn zu brechen. Man sucht nach den Schuldigen am Ausbruch des Krieges nicht mehr in Deutschland, sondern in Frankreich, und zwar im gesamten Frankreich (à travers tout le territoire français), und wenn heute die Schuld der Geistlichkeit und den „Bourgeois“ zugewiesen wird, läßt sich mit Sicherheit vorhersehen, daß sie schließlich den wahren Urhebern all des Unheils, den Poincaré, Delcassé und Genossen zufallen muß. Die ganz ungewöhnliche Härte des gefällten Urteils aber kann als Beweis dafür gelten, wie groß die Gefahr sein muß, von der die Machthaber sich bedroht fühlen. In der Tat, die offiziellen Siegesbulletins des französischen Hauptquartiers verfangen nicht mehr, seit sie als Kommentar durch das stete Vorrücken der deutschen Offensive, den Verlust an Terrain und durch die ungeheuren Verluste an Toten und Verwundeten illustriert werden, die jeder neue Tag den Franzosen bringt. Die Berichte über die „situation militaire“ und die „situation diplomatique“ der Pariser Zeitungen tragen den Charakter equilibristischer Kunststücke, die bestimmt sind, das Urteil der Leser zu verwirren und von der brutalen Wirklichkeit abzulenken. Namentlich lehrreich in dieser Hinsicht sind die strategischen Betrachtungen des „Journal des Débats“, die mit Vergleichen aus den napoleonischen Kriegen arbeiten, um in jedem einzelnen Fall zu beweisen, daß die Deutschen gegen alle bewährten Regeln der Kriegskunst operieren, Clausewitz und Bernhardi verleugnen und im Grunde auch da, wo sie scheinbar Erfolge aufzuweisen haben, mindestens strategische Einbußen erleiden; von den moralischen Niederlagen, die ihnen der Elan der Franzosen stets beibringe, nicht zu reden! Wir verfolgen diese Taktik der Pariser Presse seit Beginn unserer letzten Offensive und sind gespannt auf die Kasuistik, die einen Ausweg aus dem Labyrinth dieser bewußten Täuschungen finden muß.

Wie weit die Stimmung in England von der militärischen und politischen Wirklichkeit beeinflußt wird, ist schwieriger zu übersehen. Unzweifelhaft erfährt der Engländer mehr von ihr als der Franzose. Auch der großen Masse der Bevölkerung ist jenseits des Kanals das Tatsachen-

Digitized by Google

material für die Bildung eines selbständigen Urteils zugänglich, während es in Frankreich allen verborgen bleibt, die außerhalb der offiziellen Welt stehen. Dazu kommt, daß in der englischen Presse an der eigenen Kriegführung eine oft höchst rücksichtslose Kritik geübt wird, und daß die Lasten des Krieges, je länger je mehr, nicht nur als eine höchst unbequeme Beschränkung der gewohnten Lebensführung, sondern auch als eine gefährliche Belastung der englischen Zukunft empfunden werden. Die Männer, die heute an der Spitze der Regierung stehen und diejenigen, die hinter ihnen ungeduldig auf den Tag harren, da die Reihe an sie kommt die Geschicke des Landes in ihre Hand zu nehmen, wollen von dem Zwang dieser drohenden Tatsachen nichts wissen und sind bereit, wie Asquith jüngst bei seinem Besuch im Vatikan dem Papst erklärt haben soll, wenn nicht anders den Krieg noch weitere 5 Jahre fortzusetzen. Wir nehmen das Kompliment, das damit indirekt uns gemacht wird, mit Genugtuung entgegen, haben aber allen Grund anzunehmen, daß die Vertreter dieser Bulldoggenpolitik außerhalb der Kreise, die durch sehr persönliche Interessen an sie gebunden sind, im Lande stetig an Boden verlieren. Das beweist namentlich der wachsende Einfluß der englischen unabhängigen Arbeiterpartei, die so bald wie möglich Frieden schließen möchte. Wie ernst die Regierung die ihr von dieser Seite drohende Gefahr auffaßt, zeigen die Maßregeln, die sie ergriffen hat, um die Sozialisten in Glasgow mundtot zu machen. Offenbar ist man in England im Begriff, das oben angeführte Beispiel nachzuahmen, das ihnen das Kriegsgericht in Toulouse gegeben hat. Die auf dem Fundament der Magna Charta aufgebauten Freiheitsrechte der Engländer haben ja im Lauf dieses Krieges längst aufgehört, Realitäten zu sein. Aber wenn das jetzige Kabinett diejenigen, die trotz allem diese Rechte zu behaupten versuchen, noch verhältnismäßig gelinde anfaßt, werden, wenn die Unionisten ans Ruder kommen, die Ruten durch Skorpione ersetzt werden. Der Anlauf, die liberale Regierung zu stürzen, ist von den Unionisten schon mehrmals, wenngleich stets vergeblich, gemacht worden. Jetzt scheint ein neuer Anlauf unmittelbar bevorzustehen, wie nach einer Meldung des „Daily Telegraph“ die jüngsten Beschlüsse des von Bonar Law geführten unionistischen Kriegsausschusses zeigen. Man ist in England wie in Frankreich hungrig geworden nach Erfolgen und hat die Empfindung,

Digitized by Google

daß die offiziellen Berichte der Generalstäbe aller Entente-Mächte Steine, nicht Brot bieten. Die unheimliche Konsequenz und Ruhe, mit der die deutsche Heeresleitung Verdun immer fester einschnürt, das sichtliche Verbluten Frankreichs, das aussichtslose Sturmlaufen Cadornas, die Gefährdung Valonas, die allmählich nur noch Spott hervorrufende angebliche Offensive der Saloniki-Expedition, die in Wirklichkeit sich selbst belagert fühlt, die stete Gefährdung Englands und seiner Verbündeten durch den Luft- und U-Bootskrieg, endlich die trostlose Lage des Generals Townshend in Mesopotamien, das alles hat in seiner Summe eine Stimmung gezeitigt, die die „Morning Post" veranlaßt, von einer „auf die Folter gespannten öffentlichen Erwartung" zu schreiben. Wie nach der unglücklichen Unternehmung, die gegen Gallipoli gerichtet war, und an die sich so ausschweifende Hoffnungen knüpften, sucht man jetzt nach dem Schuldigen, denn man fürchtet offenbar, daß an Townshend das Schicksal Gordon Paschas in Chartum sich wiederholen könnte. „Wir haben — schreibt die „Morning Post" — Berichte über sanitäre und andere Maßnahmen, die einem die Haare zu Berge steigen lassen bei dem Gedanken an die Leiden und die Verluste, die eintraten." Das Blatt knüpft daran eine Reihe von Fragen, die, wenn sie bejaht werden müßten, allerdings beweisen würden, daß diese Expedition mit äußerster Leichtfertigkeit angeordnet und vorbereitet worden ist. „Wir stellen diese Fragen auf die Gefahr hin, gesteinigt zu werden. Aber wir halten es für unsere Pflicht, sie zu stellen. Und wir fügen noch hinzu, daß nach der Meinung der Offiziere, die die türkischen Truppen gesehen haben, diese mit allem vorzüglich ausgerüstet waren." Diese letztere Versicherung der „M. P." ist sehr erfreulich und läßt uns hoffen, daß die „Folter der Erwartung" bald ihr Ende finden wird, wenn auch nicht so, wie die Engländer offenbar noch hoffen.

Es ist wahrhaft kläglich, wie England — das ja den Reigen führt — für all diese Mißerfolge Rache nimmt an den Neutralen. Die wirtschaftliche Tyrannei, die sie, wenn auch zähneknirschend, hinnehmen müssen, hat sie tatsächlich zu Sklaven der englischen Willkür gemacht. Die Vereinigten Staaten von Amerika aber, die sich zu Anfang des Krieges als die natürlichen Führer der minder mächtigen neutralen Staaten Europas bezeichneten, haben völlig versagt und nehmen selbst jede De-

Digitized by Google

mütigung hin, die England im Interesse seiner Kriegsziele auch Amerika aufzuerlegen für notwendig findet. Auf die systematische Verletzung nicht nur des Briefgeheimnisses, sondern die zynische Behinderung des Brief- und Geldverkehrs überhaupt, ist als nächste Maßregel die Lahmlegung des Welthandels gefolgt, den England rücksichtslos in seine Hände hinüberzuspielen bemüht ist, und die Proteste Wilsons und Lansings haben daran nichts zu ändern vermocht. Noch immer hat Sir Edward Grey, wie der Reichskanzler am 5. April ausführte, „die amerikanische Note vom 5. November 1915, die eine zutreffende Darstellung der englischen Völkerrechtsverletzungen enthält", nicht beantwortet. Seither aber ist England immer rücksichtsloser und Amerika immer zurückhaltender geworden. Für die Verletzung der griechischen Neutralität hat Amerika nicht einmal Noten einzusetzen gehabt, und wir zweifeln nicht daran, daß, falls die Invasion Hollands erfolgen sollte, Präsident Wilson auch dafür Entschuldigungen finden wird, die ihm gestatten, seine sehr freundschaftlichen Beziehungen zu England nicht nur aufrecht zu erhalten, sondern zu vertiefen. Es ist uns aber fraglich, wie lange diese Richtung der amerikanischen Politik sich wird behaupten lassen. Wir jedenfalls lassen uns über das Maß der Zugeständnisse, zu denen wir uns unter bestimmten Voraussetzungen verstanden haben, nicht mehr hinausdrängen, und wir glauben, daß man sich darüber in Amerika auch klar ist.

Überhaupt ist die Weltlage nach der Rede des Reichskanzlers am 5. April wesentlich klarer geworden. Bekanntlich waren seit geraumer Zeit Wünsche laut geworden, die an den siegreichen Ausgang des Krieges, über den an keiner Stelle ein Zweifel bestand, geknüpft wurden. Über den Inhalt dieser Wünsche eingehend zu referieren, verbietet sich von selbst. Es genügt wohl, hervorzuheben, daß, wenn der Reichskanzler sich auch nicht mit ihnen identifiziert hat, mit Sicherheit angenommen werden kann, daß er sie sorgfältig erwogen, und daß die Schlüsse, die er vor dem Reichstage daraus bei Darlegung der Kriegsziele, zu denen die Regierung sich bekennt, gezogen hat, sich der lauten Zustimmung aller Parteien, abgesehen von der in nationalen Fragen nicht zurechnungsfähigen Gruppe um den Abgeordneten Liebknecht, erfreut haben. Das Wesentliche läßt sich wohl dahin zusammenfassen, daß wir im Westen auf eine Ausdehnung unseres Territorialbesitzes wohl

Digitized by Google

nur in soweit ausgehen, als für die Verteidigung unserer Grenzen absolut notwendig ist. Der Reichskanzler hat diesen Gedanken mehr indirekt als direkt formuliert. Wir werden weder Belgien noch das von uns besetzte französische Territorium annektieren, aber der Status quo ante wird nicht wiederkehren. „Wir werden uns reelle Garantien dafür schaffen daß Belgien nicht ein englisch-französischer Vasallenstaat, nicht militärisch und wirtschaftlich zu einem Vorwerk gegen Deutschland ausgebaut wird." „Der flämische Volksstamm wird nicht wieder der Verwelschung preisgegeben werden, wir wollen," fährt der Reichskanzler fort, „Nachbarn, die mit uns und mit denen wir zusammen arbeiten, zu unserem gegenseitigen Nutzen." In anderem Zusammenhang wies er auf das französische Geld hin, das den Russen das Weichselland als Einfallstor in das ungeschützte Deutschland erschlossen hat, und wir schließen daraus, daß wir der Wiederholung solcher Praktiken vorbauen werden. Die von England zu verlangenden Friedensbedingungen hat der Reichskanzler nicht direkt erwähnt, er wies aber sehr nachdrücklich auf die Notwendigkeit hin, für das von England so schndde verletzte Völkerrecht sichere Bürgschaften zu erhalten, und sein Hinweis auf die Zukunft des deutschen Kolonialbesitzes stellt außer allen Zweifel, daß es vornehmlich England sein wird, von dem Ersatz für erlittene Territorialverluste und Sühne für begangene Gewalttaten zu fordern sein wird.

Bestimmter waren die Erklärungen des Reichskanzlers über die Lage im Osten. Er faßte sie in der Form einer Entgegnung auf Asquiths Bemerkungen über das Prinzip der Nationalität, denen er die Frage entgegenwarf, ob Asquith denn glaube, daß das „unbesiegte und unbesiegbare Deutschland" „freiwillig die von ihm und seinen Bundesgenossen befreiten Völker zwischen der Baltischen See und den Wolhynischen Sümpfen wieder dem Regiment des reaktionären Rußland ausliefern werde, mögen sie Polen, Litauer, Balten oder Letten sein". Er erklärte mit aller Bestimmtheit, daß es unser Recht und unsere Pflicht sei, von der russischen Regierung zu verlangen, daß sie das an den beraubten und verjagten Deutschen, russischer und deutscher Staatsangehörigkeit, gegen alles Menschenrecht begangene Unrecht wieder gut mache und ihnen die Tür aus der russischen Knechtschaft öffne. Sollten unsere Feinde das Blutvergießen, das Menschenmorden, die Verwüstung Europas weiter

Digitized by Google

fortsetzen wollen, so falle die Schuld auf sie, Deutschland stehe seinen Mann und werde zu immer stärkeren Schlägen ausholen.

Wir fügen hinzu, daß mit dem Erfolg und den gebrachten Blutopfern naturgemäß auch die Befreiung vom russischen Joch, je nach dem Erfolg unserer Waffen, weitere Gebiete umfassen wird und hoffen namentlich, daß die Befreiung der Ostseelande, die mit der Besetzung Kurlands begonnen hat, auch einen Abschluß in dem historisch gebotenen Sinne findet. Schon die Beschießung von Reval und neuerdings der Angriff auf die Station der russischen Flugzeuge in Oesel, weist auf weitere Pläne hin, die über die Befreiung Kurlands hinaus den übrigen Balten begründete Hoffnungen erweckt haben. Als etwas Besonderes hat der Reichskanzler die nunmehr aufgerollte polnische Frage hervorgehoben, die Deutschland und Österreich lösen müßten und lösen würden. Wie diese Lösung in dem deutschen Okkupationsgebiet der Hoffnung der Polen in einem humanen, der polnischen Nationalität gerecht werdenden Sinn, Rechnung trägt, hat die Gründung der Universität Warschau, die Wahl eines polnischen Gemeinderats und die Reihe der übrigen Maßregeln bewiesen, die von den Zentral-Okkupationsbehörden unter der zugleich festen und milden Leitung des Generals von Beseler getroffen worden sind. Daß ein Definitivum nicht geschaffen werden kann, bevor eine Verständigung zwischen uns und Österreich-Ungarn herbeigeführt ist, liegt auf der Hand, und ebenso, daß vor der Notwendigkeit, Sicherheit für Verteidigungsmaßregeln zu schaffen, die einer immer möglichen Wiederholung russischer Angriffe gewachsen sind, alle übrigen Rücksichten zurückzutreten haben. Die Polen werden ihre Ungeduld noch bis dahin zügeln müssen, zumal noch keineswegs klar ist, welches die endgültige Stellung Österreich-Ungarns zum polnischen Problem sein wird. Die von dem bekannten polnischen Patrioten Kozmian, Verfasser des sehr beachteten Buches „Das Jahr 1863", in der Wiener Zeitschrift „Polen" vertretene Ansicht, daß Ungarn, Deutsch-Österreicher und galizische Polen über die Angliederung des „Königreichs Polen" an die habsburgische Monarchie eines Sinnes seien, ist nach unseren Informationen irreführend. Doch halten wir es nicht für ersprießlich, weiter auf diese Frage einzugehen.

Im Zusammenhang mit Polen nannte der Reichskanzler auch Finnland, freilich ohne auch nur mit einer Andeutung auf Hoffnungen und Be-

Digitized by Google

fürchtungen der Finnländer einzugehen. Und das ist sehr begreiflich. Eine finnländische Frage im weltpolitischen Sinne kann erst unter ganz bestimmten Voraussetzungen lebendig werden, da Finnland noch weit weniger als Polen fähig war, sich aus eigener Kraft von dem russischen Joch zu befreien. Sicher ist nur, daß ein Finnland, das russisch bleibt, national und konfessionell dem Untergang geweiht wäre, und daß ein russifiziertes oder auch nur russisch okkupiertes Finnland eine schwere Bedrohung Schwedens und in zweiter Linie des gesamten Ostseegebietes bedeuten würde. In ganz hervorragender Weise wird dieses Problem in einer Studie behandelt, die soeben in der von Ernst Jäckh herausgegebenen Sammlung politischer Flugschriften von Dr. Adrian Molin unter dem Titel: „Schweden und der Weltkrieg" in deutscher Übersetzung veröffentlicht worden ist. Der geistvolle Verfasser gibt uns zunächst ein historisch-politisches Bild der Kultureinflüsse, die von Frankreich und von Deutschland ausgehend, auf die Entwicklung des schwedischen Geistes zu originaler Selbständigkeit eingewirkt haben. Deutschland hat Schweden die Reformation gebracht, auf deren Fundament das gesamte Leben der Nation ruht, und die das ganze Volk erfaßte. Die französische Kultur dagegen wurde eine Angelegenheit des Hofes und der Aristokratie und blieb vornehmlich ein Formkultus, dessen Vorzüge und Schäden der Verfasser sehr anschaulich darlegt. Das sind Teile seiner Ausführungen, die gelesen werden müssen, da sie ohne Schädigung ihres Inhalts sich nicht in kurzen Zügen wiedergeben lassen. Uns interessiert an dieser Stelle, was über das Verhältnis Schwedens zu Finnland gesagt wird. Finnland ist von Schweden dem Christentum zugeführt und kolonisiert worden. Eine kulturelle und politische Rolle hat die finnländische Rasse erst in den letzten 60 Jahren gespielt; daß aber das Land von Rußland erobert werden konnte, ist die Folge einer historischen Entwicklung gewesen, bei welcher, wie Molin sich ausdrückt, „der erbärmlichste Verrat, der jemals in der Geschichte Schwedens vorgefallen ist", die entscheidende Rolle gespielt hat. Molin hält die Kapitulation der finnländischen Schweden vor dem finnischen Nationalismus für eine der Ursachen, die der zersetzenden Politik Rußlands den Erfolg sicherten.

Die Kombination von Liberalismus und Nationalismus, welche die Folge der Tatsache war, daß das schwedische Element in Finnland seine

Digitized by Google

Führerstellung aufgab, habe zu Früchten einer tauben Kultur oder, wie Molin es ausdrückt, zu moderner Kunstkultur geführt, welche die religiösen, sittlichen und patriotischen Lebenswerte beschnitt, ohne die ein Volk nicht bestehen könne. Wir wollen uns dieses harte Urteil nicht zu eigen machen. Finnländische Schweden und Finnen haben trotz allem tapfer gekämpft, um die russische Vergewaltigung abzuwehren, und wenn ihr passiver Widerstand nicht von Erfolg gekrönt wurde, lag das doch vornehmlich an der Übermacht der russischen Gewalthaber, die, wie Molin richtig hervorhebt, vor der Kultur Finnlands keinen Respekt hatten. Aber wir sehen nicht den Weg, auf welchem die Finnländer den russischen Bajonetten gleich kräftige Mittel der Abwehr hätten entgegensetzen können. Doch wir wollen nicht polemisieren und stimmen dem Verfasser durchaus zu, wenn er in dem Schicksal Finnlands eine Warnung für Schweden erkennt und zum Schluß gelangt, daß es sich um Sein oder Nichtsein der schwedischen Kultur handelt, die von dem „Todfeind im Osten" bedroht werde. Der schwedische Radikalismus unter der Führung von Hjalmar Branting erkenne die Gefahr nicht und sei einseitig französisch orientiert, aber die Rechte und ihre Presse haben sich durchweg deutschfreundlich gezeigt. Im Verlauf des Krieges sei jedoch, trotz der Ententepropaganda, die, von den schwedischen Berufspazifizisten gefördert, die „hysterischen Weiber beiderlei Geschlechts für die Sache des Westens mobilmachte", eine wesentliche Verschiebung in der Auffassung des schwedischen Volkes insofern erfolgt, als heute die gebildeten Klassen (mit geringer Ausnahme), die solide Mittelklasse und die Bauern der Rechten, unveränderlich deutschfreundlich seien. Die Gegenströmung werde im Augenblick, da es Ernst werde, die Erschütterungen der harten Wirklichkeit nicht ertragen, während die jüngere Generation, die Männer zwischen 30 und 40 Jahren, bereit stehe, binnen kurzem die Führung und Verantwortung für Schweden zu übernehmen, um es zum führenden Staat im Norden zu machen. Durch Teilnahme am Kriege wollen sie einen großen und kühnen Schritt zur Erreichung dieses Zieles tun.

Für den hochinteressanten Schluß der Schrift verweisen wir auf den Aufsatz: Molin, „Das junge Schweden und der Weltkrieg" in Heft 9 dieser Blätter.

Die Äußerung, die jüngst Dr. Seton Watson in der Londoner königlichen Gesellschaft der Künste machte, daß nämlich das 20. Jahrhundert das

Digitized by Google

Jahrhundert der Slawen sein werde, zeigt zwar, daß die Engländer in bezug auf ihre eigene Zukunft sehr bescheiden geworden sind, bedeutet aber speziell für Rumänien und Schweden ohne Zweifel eine Drohung. Rumänien würde erdrückt, Schweden auf das ernstlichste gefährdet werden, wenn dieses, aus angelsächsischem Munde proklamierte, russische Ideal jemals Wirklichkeit werden sollte. Wir wissen aber nicht, was unwahrscheinlicher wäre als die Erfüllung dieser Prophezeiung. Am 2. April hat der vielgenannte Petersburger Publizist M. Menschikow darauf hingewiesen, daß der Heißsporn der Rechten in der Duma, N. E. Markow, in Beantwortung einer Rede von Schingarew, seinem Erstaunen darüber Ausdruck gegeben hat, daß die Männer des liberal-radikalen Blocks, die bekanntlich die Majorität in der Duma besitzen, sich unzufrieden über den häufigen Ministerwechsel zeigen. Von den 11 in letzter Zeit ausgeschiedenen Ministern hätten 6 infolge von Angriffen des Blocks ihren Posten aufgeben müssen, und zwar: Maklakow, Schtscheglowitow, Sabler, Ruchlow, Chwostow und Goremykin. Der Rücktritt der anderen 5 aber sei offenbar von der Linken nicht gebilligt worden. Wie aber seien sie ersetzt worden? Ssamarin durch Wolschin, Kriwoschein durch Naumow, Charitonow durch Pokrowski, Poliwanow durch Schuwajew. Die Wahl dieser neuen Männer sei auf keinen Widerspruch gestoßen, und einige von ihnen seien sogar freudig begrüßt worden. Markow habe daraus den Schluß gezogen, daß nicht die Tatsache des häufigen Ministerwechsels Erbitterung erregt habe, sondern vielmehr der Umstand, daß die Ministerien nicht von der Duma selbst besetzt würden.

Menschikow, der eine Witterung für kommende Strömungen hat, folgert, daß die Auswahl der neuen Minister mit Rücksicht auf die Volksstimmung geschehen sei, und erkennt darin ein Symptom, das er freudig begrüßen müsse. „Wir alle", schreibt er, „sind, wie eine traurige Erfahrung gezeigt, in tragischer Weise daran interessiert, daß die verantwortlichen Stellungen in Staat und Gesellschaft von ganz ehrlichen Leuten besetzt werden. Auch andere vielseitige Fähigkeiten, Kenntnisse und Talente sind erforderlich, vor allem aber persönliche Anständigkeit. Schon Pope habe nicht ohne humoristischen Beigeschmack gesagt: „Das höchste Geschöpf Gottes ist — ein anständiger Mensch." Die traurige Erfahrung aber habe bewiesen, daß weder adelige Herkunft, noch höhere Bildung

Digitized by Google

und weltmänniſches Weſen, noch endlich Verſtand und große Verdienſte, dem Staat eine Bürgſchaft dafür bieten, daß einflußreiche Staatsmänner auch ehrliche Leute ſind." Er fehle eben an dem in Rußland, was der alte Kant den kategoriſchen Imperativ genannt habe.

Dieſer Satz läßt ſich durch alle Jahrhunderte ruſſiſcher Geſchichte hiſtoriſch belegen, und wir ſehen nicht, daß die Prüfung dieſes Krieges Männer in den Vordergrund gerückt hätte, deren Perſönlichkeit ſtark genug wäre, auch nur den Schein hervorzurufen, daß es damit anders geworden ſei. Man ſucht nach dem ſtarken und ehrlichen Manne, der den Ausweg aus all den Nöten finden ſoll, die Rußland bedrängen. Daß Stürmer der Mann nicht iſt, tritt immer deutlicher zutage. Und was den Zaren ſelbſt betrifft, ſo greift er nach immer neuen Männern, die ihm als militäri che Berater zur Seite ſtehen ſollen. In ſeiner nächſten Umgebung finden wir jetzt die Generäle Rußki, Ewert und den kürzlich vom Oberkommando im Süden abberufenen General Iwanow. Auch Nikolai Nikolaijewitſch ſcheint wieder an Einfluß gewonnen zu haben, nächſt ihm Kuropatkin, von dem man offenbar erwartet, daß er von den Erfahrungen, die ihm Japan brachte, gelernt haben werde. Es ſieht, um es kurz zu ſagen, in Rußland kläglich aus, militäriſch, finanziell, wirtſchaftlich. Auch charakteriſiert es die Stimmung, daß die „Nowoje Wremja" — wie wir dem „Temps" entnehmen — aus der ſcharfen Wendung in der Rede des Reichskanzlers, ſoweit ſie ſich gegen Rußland richtet, den Schluß zieht, daß Deutſchland durch den Mund Herrn von Bethmann Hollwegs ſich „plus modeste et plus accomodant" gezeigt habe, wovon wir mit Vergnügen Kenntnis nehmen. Offenbar hat das Blatt ſehr viel weitergreifende deutſche Forderungen erwartet.

Über die ruſſiſchen Flüchtlinge, eine Bezeichnung, die auch die Verſchleppten umfaßt, liegen jetzt die folgenden offiziellen Daten vor: Ruſſen 434739, Letten 145551, Polen 113611, Juden 36510, Litauer 20713, andere 26785, was in Summa 717901 Köpfe ausmacht und offenbar die auf Befehl der Regierung internierten und verſchickten ruſſiſchen Staatsangehörigen deutſchen Geblüts nicht mit umfaßt. Hat doch erſt am 30. März die „Nowoje Wremja" die Verbannung des livländiſchen General-Superintendenten Gaethgens, des Oberpaſtors Döbler, des Gutsbeſitzers von Göggінger, des Dr. Raue und des Herrn von Hirſch-

Digitized by Google

saidt gemeldet. Außerdem seien aus der Hirschenhoffschen Kolonie im Kreise Wenden 2000 Kolonisten verschickt worden. Das ist die Fortsetzung des Kampfes gegen das Deutschtum.

Wir mögen nicht schließen, ohne auf eine sehr erfreuliche Erscheinung hinzuweisen, die uns jetzt überall entgegentritt, wo Deutsche verschiedener Konfession zusammenwirken. Ein Geist gegenseitiger Duldung und Anerkennung beherrscht die Lage. Das Beispiel, das unser Kaiser auch in dieser Hinsicht gegeben hat, ist überall von unserer protestantischen wie von unserer katholischen Geistlichkeit aufgenommen worden und hat einen Widerhall im Herzen unseres gesamten Volkes gefunden.

Notizen

England

England und Irland. Nach Nachrichten der englischen Presse ist die Anzahl der Prozesse gegen Nationalisten beträchtlich und steigert sich stetig. In etwa 50 Fällen sind Strafen verhängt worden. „Zeitungen sind unterdrückt worden. Haussuchungen und Beschlagnahme von Waffen in Privatwohnungen sind mehrfach vorgekommen." — „Die meisten irischen Gesellschaften in den Vereinigten Staaten vertreten die Ansicht, daß Irland auf dem Friedenskongreß vertreten sein sollte; wohlbekannte Namen stehen an der Spitze." Der Gedanke, eine europäische Frage aus Irland zu machen, bleibt zwar im Hintergrund der Heimat. Aber die britischen Pressestimmen, die den Polen und anderen abhängigen Staaten Europas so große Hoffnungen gemacht haben, haben dazu beigetragen, neues Leben in den ersterbenden irischen Separatismus zu gießen.

Die britische sozialistische Partei für eine internationale Besprechung. In dem Exekutiv-Komitee der britisch-sozialistischen Partei erklärten seine Vertreter, es sei notwendig, daß die sozialistischen Parteien sowohl der kriegführenden als auch der neutralen Staaten die mit den Friedensbedingungen verbundenen Fragen in unmittelbare Erwägung zögen, vor allem im Hinblick auf die Sicherung eines gemeinsamen Programms einer sozialistischen Politik für die Parteien aller Länder. Der springende Punkt ist, wie die „Morning Post" dazu bemerkt, der, daß die Diskussion der mit den Friedensbedingungen verknüpften Fragen von den sozialistischen Parteien sowohl der kriegführenden als der neutralen Staaten geführt werden soll, d. h. daß die deutschen Sozialisten ebenso befragt werden sollen wie die anderen. Damit wird der Wunsch der regierungstreuen Blätter, dem Besuch der belgischen Sozialisten jede Friedensbedeutung zu nehmen, durch die britische sozialistische Partei selbst widerlegt.

Das wird bestätigt durch einen Leitartikel des Kopenhagener „Politiken" über deutsche und englische Friedensfreunde: „Der Hauptsache nach begegnet sich die englische Arbeiterpartei mit dem deutschen sozialdemokratischen Bund. Die Tak-

Digitized by Google

tik mag den Einzelheiten nach verschieden sein, — die Forderung ist gemeinsam: die Einstellung der Feindseligkeiten. Es ist ein wertvolles Zeichen, daß eine englische und eine deutsche Partei, ohne von einander zu wissen, diese Forderung formulieren."

Englands schwache Seite. „Shih-shih-hsin-pao" in Tokio (Yorozu) schreibt: „Der Krieg hat offenbart, daß die Engländer den Deutschen unterlegen sind in wirtschaftlicher Kraft, in patriotischer Gesinnung, in wissenschaftlicher Durchbildung und Organisation."

„Sie sind zwar ehrgeizig, aber machen sich die Mittel nicht zunutze, um die Ziele ihres Ehrgeizes zu erreichen. Den Höhepunkt seiner Macht hat England überschritten," ergänzt „Peking Daily News".

Die Politik des Premierministers von Australien, Hughes, wird nun selbst den Australiern zu bunt. Die Melbourner Zeitung „Argus" beispielsweise sagt: „Hughes sollte lieber die ernsten sozialen Probleme in der Heimat zu lösen suchen, ehe er sich damit befaßt, Richtlinien für das ganze nationale, wirtschaftliche und soziale Leben des Reiches auszuhecken."

Wie vernünftig man — trotz Hughes — in Australien sein kann!

Lloyd George und der Handelskrieg. Lloyd Georges Erklärungen gegen den Handelskrieg werden von der liberalen Presse beifällig begrüßt. So sagt „Westminster Gazette": Keine Tarif- und Handelspolitik wird uns helfen, den Krieg zu gewinnen, und wenn wir den Krieg verlören, wäre die Annahme irgendeines fiskalischen Systems — ob freihändlerisch oder schutzzöllnerisch — nur ein elender Trost. Deshalb müssen wir, wie Mr. George sagt, uns vorsehen, daß wir nicht „den Gewinn von etwas, was menschliche Freiheit, die Ehre und Selbstachtung der zivilisierten Menschheit angeht, irgendeinem Handelsinteresse unterordnen. Wir müssen uns vorsehen, daß wir böswilligen Leuten keinen Schein des Rechts geben, zu behaupten, daß wir unter dem Deckmantel hoher Worte Handelsraub suchen". — „Daily Chronicle" schließt sich dieser Richtung an: „Glaubt irgend jemand, daß England, das größte Handelsvolk der Welt, nach dem Kriege jede Gemeinschaft mit den 150 Millionen Mitteleuropas ablehnen sollte? Jede Politik dieser Art würde den Verlust unserer Handelsvormacht bedeuten; die Vereinigten Staaten würden die Nachfolger unseres Primats sein."

Rabindranath Tagore. Die indische Zeitung „India" vom 11. 2. teilt den Inhalt eines Aufsatzes von Tagore aus der „Modern Review" in Kalkutta mit, in dem der Dichter sich als Führer der intellektuell-sozialen Bewegung bekennt. Wie peinlich für England, daß auch dieser Mann, dessen Name inzwischen europäische Geltung bekommen hat, mit der englischen Verwaltung in Indien nicht einverstanden ist!

Rußland

Russische Achtung vor Deutschland. „Russkoje Slowo" sagt von den Deutschen: „Sie bringen alles fertig. Schon haben sie Surrogate von Kautschuk, Mangan, Wolframmetall, und sind auf dem besten Wege, Eiweiß und Fette zu erfinden. Tag und Nacht arbeiten dort Techniker und Chemiker. Deshalb keine

Digitized by Google

Illusionen betreffs Aushungerung Deutschlands. Deutschland als belagerte Festung fällt nicht durch Hunger."

Naphthamangel in Petersburg. Die „Rjetsch" schreibt: „Angesichts des nur noch auf 16 Tage reichenden Brennstoffes (Naphtha) für Aufrechterhaltung des vollen städtischen Tramwaybetriebes schlägt die Stadtverwaltung von Petersburg vor, den Verkehr auf allen städtischen Tramwaylinien von 10 Uhr abends ab ganz abzustellen. Wird nicht bald mit neuer Zufuhr von Naphtha wieder begonnen, so muß der Betrieb gänzlich eingestellt werden."

Wie man in Rußland über Hollands Neutralität denkt, sagt der „Djen" in besonders bemerkenswerter Form:

„Holland wünscht zweifellos neutral zu bleiben. Nicht aus Gleichgültigkeit, sondern weil die Neutralität ihm Vorteile bringt. Was die holländischen Sympathien betrifft, so befinden sie sich allerdings zum größten Teil auf seiten Deutschlands. Auch für Deutschland ist die Neutralität Hollands von größerem Nutzen, als wenn Holland aktiv gegen die Entente vorgehen würde. Denn immer noch ist Holland, trotz des von England kontrollierten Einfuhrtrustes, das Durchfuhrland für nach Deutschland bestimmte Waren. Die holländische Presse behauptet allerdings gern, daß die Neutralität Hollands für die Entente von Nutzen sei, da sie die Deutschen verhindere, Zeebrügge als Ausfallstor gegen England mit einem holländischen Hafen zu vertauschen. Es ist nun die Frage, was für Deutschland vorteilhafter ist, eine günstiger gelegene U-Bootstation oder die reiche Warenzufuhr über Holland? Für Deutschland würde die holländische Neutralität jeden Wert verlieren, wenn es den Verbündeten gelänge, die Durchfuhr nach Deutschland gänzlich zu beseitigen. Nehmen wir an, daß es ihnen gelänge — würde die Wahrung der Neutralität dann auch noch für Holland vorteilhaft sein? In einem gewissen Sinne — nein. Für die holländische Regierung gäbe es dann nur noch ein retardierendes Moment — der Gedanke an die Kolonien: es gibt sehr viele Liebhaber für Sumatra, Java usw., vor allem Japan. Diese Kolonien würde Holland im Falle eines Krieges mit der Entente nicht halten können: in ihnen liegt die Hauptbürgschaft für seine Neutralität."

Frankreich

Der Eindruck des Kampfes um Verdun in Skandinavien. Bezeichnend ist eine Stimme des „Morgenbladet": „Niemals vorher haben wir einen so mächtigen Eindruck von der unerhört schwierigen Aufgabe der Deutschen erhalten als jetzt, angesichts des Kampfes von Verdun."

Frankreich zur russisch-japanischen Einigung Der französischen Zeitschrift „Parole" wäre die Geneigtheit Japans, mit Rußland einen Vertrag abzuschließen, im Hinblick auf die französischen Interessen in Indochina sehr erwünscht. Man lernt also im Laufe der Zeit doch wohl selbst in Frankreich, sich England gegenüber auch auf den eigenen Vorteil zu besinnen.

Verantwortlich: Für den redaktionellen Teil Oberleutnant a. D. Franz Kolbe, Berlin W 50, Augsburgerstr. 741. Für Anzeigen Gustav Kiepenheuer, Weimar. Verlag Gustav Kiepenheuer, Weimar
Gedruckt in der Hof-Buch- und -Steindruckerei Dietsch & Brückner in Weimar.

Digitized by Google

Deutsche Politik

Wochenschrift für Welt- und Kultur-Politik

Herausgeber

Ernst Jäckh • Paul Rohrbach • Philipp Stein

Inhalt:

Troeltsch, Das katholische Kriegsbuch 785
Hashagen, Idealismus und Imperialismus in England . . 790
*** Die russischen Liberalen 797
Grautoff, Die Erziehung der Franzosen zum Haß 803
Fischer, Wenn der Friede kommt...! 806
Flüchtlingselend der von Haus und Hof vertriebenen Deutsch-Russen 812
Notizen / Literatur 816

Preis 30 Pfennig

1. Jahrgang 28. April 1916 Heft 18

Digitized by Google

Rottweiler Jagdpatronen

Rottweiler rauchloses Scheibenpulver „P" für Bleigeschosse

Vereinigte Köln-Rottweiler

1. Jahrgang • 28. April 1916 • Heft 18

Deutsche Politik

Wochenschrift für deutsche Welt- und Kulturpolitik

Herausgeber:

Ernst Jäckh • Paul Rohrbach • Philipp Stein

Das katholische Kriegsbuch[1]

Von Prof. E. Troeltsch

Die deutschen Katholiken haben durch einen zu diesem Zwecke gebildeten Ausschuß ein Buch von annähernd 500 Seiten erscheinen lassen, dessen erste und nächste Aufgabe die Abwehr der Brandschrift der katholischen Franzosen „La guerre allemande et le catholicisme" ist. Allein der Zweck dieser Schrift geht offenkundig über diesen ersten Anlaß überhaupt hinaus. Sie ist das katholische Kriegsbuch geworden, das eine volle Parallele zu dem bekannten Werke des Teubnerschen Verlages „Deutschland und der Weltkrieg" darstellt. Wie dort sind in einzelnen, systematisch zusammengefügten Aufsätzen alle Fragen deutscher Weltpolitik, deutscher Kultur, deutscher Kriegführung und Heeresverfassung, deutscher politischer Moral vom katholischen Standpunkt aus behandelt. Das Buch ist um Weihnachten 1915 sofort in 10 000 Exemplaren erschienen; heute schon ist ein Nachdruck von 3000 Exemplaren nötig geworden, ein Beweis dafür, daß das Buch nicht nur für die Katholiken bestimmt, sondern von ihnen auch mit größtem Eifer aufgenommen worden ist. Die festgefügte katholische Minorität kann in ihrem Namen sprechen lassen und nimmt mit ihrer durchgreifenden Organisation und gedanklichen Gleichartigkeit eine solche Äußerung auch überall auf. Wie weit die zahlreichen, in Aussicht gestellten Übersetzungen, für welche der Katholizismus seine sprachkundigen Missionare und internationalen Be-

[1] „Deutsche Kultur, Katholizismus und Weltkrieg", unter Mitarbeit von zwanzig katholischen deutschen Gelehrten herausgegeben von Prof. Georg Pfeilschifter. Verlag Herder in Freiburg i. Br. 1916.

Digitized by Google

ziehungen zur Verfügung hat, inzwischen ausgeführt worden sind und welche Verbreitung und Aufnahme sie gefunden haben mögen, entzieht sich leider meiner Kenntnis. Es wird später von Interesse sein, über diese Dinge näheres zu erfahren.

Das Buch ist ein wichtiges Dokument der inneren deutschen Verhältnisse, des Wesens des deutschen Katholizismus, der internationalen Lage, der großen gegenwärtigen politisch-ethischen Auseinandersetzungen und der inneren Problematik eines einheitlich organisierten Weltkirchentums. Jeder deutsche Politiker und jeder Mitarbeiter an den großen geistigen Problemen der Gegenwart sollte es aufmerksam studieren und still verarbeiten. Ehe viel darüber geredet und geschrieben wird, wäre es gut, wenn sein Inhalt und die hinter diesem liegenden unausgesprochenen Hintergründe, sowie die darin liegenden Folgerungen sorgfältig und ruhig durchdacht würden. Es gab bisher keine derartig allgemein-verständliche, umfassende und grundsätzliche Selbstdarstellung des deutschen Katholizismus, in der er derartig erscheint als das, was er ist: eine in Glaube und Weltanschauung festgeschlossene, durch und durch organisierte Minderheit von größter politisch-sozialer Bedeutung, ein deutsch individualisiertes Stück einer internationalen Weltorganisation, das im deutschen politischen, sozialen und ethischen Leben eine Sonderprovinz von großer Gesundheit und Robustheit, von starker populärer Wurzel und durchgreifender geistiger Leitung, von lebendigster Anteilnahme an der modernen politischen Struktur Deutschlands, aber auch von vielfacher Gegensätzlichkeit gegen die innere Entwicklung des übrigen deutschen Geistes darstellt. Das katholische Dogma und das strengste Kirchentum ist so selbstverständlich, daß es kaum zu Worte kommt. Die wissenschaftliche und geistige Bildung der Katholiken sucht vielmehr ihre Aufgabe in der Verarbeitung der modernen politisch-sozialen Entwicklung und in der Rezeption der erträglichen Bestandteile der deutschen Nationalbildung. Das Ganze ist vor allem ein Staat im Staate von der höchsten politisch-ethischen Wirkung, reich an gesunden Volkskräften, frei von vielen modernen Vorurteilen und Sensationen und gewillt, einen erträglichen Ausgleich mit den nichtkatholischen Volksgenossen auf dem Boden der bürgerlichen Toleranz zu schaffen. Jahrelang war es der Wunsch der Katholiken, eine katholische „Intelligenz" hervorzubringen, die der der Nichtkatholiken gleichwertig

Digitized by Google

wäre, die freilich auch nach der Anerkennung durch sie etwas empfindlich und mißtrauisch strebt. In dem Buche liegt eine solche Leistung der katholischen Intelligenz vor, und es wird eine Aufgabe aller deutschen Publizisten sein, sowohl den Körper, in dessen Namen sie spricht, als die Ideenwelt, die sie vertritt, in ihrer inneren Bedeutung verstehen zu lernen. Es bedarf keines Wortes, daß diese Leistung eine sehr ansehnliche und Achdung gebietende, wenn auch natürlich spezifisch katholische ist.

Diesen Fragen weiter nachzugehen, ist heute nicht die Zeit und Stimmung. Jetzt handelt es sich mehr um die unmittelbare und augenblickliche Bedeutung des Buches. Dabei treten die spezifisch katholischen Interessen und Probleme für den Nichtkatholiken natürlich sehr zurück. Vom katholischen Standpunkt aus handelt es sich um ein sehr delikates Problem gegenüber einem Buch, das von französischen Kirchenfürsten teils geschrieben, teils offiziell anerkannt und angepriesen wurde. Auch an dem deutschen Buche sind Bischöfe beteiligt, was bei dem gewollten Charakter des Buches auch unumgänglich nötig war. So handelt es sich um einen Riß in der Weltkirche und um einen Gegensatz von Bischöfen der absoluten Einheitskirche, um eine Mobilmachung des international auf die Neutralen und den Papst spekulierenden romanischen Katholizismus gegen den deutschen und um eine Abwehr und Entkräftung eben dieser Mobilmachung. Das erforderte großen Takt, und jeder verständige Leser wird anerkennen müssen, daß die taktisch-politische Schulung der deutschen Katholiken hier eine Vereinigung von Ehrlichkeit und Klugheit möglich gemacht hat, die der Unbeteiligte nur bewundern kann. Freilich wird er sich auch seine Gedanken über die gigantische Idee einer Weltkirche überhaupt machen. Der Artikel über die Mission ist hier unendlich lehrreich, lehrreich auch für die Missionsfrage im allgemeinen, also auch für die protestantische. Hinter alledem liegt dann die große Frage: Christentum und Politik, geistig-ethische Internationalität und imperialistische Realpolitik. Für den Katholiken hat sie nur praktische, aber keine innere und theoretische Schwierigkeit, und der ersteren glaubt er ebenso wie der heimatlichen geistigen Zerklüftung durch die Einheitskirche schließlich irgend einmal Herr zu werden.

Aber sprechen wir von dem, was für den Nichtkatholiken im gegenwärtigen Moment an dem Buche von Bedeutung ist und lassen wir die

Digitized by Google

innerkatholische Problematik beiseite. Da sind es zwei Dinge, die uns allesamt nur mit der größten Freude erfüllen können, erstlich die glänzende energische Abwehr des französischen Leidenschaftsausbruches und zweitens die in aller Katholizität zugleich sich aussprechende kerndeutsche Gesinnung und Art dieser unserer Volksgenossen. Über die erstere ist hier nicht viel zu sagen. Sie zeigt uns beim Gegner das Bild einer ins Rasende gesteigerten Leidenschaft, die den französischen Katholizismus genau so mit dem moralischen Menschheitsinteresse identifiziert wie das laicisierte Frankreich es mit der französischen Demokratie und Aufklärung tut. Frankreich ist selbstverständlich frevelhaft angegriffen, und ein solcher Angriff ist zugleich ein Angriff auf das religiöse und kulturelle Heiligtum der Menschheit, der sich nur aus einer vollendeten Gemeinheit und Niedertracht erklären läßt. Die „deutschen Greuel" sind für dieses beleidigte Würdegefühl Wahrheiten a priori, die man nur aus einem Übermaß von christlicher Sorgfalt und Gerechtigkeit auch noch an einzelnen Fällen zu beweisen sich herabläßt. Ebenso selbstverständlich ist die Mißbildung, die der deutsche Geist in dem preußisch-deutschen Reiche erfahren hat, so daß es genügt, die Gemeinplätze über die zweierlei Deutschland und über die groteske Machtphilosophie des neuen Deutschland mit einer Rhetorik aufzufärben, die an sich schon durch ihre Eindringlichkeit als Beweis gelten kann; wie könnte man so schön reden über etwas, das nicht wahr ist? Diesem echt romanischen rhetorischen Wesen tritt unsere Gegenschrift mit Würde und wuchtigen Gegenschlägen entgegen. Eine tiefere Analyse der französischen Geistesentwicklung des letzten Jahrzehnts wird man hier nicht suchen; es hätten sonst die Zusammenhänge des französischen Neuidealismus, Klerikalismus und Demokratismus aufgedeckt werden müssen, die gerade in einen solchen Katholizismus des romanischen Selbstgefühls ausmünden mußten. Statt dessen ist der Gegensatz solcher blinder Leidenschaft gegen die christliche Gerechtigkeit und der Kampf der zweierlei Frankreich, des atheistischen und des christlichen, taktisch mit Geschick ausgenützt, indem zugleich die bedeutende Stellung des Katholizismus in Deutschland dem triumphierend gegenübergestellt und seine große soziale Wirkung in der Überwindung des modernen Individualismus dagegen gehalten wird. Wie weit derartige Darstellungen auf nicht-deutsche Katholiken Eindruck machen, mag auf sich beruhen. Am wichtigsten ist für

Digitized by Google

uns der Eindruck auf die deutschen Katholiken, die daraus den Eindruck ihrer befriedigenden Stellung innerhalb des Deutschen Reiches empfangen müssen, soweit sie ihn nicht schon haben.

Am erfreulichsten ist jedenfalls der echt deutsche Vaterlandssinn und überhaupt die echt deutsche Gesinnung der verschiedenen Verfasser. Hier spricht deutscher Stolz und Grimm, deutsche Kraft und Gesundheit, deutsches Verständnis für die ethisch-politische Sonderart unserer Nation. Bald ist es Bauernblut in Gelehrtenköpfen, das sich in Worten von treffender Rücksichtslosigkeit und Geradheit entlädt; bald ist es die kluge, ein bißchen matte katholische Intelligenz, die die Ergebnisse ihrer wissenschaftlichen Schulung kunstgerecht vorträgt; bald der Stil pastoraler Hirtenbriefe und triumphierender Vereinsberichte, der dem Verständnis ihrer Leser sehr zweckmäßig und frisch angepaßt ist. Immer aber ist es reinster und echtester deutscher Geist, freilich ein Geist ohne Goethe und Kant, ohne tieferen Einfluß des nicht-konfessionellen Deutschland. Ein sehr vorsichtiger Artikel würdigt dieses Deutschland, soweit es als Ausdruck der allgemein-menschlichen natürlichen Vernunft anerkannt und mit der Sittenlehre der Kirche ebensogut wie die antike Humanität vereinbart werden kann. Interessant sind die Abgrenzungen gegen den Protestantismus, mit dem man nicht bloß in bürgerlicher Gemeinschaft leben, sondern bei seiner heutigen Entwicklung auch sachliche gemeinsame Interessen des Glaubens an einen persönlichen Gott haben kann. Die Worte über die gegenwärtige protestantische Theologie enthalten viel guten Willen und ebensoviel Richtiges. Von dem liberal-demokratischen Fortschritt und der Sozialdemokratie ist wenig die Rede. Die Verfasser scheinen diese Dinge für innerlich überwunden oder doch ihre allzu eifrige Beachtung für unzweckmäßig zu halten.

Das Buch ist ein nationaler Gewinn. Mit dem Katholizismus muß man sich abfinden, die Modernen und die Protestanten. Die Gleichsetzung von Deutschtum und Protestantismus wie die von modernem Geist und deutschem Fortschritt sind gleich unmöglich. Nicht bloß, weil nun einmal dieser katholische Staat im Staate da ist und mit einem Teil der besten und urwüchsigsten Volkskräfte zusammenhängt, sondern weil, wie nun einmal alle Dinge ihre zwei Seiten haben, der Katholizismus nicht bloß Rückständigkeit bedeutet, sondern manche ihm eignende Vorzüge der Volksmäßigkeit, der anpassungsfähigen Vielstufigkeit, der nicht doktrinären,

Digitized by Google

wesentlich kultischen Religion hat. Schließlich ist dieser Katholizismus doch eben ein Stück alten deutschen Wesens, das sich vom romanischen Katholizismus auch heute im Zeitalter der Unfehlbarkeit noch stark unterscheidet und eine eigentümliche Entwicklungskraft in sich trägt, in die von außen besser nicht viel hineingeredet wird. Er hat in diesem Kriege seine vaterländische Schuldigkeit getan und doch die sittliche Einheit des geistigen Menschentums festgehalten, Treue bewährt ohne jeden Byzantinismus, Vaterlandssinn gezeigt ohne Chauvinismus, eine sittliche Grundstellung festgehalten ohne die Notwendigkeiten der Realpolitik zu verkennen. Das sind ganz unzweifelhaft große Vorzüge. Wenn unser Buch sich wesentlich auf die Darlegung dieser beiden Vorzüge beschränkt, so zeugt das von der Klugheit seiner Verfasser und rechnet es auf die seiner Leser. Für beide Teile liegt die Notwendigkeit einer gewissen reservatio mentalis vor. Das schadet unter verständigen Menschen nichts und hindert nicht die vorbehaltlose Freude an der hier dokumentierten Zusammengehörigkeit der ganzen Nation. Es ist ein gewaltiger Fortschritt, wenn man an die Zeiten des deutschen Bundes, der entstehenden Katholikenpartei und der Kämpfe zwischen kleindeutscher und großdeutscher Staatsgründung denkt. Die ungeheuere erziehende und vereinheitlichende Wirkung eines starken und festen Staatsverbandes hat im letzten Halbjahrhundert doch tief gewirkt und eine Einheitlichkeit der Nation geschaffen, die manchem noch sehr verbesserungsbedürftig scheinen mag, die aber heute zum ersten mal in der ganzen deutschen Geschichte eine ernsthafte Tatsache ist. Der deutsche Eigensinn und die deutsche Vielspältigkeit ist nicht die Ursache, sondern die Folge der deutschen Staatslosigkeit. Das aber gibt gute Hoffnung für das, was der heute sich ungeheuer verstärkende Staat noch alles aus uns machen kann.

Idealismus und Imperialismus in England

Von Prof. Dr. J. Hashagen, Bonn

Idealismus und Imperialismus scheinen in England unausgleichbare Gegensätze zu sein. Das englische Streben nach Weltmacht, das aber seit langem in das Streben nach Weltherrschaft umgeschlagen ist, scheint, aller idealen Beweggründe bar, nur aus dem englischen Händlergeiste

Digitized by Google

und zwar als notwendiges Ergebnis emporgestiegen zu sein. Besonders der Krieg zeigt uns täglich tausendfach die unauflösliche Verbindung von Imperialismus und Mammonismus in England. Es war nur natürlich, daß Werner Sombart in seinem bekannten Pamphlete die englischen Händler auf geschichtlichem Hintergrunde an den Pranger stellte. Über Sombarts „patriotische Besinnungen" die gelehrte Nase zu rümpfen, ist nicht am Platze. Sein Haßgesang in Prosa wird neben dem Lissauerschen den Krieg überdauern. Wen die Geschichte des englischen Weltreichs die ständige Verbindung von Materialismus und Imperialismus seit den Tagen der Königin Elisabeth noch nicht gelehrt hat, der ist jetzt durch Englands Kriegführung klug geworden. Händlerische Taten sind geschehen, die durch keine Dialektik und keinen Cant wieder aus der Welt geschafft werden können. Sie haben zwischen England und Deutschland eine breite Kluft gerissen, die nach dem Kriege allen frommen Wünschen zum Trotz offen bleiben wird. Sie ist gefüllt mit Blut und Leichen.

Aber auch Sombart kennt Ausnahmen. Zu ihnen gehört Thomas Carlyle. Sombart sagt von ihm: „Man wird Carlyle überhaupt nicht als einen englischen Geist ansprechen dürfen, da er von früh auf nur deutsche geistige Nahrung zu sich genommen hat" . . .; er nennt ihn „eine durchaus unenglische Sondererscheinung".

Nun ist aber Carlyle, wie zuerst hellsichtige Franzosen erkannt haben, nicht nur der Bekämpfer des um die Mitte des 19. Jahrhunderts in der englischen Manchesterschule klassisch verkörperten Händlertums, sondern auch der geistige Vater des neueren englischen Imperialismus. Carlyle ist nicht nur der geschworene Feind dessen, was Sombart den Händlergeist nennt; der „Weltauffassung, die an das Leben mit der Frage herantritt: was kannst du Leben mir geben; die also das ganze Dasein des einzelnen auf Erden als eine Summe von Handelsgeschäften ansieht, die jeder möglichst vorteilhaft für sich . . . abschließt"; Carlyle verwirft nicht nur die Verhändlerung des Staates, der Politik und des Krieges, sondern er predigt neue positive Ideale: Hingabe des einzelnen an die Gemeinschaft, an das Vaterland, Stählung seines Heldentums in Opferwilligkeit, Begeisterung für den Krieg als den großen Erzieher der Menschheit und nun vor allem: Begeisterung für das englische Weltreich, für jede einzelne mit englischem Blute erkaufte Kolonie, für Erweiterung

Digitized by Google

des Weltreichs auf Grund der göttlichen Mission der angelsächsischen Edelrasse, an die Carlyle so fest glaubt wie irgendein Engländer. (Schon deshalb darf man ihn von seinen englischen Wurzeln nicht lösen.) In der leidenschaftlichen Lehre dieses charaktervollen Mannes nimmt gerade die Verbindung von Idealismus und Imperialismus den beherrschenden Platz ein. Nicht Behaglichkeit und Geldverdienen, sondern Pflicht und Ehre: das sind die Ideale nicht nur des Einzelnen, sondern auch des Staates. Nicht englische Krämer, sondern englische Helden will Carlyle in Erweiterung des englischen Weltreichs tüchtig machen. Gerade weil Carlyle mit dem deutschen Geistesleben so eng verwachsen ist, hat er sich mit dem stolzesten deutschen Idealismus durchtränkt und versucht es nun, ihn den englischen Welteroberern mit auf den Weg zu geben. Carlyle ist der innigsten Überzeugung, daß es ein aus rein merkantilem Geiste geborenes Weltreich nicht gegeben hat und niemals geben kann. Das englische Weltreich kann deshalb nur aufrecht erhalten werden, wenn es unter dem Wuste des Materialismus seine nach Carlyle nur verschütteten idealen Grundlagen wieder ausgräbt und heldenhaft, nicht krämerhaft ausbaut. Imperialismus ist auch Erfüllung der höchsten Pflicht gegen die Nation und die Menschheit.

Besonders in den Kreisen der englischen Intelligenz sind Carlyles in leuchtende Farben gekleidete Lehren begierig angenommen worden. Unter seinem Einflusse wendet sich auch die englische Geschichtschreibung von dem platten, blutleeren und gedankenarmen Liberalismus Macaulays ab und stellt sich in den Dienst des neuen idealen Imperialismus, eines englischen Weltreichs, das aus idealen Gründen ständig erweitert werden muß und in der gottgewollten Arbeit der ständigen Anglisierung aller Welt niemals rasten darf. Auf Carlyles Schultern steht der Cambridger Geschichtsprofessor Seeley († 1895), wie so viele englische Historiker kein Stubengelehrter, sondern ein Forscher und besonders ein künstlerischer Gestalter, der unablässig bemüht ist, die Verbindung der Geschichte mit dem Leben und den großen Gegenwartsaufgaben seines Volkes herzustellen. Diese Aufgaben sind nach seiner Ansicht besonders Schutz und Ausbau des englischen Weltreichs mit selbstlosen Heroismus und hinreißendem Patriotismus. Von Seeley stammt eine der einflußreichsten Werbeschriften des neuen Imperialismus: die Vorträge über die Aus-

Digitized by Google

dehnung Englands, erschienen 1883, ein Jahr vor Beginn der deutschen Kolonialpolitik.

Sein Oxforder Kollege Cramb († 1913), der sich durch seine völlig verständnislosen Urteile über Deutschland (England and Germany, 1915) bei uns während des Krieges noch aus dem Grabe heraus unliebsam bemerkbar machte, schlägt genau in dieselbe Kerbe. Die Vorträge, die er 1900 während des Burenkriegs über die Wurzeln des imperialistischen Geistes gehalten hat, und die 1915, als der Burenkrieg sich inzwischen in ein größeres und gefährlicheres Unternehmen verwandelt hatte, wieder in neuer Auflage gedruckt worden sind, enthalten abermals einen Appell nicht nur an den Imperialismus, sondern auch an den Idealismus. Weltmachtsstreben hat nach Cramb mit Geldverdienen nichts zu tun. Dieser englische Historiker, dessen imperialistisches Buch schon wegen seiner fesselnden Form eines großen Leserkreises sicher ist, idealisiert den englischen Imperialismus derart, daß er es sogar verschmäht, ihn mit dem alten römischen noch in einem Atem zu nennen; denn die alten Römer hätten in ihrem Weltreich nur eine äußerliche Gerechtigkeit verwirklicht oder verwirklichen wollen. Die Engländer aber verwirklichen in ihrem Weltreiche die Freiheit. Englischer Imperialismus ist Erfüllung der moralisch-freiheitlichen Weltmission. Auch an einer religiösen Glorie fehlt es dem englischen Welteroberer bei Cramb ebensowenig wie bei seinen größeren Vorgängern Seeley und Carlyle. England ist die erste Weltmacht, die innerhalb ihres Machtbereiches wirkliche Menschheitsideale verwirklicht hat.

Symbolisch erscheinen bei Cramb der materialistische Imperialismus der alten Weltmächte von Cäsar bis Napoleon und der neue idealistische Imperialismus Englands verkörpert einerseits in dem Zuge Albas in die Niederlande und andererseits in dem Vormarsche des englischen Heeres gegen die Buren: dort als Ziel Grausamkeit und Knechtung, Tod und Verderben; hier Gnade und Befreiung, Recht und neues Leben.

Neben diesen und anderen Theoretikern des englischen Imperialismus sind aber auch die großen Praktiker, die großen Weltmachtspolitiker und Welteroberer der letzten Jahrzehnte von der starken idealistischen Welle, die das englische Geistesleben über die Niederungen des Händlertums emporgetragen hat, nicht unberührt geblieben. Benjamin Disraëli,

Digitized by Google

Lord Beaconsfield († 1881), obschon ihn Welten von Carlyle trennen, erbaut sich doch ebenfalls an den neuen Idealen und läßt sich bei allem Genießertum doch niemals von der unpolitischen, willensschwachen Glückseligkeitsphilosophie einfangen. Ihm aber verdankt seine Königin nicht nur Ägypten und die indische Krone und zur Sicherung Indiens den Wiederbeginn der indischen Vorwärtspolitik über die Nordwestgrenze Indiens hinaus; sondern er hat auch die praktischen Ziele des späteren englischen Imperialismus mit Meisterhand vorgezeichnet: politische, militärische und handelspolitische Einigung und Festigung des ständig der Erweiterung bedürftigen britischen Weltreichs. In seinem Fahrwasser segelt Josef Chamberlain, auch er für tiefere idealistische Regungen durchaus empfänglich — bis er äußerlich und innerlich zusammenbricht († 1914). Selbst dem Napoleon Südafrikas, Cecil John Rhodes († 1902) wird man den Zutritt zu diesem erlauchten Kreis gewähren. Mag er sich noch so tief in die Netze des kapitalistischen Händlertums verwickelt und seiner Waffen bedient haben: mit dem Händlergeiste alleine erobert man nicht Südafrika, ebensowenig wie man unter der Führung von Lord Roberts († 1915) Sturm läuft gegen das Söldnerheer, das von Sombart so treffend als das Heer des Händlerstaates bezeichnet wird. Diese und andere Praktiker der Welteroberung, Imperialisten großen Stiles, die Weltgeschichte machen, haben weder nur im Dienste des Geschäftsgeistes und des Geldsackes gestanden, noch sich nur als seine Diener gefühlt.

* * *

Aus diesen und ähnlichen Beispielen, die sich leicht vermehren ließen, erkennt man vielleicht schon, daß die Verbindung von Idealismus und Imperialismus in England keine Phantasie ist, sondern in der Arbeit vieler Theoretiker und Praktiker des englischen Imperialismus tatsächlich bestanden und von ihnen mehr oder minder sogar als beherrschende Triebkraft behandelt worden ist.

Nun könnte man aber diese wie immer gehäuften Beispiele dadurch völlig entwerten, daß man ihnen gegenüber eine deutsche Warnungstafel aufrichtete. Man könnte sagen: der idealistische Flitter dieser Lehrer und Diener des englischen Weltmachts- und Weltherrschaftsgedankens ist nur Blendwerk. Er ist nur auf den schönen Schein berechnet. Er fällt ab, wenn man ihre hochtönenden Worte auf die Wagschale legt und

Digitized by Google

ihre Heldentaten in aller Welt unnachsichtig auf ihre Motive untersucht. Diese idealistische Verbrämung eines brutalen Machthungers und eines in der Geschichte beispiellosen, nackten Eroberungs- und Unterdrückungswillens gehörte eben nur zur herkömmlichen Aufmachung des englischen Imperialismus. Durch alle schönen Worte und großen Gesten blickt dem Beschauer das Verbrechergesicht des „Vampyrs des Festlandes" entgegen. Wenn der Imperialismus in England immer wieder idealistisch unterbaut wird, so ist das nur Cant oder Bluff, jetzt im Kriege zunächst auf englische Moralphilister und urteilslose Neutrale berechnet. Und ein weltfremder Tor, wer sich bei uns dadurch noch jetzt während des Krieges täuschen und in Sicherheit wiegen läßt.

In Sicherheit wiegen? Das wäre allerdings ein verwerfliches Unterfangen. Aber niemand, der das Verhältnis von Idealismus und Imperialismus in England für Vergangenheit und Gegenwart untersucht, denkt daran. Das Ziel solcher Betrachtungen ist ein anderes.

Mag die Verbindung des Idealismus ebenso wie die Verbindung der Religion mit dem Imperialismus in England in zahllosen Fällen nur darauf berechnet sein, Freunde und Feinde Englands zu täuschen: in anderen Fällen, wofür schon einige der angeführten Namen im Zusammenhang mit allgemeinen Tatsachen der neueren Geistesgeschichte bürgen, in anderen Fällen kann jene Verbindung nicht nur als trügerischer Schein verspottet, sondern muß ernst genommen werden. Der gewaltige Aufschwung, den der englische Weltmachtsgedanke innerlich während der letzten beiden Menschenalter etwa, besonders während des letzten genommen hat, kann nicht nur aus der Verkrämerung des englischen Geistes und der englischen Politik erklärt werden. Dasselbe gilt aber auch von der notwendigen negativen Auswirkung dieses Aufschwungs: dem Hasse und Kampfe gegen Deutschland, die emporkommende Weltmacht. Die Kriegserklärung der Saturday Review von 1897 mit ihrem reinen Handelsmotive hat zwar zahllose Nachfolgerinnen gefunden, so auch die von 1909 (we give all sorts of reasons for war; but at the bottom of them all is commerce); aber neben dem Handelsmotive sind immer wieder auch andere, tiefere zu erkennen. Je mehr der Imperialismus an die praktische Arbeit geht, um so mehr „bedient" er sich nicht nur des Idealismus, sondern wird durch den wirklichen Glauben an ihn auch wirklich gefördert.

Digitized by Google

Wenn wir diese unleugbare Verbindung von Idealismus und Imperialismus in England genauer kennen und richtiger bewerten lernen, dann werden wir gerade jetzt, während des Krieges, aus einem verwerflichen und gefährlichen Gefühle der Sicherheit heilsam aufgeschreckt.

Seit Kriegsbeginn wird in Deutschland der englische Imperialismus, der den friedlichen Deutschen den Krieg aufgezwungen hat, gerne gleichgesetzt mit Händlertum. Die durch den Krieg doch nicht nur verschütteten idealistischen Unterströmungen und ihr Zusammenhang mit Imperialismus und Weltkrieg werden meistens übersehen. Von dieser gewiß nicht völlig falschen, aber doch auch nicht völlig zutreffenden und also schiefen Voraussetzung aus scheint in Deutschland nachgerade ein höchst bedauerlicher Irrtum über unseren schlimmsten Feind Platz zu greifen.

Der Gegensatz zwischen den englischen Händlern und den deutschen Helden sei gewiß beträchtlich. Wie groß er sei, das habe man durch den Krieg gelernt, während vor dem Kriege doch manches mehr im Dunkeln geblieben sei. Überhaupt — man dürfe diesen Gegensatz doch auch nicht übertreiben. Namentlich aber dürfe man nicht vergessen, daß Deutschland eben mit einem Händlervolke Krieg führe. Mit einem solchen Händlervolke lasse sich aber, und nun marschieren die geschichtlichen Präzedenzfälle auf, fast immer paktieren. Da die englische Politik unleugbar verhändlert ist, so muß es doch schließlich möglich sein, zu einem gütlichen Abkommen zu gelangen, das von Sir Eduard Grey ja schon auf dem Höhepunkt des diplomatischen Kampfes vor Kriegsausbruch mit dem ihm eigenen Scharfblicke in Aussicht genommen worden ist. Wenn Deutschland etwa alle Kraft an die Verwirklichung des neuen, den Engländern (angeblich) weniger unbequemen Mitteleuropaprogramms setzen und sich in Übersee — abgesehen natürlich von der notwendigen Befreiung der Meere — in der Bescheidenheit üben würde, wenn Deutschland überhaupt nach bewährtem Bismarckschen Muster Maß zu halten verstünde, dann würde es sich vielleicht auch mit den Engländern schließlich doch noch verständigen können, ohne daß sie darum zu Boden geschlagen zu sein brauchten; denn die Engländer sind nun einmal ein Krämervolk; und ein Krämervolk läßt mit sich paktieren. Außerdem ist doch eigentlich Rußland der schlimmste Feind, und wir können doch nicht auf die Dauer mit Rußland und mit England in Feindschaft liegen.

Digitized by Google

Also suche man durch Maßhalten eine Verständigung mit England bei Zeiten vorzubereiten, ehe es zu spät ist.

Solche Verständigungs- und Friedensmusik ist auf das Leitmotiv des Händlertums gestimmt und eben deshalb geeignet, uns der Wirklichkeit allzu sehr zu entrücken. Mit dem gegen England gerichteten Schlagworte vom Händlertum ist eben nicht alles gesagt, sind der Imperialismus und der aus ihm erwachsene Kriegswille und die von ihm gespeiste Kriegszähigkeit der Engländer nicht ausreichend charakterisiert.

Wie seit Carlyle und Disraëli der Idealismus in Theorie und Praxis des englischen Imperialismus eine Macht gewesen ist, so auch in diesem Kriege, nur daß er nicht in der vornehmen Kanzlei Sir Eduards Greys zu Hause ist, sondern in den letzten englischen Stellungen in Mesopotamien, an den Säumen der ägyptischen Wüsten und in den flandrischen Schützengräben. Für sie gilt immer noch das Wort eines der Begründer des englischen Weltreichs: England erwartet, daß jedermann sein Pflicht tut.

Gerade weil es sich beim englischen Imperialismus und seinem Geschöpfe, dem Kriege, nicht nur um Materialismus, sondern auch um Idealismus handelt, ist der Kampf gegen England so schwer. Deshalb kann er auch nicht durch Nachgibigkeit und freundliches Paktieren, sondern nur durch schonungslose Härte und durch unerbittlichen deutschen Idealismus zu einem guten Ende gebracht werden.

Die russischen Liberalen

Von * * *

Kein Irrtum wäre verhängnisvoller, als wenn wir aus den heftigen Angriffen gegen die Regierung, wie sie jetzt täglich in der Duma zu hören sind, auf eine wachsende Friedenssehnsucht in Rußland schließen wollten. Überzeugte Kriegsgegner sind nur die Sozialdemokraten um Tschehidze, und vielleicht sind auch die Gerüchte nicht ganz unbegründet, daß in gewissen hochkonservativen Kreisen für einen Separatfrieden mit Deutschland agitiert wird, — weil man nämlich in jenen Kreisen (mit welchem Recht, ist eine andere Frage) Deutschland als die einzige Stütze des Absolutismus betrachtet und es deshalb nicht zertrümmert wissen

Digitized by Google

will, am wenigsten durch England, dessen „demokratisierenden" Einfluß auf die inneren Verhältnisse Rußlands man fürchtet. Sonst aber sind sich, vorläufig wenigstens, alle Parteien darüber einig, daß der Krieg bis zum „siegreichen Ende" fortgeführt werden müsse. Aus allen Dumareden hört man den Unterton heraus: „Wir wollen und müssen siegen, und wir hätten schon längst gesiegt, wenn die Regierung uns nicht daran gehindert hätte." Wie es möglich gemacht werden soll, all die entsetzlichen Mißstände zu beseitigen, die die Herren selbst in ihren Reden aufdecken, und dann noch auf dem Schlachtfelde zu siegen, — darüber ist man sich schwerlich klar, da man gegenwärtig ja nur erst zu reden und noch nicht zu handeln braucht. Käme wirklich das von den russischen Liberalen geforderte „Kabinett des Volksvertrauens" zustande, es wäre ebenso hilflos wie das Kabinett Goremykins oder Stürmers, aber zum Frieden wäre es noch weniger geneigt als jene; es würde dem Wahngebilde einer Niederringung des preußischen Militarismus neue und immer neue Hekatomben opfern. . . .

Woher diese Erbitterung gerade bei den Liberalen, von denen so viele ihre Bildung in Deutschland erhalten haben? Deutschland gilt eben als reaktionäre Macht, und gerade das Liebäugeln mit Deutschland, das ein Teil der äußersten Rechten in Rußland nicht lassen kann, bestärkt die Liberalen in dieser Ansicht. Dazu kommen dann noch gewisse Erscheinungen des öffentlichen Lebens in Deutschland, die in Rußland sehr viel Erregung wachriefen und die von jeder Partei so ausgedeutet wurden, wie es ihr am besten paßte: so diese oder jene temperamentvolle Äußerung Kaiser Wilhelms, die preußische Polenpolitik, der Königsberger Prozeß, das Verhalten der deutschen Universitäten gegenüber der Überflutung durch russische Studenten. Alles das war Wasser auf die Mühle der „echt russischen Leute", und mußte eben darum bei ihren Gegnern eine um so stärkere Verstimmung hervorrufen. Daß dergleichen Einzelerscheinungen nicht das Wesen der deutschen Politik ausmachen, wurde überhaupt nicht beachtet.

Noch ein Umstand wirkt hier mit. Man weiß zur Genüge, wie es von jeher mit der russischen „Preßfreiheit" bestellt war und heute noch ist. Die russischen Journalisten haben daher immer wieder den Kunstgriff angewandt, unter dem Deckmantel einer Besprechung auswärtiger Dinge

Digitized by Google

Kritik an den heimischen Zuständen zu üben. Das republikanische Frankreich und das demokratische England zu diskreditieren ging aber nicht gut an, dem militaristischen Deutschland, das noch immer zögerte, sich die Segnungen des Parlamentarismus zu eigen zu machen, ließ sich eher etwas anhängen. Und so berichtete man denn — nicht immer mit der bewußten Absicht gegen Deutschland zu hetzen — mit Vorliebe von solchen Dingen, die es dem Leser besonders leicht machten, sich der politischen Übersetzung der Korrespondenz ins Russische bewußt zu werden. Es ist der Mühe wert, die mit großem Talent und scheinbar völliger Objektivität und Sachlichkeit geschriebenen „Berliner Briefe" zu lesen, die der 1905 in Moskau ermordete Jollos jahraus jahrein in der führenden liberalen Zeitung Moskaus, den „Russkija Wjedomosti" veröffentlichte. Sie bieten ein ungemein fesselndes und reichhaltiges, aber durch und durch schiefes Bild der deutschen Zustände unter Wilhelm II. — zugleich aber kommen in ihnen alle geheimen Wünsche, Hoffnungen und Schmerzen des russischen Liberalismus zum Ausdruck, und eben das macht sie für den deutschen Leser so interessant. Aber die Erwägung muß ihn bedenklich stimmen, daß in Rußland eine ganze Generation an diesen Briefen aufgewachsen ist, aus ihnen vor allem ihre Kenntnis Deutschlands geschöpft hat, und daß, wer von ihren Vertretern später nach Deutschland kam, hier die Bestätigung des bei Jollos Gelesenen suchte — und natürlich auch zu finden glaubte.

Dabei war Jollos durchaus nicht deutschfeindlich gesinnt. Im Gegenteil. Aber wie er, immer im Hinblick auf die innerrussischen Zustände, in seinen Bildern aus Deutschland Licht und Schatten verteilte, — das mußte aufreizend wirken, und die Aufreizung wurde zur Verhetzung von der Zeit an, da England eine Verständigung mit Rußland einzuleiten begann. Jollos hat diese Zeit nicht mehr erlebt. Aber seine Parteigenossen mußten auf den Leim gehen. Man braucht sie deswegen nicht gleich ohne weiteres als bezahlte Söldlinge Englands hinzustellen. Karl Leuthner trifft in seinem Büchlein über den „russischen Volksimperalismus" den Nagel auf den Kopf: „Die russischen Demokraten und Liberalen machte das Bündnis mit dem Mutterlande der Konstitution taumelig vor Freuden, sie erhofften das Beste von dem ansteckend guten Beispiel, und wie dem freiheitlichen Prinzipienmanne jede Handlung, ob gut oder schlecht, schon dadurch vor-

Digitized by Google

bildlich wird, daß sie englisch ist, kürzte sich ihnen die Lehrzeit, die sonst aus der Revolution hervorgehende Parteien brauchen, um ihre allgemeinmenschlichen Ideale in handfeste staatliche Machtpolitik umzusetzen."

Auch darin hat Leuthner recht, daß er in dem Ausbreitungstriebe einen der wesentlichsten Züge des russischen Charakters sieht. „Er hat die Weltweite des nordeuropäisch-asiatischen Tieflandes in seinen Empfindungsrhythmus aufgenommen, wie der englische die Weltweite des Meeres." Das zeigt uns ja gerade der „Neoslawismus", dessen eifrigste Prediger die Führer der russischen konstitutionell-demokratischen Partei, Miljukow und Maklakow sind, und der sich von dem alten Slawophilentum Katkowscher Prägung scheinbar dadurch unterscheidet, daß ihm nicht mehr ein Aufgehen sämtlicher Slawen im Russentum, sondern ein freies Bündnis selbständiger slawischer Staaten als Ideal vorschwebt. Aber dieser Unterschied ist nur ein scheinbarer, — denn abgesehen davon, daß die kleinen Slawenstaaten notwendigerweise in eine vollständige wirtschaftliche Abhängigkeit von Rußland geraten müßten, denken die russischen Liberalen keineswegs daran, sämtlichen slawischen Völkern staatliche Selbständigkeit zu verleihen. Sie machen es genau so, wie der Großfürst Nikolaus, der ja auch erklärte, die den Polen verheißenen Vergünstigungen bezögen sich nur auf die Bevölkerung Preußisch- und Österreichisch-Polens, nicht etwa auch Russisch-Polens. So will auch Miljukow wohl das alte Königreich Böhmen wiederherstellen und ein unabhängiges Fürstentum Kroatien schaffen, aber Ostgalizien soll mit der russischen Ukraine vereinigt und ebenso wie das erneute Polen dem Zepter des Zaren unterstellt werden. Wie es dabei mit dem Prinzip der Unantastbarkeit der nationalen Eigenart bestellt ist, auf das sich die russischen Liberalen so viel zugute tun, erhellt aus dem interessanten Aufsatz Miljukows „Die territorialen Erwerbungen Rußlands", der Januar 1915 in dem Sammelwerk „Was erwartet Rußland vom Kriege?" zu lesen war. Hier werden die Grenzen des zukünftigen, mit Rußland untrennbar verbundenen Königreichs Polen gezogen[1], und zwar werden kurzweg alle deutschen Kreise, deren Bevölkerung mehr als 50 % Polen aufweist, zu dem neuen russisch-polnischen Gebiet geschlagen. Nun aber muß dieses neue Polen auch einen Zugang zum Meere haben, also gehört ihm von

[1] Bereits in Nr. 16 erwähnt! Rb.

Digitized by Google

Rechts wegen auch die Weichselmündung, trotzdem am rechten Weichselufer die polnische Bevölkerung etwa des Kreises Graudenz nur 42 %, des Kreises Stuhm nur 40 % und des Kreises Marienwerder gar nur 36 % beträgt und „die Stadt Danzig nebst dem Weichseldelta fast ausschließlich von Deutschen bewohnt ist"! Dazu kommt dann noch eine bedeutende „deutsche Enklave im nördlichen Ostpreußen mit der Stadt Königsberg und einer Bevölkerung von ungefähr 1½ Millionen". Was soll nun damit angefangen werden? Da es sich nur um Deutsche handelt, ist die Lösung nicht schwer zu finden: „In deutschem Besitz können wir diese Oase nicht lassen, also muß Rußland aus ihr eine neue baltische Provinz schaffen." Und das liberale Gewissen wird dadurch beschwichtigt, daß die „Ungerechtigkeit einigermaßen ausgeglichen werde durch die dadurch zu ermöglichende Einigung des littauischen Volkes, von dem ein kleiner, noch nicht germanisierter Teil (etwa 150000) in der nordöstlichsten Ecke Ostpreußens lebt."

Wenn sich das liberale Gewissen in bezug auf Deutsche und Littauer schon so leicht beschwichtigen läßt, so regt es sich der Türkei gegenüber überhaupt nicht. Hier erklärt Miljukow klipp und klar, ohne alle Einschränkungen und Entschuldigungen: „Der Anschluß der Türkei an unsere Feinde hat die Frage einer endgültigen Lösung der Balkanprobleme aufgerollt. Unser Ziel muß der Übergang des Bosporus und der Dardanellen mit Konstantinopel und einem genügend großen Hinterland in den vollen Besitz Rußlands sein. Die Grenzen sind durch die Londoner Konferenz von 1912 schon vorgezeichnet. Wenn Bulgarien uns durch strenge Neutralität oder aktive Einmischung in den Krieg unterstützt, so ist ihm die Wiederherstellung der Midia-Enos-Linie sicher. Stellt es sich aber wider Erwarten uns entgegen, dann wäre es möglich, daß wir zu unserer alten, erst 1912 unter dem Eindruck der bulgarischen Siege aufgegebenen Anschauung zurückkehrten, — indem wir nämlich Adrianopel als zum Hinterland Konstantinopels gehörig erklärten."

Hier ist nun jede idealistische Larve gefallen. Miljukow und die Seinen wissen aber sehr genau, daß die Phrase vom „Kreuz auf der Hagia Sophia" heute nicht mehr wirkt. Daher heißt es einfach: „Wir brauchen Konstantinopel, also müssen wir es haben." Und wenn die Dinge so stehen, dann kann von Selbstbestimmung der Völker, Befreiung der kleinen Nationen und dergleichen nicht mehr die Rede sein.

Digitized by Google

Es gibt gutherzige Idealisten, die meinen, Rußland durch den Persischen Golf für Konstantinopel „entschädigen" zu müssen. Hier hätte es einen wirklichen Zugang zum freien Meere, während Konstantinopel wertlos sei, solange Gibraltar und der Suezkanal in englischem Besitz blieben. Ein Führer der russischen Kadettenpartei hat sich dazu folgendermaßen geäußert: „Wenn unsere Industrie einmal soweit ist, daß wir ihre Erzeugnisse nach Indien und weiter ostwärts absetzen können, wird uns der Persische Golf gewiß gut zupaß kommen. Vorläufig aber handelt sich's für uns darum, unser Getreide nach Italien und Frankreich zu verkaufen, — und dazu brauchen wir Konstantinopel. Wer am Suezkanal sitzt, ist uns völlig gleichgültig. Aus der Umklammerung durch die deutsche Riesenschlange kann uns nur der Besitz Konstantinopels erlösen, und erreichen wir es in diesem Kriege nicht, so müssen wir es nach einigen Jahren noch einmal versuchen."

Die Verfechter der Idee eines „glimpflichen" Friedens mit Rußland sollten sich diese Worte merken. Daß Rußland vor einer großen inneren Umwälzung steht, ist außer allem Zweifel; es fragt sich nur, ob sie sich schon während des Krieges, oder erst nachher vollzieht. Kommt der Liberalismus schon jetzt ans Ruder, so wird er nicht imstande sein, den militärischen Zusammenbruch aufzuhalten, und dann ist seine Rolle ausgespielt. Schließt dagegen noch die gegenwärtige Regierung Frieden mit Deutschland, so werden die Miljukow und Genossen sofort als „Retter" und „Erneuerer" Rußlands auf dem Plan erscheinen, und wenn es ihnen gelingen sollte, einigermaßen Ordnung in das Chaos zu bringen (was allerdings sehr zweifelhaft ist!), so wird späterhin ihre auswärtige Politik keine andere sein, als die des alten Regimes, nur daß sie vielleicht mit mehr Umsicht und Geschick geleitet werden wird. Daß das nicht in unserm Interesse liegt, ist klar, und es zu verhindern, gibt es nur ein Mittel: Rußland muß so hart geschlagen werden, daß es auf alle Expansionspläne verzichtet. Sollten sie aber irgendeinmal in ferner Zukunft wieder auftauchen, so muß Mitteleuropa inzwischen stark genug geworden sein, um ihre Verwirklichung von vornherein als Unmöglichkeit erscheinen zu lassen.

Digitized by Google

Die Erziehung der Franzosen zum Haß

Von Dr. Otto Grautoff

Auf der letzten Generalversammlung der ehemaligen Schüler der École normale supérieure haben Emile Boutroux und Ernest Lavisse Reden gehalten, in denen sie über das schöne menschliche Verhältnis zwischen Lehrern und Schülern in Frankreich, über die zukünftigen Aufgaben der französischen Pädagogik und über die glühende Vaterlandsliebe des französischen Volkes sprachen. „Daß die Deutschen es heute schon wissen," sagte Lavisse, „wir werden weder wildes Gekreisch noch unnütze Rodomontaden halten; in unseren jungen Seelen wird nicht Galle, Haß und Blut großgezogen; das ist nicht unsere Art, und das edle Frankreich kann seinen Charakter, seine Bestimmung und sein Schicksal nicht verleugnen."

Der Rektor der vornehmsten französischen Unterrichtsanstalt hat diese schönen Worte gesprochen, die dem geistigen Frankreich die Achtung der ganzen Welt sichern würden, wenn nicht dem Sinn dieser Rede widersprechende Tatsachen sie gerade als das, was sie nicht sein sollten, nämlich als „unnütze Rodomontaden" erweisen würden.

Die Jugend Frankreichs ist ebenso unschuldig, ebenso leicht zur Liebe, wie zum Haß zu führen wie die Jugend irgendeines anderen Landes. Daß sich in den Herzen der französischen Kinder Freude, Trauer und Mitleid ohne nationale Hemmungen ausleben, beweisen die unverfälschtesten der Erzählungen von Knaben und Mädchen, die Frau Celarié aus dem Kriegsgebiet gesammelt und in der „Revue des deux mondes" vom 15. August 1915 veröffentlicht hat. Aus ihnen ergibt sich, daß die Kinder Unglück, das ihre Eltern und Geschwister, Haus und Hof, Lehrer und Mitschüler betrifft, am unmittelbarsten und härtesten empfinden. Aber außerhalb dieses engen Kreises der ihnen persönlich verbundenen Menschen haben sie für Freund und Feind das gleiche Mitempfinden. Ihre Kinderaugen nehmen unbeschwert von politischen Erwägungen die Ereignisse auf, wie sie sich abspielen. Sie sehen Gutes und Böses sowohl bei Franzosen, als auch bei Deutschen. Die wenigen Erzieher und Erzieherinnen, die, unberührt von Paris, der französischen Politik ganz fern blieben, sind ebenfalls von jenem warmen und hemmungslosen Gefühls-

Digitized by Google

leben getragen, das Güte schenkt und im Helfen, Stützen und Geben das menschliche Glück sieht. In diesem Sinne wirkt die Lehrerin Pauline Plan in Marseille, die in der „Muse du Blessé" für ihre Schüler und verwundete Lehrer Verse veröffentlicht hat, die vom Gegner überhaupt nicht sprechen, die nur trösten, helfen und das Vaterland verherrlichen wollen. Aber wie ihre Verse nur wenige erreichen, so ist auch der Brief jenes Lehrers, der kurz vor seinem Tode auf dem Schlachtfelde den Wunsch niederschrieb, die Kinder Frankreichs nicht im Haß gegen Deutschland zu erziehen, ein Einzelfall, der sich verliert.

Diese einzelnen zarten Stimmen des stillen, guten Frankreichs werden übertönt von dem Lärm der großen Glocke des öffentlichen Frankreichs. Und diese Glocke ruft und schreit zum Haß gegen Deutschland auf. Es scheint, als fürchteten die Herren der Regierung und der Verwaltung, daß einmal die Stunde kommen könnte, in der dieser Haß verraucht, und daß diese Stunde ihnen gefährlich werden könnte, darum wollen sie in die jüngsten Kinderherzen die giftigen Funken des Hasses streuen. „Man sagt, daß die Deutschen grausam sind," erzählt ein Elfjähriger Frau Celarié . . . Sie berichtet, wie ein Lehrer seinen Schülern von den Verbrechen der deutschen Armeen erzählt. Ein Dreizehnjähriger reiht alle Schimpfworte, die die Franzosen gegen die Deutschen gebrauchen, auf, und fährt dann fort: „Die Deutschen führen auf widerrechtliche Art Krieg." Das ist nicht Kinderweisheit, sondern klingt allzudeutlich wie das Aufsagen eingelernter Schlagworte.

Aber nicht diese im Kriegsgebiet in erregten Wochen und Monaten aufgelesenen Dokumente des Hasses sind anklagende Beweise dafür, daß die Franzosen ihre Jugend zum Haß erziehen; sie lassen sich verzeihen und vergessen. Unmenschlicher und verwerflicher sind die von der französischen Regierung durch die offizielle Pariser Kulturpropaganda verbreiteten Schriften zur Aufreizung der Jugend zum Deutschenhaß. Hier handelt es sich nicht um Ausdrücke einer Stimmung, sondern um Dokumente einer durchdachten, wohl organisierten Haßpolitik.

Der französische Pädagoge Hollebeque hat in dem bekannten Pariser Verlag Larousse unter dem unschuldigen Titel: „La grande mêlée des peuples" eine Sammlung von Jugenderzählungen herausgegeben, die der Jugend Frankreichs die Verachtung Deutschlands lehren sollen. In

Digitized by Google

der Einleitung heißt es: Die ganze Welt, vom Nordpol bis zum Südpol, hätte sich im August 1914 gegen Deutschlands unersättlichen Haß zusammengetan. In den im kindlichen Ton gehaltenen Erzählungen wird einmal (in Le fils de L'empereur) ein verächtliches Bild des Kronprinzen entworfen. „Er war schon als Kind ein unverschämter Junge... mit seiner Mördergarde ist er in die friedlichen Dörfer Flanderns eingedrungen... Dann hat er sich auf Frankreich gestürzt, und den Raubrittern des feudalen Rheines gleich hat er die reichen Wohnstätten verwüstet... In diesem Augenblick aber machen die Armeen Frankreichs ihren Druck auf die teutonischen Banditen geltend... Der kaiserliche Totenkopfhusar ist geflohen... Er setzt für die Ehre nicht sein Leben aufs Spiel... Bleich und furchtsam hat er sich wie eine Ratte in den Keller geflüchtet... Eines Tages o meine Kinder wird der Sohn des Kaisers gefaßt werden und muß um Gnade bitten." Dieser Erzählung folgt unmittelbar eine Verherrlichung der Soldaten der Republik, die natürlich alle menschlichen Tugenden besitzen.

Ein anderes Mal klagt in einem Zwiegespräch zwischen zwei deutschen Soldaten in einem Schützengraben Fritz über Hunger und allzugroße Verluste der Deutschen; aber er ist noch voller Mut, singt „Deutschland, Deutschland über alles" und „Ein feste Burg ist unser Gott." Wilhelm dagegen empfindet Gewissensbisse über die Diebstähle, Plünderungen, Brandstiftungen, Vergewaltigungen der deutschen Armee, glaubt nicht mehr an den Sieg der Deutschen und hat vor allem alles Vertrauen zu seinem Kaiser verloren. Er weiß, daß der Kaiser sein Volk nicht liebt; daher empört er sich gegen diesen Krieg, ebenso wie seine Frau Wella (!) in ihren Briefen. „Wir hätten", sagt Wilhelm, indem er an seine Frau denkt, „weniger hart gegen die Frauen unserer Feinde sein sollen... Ich fühle, wie die Erde Frankreich uns zurückstößt." Eine Kugel tötet ihn und Fritz bricht verzweifelt zusammen.

Die gefährlichsten Partien dieses Buches für die Erziehung zum Haß sind diejenigen, in denen deutschen Fürsten, dem Kronprinz, deutschen Soldaten und deutschen Frauen Geständnisse über Deutschlands Schuld in den Mund gelegt werden; denn die Kinder begreifen nicht, daß darin ein System diabolischer Pädagogen liegt, sondern nehmen die zurechtgestutzten Geständnisse für lautere Wahrheit und formen sich aus diesen Eindrücken ein — natürlich verächtliches — Bild des Deutschen.

Digitized by Google

Unter dem zarten Titel „Les livres roses de la jeunesse“ hat derselbe Verlag in rosa Farbe eine Serie illustrierter Jugenderzählungen von Charles Guyon, Inspecteur d'Académie honoraire (!), herausgegeben, von denen das einzelne Heft 10 C. kostet; zwölf Hefte mit 189 schlechten Illustrationen kosten in einem Karton 1,50 Frs. Bereits 150 dieser Hefte sind erschienen. Der Ton dieser Erzählungen ist im großen und ganzen derselbe, dadurch eindeutiger, daß der Deutschenhaß krasser hervortritt und daß statt „Allemand“ immer das Wort „boche“ gebraucht wird.

Wer die Pariser Schul- und Buchhandelverhältnisse kennt, weiß, daß alle bei Larousse erschienenen Bücher eine außerordentliche weite Verbreitung finden, weil der Ruf dieses großen Verlagshauses. das den deutschen Verlagshäusern von Teubner, Brockhaus und Perthes entspricht, gerade in pädagogischen Kreisen fest gegründet ist. Es ist begreiflich, daß die französische Regierung sich für die Ausbreitung ihrer Haßpolitik in den Kreisen der französischen Lehrer und Schüler hauptsächlich dieses Verlagshauses bedient. Aber auch andere Verleger, wie der Militärverlag von Berger Lervault, haben auf diesem Gebiet gearbeitet, wie sein Kinderalbum: „Histoire de deux petits Alsaciens pendant la guerre pour les enfants“ und das Buch für 12—15jährige Kinder von M. Marti. „Jaques sur le front, récit pour les enfants“, beweisen. Der Zeichner Hellé gab ein „Alphabet de la grande guerre pour les enfants de nos soldats“, Traipont ein Album mit Zeichnungen heraus. Daß die deutschen Greueltaten und Frauen- und Kinderschändungen zu Legespielen verarbeitet worden sind, ist schon längere Zeit bekannt. Das alles zusammen sind Musterbeispiele einer Pädagogik, über deren Tempel nicht nur die drei verbrauchten Wörter: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, sondern vor allem das Wort „Menschlichkeit“ sich wie grotesker Hohn ausnehmen.

Wenn der Friede kommt . . .!

Vom Landtagsabgeordneten Johannes Fischer, Heilbronn

Niemand kann wissen, wann dieses Ereignis eintritt. Darum kann es mir auch nicht in den Sinn kommen, darüber Meinungen aussprechen zu wollen. Nicht das „Wann“ des Friedens ist mir im Augen-

Digitized by Google

blick wichtig, sondern die Überlegung, wie unser Volk innerlich auf den Frieden vorbereitet ist und ihn aufnimmt. Deutschland lebt nun mehr als 18 Monate nicht nur unter dem seelischen Druck, den soviel Not und Tod verbreitet, sondern auch unter den ganz besonderen rechtlichen Verhältnissen, einerseits im öffentlichen Leben an sich und dann — soweit die Männer Soldat sind — auch noch unter der besonderen Strenge der Militärgesetze. Von diesen letzteren sind noch dazu Hunderttausende betroffen, die vorher frei und unabhängig dastanden, jeder einzelne noch mit mehr oder weniger kritischem Denken erfüllt. Ist es ein Wunder, wenn da im vielstimmigen Chor immer wieder erklingt: Wenn der Friede kommt dann . . . Ja dann.

Nun haben wir ja freilich unmittelbar vor Ausbruch des Krieges dieselbe drohende Geste auch dem Kriege gegenüber gesehen und das lärmende Wort gehört, und beides war wie weggefegt von dem Sturm staatlichen Willens, vaterländischer Hingabe aller in Stadt und Land, als der Krieg da war. Je größer die Kriegsaufgabe wurde, je mehr Feinde uns erstanden, um so entschlossener und geschlossener stand Deutschland im wogenden Völkerringen da. Und erst allmählich, als man innerlich mit der riesenhaften Anspannung, die nun notwendig war, sich vertraut gemacht, sich auf sie eingestellt hatte, dann bröckelte es langsam da und dort etwas ab, kam der Alltag mit seinen tausend kleinen Dingen wieder mehr zur Geltung. Die lange Dauer des Krieges brachte eine gewisse selbstverständliche Gewöhnung an das große Geschehen der Zeit notwendigerweise mit sich, darum ist von ihm weniger mehr die Rede; dagegen kamen die hunderterlei kleinen Dinge in den Vordergrund, in denen die harte Kriegsnotwendigkeit der behaglichen Friedensmöglichkeit den Krieg erklären mußte. Sie sind jetzt (leider) für sehr viele der Krieg an sich geworden, von dem man redet, zu dem man sein Verhältnis sucht. Es ist darum auch durchaus nicht einheitlich, was gewollt wird. Wenn der Friede kommt . . . und man kann deshalb auch in keiner Richtung bestimmte Folgerungen für die Friedenszeit aus dieser Stimmung ziehen. Ich stehe ja nun selber im Heere und erlebe mit einem gewissen stillen Vergnügen, wie schwer manche Leute sich jetzt an Unterordnung gewöhnen, ohne daran zu denken, nachher, wenn sie wieder selbst zu gebieten haben, ihre heutige Auffassung dann als Richtlinie für ihr eigenes Verhalten zu neh-

Digitized by Google

men oder auch umgekehrt. Wenn die soziale Umstellung des Heeres wieder der beruflichen und sozialen Schichtung des bürgerlichen Lebens Platz machen muß, dann ändert sich sofort auch bei Hunderttausenden das, was sie selbst wollen, jetzt im Augenblick oder später im Frieden.

Aber ob der Drang zur Gestaltung und zur Kritik nun so oder so sich wendet, vorhanden ist er, und es gilt, ihn in ein Bett zu leiten, wo er fruchtbar werden kann. Dazu ist vor allen Dingen notwendig, daß man unserem Volke in allen seinen Schichten auch den Frieden und die Zeit nach ihm als große, gewaltige Aufgabe darstellt, an der jeder seinen Pflichtanteil hat und sich desselben bewußt wird. Was man dem deutschen Volk zumuten kann, wenn man ihm offen die Dinge darlegt, das hat es vom ersten Tage des Kriegsausbruchs an bewiesen, und man kann an dieser großen Erfahrung nicht achtlos vorübergehen. Also gilt es die Friedensaufgabe beizeiten und so darzustellen, daß sie allen klar wird, auf deren Bereitwilligkeit und Mitarbeit wir angewiesen sind.

Unstreitig wird der Inhalt des Friedensvertrages und die begleitenden Umstände desselben dabei eine große Rolle spielen. Unter diesem Gesichtspunkt ist die Zusicherung des Reichskanzlers, daß dem Volk Gelegenheit gegeben werde beim Friedensschluß ausgiebig mitzureden, von besonderem Wert, denn die Aufgabe der Friedenszeit muß noch in erhöhtem Maße vom inneren freien Willen des Volkes übernommen werden, als das schon im Kriege nötig und vorhanden war. Das ist ein Gedanke, der im Augenblick vielleicht nicht ganz allgemein und in seiner vollen Bedeutung erkannt wird. Die Gewöhnung an den Krieg hat auch in der Richtung gewirkt, daß unter seiner andersartigen Machtverteilung im öffentlichen Staats- und Gemeindeleben sicherlich manche Stellen nicht kurzerhand sich wieder an die Verhältnisse gewöhnen, wie sie vor Kriegsausbruch waren. Es wird manche Reibungen dieser Art geben, an die man im Augenblick nicht denkt, auf die aber vorausschauend schon hingewiesen werden muß, um die Stellen und Personen, die es angeht, aufmerksam zu machen. Wenn der Friede kommt, steht auch wieder Anschauung gegen Anschauung, und es müssen an die Stelle der Gewalt werbende und überzeugende Gründe treten, um das Volk für Aufgaben zu gewinnen, die es durch eigene Anstrengung lösen soll. Es muß darum auch ernstlich davor gewarnt werden, solchen Meinungsaustausch dadurch von vornherein

Digitized by Google

einseitig zu binden, daß bestimmten Anschauungen der Stempel absichtlicher Staatsfeindlichkeit aufzudrücken versucht wird. Nach einem Volksopfer von der Größe des deutschen in diesem Kriege ist man nicht berechtigt, irgendeiner politischen Richtung den Vorwurf bewußter Schädigung vaterländischer Interessen zu machen, und schließlich, manche politische Anschauungen und Handlungen werden allein durch den Erfolg in ihrem Wert bestimmt, der seinerseits von vielem mit abhängt, was nicht vorauszusehen ist. Entscheidend für die moralische Beurteilung eines Standpunktes den Kriegszielen gegenüber ist die Gesinnung, und die war von der Art, daß sie ein Recht hat, mitzusprechen.

Aber nicht das formale Recht ist mir das Entscheidende dabei, sondern vor allem der Gesichtspunkt, daß das, was durch den Krieg geschaffen wurde und nun im Frieden ausgebaut, gefestigt und seinem höheren Ziel entgegengeführt werden soll, unser Volk so innerlich mitreißt, daß es nicht an Kleinigkeiten und ärmlichen Zänkereien und Rechthabereien hängen bleibt, sondern mit derselben Kraft, Entschlossenheit und Großzügigkeit an das Friedenswerk geht, wie wir jetzt am Kriegswerk stehen. Man muß in dieser Richtung auf das gelockerte Land die richtige Saat streuen.

Wenn ich jetzt als Kanonier gelegentlich unter meinen Kameraden drin sitze, besonders solchen, die schon lange draußen auf verschiedenen Plätzen kämpften, dann habe ich oft das Gefühl, als seien wir plötzlich ein Volk von lauter Weltreisenden geworden. Mit welcher Selbstverständlichkeit wird da geredet von Frankreich und Belgien, von Rußland, Galizien, Serbien, und was für feine Kleinmalereien von Land und Leuten breiten sie oft mit ihren Schilderungen vor einem aus. Was ihnen aber fehlt, ist der politisch-volkswirtschaftliche Blick, um die Lehren, die aus ihrem eigenen Erleben zu ziehen wären, für ihre spätere Betrachtung der Dinge richtunggebend werden zu lassen. Sie sind jetzt im Kriege und als Soldat ganz dabei, aber „Wenn der Friede kommt" . . ., dann will man zuerst von einer Fülle einzelner Unebenheiten reden, die es auch gab und gibt, aus denen auch Lehren zu ziehen sind; von den neuen großen Möglichkeiten und ihrer Ausnutzung, von dem Willen zu eigener gestaltender Mitarbeit, von den Aufgaben eines zum Weltvolk emporgestiegenen Volkes ist zu wenig dabei. Hier also gilt es beizeiten anzuknüpfen. Es wird

Digitized by Google

eine der wichtigsten inneren Aufgaben sein, den heimkehrenden Soldaten Krieg und Sieg wirtschaftlich, staatspolitisch und kulturell richtig auszudeuten und sie in eigene, persönliche Beziehung zu dem neuen Deutschland und seiner Arbeit zu setzen.

Man kann sich ja keine Vorstellung machen, wie es auf das Gemüt des Volkes wirkt, wenn einmal die Last des Krieges, die Sorge um Leben und Gesundheit lieber Angehöriger weg sein wird und die Familien wieder ihre normale Gestalt erhalten. Aber die Gefahr besteht, daß die Wirkung nach der Seite des behaglichen Sichgehenlassens sehr spürbar sein werden und daß im Gegensatz zu der jetzigen sozialen Gebundenheit und Einengung aller Art nachher wieder Eigeninteresse und Eigenliebe sich breit machen. Das ist dann der gefährliche Boden, auf dem jeder sich selbst als den Mittelpunkt der Welt oder doch des eigenen Staates betrachtet und jede Störung oder Unbequemlichkeit durch andere zum Ausgangspunkt seiner öffentlichen Betätigung macht. Demgegenüber gilt es, das im Kriege betätigte Volksgefühl auch in den Frieden hinüberzuretten und dem einzelnen Volksgenossen ein anderes Maß für die Dinge zu geben, die es nachher zu gestalten gilt, „es wächst der Mensch mit seinen höheren Zwecken".

Ich höre schon den Einwand, daß nach solcher Anspannung aller geistigen und physischen Kräfte ein Aufatmen und eine Entspannung doch sicher allen zu gönnen sei, und bin weit entfernt, daran igendwie Abstriche machen zu wollen. Was ich meine, geht in ganz anderer Richtung; es soll im ganzen Volk ein lebendiges Bewußtsein von der dem deutschen Volk gestellten Aufgabe vorhanden sein, in deren Erfüllung wir dem Krieg nicht aus dem Wege gehen konnten, die aber auch im Frieden ein Recht hat an jeden, der zu diesem Volk gehören will. Wenn das letzte Ziel, dem Deutschland als staatliche Macht dienen will, nicht über seine eigenen reinen Nützlichkeitsinteressen hinausgeht, nicht an menschheitliche Ziele sich anschließt, dann weiß ich nicht, ob sich soviel Lebenseinsatz rechtfertigen läßt, wie er in diesem Krieg verlangt und geleistet wurde. Aber eben weil die verantwortlichen Leiter der deutschen Politik daran festhalten, daß das deutsche Volk der Welt einen besonderen Dienst zu leisten imstande und willens sei, darf man nicht müde werden, dem einzelnen Bürger den Blick dafür zu öffnen.

Digitized by Google

Als ich vor 8 Wochen als Landsturmrekrut ins Heer eintrat, stand ein gleichaltriger — 36jähriger — Kamerad neben mir und wartete. Ich sang leise vor mich hin und war voll gespannter Erwartung, er aber war darob sehr erstaunt und meinte, nachdem er mich über Alter und Beruf gefragt hatte, „und du magst au no singe." Er war an diesem Volk und seinem Staat verstandesmäßig zu wenig beteiligt, als daß er dieser neuen Situation gegenüber Herr zu werden vermochte, ohne dabei gesinnungsmäßig einen Vorwurf zu verdienen. Er war sich selbst mit seinem kleinen, abgegrenzten Leben und Arbeiten Zweck genug und war für eine Volksaufgabe so großen Stils einfach nicht erzogen. Das macht im militärischen Verhältnis vielleicht nur stimmungsmäßig einen Unterschied, in der Friedensarbeit sind Menschen solcher Art ein Hemmschuh und ein Gegengewicht, das nicht zu unterschätzen ist.

Nun fürchte man nicht, es sollte durch diesen Aufsatz der freien, offenen Kritik vorhandener Schäden oder kommender Arbeiten das Wort abgeschnitten werden. Ich möchte im Gegenteil der Hoffnung Ausdruck geben, daß man nicht unnötig nervös werde und zu empfindlich sei, wenn über eine Zeit so gewaltigen Geschehens öffentliche Abrechnung gehalten wird. Nur das möchte ich wünschen, daß die Kritik selbst dieser Größe würdig sei. Wir haben diesen Krieg um unsertwillen aufgenommen, geführt und zum Siege gebracht und reden nachher als Gleiche unter Gleichen darüber, wo wir Fehler gemacht haben und wie es anzugreifen sei, die Erfahrungen für kommende Zeiten zu nützen und mit Mitteln des Friedens erneut weiterzuschreiten.

So manches alte Vorurteil ist erschüttert, falsche gesellschaftliche Wertungen haben sich überlebt, wirtschaftliche Gegensätze sind auf ein verständiges Maß zurückgegangen, aber in alles gilt es nun eine neue Ordnung zu bringen und gestaltenden Willen dafür zu wecken. Der Krieg ist für uns eine höchste Kraftanspannung geworden auf den verschiedensten Gebieten des Volkslebens, und die Schwächen des Organismus haben sich unter ihr deutlich gezeigt. Was hier an Erfahrungen gesammelt, an neuen Erkenntnissen gewonnen wurde, das soll unsere Versammlungen füllen, unsere Zeitschriften beschäftigen, in den Zeitungen in die Sprache des Volkes übertragen werden, denn der Ertrag und die Wirkung des Krieges für unser eigenes Volk und für die uns bekämpfenden Völker hängt

Digitized by Google

weitgehend auch davon ab, wie wir nachher im Frieden zu Werke gehen.

Es war vor Ausbruch des Krieges für den, der Einblick hatte, eine bedrückende Sache, zu sehen, wie ungeheuer die Leistung und der Erfolg des deutschen Volkes war und wie wenige im Grunde noch in der Lage waren, sich darüber zu freuen, daraus neuen Antrieb zu holen. Erst der Krieg gab uns dafür einen offenen Blick. Das soll von der Kriegsleistung Deutschlands nicht in gleicher Weise gelten. Und darum, „Wenn der Friede kommt", dann soll obenan stehen dankbare und stolze Freude über all die gewaltigen Opfer, deren wir fähig waren, über die Kräfte, die uns erwuchsen, dann wollen wir — frei von dem seelischen Druck und der Überanspannung jedes einzelnen — uns rückschauend auch erst noch alle Schwierigkeiten klar machen, die zu überwinden waren. Es bleibt dann auch überall dort, wo daneben sich Unvollkommenheiten und Mißgriffe zeigten, viel Bewundernswertes übrig, was den Erfolg brachte und dankbare Anerkennung verdient. Nicht um dann in faules Genießen zu verfallen, aber doch so, daß eine Stimmung voll frohen Zukunftsglaubens uns trägt und verbindet und uns die Kraft gibt für die neuen Aufgaben des Friedens. Dann steht hinter der Kritik die Selbstzucht, die ihr fördernden Wert gibt, und man hat für die Kritik auch das Augenmaß, das den Dingen gerecht zu werden imstande ist. In solchem Geist tragen wir jetzt den Krieg und gehen dann an die Arbeit „Wenn der Friede kommt".

Flüchtlingselend der von Haus und Hof vertriebenen Deutsch-Russen

Aus einem Tagebuch

1. 7. „... Besuchte eine Schwabenfamilie. Eine alte Mutter von 82 Jahren. Sprachen über den schweren Stand der russischen Deutschen in Stadt und Land. Ich sagte, glauben zu dürfen, daß das große Vaterland seine Kinder aus Rußland heimholen wird. Eine Frau meinte, dieses wäre wohl sehr schön, es dürfte aber kein Raum für die russischen Deutschen im Vaterlande sein. Soll dieses Tatsache sein? Kein Raum für seine Kinder? Übrigens stellen sich die lieben Leute Deutschland ohne Flecken und Runzeln, ohne Sünde und Schuld vor. Sie sprechen davon, als

Digitized by Google

wäre es etwas sehr Schönes, aber auch Unerreichbares. So mögen die Juden beim Ziegelstreichen in Ägypten über Kanaan gesprochen haben."

9. 9. „... Nikolaus Nikolajewitsch ist abgesetzt. Die Zeitungen bringen es. Selten hat mich etwas so erfreut wie dieses. Dieser Deutschenhasser, Schuld auf Schuld geladen, muß endlich gehen. Ob es nicht manchmal in seinem Gewissen an jenen Befehl ermahnt, der wohl alles, was dagewesen, übertrifft? „Den Gefangenen deutscher Nation ist nur das äußerste Maß von Humanität zu gewähren," hat in einem der Geheimbefehle gestanden. Nur wer Rußland kennt, weiß, was dieses in sich schließt und wie dieses ausgelegt wird. Es ist dieses eine der grausamsten Grausamkeiten. Werde hoffentlich in der Kirche nicht mehr für ihn beten hören. Den letzten Sonntag war sie gesteckt voll. Fast lauter „Flüchtlinge". Trotz des toten, kalten Gottesdienstes Tränen in vielen Augen. „Allein Gott in der Höh'" gehört hier zur Liturgie. Als ich dieses Lied hörte, schüttelte es mich förmlich. Wann wird „all Fehd' ein Ende" haben? Und dann in deutscher Sprache und vor deutschen „Flüchtlingen": „Segne Nikolai Nikolajewitsch und gib uns den Sieg in dem uns aufgedrungenen Krieg!" Was müssen Diasporadeutsche nicht alles aushalten."

11. 9. „... Es ist schon recht kalt. Was wird das werden? Nachmittag war ich in der Stadt. Sprach mit „Flüchtlingen". Eine erschütternde Szene auf einem Wolgadampfer, der „Schwaben" aus dem Saratower Gouvernement beförderte. Ohne irgend Gepäck mitnehmen zu können, mußten sie schnell die Kolonien räumen. „Schon lang genug von russischem Gut gelebt!" Der russische Bauer ist natürlich gierig auf das durch hartes Arbeiten Erworbene der Deutschen. Ängstlich kauern sich die Flüchtlinge, Frauen, Kinder, Säuglinge, Greise (die Männer und Jünglinge kämpfen im russischen Heer!) auf dem Dampfer. Ein Greis spricht mahnende tröstende Worte und dann erschallt: „Ein feste Burg ist unser Gott!" Die Maschine des Dampfers geht an. Ich kann diese Leute nur bewundern. Sie sind in einem Kriege, der ihnen keine Waffe in die Hand gibt. Sie stehen Drangsalsglut aus, wie man solche nur in Rußland findet und nur der versteht, der in Rußland gewesen. Fluch dir, Rußland! Hungernde, frierende, umhergetriebene Menschen, elend Sterbende rufen: Fluch, Fluch! Ich ging nach Hause und weinte."

Digitized by Google

9. 11. „. . . Ein russischer Offizier, der hier zur Erholung weilt, hat manches von der Front erzählt. Unter anderem auch, daß beim Abzug von Brest-Litowsk die Straße mit „Flüchtlingen" so überfüllt gewesen sei, daß es unmöglich gewesen sei, Truppen usw., vorwärts zu kommen. Man hat, um Raum zu schaffen, die „Flüchtlinge" niedergeschossen. Weiter träfe man an der Front Gräber, auf denen Kinder tot lägen. Man hat Vater oder Mutter beerdigt, um die Kinder sich nicht gekümmert, und so blieben sie halt auf dem Grab ihrer Angehörigen, bis sie von demselben Schicksal erreicht waren.

In den nächsten Tagen soll hier übrigens ein Zug Kinder von 700—800 durchkommen. Bei dieser Kälte und bei russischer Verwaltung. Seit gestern ist wirklicher Winter und sehr kalt."

11. 11. „. . . Dann sah ich noch den alten, ewig neuen Flüchtlingsjammer. Gedränge und Stoßerei vor der Abspeisungsstelle, die zufällig offen. Es gab Erbsensuppe. Meistens Frauen und Kindrr, und es war sehr kalt."

14. 11. „. . . In der Stadt hört man wunderliche, echt russische Geschichten. So ist ein 14jähriges evangelisches Mädchen als Flüchtling hier an Erschöpfung (ich weiß von . . . ., was diese Krankheit bedeutet) gestorben. In der Zuschrift an das Pastorat heißt es: „und steht der Beerdigung desselben nichts im Wege"."

24. 11. „. . . Heute war ich auf dem evangelischen Friedhof. Dieser macht einen ziemlich guten Eindruck. Nur finden sich Inschriften mit sehr groben Fehlern. Bald kam ein Begräbniszug. Russische Deutsche, aus anderen Gegenden verjagt. Man brachte einen Kindersarg. Die Frauen sangen ein Lied. Dieses Singen war wohl besser gemeint als gesungen. Doch wo sollen arme ausgehungerte Flüchtlinge und Zivilgefangene klangvolle Töne herbringen? Ergreifend waren die Worte des Gesangbuches und der Bibel, die ein einfacher Mann las. Wohl ohne richtige Aussprache und Betonung. Aber dessen bedarf es nicht. Gotteswort spricht für sich selber. Dann wurde der Sarg hinabgelassen. In demselben Grabe stand schon einer und noch wurde der dritte Kindersarg erwartet. Es mangelt an Raum, deswegen immer einige Särge in ein Grab. Eine „Flüchtlingsfamilie" hat in letzter Zeit sieben Kinder begraben und die letzten drei todkrank. Nach dem Begräbnis hatte bei-

Digitized by Google

nah jeder der Anwesenden ein Grab seiner Angehörigen zu besuchen. Tote reden nicht, aber hier sprechen alle die frischen Gräber, und es sind nicht wenig, eine furchtbare Anklage aus gegen Rußland und sein System."

9. 12. „. . . War gestern bei W. Eine sehr liebe Familie. Dort erfuhr ich eine bezeichnende, von glaubwürdigen Deutschen mit angehörte Geschichte: „Hier auf dem Bahnhof trifft ein invalider Soldat aus Deutschland ein. Natürlich großes Ausfragen über seine Erlebnisse in Deutschland. Er ist voll des Lobes. Man hat ihn sehr gut gehalten. Von und zu Tisch wurde er getragen. Bekam einen gepolsterten Stuhl. Das Fleisch schnitt man ihm mundgerecht, weil ihm der Arm fehlte. Die zuhörenden Russen reißen Mund und Augen auf. Auf der Bildfläche erscheint nun ein russischer Fähnrich und hört auch die Loblieder auf Deutschland. Die Sache wird dem Fähnrich zu dumm, er wittert Gefahr und stellt den Mann zur Rede. Wie kann er solche Geschichten erzählen. Schlecht geht es den Gefangenen in Deutschland, hungern müssen sie. Der Invalide, empört, fängt den Fähnrich mit du anzureden, sagt, draußen wird man als Mensch behandelt, hier im Vaterlande wirft man mir wie einem Hunde ein Stück Brot in den Viehwagen und sonst kümmert man sich nicht um mich. Jetzt mischte sich die Polizei hinein und die deutschen Zuhörer zogen sich wohlweislich zurück. Nachträglich erfahre ich, daß dem Manne bei einem Weiterloben Deutschlands die Pension entzogen würde. Er schimpft jetzt über „Germanija", aber seine Frau erzählt es, wie es war.

. . . Neuerlich kommen wieder sehr viele deutsch-russische Flüchtlinge aus Wolhynien. Doch gehen dieselben weiter ostwärts. L. . . . hat eine wissenswerte Zusammenstellung über die nächste Ernte Rußlands gemacht. Wegen Mangel an Arbeitskräften ist der Winteranbau nur zu 40% erfolgt. Für den Frühjahrsanbau kann man höchstens 60% rechnen. Dabei ist die Bevölkerung durch Flüchtlinge usw. mindestens um 30 Millionen gestiegen. Falls noch Mißernte eintritt, dann kann das eintreten, was man Hungersnot nennt."

Digitized by Google

Notizen

England

Der Streit um Hughes' Mission nach Paris hat der englischen Presse ihre wahre Meinung über den Anteil der Dominions an der Reichsregierung entlockt. Die „Times" meint:

„Die britische Regierung spricht noch immer für das Reich über Fragen der auswärtigen Politik. Wie lange sie fortfahren kann, so zu tun, ist eine andere Sache, aber in Fragen der Handelspolitik spricht sie und kann sie nur für die britischen Inseln sprechen... Das ist der Grund, weshalb noch kein einzelner oder keine Körperschaft in der Lage ist, in Paris für das Reich als Ganzes zu sprechen." Und in der „Westminster Gazette" veröffentlicht ein Herr, „dessen Anspruch, den kanadischen Standpunkt zu vertreten, nicht in Frage steht", ein Interview, „daß Hughes für Kanada ebensowenig maßgebend sei, wie etwa Asquith, wenn er nach Kanada käme und ihm über die Handelsbeziehungen mit Deutschland Ratschläge erteilte. Hughes' Eingreifen in eine noch nicht spruchreife Sache könne nur böse Folgen haben." — Anzeichen für Englands Nachgiebigkeit gegen seine Dominions und die Verträglichkeit der Dominions untereinander und gegenüber dem Mutterlande!

Englisches Eingeständnis. „Nation" gesteht bei Besprechung des Friedensziels:

„Das freie geeinigte Deutschland, von dem Bethmann-Hollweg sprach, das ist nicht gefährdeter durch unsere Staatskunst, wie am Tage der Eröffnung des Krieges. Unsere Politik ist im Wesen protektiv, nicht punitiv aus dem Grunde unter anderem, daß über ein gewisses Maß von Entschädigung für Belgien hinaus, die verlängerte Bestrafung eines Landes wie Deutschland über unsere Macht geht, oder nur mit Bestrafung unserer selbst vereinbar wäre. Wollen wir seine Industrie verdrängen, so müssen wir im wesentlichen darauf zielen, es auf dem Felde des Ingeniums und des Fleißes zu schlagen. Wir haben nie mit Deutschland Handel getrieben, weil wir es liebten, sondern weil wir seine Waren brauchten und es unsere. Diese gegenseitigen Bedürfnisse werden nach dem Kriege fortbestehen und vertieft sein."

Rußland

Rußland reaktionär? Dem „Rußkoje Slowo" entschlüpft in den Kommentaren zur Reichskanzlerrede die Bemerkung: „Der Kanzler sprach vom „reaktionären Rußland"; woher weiß man denn in Berlin so genau, daß Rußland auch in Zukunft reaktionär bleiben wird? Große Erschütterungen gehen nicht spurlos vorüber. Und wir sind mit dem deutschen Kanzler vollkommen einig, wenn er behauptet, daß die Geschichte keine Rückkehr zum Gewesenen nach einer solchen gewaltigen Anspannung aller Kräfte kenne. Die russische Regierung war vor dem Kriege wirklich reaktionär — die Zukunft gehört einem freien Rußland." Ob nicht doch nur der Wunsch des „Rußkoje Slowo" der Vater dieses fortschrittlichen Gedankens ist?

Digitized by Google

Wie es nach russischer Ansicht in Berlin aussieht. „Nowoje Wremja" weiß zu erzählen: „Während in Petersburg die Straßen von Männern und Studenten wimmeln, sieht man in Berlin keinen Studenten, selbst Gymnasiasten nur von 12—13 Jahren, da die anderen aushilfsweise arbeiten. Massen revoltierender Weiber sind eine gewöhnliche Erscheinung. Schrei nach Brot und nach dem Ernährer ebenso. Das Auseinanderjagen der Frauen durch Militär und Anwendung von Waffen ist eine häufige Tatsache. Es ist zweimal versucht worden, das Kaiserliche Schloß in Brand zu setzen. Das Leben in Berlin ist alpdruckartig." — Ob da die „Nowoje Wremja" Berlin mit Petersburg verwechselt?

Rußland als Schützer kleiner Staaten. Das Schicksal Serbiens läßt den russischen Ehrgeiz nicht schlafen. Man möchte auch Schweden und Rumänien auf seiner Seite sehen, besonders Schweden, „der Zwerg Europas", der sich auf die Fußspitzen erhebt, um auf den Trümmern des von Giganten gestürzten internationalen Rechts ein neues schwedisches Recht aufzurichten. „Daß die Schweden uns nicht lieben, ist bekannt. Von Verfolgungswahn besessen, sehen sie in jedem Russen einen Spion, im russischen Volk ein Barbarenvolk. Ganze Klassen sind davon überzeugt, daß Rußland kein anderes Ziel kenne, als den Durchbruch durch Skandinavien zum offenen Meer. Nicht einmal die Sozialisten sympathisieren mit uns, sie sympathisieren höchstens ein wenig mit England und Frankreich. Die Schweden hätten sich schon während unseres Rückzuges von den Karpathen den Deutschen angeschlossen, so sehr waren sie vom Endsiege Deutschlands überzeugt. Sie warteten nur noch auf die Einnahme Rigas und Dünaburgs. Unser unerwarteter Widerstand hat sie dann ein wenig zur Besinnung gebracht. Sie begannen sich an den Gedanken zu gewöhnen, mit beiden kämpfenden Parteien Freundschaft zu halten und nach dem Frieden mit Deutschland zusammen von Rußland Vorteile zu ziehen." — Daß die Schweden aus lauter Verfolgungswahn aber auch Rußlands Freundschaftsbeteuerungen so ganz verkennen!

Frankreich

Die letzten Fortschritte Deutschlands. Frankreich hat die chinesische Mauer, mit der es sich umgibt, am höchsten gegen Deutschland aufgerichtet. Mit außerordentlicher Energie hat es an einem, durch Haß und Unkenntnis karikierten Bild des modernen Deutschland festgehalten. Einen Versuch zu besserem Verständnis hat V. Cambon gemacht, der in einem schönen, klaren Buche „Deutschlands letzte Fortschritte" beschrieben hat. „So sehr ich seit dreißig Jahren gewohnt bin," sagt er darin, „die deutsche Industrie zu verfolgen, ich bin bestürzt gewesen über den wunderbaren Aufschwung, den, besonders seit 1911 und 1912, das Land genommen hat." Es besteht in Deutschland, mitten in einer friedliebenden Mehrheit, eine Kriegspartei. Aber der Krieg ist und bleibt eine Möglichkeit, während der wirtschaftliche Sieg eine vernichtende Tatsache der Gegenwart ist. Dieses wirtschaftliche Vordringen muß man studieren und bekämpfen. Wenn man uns Deutschland hätte kennen lassen, sowie es wirklich ist, wäre unsere Politik vielleicht eine ganz andere gewesen. Deutschland, das als immer zum Krieg

Digitized by Google

bereit gilt, braucht jetzt Frieden, um die gewaltigen Unternehmungen fortzuführen, aus denen es seinen Reichtum zieht. Das Anwachsen seines Heeres und seiner Marine ist von verhältnismäßig untergeordneter Bedeutung gegenüber dem Anwachsen seiner Hilfsquellen und seiner Reichtümer. Das wissen jene oberflächlichen Leute nicht, die den Boykott der deutschen Waren predigen. Und welches wäre auch die Folge? „Unsere Ausfuhr nach Deutschland ist bisher der deutschen Einfuhr ungefähr gleichgekommen, jedoch mit dem Unterschied, daß wir Lebensmittel ausführten, also von unserem Überfluß, während die Deutschen bei uns Gegenstände von höchster Notwendigkeit einführen: Öl, Metall, chemische Erzeugnisse. Und es hängt nur von uns ab, die Ausfuhr unserer Agrarprodukte zu steigern, für die sie in immer höherem Grade Abnehmer sind. Mit ihnen also alle Handelsbeziehungen abbrechen, wäre also ebenso gefährlich wie schädlich."

„Bis zum heutigen Tage vermehrt sich die Bevölkerung Deutschlands unaufhörlich um eine Million jährlich. So sind die Berechnungen logisch, daß die Anstrengungen von gestern die Erfolge für morgen sicher stellen. Deutschland strebt nach der Weltherrschaft in Handel und Industrie. Und es verfolgt sie mit allen Mitteln. Erst wenn zähe und disziplinierte Arbeit, wenn sorgfältige Berechnungen der Wissenschaft ihre Wirkung versagen; wenn die großen Unternehmungen, mit denen man sich beschäftigt, die Ausfuhrhäuser, die sich vermehren, eine Verminderung der wirtschaftlichen Lebensfähigkeit bedeuten, würden wir von einem Versagen sprechen können. Aber welcher Vernünftige kann an solche Möglichkeiten denken, heute sagen, daß dieses Land sein Wachstum vollendet hat?"

Italien

Das Geheimnis des deutschen Sieges. Die Rede Bethmann-Hollwegs hat, meint der „Mattino", „die öffentliche Aufmerksamkeit auf einen augenscheinlichen Mangel bei den Regierungen des Vierverbandes gelenkt, auf das Fehlen eines genauen Programms für den Sieg". — Ein Auftakt zur Pariser Konferenz.

Italien und Deutschland. Die italienische Presse beschäftigt sich noch immer besonders eingehend mit der Stellung Italiens zu Deutschland. Bemerkenswert war darunter die Stimme des Resto del Carlino, eines weißen Raben im Chor der herkömmlichen Phraseologen:

„Eine völlige Schwächung Deutschlands wäre gar nicht im Sinne Italiens. Falls die Verbündeten auf einem Kongreß ernstlich daran denken sollten, den preußischen Militarismus zu vernichten, indem sie die Hauptbedingung für die deutsche Kraft, d. h. die Einigkeit Deutschlands zugunsten der russischen Herrschaft, ausschalteten, so würde Italien wohl dazu geneigt sein, Widerspruch zu erheben gegen ein Programm, das den deutschen Ländern gegenüber die Verträge von 1815 und den westfälischen Friedensschluß erneuerte." Del Carlino geht in seinem Entgegenkommen noch ein erkleckliches Stück weiter, denn er fährt fort: „Die italienische Regierung ist entgegen einem in Frankreich verbreiteten Vorurteil gar nicht so darauf aus, die österreichisch-ungarische Monarchie verschwinden zu sehen. Ein

Digitized by Google

Österreich als Pufferstaat gegenüber der slawischen Welt würde den Wünschen Italiens durchaus nicht widersprechen. Ebenso würde es sich auch nicht der Umwandlung Polens in einen Pufferstaat widersetzen." — Eine Schwalbe macht keinen Sommer, aber vielleicht verschafft sich in dem Lande, in dem der Unsinn siegte, nach so vielen schmerzlichen Erfahrungen der Menschenverstand doch noch sein Recht. Teuer genug hat er es schon bezahlt, und wird er es noch zahlen müssen.

Der Friede

Der Friede und die Nationalitätenfrage. Das Nationalgefühl war eines der Schlagwörter, mit dem die Entente gegen Deutschland zu Felde zog. Um seinetwillen erhob sich das Geschrei über Elsaß Lothringen, über Belgien, über Serbien. Inzwischen hat die Entente ihre Theorie an demselben Serbien, demselben Belgien in die Praxis umgesetzt und an anderen Ländern, wie Griechenland oder Holland, gezeigt, wie sich Theorie und Praxis zu einander verhalten, wenn es den Vorteil der Entente gilt. Das merken jetzt auch vernünftige Leute in der Entente. Eine italienische Zeitung nennt es sogar eine sinnlose Forderung für einen künftigen Frieden, daß jeder Staat sich völlig mit der Nationalität decken soll, weil es in Europa kaum einen Staat gebe, der eine festgefügte Nationalitätseinheit bilde. Rußland tyrannisiere fünf oder sechs Nationalitäten, das kleine Belgien selbst sei immer ungerecht gegen seine flämische Minderheit verfahren.

So entwertet der Fortgang der Ereignisse ein Schlagwort der Entente nach dem anderen.

Der „Manchester Guardian" für die Vorbereitung des Friedens. M. G. meint in seiner Besprechung der Reichskanzlerrede: „Es wäre kein Schade, wenn die Staatsmänner der Entente aus den rhetorischen Wolken niedersteigen würden und einige wirkliche Angaben machten über die Schritte, welche sie zur künftigen Sicherung Europas zu tun beabsichtigen. Bisher haben sie nur die Herstellung Belgiens und Serbiens als bestimmte Ziele genannt, das würde aber nur den Zustand von vor dem Kriege wieder herstellen, und erst darüber hinaus entstehen die Fragen. Unsere Staatsmänner müssen sich das doch gemeinsam überlegt haben. Es wäre ein Schritt vorwärts, wenn sie dem Publikum zeigen könnten, daß sie den Tatsachen fest ins Auge sehen und ihren Völkern und der neutralen Welt etwas Substantielleres vorzusetzen haben als jene Redensarten, die mehr auf den Feind als auf die Freunde wirken." — Fängt die deutsche Sachlichkeit also doch an, die Lust an der Phrase auch in England zu verleiden?

Kleine Beiträge zur Kultur

Kriegergräber. Im Königlichen Kunstgewerbe-Museum, Berlin, war eine Sonderausstellung „Kriegergräber" zu sehen, die von der Städtischen Kunsthalle in Mannheim veranstaltet worden war. Man sah Aufnahmen von Gräbern aus dem Felde, Anlagen von Grabstätten, Gedenk- und Namenstafeln, Denkmäler und Gedenksteine. Obwohl man nur eine beschränkte Auswahl zeigen konnte, traten als der durch-

Digitized by Google

gehende Grundzug Ernst und schlichte Würde hervor. Den Geist der Sachlichkeit und Selbstbeherrschung, den wir in den Jahren vor dem Krieg auszubilden begonnen hatten, ist durch den Krieg also verstärkt und gefördert worden. Das einfache Kreuz aus Holz und Eisen, der ungeformte oder bescheiden geschmückte Gedenkstein, sind wieder zu Ehren gekommen, man sieht nichts von Symbolen, keinen überflüssigen Tand, keine spielerischen Schnörkel. Der mannhafte Geist der schweren Zeit drückt sich in diesen Erscheinungen aus. Das ermißt man beim Vergleich mit der Sammlung der Kriegerdenkmäler aus dem Jahre 1813, die man in schönen Photographien sieht. Man muß darum den Veranstaltern der Wanderausstellung (die damit auch zwei noch wenig gekannte, ausgezeichnete Mannheimer Künstler: Richard Waldschütz und Hermann Esch einer weiteren Öffentlichkeit zuführen) dankbar sein, und die Bereitwilligkeit des Kriegsministeriums und des Kultusministeriums anerkennen, die sich für den fruchtbaren Gedanken mit Wort und Tat eingesetzt haben.

Vom deutschen Chauvinismus. Shakespeares 300jähriger Geburtstag wurde in Berlin durch einen Shakespeare-Zyklus, in vielen anderen deutschen Städten durch Aufführung einzelner Werke begangen. Shakespeare zu Ehren hat der Leipziger Verlag Tauchnitz eine englische Gesamtausgabe veranlaßt, die für M. 6.— sämtliche Werke in einem Bande bietet, der mindestens dazu dienen kann, der Welt die Leistungsfähigkeit des deutschen Buchgewerbes vor Augen zu stellen. Und das gilt nicht weniger von der neuen fünfbändigen deutschen Volksausgabe, die, auf Grund der Schlegel-Tieckschen, W. Keller für das Verlagshaus Bong mit der Zuverlässigkeit deutscher Gelehrtenarbeit veranstaltet hat. — In der von Paul Ernst geleiteten „Bibliothek der Romane", die der Insel-Verlag herausgibt, ist in guter neuer Übersetzung von H. Röhl Tolstois großer Roman „Krieg und Frieden", das große Dichtwerk über die napoleonischen Feldzüge, in drei schönen Bänden erschienen. — Walter Amelung hat den ersten Band seiner Sophokles-Übersetzung (mit den beiden Königen der Ödipus und der Antigone) herausgebracht. Der Verleger, E. Diederichs, hat das Buch reich und gut ausgestattet. — Kann Deutschland den Ruf, den ihm die staatliche Propaganda seiner Feinde in der Welt zu schaffen gedachte, eindringlicher widerlegen, als durch solche Leistungen privater Unternehmen während des Krieges? —

„Ihr seid Menschen". Im Verlag der „Nouvelle Revue Française" in Paris erschien das Gedichtbuch eines Franzosen P. J. Jouve. Es heißt „Vous êtes des hommes". Seine Widmung: „Aux frères ennemis". Sie gilt also uns. Der Schluß lautet: „Tais-toi, tais-toi, va, allons ensemble." Inzwischen werden die Routiniers des Hasses für die Unterdrückung oder die Verachtung des Buches und seines Dichters das Ihrige schon getan haben. Trotzdem sei es darum verzeichnet, weil mit ihm in dem Frankreich, das die Formel Allemands-barbares zum Leitmotiv seiner offiziellen Kulturpropaganda gemacht hat, auch einmal eine Stimme der Menschlichkeit sich ans Licht wagte.

Tagespresse und Bildungsreform. Seit Jahren versuche ich zu erreichen,

Digitized by Google

daß die Tagespresse regelmäßig Berichte über schulpolitische Fragen und beachtenswerte pädagogische Versuche und Anregungen bringt, bisher ohne rechten Erfolg. Nun aber scheint sich die Erkenntnis ans Licht zu ringen, daß an der Neugestaltung von Bildung und Erziehung das Volk wenigstens in seinen führenden Schichten innerlich beteiligt sein sollte. Einer solchen Einstellung nämlich könnte eine ziemlich ausgedehnte Auseinandersetzung in den Nummern 1916, 3 ff. der Sonntagsbeilage des „Dresdner Anzeigers" dienen. Von Prof. P. Schumann, einem Freunde einer deutschen Zukunftsschule, eingeleitet, wird die Erörterung von Freunden anderer Schulgattungen fortgesetzt, hauptsächlich im Hinblick auf den Lehrplan. Es ist noch wie ein Tasten an der Oberfläche, ein erster Versuch ohne das Aufblitzen neuer, grundlegender Erkenntnisse. Aus einem andern Grunde als weil hier Wichtiges, Neues gesagt würde, soll die Aussprache genannt werden. Sie ist im ganzen ein Muster in formaler Hinsicht. Erziehungsfragen wurden bisher kaum anders als in der heftigsten polemischen Form diskutiert; feine Köpfe, warme Freunde der Jugend haben sich abhalten lassen, in den Streit der Meinungen einzugreifen, weil sie sich durch Unsachlichkeit gehemmt fühlten. Hier nun waltet bei aller sachlichen Entschiedenheit ein vornehmer, würdiger Ton; der Wille zur Macht ist durch den Willen zum Besseren ersetzt. Anstatt mit persönlichen Angriffen und Spitzen wird mit Gründen gearbeitet. Das wird für die wichtige Sache nur von Nutzen sein und sollte für die Zukunft beispielgebend wirken. — Übrigens wird durch solches Hin und Wider wohl immer mehr klar werden, daß ein achtungswürdiges (wenn auch veraltetes), geschlossenes Schulideal am ehesten beim humanistischen Gymnasium zu finden ist; die Oberrealschule steckt tief im Utilitarismus; das Realgymnasium ist ein unentschiedener Kompromiß. Deutschland aber wartet auf die neue Deutsche Schule; sie soll nicht Flick- und Stückarbeit sein, sondern ein Werk aus einem Guß, großen, mutigen Wurfes. Neuendorff, Hochwaldhausen

Griechenland und die deutsche Kultur. Ein deutscher Kaufmann schreibt uns: Während meines vieljährigen Aufenthalts im Auslande habe ich sehr oft in den angesehensten deutschen Zeitungen Artikel über die Unbeliebtheit der Deutschen, über den Haß gegen Deutschland, gelesen. Bei meinem heutigen Besuch fast sämtlicher Inseln Griechenlands—von den Ottonischen Inseln nördlich Korfus, im Nordwesten, bis nach Mytilene, Chios, Samos und dem Dodekanes im Osten — des griechischen Festlandes und Kleinasiens, habe ich feststellen können, daß die Deutschen in der Levante beliebter sind als die Franzosen, und erst recht, als die Engländer. Die guten Eigenschaften des Deutschen, seine geschäftliche Tüchtigkeit, sein Ernst und seine Zuverlässigkeit werden überall geschätzt und sind die Ursachen seiner geschäftlichen Erfolge. Der Haß gegen Deutschland hat seine tiefe ernste Ursache in den zahlreichen französischen Klosterschulen, wo durch die in fanatisch französischem Geiste geschriebenen Bücher den jungen Levantinern das Gift gegen Deutschland eingeimpft wird. Jede große und mittlere Stadt und viele kleine Städte haben solche Anstalten, wogegen wir unsere Schulen in Griechenland und auf dem

Digitized by Google

Balkan an den Fingern einer Hand aufzählen können. Die mittleren und ersten Kreise vertrauen ihre Kinder diesen französischen Schulen an oder lassen ihnen durch Lehrer derselben Privatunterricht geben. Ich habe selbst ein Töchterchen einige Jahre diesen Schulen anvertrauen müssen und so Gelegenheit gehabt, die Schulbücher auf das genaueste zu prüfen. Sie triefen von Haß gegen Deutschland. Am Schlusse des Schuljahres findet, wie in Frankreich, eine Preisverteilung statt, bei welcher den Schülern, je nach Alter und Fähigkeit, Bücher ernsteren Inhalts geschenkt werden. Hier wird die Verhimmelung Frankreichs und die Beschimpfung Deutschlands fortgesetzt. Ganze Werke behandeln die Industrie. Selbstverständlich gibt es danach nur in Frankreich eine edle, ernste, gewissenhafte Arbeit zu lohnenden Preisen. Es werden die Orte aufgezählt, in welchen der gerade behandelte Artikel hergestellt wird, wie auch die Namen der Fabrikanten genannt, an die die griechischen Käufer sich wenden sollen. Die jungen Leute, die ein höheres Studium beginnen wollen, haben gar keine andere Wahl, als nach Frankreich zu gehen. Sie haben als Kinder in den Klosterschulen Französisch gelernt oder durch Privatunterricht der Lehrer dieser Anstalten und es ist ihnen nun leicht, dem Universitätsunterricht zu folgen. Dort wird in der Proselytenmacherei vollendet, was in der Klosterschule etwa vernachlässigt worden ist. Wenn ein junger Mann nach Deutschland gehen wollte, so müßte er erst eine kostbare Zeit mit dem Studium der deutschen Sprache verlieren. Es ist also leicht begreiflich, daß man einen so großen Prozentsatz französisch sprechender Ärzte, Philologen, Rechtsanwälte, Richter findet. Wie dünn sind die gesät, die unsere Sprache sprechen! Wann trifft man einen Kaufmann der Deutsch spricht? Die französischen Schulen allein sind die Ursachen, die es Venizelos möglich machten, die öffentliche Meinung Griechenlands gegen dessen Interesse den Engländern und Franzosen dienstbar zu machen, und ohne das energische Eingreifen des Königs wäre der Krieg Griechenlands gegen uns im März 1915 unvermeidlich gewesen. Ich war damals in Samos und hörte den ganzen Tag den Ruf: „Polemos!" (Krieg). Es ist nicht zuviel gesagt, wenn ich behaupte, daß jedes Jahr ungefähr 4000 bis 5000 junge männliche Griechen durch die französischen Schulen oder durch den Privatunterricht der an diesen Schulen angestellten geistlichen Lehrer zu blinden Anbetern Frankreichs erzogen werden, und daß ihnen ein selten auszutilgendes Gift gegen Deutschland und alles Deutsche eingeimpft wird. Diese Gesinnung wird dann fleißig unterhalten durch die große Anzahl in Griechenland mit jedem Postdampfer anlangender französischer Zeitungen: „Illustration", „Figaro", „Temps" und vor allem das Schandblatt „Matin". Ich hatte Gelegenheit, in Korfu, Patras, Athen, Kefallonia, Zante, Syra, Samos, Rhodos, Chios, Mytilene usw. die Berge in Ballen ankommender französischer Zeitungen, die jeder Postdampfer bringt, zu sehen. Ein Hindernis für das Studium der deutschen Sprache sind auch die in deutschen Buchstaben gedruckten Bücher und Zeitungen. Wie oft ist mir dieser Einwand gemacht worden! Man will wohl die Sprache lernen, nicht aber sich vorher mit einem ganz fremden, in fremden

Digitized by Google

Buchstaben gedrucktem Alphabet abmühen. Noch im April vorigen Jahres sagte mir ein sehr angesehener Arzt Mytilenes: „Ich habe nach Absolvierung der Universität in Frankreich durch Privatstudium Ihre Sprache soweit gelernt, daß ich fachwissenschaftliche Werke in lateinischen Buchstaben lese und gut verstehe. Ich hatte mich auf eine große, deutsche, politische Zeitung abonniert, habe aber das Abonnement nach kurzer Zeit ungern wieder fallen lassen müssen, weil ich mich an die das Auge anstrengende Frakturschrift nicht gewöhnen konnte." Wieviel wertvolle Sympathie geht Deutschland dadurch verloren! Welch großes Kapital verscherzen wir da mutwillig! Bis zu dem Zeitpunkte, wo wir durch unsere Schulen die Konkurrenz unserer Feinde nicht mehr zu fürchten brauchen, dürfte es sich empfehlen, daß einige unserer nationalen Zeitungen den Text in einer Wochenausgabe in drei Sprachen: deutsch, französisch und englisch, herstellen lassen. Das wäre sicher, neben der nationalen, eine sehr gute finanzielle Maßnahme.

Uns erwartet nach dem Kriege hier eine große Aufgabe: die Schule und die Presse.

Rohstoffe und Qualitätsarbeit. Franz Fromm hält in dem letzten Heft der „Deutschen Rundschau" Naumanns Mitteleuropa den Gedanken entgegen: „Aus dem Lande, das uns ein günstig verlaufender Krieg bringen wird, Nahrung zu gewinnen, wird gesünder, vielleicht auch befriedigender, sicher aber notwendiger sein, als für den Hausrat und Lebensschmuck anderer ablehnender Völker zu frönen." Abgesehen davon, daß es möglich werden wird, nach dem Kriege beide Ziele in der Lebensgestaltung unseres Volkes zu vereinigen, bleibt der Auffassung Fromms gegenüber ein Gesichtspunkt zu betonen, den in dem Märzheft der „Darmstädter Kunstzeitschrift für Innendekoration" A. Jaumann ins Bewußtsein rückt: „Zu den ersten Erfordernissen im Frieden wird es gehören, für die ausländischen Rohstoffe rechtzeitig genügende Mengen von Austauschgütern bereit zu haben, die wir an Stelle von Gold zur Bezahlung verwenden können. Was wir unmittelbar nach dem Kriege exportieren, sollten möglichst solche Dinge sein, die hochwertige Fabrikate aus verhältnismäßig billigem, einheimischem Rohstoff sind, und darum eigentlich nur verkörperte Arbeit darstellen. Je feiner die Arbeit und je einzigartiger, also sonst nicht oder schwer zu finden, außer in Deutschland, desto günstiger wird das Austauschverhältnis für uns sein." Was das Heft dieser Zeitschrift an Leistungen im Kunstgewerbe und Kunsthandwerk mitten im Krieg zeigt, ist nicht nur ein Beweis für die unverminderte Energie, mit der Deutschland an der Pflege der Qualitätsarbeit festhält, es ist auch eine Versicherung dafür, daß deutsche Qualitätsarbeit auch nach dem Krieg berufen ist, den Weg in die Welt hinaus zu finden, den ihr der Krieg jäh und gewaltsam versperrt hat.

Digitized by Google

Literatur

Ludwig v. Pastor, Die Stadt Rom zu Ende der Renaissance. Mit 102 Abbildungen und einem Plan. (XX u. 136 S.) Freiburg 1916, Herdersche Verlagsbuchhandlung. M. 4.50.

L. v. Pastor hat aus zeitgenössischen Berichten, Stichen und Skizzen sowie auf Grund der für die Zeit markanten Bauten im sechsten Bande seiner Geschichte der Päpste ein Bild der Stadt Rom gegen Ende der Renaissance entworfen, das die typischen Züge Roms in einer ihrer wichtigsten Zeitperioden festhält: der Zeit, in der das Wiedererwachen der Antike in einzigartiger Weise zusammengeht mit dem religiösen Sinn, der in der heiligen Stadt die christlichen Ideale in ihrer glänzendsten Form sich verkörpern ließ. Dieses Bild hat Pastor aus seiner Geschichte losgelöst und als selbständige Schrift in demselben Verlag erscheinen lassen, der die Geschichte der Päpste herausgibt. Die historische und ästhetische Bedeutung der Epoche, um die es sich handelt, rechtfertigt das ebensosehr wie die Kürze und Klarheit des Bildes, das L. von Pastor entwirft. Bei der Unbekümmertheit des modernen Rom gegen die Schätze der Vergangenheit ist ein solches Bemühen, ein wichtiges Stück des alten Rom rein festzuhalten, besonders dankenswert. Die ausgezeichneten Abbildungen, die in großer Zahl den Text begleiten, sind darum wie zur Veranschaulichung des Werkes so auch geeignet, Schätze des alten Rom festzuhalten, die allmählicher Vergessenheit oder Nichtachtung anheim fallen könnten. Neben dem Bild des antiken Rom, wie Hülsen es uns meisterhaft entworfen hat, vermag dieses topographisch und ästhetisch gleich wertvolle Heft ebenbürtig zu bestehen. S.

Oskar Wöhrle, „Soldatenblut" (Egon Fleischel & Co., Berlin. 211 S.).

Wilhelm Schmidtbonn hat die Tagebuchblätter des Färbergesellen Oskar Wöhrle aus dem Kriege in die Öffentlichkeit eingeführt. Darnach braucht es nicht die Versicherung, daß sie die Äußerungen eines kernhaften, gesunden und ursprünglichen Menschen sind, der mit hellen Augen und warmem Herzen die Dinge um sich herum ansieht. Es ist durchaus nicht das Bild von fröhlichem Kampf, das sich uns in seinen Geschichten auftut. Der Gedanke an den Tod liegt wie ein schwerer Druck auf den Begebenheiten, die geschildert werden. Weil er der Natur nahe steht, erschüttert den Verfasser der Gedanke an die Bedrohung seines jungen Lebens, der Anblick der gewaltigen Zerstörungen um ihn her. Weil sein Empfinden reinlich geblieben ist, erlebt er die Vorgänge mit ungeheurem Ernst und mit der letztmöglichen Vertiefung seiner Innerlichkeit. Unter den Kriegstagebüchern aus diesem Krieg wird dieser Band „Soldatenblut" seine Stelle dauernd behalten. Dr. F. L.

Verantwortlich: Für den redaktionellen Teil Oberleutnant a. D. Franz Kolbe, Berlin W 30, Augsburgerstr. 74 II. Für Anzeigen Gustav Kiepenheuer, Weimar. Verlag Gustav Kiepenheuer Weimar
Gedruckt in der Hof-Buch- und -Steindruckerei Dietsch & Brückner in Weimar.

Digitized by Google

Deutsche Politik

Wochenschrift für Welt- und Kultur-Politik

Herausgeber

Ernst Jäckh * Paul Rohrbach * Philipp Stein

Inhalt:

Usque ad mortum—et ultra! 825
Rohrbach, Die Wurzel des Konflikts 826
Schiemann, Streiflichter zur Weltlage VII 834
Eucken, Deutschland und Ungarn 844
Manes, Australien, Deutschland und der Weltkrieg 848
Ostwald, Die Bedeutung des russ.-japan. Staatsvertrages 853
Notizen 855
Literatur 861

Preis 30 Pfennig

1. Jahrgang 5. Mai 1916 Heft 19

Digitized by Google

Deutsche Politik

Wochenschrift für deutsche Welt- und Kulturpolitik

Herausgeber:

Ernst Jäckh ◆ Paul Rohrbach ◆ Philipp Stein

unter ständiger Mitarbeit von:

Prof. Dr. Paul Arndt, Frankfurt a. M.; Prof. Dr. Auhagen, Dahlem-Berlin; Prof. Dr. Becker, Bonn; Professor D. Deißmann, Berlin; Prof. Dr. Rudolf Eucken, Jena; Prof. Dr. Eulenburg, Leipzig; Anton Fendrich, Freiburg-Zähringen; Prof. Dr. E. Franke, Berlin; Prof. Dr. O. Franke, Hamburg; Oberbürgermeister Dr. Geßler, Nürnberg; Prof. Dr. Walter Goetz, Leipzig; Generalfeldmarschall Freiherr v. d. Goltz, Bagdad; Prof. Dr. Harms, Kiel; Prof. Philalethes Kuhn, Straßburg i. E.; Oberbürgermeister Dr. Külz, Zittau; Prof. Dr. Lampe, Berlin; Dr. Freiherr von Mackay, München; Wilhelm v. Massow, Berlin; Prof. Dr. F. Meinecke, Berlin; Dr. Adrian Molin, Stockholm; Geh. Reg.-Rat Muthesius, Berlin; Geh. Justizrat Prof. Dr. Niemeyer, Kiel, Prof. Dr. Oncken, Heidelberg; Dr. Alfons Paquet, Frankfurt a. M.; Prof. Dr. Pohl, Greifswald; Justizrat Dr. Rhode Berlin; Prof. Dr. Roloff, Gießen; Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Schiemann, Berlin; Axel Schmidt, Berlin; Wirkl. Geh. Rat Prof. G. v. Schmoller, Berlin; Geh. Rat Dr. Schneider, Frankfurt a. O.; Geh. Admiralitätsrat Dr. Schrameier, Berlin-Halensee; Prof. Dr. Schumacher, Bonn; Reichstagsabgeordneter Geh. Rat Prof. Dr. v. Schulze-Gävernitz, Freiburg; Geh. Regierungsrat Prof. Dr. M. Sering, Berlin-Grunewald; Dr. Somary, Berlin; Prof. Dr. Martin Spahn, Straßburg; Dr. Lic. theol. Gottfried Traub, Dortmund; Geh. Reg.-Rat Prof. Dr Troltsch, Berlin; Admiral z. D. Gouverneur v. Truppel, Berlin; Prof. Dr. Georg Wegener, Berlin; Dr. Fritz Wertheimer, Berlin; Prof. Dr. Wiedenfeld, Halle; Geh. Rat Prof. Dr. Wohltmann-Halle; Kgl. Ministerialrat Zahn, München; Regierungsrat Zache, Hamburg

Einsendungen für die Schriftleitung sind zu richten nach Berlin W 50, Augsburger Str. 74 II. Telephon: Amt Lützow 5723. / Einsendungen, welche den Versand und Inseratenteil der Zeitschrift betreffen, dagegen nur an den Verlag von Gustav Kiepenheuer, Weimar, Wörthstraße 43. Telephon: 53.

Gustav Kiepenheuer Verlag, Weimar, Wörthstraße 43

Erscheint jeden Sonnabend ◆ Bezugspreis vierteljährlich: Bei jeder Buchhandlung M 3.—, Einzelnummer 30 Pfg. Bei der Post M 3.20, man berufe sich auf den 1. Nachtrag zur Zeitungspreisliste der Postanstalt für 1916 (jede Postanstalt, Deutschland, Kolonien, Österreich-Ungarn). Beim Verlag (Kreuzband) Inland oder Feldpost M 3.80, Ausland M 4.50.

Digitized by Google

1. Jahrgang * 5. Mai 1916 * Heft 19

Deutsche Politik

Wochenschrift für deutsche Welt- und Kulturpolitik

Herausgeber:

Ernst Jäckh * Paul Rohrbach * Philipp Stein

Usque ad mortem — et ultra!

Es gibt einen lateinischen Spruch, wie Hingabe sich bewähren muß, in guten und in bösen Tagen, zur Sommers- und Winterszeit, auf den Meeren und auf dem Lande, bis zum Tode — und darüber hinaus! Usque ad mortem — et ultra. Ja, noch über den Tod hinaus! an dieses mächtige Wort denken wir, wenn wir jetzt so schnell hinter der Nachricht vom Tode des Feldmarschalls von der Goltz die Triumphbotschaft von Kut el Amara lesen. Goltz hat als Oberbefehlshaber der türkischen Bagdadarmee die Operationen geleitet, die dank der zähen Ausdauer der türkischen Truppen endlich durch die Kapitulation des Generals Townshend gekrönt wurden. Er hat den Sieg nicht mehr erlebt, aber als er starb, wußte man, daß der Erfolg der türkischen Waffen nicht mehr aufzuhalten war. So stand am Lebensende dieses deutschen Heerführers, der die Hingabe und Treue gegen sein Werk, die türkische Armeereform, mit dem Tode besiegelt hat, doch schon die Morgendämmerung des krönenden Erlebnisses: Englands Waffen und Fahnen vor den osmanischen gesenkt! Wer will dies Schicksal tragisch nennen? Nur wer oberflächlich denkt, mag es tun. War es doch von der Goltz' Lebensarbeit, die in diesem „nachgeborenen Siege" von Kut el Amara triumphiert hat — Usque ad mortem — et ultra! Was schrieb Kaiser Karl V. unter das spanische Wappen, als er die Krone aufnahm? Plus ultra! Immer weiter hinaus. Das sei auch unser Nachruf für den toten Marschall und unser Heil! für die Sieger!

Paul Rohrbach

Digitized by Google

Die Wurzel des Konflikts

Von Dr. Paul Rohrbach

Die Zahl der umlaufenden politischen Denkschriften ist neuerdings durch eine vermehrt worden, in der wir den Vorschlag vernehmen, es möge die Stelle, wo die gefährlichste Reibung zwischen Deutschland und Rußland stattfindet, nach folgendem Rezept beseitigt werden: Man lege Rußland im Friedensvertrag die Verpflichtung auf, den deutsch-baltischen Grundbesitz durch eine angemessene Entschädigung aufzukaufen und stelle es danach den Russen anheim, die moskowitische Bauernkolonisation über Kurland, Livland und Estland bis zur Ostsee auszudehnen! Sobald das geschehen ist, werde keinerlei Grund mehr zu russisch-deutschen Gegensätzlichkeiten und Unfreundlichkeiten vorhanden sein!

Wir stimmen mit dem Urheber dieser Idee darin überein, daß sicher keine moralisch-politische Pflicht für uns besteht, das deutsch-baltische Gebiet bloß darum bei seiner deutschen Kultur zu erhalten und vor der Russifizierung zu schützen, weil es zu einem geschichtlichen Bestandteil des deutschen Wesens geworden ist. Lägen keine andern Gründe vor, so müßte unter Umständen vielleicht in der Tat der — sicher sehr schmerzliche — Entschluß gefaßt werden, dieses Kapitel der deutschen Geschichte als aus dem Buche unsres nationalen Lebens gestrichen und ausgelöscht zu betrachten.

In Wirklichkeit aber liegen die Dinge nicht so. In Wirklichkeit ist es vielmehr eine ungeheuerliche, stracks dem historisch-politischen wie dem geographisch-wirtschaftlichen Tatsachenurteil ins Gesicht schlagende Verkennung der Wirklichkeit, wenn man meint, dadurch eine deutsch-russische Reibungsfläche zu beseitigen, daß man das nationale Großrussentum bis an die mittlere Ostsee vordringen läßt, und wenn man hier, statt an den türkischen Meerengen, die eigentliche und gefährliche Konfliktsgegend zwischen Deutschland und Rußland sucht. Wenn die Düna, die kurländische und die livländische Aa und der Fluß von Dorpat einmal ganz und gar durch kernrussisches Land fließen, so wird damit an dieser wichtigen Stelle die gefährlichste Verstärkung des Moskowitertums erzielt, und eben dieses Moskowitertum, das jetzt durch weite Strecken fremdstämmigen Gebiets von Deutschland getrennt ist, zu einem unmittelbaren An-

Digitized by Google

lieger begehrlichſter Art an der Grenze unſres deutſchen Bodens gemacht werden; dort aber, wo ſich die ruſſiſchen und die deutſchen weltpolitiſchen Lebensintereſſen wirklich ſchneiden, bei Konſtantinopel und an den Dardanellen, würde nichts geſchehen, um die gewaltige, wachſende und laſtende ruſſiſche Gefahr von der deutſchen Zukunft abzuwälzen. Rußland will die türkiſchen Meerengen verſchlingen, wir aber müſſen und werden ſie ihm weigern, müſſen und werden ſie als türkiſchen Beſitz erhalten. An die Stelle dieſes unausgleichbaren Gegenſatzes den unmöglichen Gedanken einer Moskowitiſierung des baltiſchen Landes, einer Verſöhnung des Moskowiters durch die Evakuierung der drei baltiſchen Provinzen vom Deutſchtum, als Hauptpunkt des deutſch-ruſſiſchen Friedens zu ſetzen, das iſt ein Vorhaben, bei dem nicht einmal mehr Methode, ſondern nur noch die Gefangennahme des Sinnes durch eine reine Wahnidee zu entdecken iſt.

Vielleicht könnte es genügen, demgegenüber ſich einfach auf das klare, treue und ſtarke Wort des Reichskanzlers zu berufen, daß die Gebiete zwiſchen den Wolhyniſchen Sümpfen und dem Baltiſchen Meere keinesfalls wieder der Koſakenknute überliefert werden ſollen. Gewiß, dies Wort deckt uns, ſoweit irgendein menſchliches Wort das vermag. Daneben aber möchte ich auch die auf den folgenden Seiten niedergelegte Aufzeichnung über die innere hiſtoriſche Natur des Verhältniſſes zwiſchen Deutſchland und Rußland unſern Leſern zur Kenntnis geben. Sie ſtammt von einer Seite, die ich zu nennen nicht imſtande bin, der aber eine tiefe Autorität zur Beurteilung dieſer Dinge innewohnt: eine Autorität, die auf dem ruſſiſchen Boden ſelber gewonnen und aus ruſſiſchen Quellen genährt iſt. Unſere Leſer ſelbſt werden aus den Worten erkennen, welch eine gewichtige Stimme hier vor ihnen das Wort nimmt.

* * *

Noch immer iſt bei uns die Meinung verbreitet, daß die natürlichſte und beſte Politik für das Deutſche Reich die Freundſchaft mit Rußland ſei. Sie ſolle, ſagt man, in der Vergangenheit die beſten Dienſte geleiſtet haben, ſie werde auch in Zukunft wieder ſich bewähren, wenn nur beide Länder zu ihren alten Überlieferungen zurückkehren wollten, die durch den gegenwärtigen Krieg unheilvoll, aber keineswegs notwendigerweiſe unterbrochen ſeien. Zwiſchen Deutſchland und Rußland gebe es keine

Digitized by Google

streitigen Interessen, wohl aber starke wirtschaftliche und politische Gemeinsamkeiten. Sie seien auf einander angewiesen, sie müßten und würden sich auch wieder finden.

Diese Ansicht ist in allen Teilen falsch. Die Behauptung von der historischen Freundschaft zwischen Rußland und Deutschland ist nichts als eine sentimentale Legende, die mit den offenkundigen Tatsachen der Geschichte in Widerspruch steht. Deutschland und Rußland sind seit den ältesten Zeiten Gegner und Rivalen gewesen, sie sind es in neuerer Zeit fast mit jedem Jahr mehr geworden und werden es immer sein, weil zwischen ihnen unversöhnliche Interessengegensätze bestehen, — es sei denn, daß Rußland seinen bisherigen Überlieferungen und Zielen in Europa für immer entsagte oder ihnen zu entsagen gezwungen würde. Es ist nicht wahr, daß Rußland in der Vergangenheit der Freund Deutschlands gewesen sei und Deutschland sich dabei wohl befunden habe. Vielmehr hat die natürliche Entwicklung der deutschen Nation zu der ihr gebührenden Stellung in der Welt schon in der Vergangenheit neben Frankreich keinen schlimmeren Feind gehabt als Rußland. Auf Kosten der deutschen Nation ist das Großfürstentum Moskau zur europäischen Großmacht Rußland emporgewachsen, indem es sich Gebiete aneignete, die früher zu Deutschland oder zum Bereich deutscher Vormacht gehört hatten und von der Natur dorthin zu gehören bestimmt sind. Von West nach Ost ist nun einmal der Gang der deutschen Geschichte gerichtet. Während im Westen die staatliche Grenze langsam zurückweicht, die Siedlungsgrenze unverrückt bleibt, schieben sich die eine wie die andere im Osten im Laufe von nicht ganz dreihundert Jahren bis an den Peipus und die Morawa vor. Ostsee- und Weichselgebiet waren noch um 1500 unbestrittene Einflußsphären deutscher Kultur, als die deutsche Staatsmacht hier schon zurückzugehen begonnen hatte. Diesem Zuge nach Osten entsprach es durchaus, wenn der Große Kurfürst sich um die polnische Königskrone bewarb und Friedrich Wilhelm II. den größeren Teil des späteren Kongreßpolen dem preußischen Staat einverleibte. Dieser Gang nach Osten ist so natürlich, wie daß das Wasser den Berg hinabfließt und daß ein Körper sich in der Richtung des schwächsten Widerstands ausdehnt, und daß er zum Stillstand kam, war dem Vordringen Rußlands gegen Westen zuzuschreiben. Alle die Länder, auf denen einst die deutsche Machtstellung an der Ostsee beruhte,

Digitized by Google

oder die zur deutschen Einflußsphäre gehörten, hat es sich nach und nach angeeignet, beginnend mit Estland und Livland und endigend mit Polen. Der natürlichen Entfaltung deutscher Volkskraft schob es einen immer längeren und festeren Riegel vor.

Aber somit nicht genug, es hat auch nie aufgehört, nach weiterem Besitz deutschen Landes zu streben. Nur Unwissenheit oder Leichtsinn kann diese Tatsachen übersehen. Als Peter der Große mit der Eroberung von Estland und Livland an der Ostsee Fuß gefaßt hatte, erkannten die Zeitgenossen sogleich die Bedrohung, die darin für Preußen lag. Sie fürchteten mit richtigem Instinkt, daß das Erworbene nur ein Anfang, und daß das letzte Ziel die Herrschaft über die gesamte Ostseeküste sei. Die Geschichte hat ihnen recht gegeben. Niemals haben die russischen Herrscher aufgehört, nach Ausdehnung ihres Besitzes an dieser Stelle zu streben, angefangen von Peter dem Großen, der schon an Ostpreußen dachte und nur mit Mühe aus Mecklenburg und Holstein zu vertreiben war, über Elisabeth, die im Siebenjährigen Krieg Ostpreußen wirklich eroberte und fünf Jahre lang besaß, über Katharina II., die nur widerwillig Friedrich dem Großen in der ersten Teilung Polens den Erwerb von Westpreußen zugestand, über Alexander I., der lange schwankte, ob er als ehrlicher Feind sich mit altpreußischem Lande vergrößern oder als falscher Freund seine Beute in dem eben noch preußisch gewesenen Polen suchen solle, bis zu Nikolaus I., der während der deutschen Wirren von 1849/50 schon die Pläne für die Eroberung Ostpreußens entwarf. Die Begehrlichkeit hatte neue Nahrung, seit Polen zu Rußland gehörte und mit dem Besitz des Landes auch das geschichtlich und geographisch begründete Streben der Polen nach der preußischen Küste, nach der Weichselmündung und nach der Vereinigung mit den Volksgenossen in Posen und Schlesien auf Rußland sich vererbte. Die Gefahr, die hier von einer Vermählung großpolnischer Träume mit russischem Eroberungsdrang für Preußen-Deutschland drohte, hat niemand klarer erkannt als Bismarck, der noch in seinen letzten Lebenstagen sorgenvoll mahnte, über der Wacht am Rhein die nicht minder wichtige Wacht an der Weichsel nicht zu vergessen.

So waren es nur alte Wünsche und Pläne, die in Erfüllung gehen sollten, als Großfürst Nikolai Nikolajewitsch im August 1914 Ostpreußen zu erobern und als russisches Gouvernement zu verwalten begann, während

Digitized by Google

er gleichzeitig den Polen mit Autonomie und Erfüllung ihrer nationalen Hoffnungen winkte. Die blutigen Striche, die er auf der Karte Deutschlands zu ziehen unternahm, waren von der russischen Politik seit 200 Jahren als blinde Linien vorgezeichnet worden.

Daß dieses der natürlichen deutschen Ausbreitung so entgegengesetzte, nach deutschem Besitz lüsterne Reich der Erhebung Deutschlands vom geographischen Begriff zur Großmacht günstig gewesen sein sollte, wird niemand erwarten. Es gibt in der Tat keinen verhängnisvolleren Irrtum, als die verbreitete Vorstellung, Deutschlands Einigung habe sich gleichsam unter dem Schutz und dank der wohlwollenden Unterstützung des großen Gönners an der Newa vollzogen. Nichts war der russischen Machtentfaltung willkommener als der Zwiespalt und die Zersplitterung, die in Deutschland herrschten. Österreich und Preußen gegeneinander auszuspielen, war schon die Politik Katharinas II., durch die sie selbst in Deutschland glaubte herrschen zu können. Wie ihr Enkel Nikolaus I. in den Tagen von Warschau und Olmütz (1850) dieses System betätigt hat, weiß jedermann. Damals ist, mit Bismarck zu reden, durch Rußland selbst das Saldo an Dankbarkeit gelöscht worden, das Rußland noch von den Befreiungskriegen her für seine Bundeshilfe im preußischen Konto hatte. In Olmütz trat Kaiser Nikolaus auf die Seite Österreichs gegen Preußen und zerstörte damit die deutschen Einigungspläne Friedrich Wilhelms IV. Auch der Krieg von 1866, der die deutsche Einheit begründete, hat Rußland mit seinen Sympathien auf der Seite Österreichs gefunden, und nicht an den Russen hat es gelegen, daß Preußen nicht durch einen europäischen Kongreß um die Früchte seines Sieges gebracht wurde. Endlich die Neutralität während des deutsch-französischen Kriegs. Sie war kein Liebesdienst, noch weniger eine Wohltat, sondern ein Geschäft: die Niederwerfung Frankreichs, die von den deutschen Waffen besorgt wurde, befreite Rußlands Orientpolitik von der Fessel, die ihr Frankreich im Bunde mit England im Krimkriege auferlegt hatte.

Aber noch ein größeres Geschäft hofften die russischen Staatsmänner gemeinsam mit dem neuen deutschen Reich machen zu können: die Zerstörung Österreich-Ungarns. Als im Jahre 1876 die darauf bezügliche Anfrage an Bismarck erging, wurde ein tiefer Interessengegensatz offenbar, der von nun ab bis in unsere Tage beide Länder entzweit und im

Digitized by Google

Sommer 1914 zum Krieg geführt hat. Deutschland kann aus Gründen des europäischen Gleichgewichts die Vernichtung Österreich-Ungarns als einer selbständigen Großmacht nicht zugeben, Rußland aber muß sie aus Gründen der inneren wie der äußeren nationalen Politik erstreben. Es muß, solange es die Herrschaft über die Ukraine zu behaupten vorhat, nach der Eroberung von Ostgalizien trachten, und es kann auf dem Wege, der es nach Konstantinopel führen soll, die Hindernisse nicht dulden, die ihm von der selbständigen Balkanpolitik einer österreichisch-ungarischen Großmacht in den Weg gelegt werden. Der stärkste Trieb, den die russische Auslandspolitik kennt, ist das Streben nach dem Besitz von Konstantinopel. Ursprünglich von kirchlichen Ideen genährt, dann vorwiegend als Maßregel des militärischen Selbstschutzes gedacht, ist es in neuster Zeit mehr und mehr zu einer Forderung wirtschaftspolitischer Art und damit zu einer gebieterischen Notwendigkeit geworden. Katharina II. appellierte lediglich an national-kirchliche Hoffnungen, als sie die Eroberung der türkischen Hauptstadt ins Auge faßte und ihren zweiten Enkel, Konstantin, als künftigen Kaiser der Griechen griechisch erziehen ließ. Nikolaus I. begnügte sich damit, eine Art stillschweigendes Protektorat über den Sultan und vertragsmäßiger Verpflichtungen die Meerengen für fremde Kriegsschiffe geschlossen und damit die südrussischen Küsten gegen jeden Angriff geschützt zu sehen. (Bündnis von Hunkiar Iskelessi 1833, Meerengenvertrag 1841). Heute kann das nicht mehr genügen. Denn seit die südrussische Landwirtschaft sich so entwickelt hat, daß ihre Ausfuhr das Rückgrat der russischen Volkswirtschaft bildet und die Finanzen des Reichs wie der Stand seiner Valuta von dem Absatz des südrussischen Weizens auf dem Weltmarkt abhängen, seitdem ist es für Rußland ein zwingendes Bedürfnis, die Schlüssel zu den südlichen Pforten seines Reiches in eigene Hand zu nehmen. Es bedeutet jetzt für Rußland eine Lebensfrage, nicht daß diese Pforten für feindlichen Einfall geschlossen sind, sondern daß sie für die eigene Ausfuhr jederzeit offen bleiben. Sind die Beweggründe für das Streben nach Konstantinopel andere geworden, so haben auch die Parteien gewechselt, die den Ruf am lautesten erhoben. Früher waren es die kirchlich-nationalen Altrussen, die auf ihre Fahne die Losung schrieben, auf der Hagia Sofia müsse der Halbmond dem Kreuze weichen. Diese Kreise waren es, die 1877 Alexander II. gedrängt

Digitized by Google

hatten, der Türkei den Krieg zu erklären. Die Kriegstreiber von damals hießen Aksakow und Katkow. Heute ist Konstantinopel die Forderung der Liberalen, die Rußland zu einem freien aufgeklärten, parlamentarisch regierten Staate machen wollen. Die flammendste Rede über „Konstantinopel, das nationale Kriegsziel", hielt im Februar 1915 in der Duma der Führer der konstitutionellen Demokraten, der europäisch gebildete Professor Miljukow. Sollte diese Richtung einst in Rußland zur Macht gelangen, sie würde den Kampf um den Besitz der Meerengen nur noch entschlossener führen, als früher der bureaukratische Absolutismus.

In Konstantinopel kreuzen sich russische und deutsche Interessenpolitik. Deutschland darf niemals zugeben, daß Rußland diese Stadt in seinen Besitz bringe. Nicht nur aus allgemeinen Erwägungen des europäischen Gleichgewichts, die schon Friedrich dem Großen auf die Frage, warum er den Russen Konstantinopel nicht gönne, antworten ließen: „Weil sie dann andern Tags in Königsberg stünden" und die ebenso Napoleon I. den Ausruf entlockten: „Konstantinopel den Russen niemals: das wäre die Weltherrschaft!" Auch nicht nur, weil Österreich-Ungarn von einer auf den Besitz von Konstantinopel gegründeten russischen Vormacht über die Balkanstaaten erdrückt werden würde. Die Zeiten sind vorüber, wo Bismarck es einen Vorteil der deutschen Politik nennen konnte, daß sie keine direkten orientalischen Interessen habe. Wir haben sie längst, große, lebenswichtige Interessen. Wir haben ein Interesse daran, daß in der noch unerschlossenen, wirtschaftlich so entwicklungsreichen, für die Versorgung unserer Volkswirtschaft mit wichtigen Rohstoffen wie Baumwolle, Wolle und Petroleum so wertvollen Gebieten Vorderasiens die Türe für deutsches Kapital, deutsche Arbeit und deutschen Handel offen bliebe. Rußland, in Konstantinopel herrschend, könnte und würde diese Tür sofort zuwerfen. Wir haben weiter ein Interesse daran, daß in Vorderasien eine unabhängige Macht bestehen bleibe, durch die wir imstande sind, auf das britische Weltreich dort, wo es am empfindlichsten ist, an der Grenze von Indien und Ägypten, einen Druck auszuüben. Wie ein Alp lastet England durch seine geographische Lage auf unserer Küste. Gelingt es uns nicht, eine Stelle zu finden, von der aus wir unsererseits eine Bedrohung britischer Lebensinteressen ins Werk setzen können, so sind wir zu stetem Nachteil gegenüber England verurteilt. Die einzige Stelle, wo der erfolgreiche Aus-

Digitized by Google

gleich möglich ist, ist Vorderasien, und das Mittel ist das Bündnis mit der Türkei, die bei der Verteidigung ihrer syrisch-arabischen Provinzen gegen die britischen Eroberungspläne in natürlicher Interessengemeinschaft mit uns steht, während ihre Interessen sich sonst mit den unseren nirgends schneiden. Darum ist die Erhaltung und Stärkung des türkischen Reichs, die Deutschland sich seit einem Menschenalter angelegen sein läßt, heute mehr als je ein unverrückbarer Grundsatz der deutschen Politik. So paradox es klingt, es ist doch nur die einfache Wahrheit: auch England bekämpfen wir wirksam, indem wir Rußland hindern, von Konstantinopel Besitz zu ergreifen. Die Probe auf dieses Exempel hat England selbst vor den Augen der ganzen Welt gemacht, indem es den Russen nicht nur Konstantinopel preisgab, sondern es sogar für sie zu erobern unternahm. Wenn das glückte, so hätte das Deutsche Reich allerdings einen tödlichen Streich erhalten. Es ist nicht geglückt, aber es darf auch in Zukunft nicht glücken, ja es darf gar nicht wieder versucht werden.

Ähnlich liegen jetzt die Dinge an der Ostsee. Es ist genug bekannt geworden von Verhandlungen zwischen England und Rußland über die künftigen Handelsbeziehungen beider Länder nach dem Kriege, um zu erraten, um was es sich handelt: um den Plan, den deutschen Handel und die deutsche Industrie vom russischen Markt auszuschließen und an ihrer Stelle England eine Art von Monopol zu verschaffen. Noch wehrt sich die russische Landwirtschaft dagegen, die auf den Verkehr mit Deutschland angewiesen war. Daß sie sich wird fügen müssen, ist kaum zu bezweifeln. Voraussetzung dafür ist, daß Rußland seine Machtstellung an der Ostsee behält. Wird sie ihm entrissen, so ist der englische Plan, Deutschland wirtschaftlich dauernd einzuschnüren, auch an dieser Stelle gescheitert. Dann läßt der Spieß sich umkehren, dann hängt es vom Belieben Deutschlands ab, ob und wieviel Geschäfte England künftig noch in Rußland wird machen dürfen. Also auch hier ist es nicht anders: wir treffen England am wirksamsten, wenn wir Rußland schlagen.

Die deutsche Politik hat lange, vielleicht zu lange, an den überlieferten guten Beziehungen zu Rußland festgehalten und ihm vieles, viel zu vieles, zum Opfer gebracht. Ungeheure Kapitalien an nationalen Werten und Interessen, die noch von alten Zeiten her im neuen russischen Machtgebiet steckten, sind abgeschrieben worden, immer in der Erwartung, daß es

Digitized by Google

möglich sein werde, um solchen Preis Frieden und Freundschaft mit dem Nachbar im Osten zu erhalten. Es war umsonst. Schon Bismarck hat in seinen späteren Jahren erkannt, daß dem Verhältnis die Gegenseitigkeit fehlte. Er sah bereits den Tag der Abrechnung kommen, und für ihn gab er die Losung aus: „Wir Deutsche fürchten Gott, sonst nichts in der Welt!" Die Friedensliebe und Langmut Kaiser Wilhelms II. hat es verstanden, diesen Tag länger hinauszuschieben, als man hoffen durfte. Nun ist er doch gekommen, nun gilt es, die Abrechnung zu vollziehen, entschlossen und rücksichtslos bis zum letzten, soweit die Kräfte reichen. Es gilt, die Gelegenheit zu nutzen, alten Besitz deutscher Nation, der in bösen Zeiten verloren ging, wiederzugewinnen, die deutsche Zukunft sicherzustellen gegen ihren größten und gefährlichsten Feind und ihr die Bahnen dauernd zu öffnen, die ihr von Natur und Geschichte gewiesen sind.

Streiflichter zur Weltlage VII

Von Professor Dr. Schiemann

Wünschen und Wollen können Abstufungen eines Begriffs sein, wenn der Wunsch sich schließlich in Wille umsetzt, sie bedeuten Gegensätze, sobald das nicht geschieht. Auf Fragen der großen Politik übertragen, erklärt das Beharren beim bloßen Wünschen den Mißerfolg, der sich durchsetzende Wille den Erfolg einer politischen Aktion. Als klassisches Beispiel dafür kann uns die Haltung Griechenlands während des Weltkrieges dienen. Griechenland wünschte sich seine Neutralität zu erhalten, aber der Wunsch wurde nicht zum Willen, als die Ententemächte mit der Forderung auftraten, ihnen den Hafen von Saloniki für ihre militärischen Operationen gegen Bulgarien und gegen die Türkei einzuräumen. Sie beriefen sich zur Rechtfertigung ihres Vorgehens auf die verräterischen Zusagen Venizelos, die hinter dem Rücken des Königs und des griechischen Parlaments gemacht, zwar sofort verleugnet wurden und keine bindende Kraft hatten, auch einen Protest des Königs gegen die geplante Landung der englisch-französischen Expedition hervorriefen nicht aber den entschlossenen Willen und die daraus sich ergebende entschlossene Tat einsetzten, um die Landung zu verhindern. Es war aber in höchstem Grade zweifelhaft, ob die Entente gewagt hätte, Gewalt zu

Digitized by Google

brauchen, wenn Griechenland mit sofortigem Anschluß an die mitteleuropäischen Mächte gedroht und sich in Kampfbereitschaft versetzt hätte. Eine Mobilisierung, die von vornherein so gedacht war, daß sie nicht mehr als den Schein eines Willens zeigen dürfte, blieb naturgemäß ohne jede Wirkung und führte zu der langen Reihe von Demütigungen und Verhöhnungen, deren Kelch, wie höchst wahrscheinlich ist, Griechenland auch heute noch nicht bis auf die Neige geleert hat. Es wünscht wohl, daß diese Quälereien endlich ein Ende nähmen, aber der Wille fehlt, ihnen ein Ende zu bereiten. Und doch wäre es noch nicht zu spät dazu. Wenn Griechenland sich entschlösse, mit Bulgaren und Türken gegen die in Saloniki liegenden Entente-Truppen vorzugehen, würden ihm wohl ohne Zweifel diese Truppen als Beute und Geiseln gegen fernere Mißhandlungen zufallen. Wir sind überzeugt, daß namentlich in den Reihen der griechischen Armee, in der wir Freunde und Zöglinge unserer Kriegsakademie haben, an die wir gern zurückdenken, sich Männer finden, die solche Wünsche hegen, aber ohne einen rettenden Willen, der sich durchsetzt, ist das hohe Ziel nicht zu erreichen.

Man kann nicht sagen, daß es in den übrigen neutralen Staaten viel besser aussieht. Sie stehen noch in den ersten Stadien englischer Willkür und haben sich auch bereit gefunden, den Zwang zu tragen, den der englische Wirtschaftskrieg ihnen aufnötigte. Norwegen ist in dieser Hinsicht am weitesten gegangen; als Trabant Englands und wirtschaftlicher Verbündeter der Entente, hat es sich ihr soweit hingegeben, als ohne direkten Bruch mit Deutschland überhaupt möglich war.

Holland, dem, wie jetzt höchst wahrscheinlich geworden ist, die Erfahrungen Griechenlands zugedacht waren, wünscht offenbar nicht nur, sondern hat den festen Willen, seine Neutralität, wenn nicht anders, so mit Waffengewalt zu wahren, aber den wirtschaftlichen Schädigungen gegenüber, welche die Entente ihm auferlegt, drückt es gleichfalls beide Augen zu. Dasselbe aber gilt von Dänemark und Schweden, obgleich der systematische Diebstahl, den England an der Korrespondenz dieser Mächte verübt, — was abgesehen von allem übrigen, große geschäftliche Verluste mit sich führt — ein entschiedeneres Auftreten nicht nur gerechtfertigt, sondern gefordert hätte.

Ob sich in Rumänien wirklich eine Wendung zu wohlwollender Neutra-

Digitized by Google

lität den Mittelmächten gegenüber vorbereitet, wagen wir noch nicht mit Bestimmtheit zu behaupten, da wir nicht wissen, welcher Gesinnung die jüngsten Vereinbarungen über die Wiederherstellung erträglicher Handelsbeziehungen zu danken sind. Rumänien liegt nicht in der Einflußsphäre der englischen Flotte und hat von den englisch-französischen Truppen nichts zu fürchten; die Versuche der Russen aber, aus Bessarabien gegen die Moldau vorzustoßen, sind ebenso gescheitert, wie ihre Bemühungen, die untere Donau zu beherrschen. Die exponierte militärische Lage Rumäniens soll nicht einmal ausdrücklich betont werden, wenngleich sie als Faktor für die Haltung der politischen Parteien im Königreich gewiß mit von Bedeutung gewesen ist, ganz wie wir wissen, daß die historischen Verhältnisse, welche die Aristokratie des Landes in sehr rege gesellschaftliche Beziehungen zu Frankreich führten, politische Nachwirkungen hinterlassen haben, die auch die lange segensreiche Regierung König Karols überdauerten. Diese Regierung hat aber gerade in den Reihen der meist begabten und erfahrensten Staatsmänner Rumäniens einen Stamm aufrichtiger Freunde Deutschlands erhalten, die den hinter Take Jonescu stehenden Russenfreunden die Wage zu halten, stark genug waren. Am Zünglein der so geschaffenen Gleichgewichtsstellung aber steht der Ministerpräsident Bratianu, der weder der einen noch der anderen Gruppe zugezählt werden darf, und offenbar bemüht ist, Entscheidungen zu verhüten, durch die er es mit der einen oder der anderen der beiden Mächtegruppen endgültig verderben könnte. Aber wir glauben richtig zu sehen, wenn wir annehmen, daß es Gründe innerer Politik und wirtschaftliche Zwangslagen waren, auf welche die Wendung in der Handelspolitik Rumäniens zurückzuführen ist, und geben uns keinerlei Illusionen hin. Wohl aber glauben wir, daß vom rumänischen Standpunkte aus ein kräftiger Entschluß, der an die Seite der Mittelmächte führt, bei weitem die aussichtsvollste Zukunft eröffnen würde. Dazu freilich bedarf es mehr als des Wunsches, möglichst gut abzuschneiden, sondern eines Willens, der auch davor nicht zurückschreckt, Verstimmungen und Drohungen hinzunehmen.

Ganz in der englisch-französisch-italienischen Sphäre liegt das neutrale Spanien, das aber trotzdem so gut wie unverwundbar in ihrer Mitte steht. Vielleicht niemals haben sich ihm bessere Aussichten geboten, alle Wünsche erfüllt zu sehen, die es seit Jahrhunderten gehegt hat: die iberische

Digitized by Google

Frage durch Ausnutzung der gänzlich zerrütteten portugiesischen Verhältnisse zu lösen, die Meerengenfrage durch Ausnutzung der überlegenen Höhen, durch die es Gibraltar beherrscht, die marokkanische durch Zerreißung der Fesseln, die ihm hinterhaltige Verträge mit Frankreich um Hand und Fuß geworfen haben. Daß in Spanien der lebhafte Wunsch, über Gibraltar wieder die spanische Flagge wehen zu lassen, Gemeingut der Nation ist, das unterliegt keinem Zweifel. Ein auch in englischer Sprache veröffentlichtes Manifest der „Liga zur Rückerwerbung Gibraltars" gibt dafür laut genug Zeugnis. Es ist so charakteristisch, daß wir es in wörtlicher Übersetzung hersetzen wollen, da es unseres Wissens bisher in der deutschen Presse nicht wiedergegeben worden ist:

„Spanier! Der große Krieg, der jetzt so viele Länder Europas verwüstet, bringt der gesamten Welt eine neue Lage und einigen Ländern neue Aussichten.

Werden diese Aussichten jetzt vernachlässigt, so können sie für immer verloren gehen.

Euer geliebtes Vaterland, das Spanien euerer Sehnsucht und eurer Hoffnungen, ist eines der Länder, denen sich solche Aussichten bieten. Ihm sind die Übel erspart worden, die der Krieg den kämpfenden Mächten brachte, aber es hat noch eine Mission zu erfüllen. Sein Territorium ist unversehrt und eine fremde Flagge weht dort, wo nur das glorreiche Banner Spaniens fliegen sollte. Das ist eine Lage, die geändert werden muß. Es ist eine Demütigung, die ausgewetzt werden soll, ein Schimpf, der aufhören muß!

Die Demütigung ist die Tatsache der englischen Flagge in Gibraltar. Diesen Schimpf duldet man weiter. Daß Spanien diesen Schimpf und diese Demütigung duldet, macht es schwach im Rat Europas und unfähig, die ihm zukommende Stellung in den Weltfragen einzunehmen. Dadurch ist der spanische Einfluß auf den Nullpunkt gesunken und seine moralische und materielle Kraft gelähmt. Es ist dadurch zum Spielball und Vasallen Englands in der Vergangenheit geworden, und wird es zum Opfer und Sklaven der Entente machen, wenn sie diesen Krieg gewinnen sollte.

Gibraltar wurde 1704 von den Engländern verräterisch durch die kombinierten englischen und holländischen Flotten genommen und unter Admiral Sir George Rooke von englischen und holländischen Truppen be-

Digitized by Google

setzt. Es war nur Schein, daß sie für Kaiser Karl von Österreich vorgingen, denn die Engländer hißten die englische Flagge über der eroberten Festung.

Viermal hat Spanien zwischen 1704 und 1801 versucht, Gibraltar mit Waffengewalt zurückzugewinnen, einmal mit der Hilfe Frankreichs, aber ohne Erfolg. Die diplomatischen Verhandlungen erstreckten sich von 1713—1805, aber sie scheiterten durch die Intrigen und die Perfidie Englands, das ein uneiniges Europa vor sich sah!

Spanier!

Ihr solltet niemals den Verlust eures Einflusses und eurer Macht in der westlichen Hemisphäre und in den Philippinen im Jahr 1898 vergessen; ihr solltet euch erinnern, daß englische Intrigen daran schuld waren, und daß durch das Eingreifen eines britischen Admirals, Sir Edward Chichesters, Manila mühelos genommen ward und die spanische Flagge aus den östlichen Meeren verschwand.

Einer eurer ehrenwertesten politischen Führer hat euch gesagt, daß die Lebensfrage der spanischen Politik von England und Frankreich verwirrt worden ist und völlig ausgetilgt wurde durch den Vertrag von Algeziras, den sie durchsetzten. Das sollt ihr nicht vergessen. Grabt es in euer Gedächtnis und beschließt, daß euer Land nicht länger das Opfer der Intrigen und der Treulosigkeit der Entente-Mächte sein darf, sondern daß Spanien einen Platz als freier und unabhängiger Staat in einem freien Europa einnehmen muß.

Das aber könnt ihr nicht sein, solange ihr nicht absolute und unbedingte Herrschaft und Kontrolle Gibraltars habt, und daran sollte jeder echte Spanier, ohne sich durch andere Fragen ablenken zu lassen, alle Kräfte seiner Intelligenz und seines Willens setzen.

Lang lebe Spanien!

Frei und unabhängig!

Die Liga zur Rückerwerbung Gibraltars.

Wir können nicht übersehen, in welchem Verhältnis Wunsch und Wille in diesem Manifest zu einander stehen. Daß die spanische Regierung bisher keinen Schritt getan hat, um den hier so beredt zum Ausdruck gekommenen nationalen Gedanken zur Verwirklichung zu führen, ist sicher. Die Kanonen des englischen Gibraltar beherrschen Ein- und Ausgang des Mittelmeeres, Tanger erlauben die Engländer bekanntlich nicht zu

Digitized by Google

befestigen, und Centa hat keine Wichtigkeit, solange Gibraltar noch in englischen Händen bleibt. Zunächst handelt es sich auch hier noch um „fromme Wünsche".

Wir sind damit in unserer Übersicht über die neutralen Staaten zu Amerika gelangt und wissen nicht, ob man es heute noch neutral nennen darf. Die uns zugegangene letzte Lansing-Wilsonsche Note trägt alle Kennzeichen eines Ultimatums, das leicht zum Abbrechen der diplomatischen Beziehungen führen kann und dessen Folge eine fieberhafte Vorbereitung zum Kriege sein würde, den danach jeder Zufall herbeiführen könnte.

Aber man darf wohl die Frage aufwerfen, ob überhaupt Amerika seit Ausbruch des Krieges aufrichtig neutral gewesen ist. Soweit der Präsident Wilson in Frage kommt, namentlich aber seit er Bryan als Staatssekretär des Auswärtigen abgeschoben hatte, gibt es darauf nur eine Antwort und die lautet: Nein! Er war von vornherein parteiisch für England und dessen Bundesgenossen, verschloß sein Ohr allem, was an Gründen und Tatsachen vorgebracht wurde, um zu beweisen, daß eine von langer Hand vorbereitete Verschwörung den Frieden Europas und der Welt gebrochen habe. Wir werden nicht vergessen, daß viele Tausende unserer tapferen Krieger gefallen sind, um den Säckel amerikanischer Munitionsfabrikanten zu füllen, und daß amerikanische Bürger gemietet werden konnten, um englischen Waffen- und Munitionstransporten als Sicherheit zu dienen. Der heuchlerische Tugendmantel, mit dem die offiziellen und nichtoffiziellen Kundgebungen Amerikas verhüllt wurden, hat uns nur Ekel erregt. Ohne jenes Mithelfen Amerikas wäre aller Wahrscheinlichkeit nach der Krieg schon lange zum Abschluß gekommen und Hunderttausende, die in den letzten Monaten Blut und Leben hingegeben haben, wären dem Leben und der Arbeit erhalten worden. Ihr Blut fällt auf Präsident Wilsons Haupt. Aber Amerika hat sich an dem Blut Europas gemästet dank seiner lügnerischen Neutralitätspolitik, die allen englischen Völkerrechtsbrüchen, seiner Aushungerungspolitik und seinen Unmenschlichkeiten nichts entgegenzusetzen hatte als Worte, über deren Bedeutungslosigkeit man auf beiden Seiten des Atlantischen Ozeans sich vielleicht im voraus verständigt hatte. England hat sie keinen Augenblick ernst genommen und jeden amerikanischen Protest mit verstärkten Verletzungen des Völkerrechts beantwortet. Die sich in ihrer Brutalität steigernden orders in council sind dafür be-

Digitized by Google

sonders charakteristisch und eben jetzt durch die Einführung von Prisengeldern für die Mannschaften englischer Schiffe noch gekrönt worden. Dafür aber hat Präsident Wilson weder Augen noch Ohren, sondern im besten Falle hohle Worte. Was sollen wir zu den vom Präsidenten angeordneten Gottesdiensten sagen, die um Frieden beten sollten, und die in Amerika selbst einen so blutigen Spott hervorriefen, weil jedermann wußte, daß es sich um nicht mehr handelte, als um ein Manöver, das wie andere auch bestimmt war, Wähler für die nächste Präsidentschaftskampagne zu fangen. Denn darüber kann kein Zweifel sein, daß es sich nicht um einen Krieg des amerikanischen Volkes handelt — falls, was wir noch nicht glauben wollen, der Krieg wirklich kommen sollte — sondern um einen Krieg des Präsidenten Wilson, der darauf rechnet, daß ihm als Kriegspräsidenten der second term gesichert sein wird.

Solch eine Politik ist zwar über aller Beschreibung frivol, aber wir wüßten nicht, daß ein Pazifist von Beruf und Gesinnung wie Wilson, sich ein höheres Ziel stellen könnte, als den sündhaften Teil der Menschheit in Kriegsflammen umkommen zu lassen, um Spielraum für den besseren Teil der Menschheit zu gewinnen, der auf amerikanischem Boden sich seines lauteren Grundsatzes freut: Ich danke dir, Herr, daß ich nicht bin, wie jene Sünder und Zöllner!

Im „Petit Niçois“ vom 13. April wird über eine Äußerung des Fürsten Cassano berichtet, der von den Gründen sprach, weshalb die Vereinigten Staaten von Amerika Deutschland nicht den Krieg erklären würden; einmal, weil sie Pazifisten seien, zweitens weil sie, auch ohne selbst Krieg zu führen, Milliarden an Kriegsgewinn ernten, drittens weil eine Revolution durch den Gegensatz von Deutsch- und von Englisch-Amerikanern entzündet werden könnte, und endlich viertens, weil weder Heer noch Marine kriegsbereit seien. Von diesen vier Argumenten ist das dritte das unwahrscheinlichste. Unsere deutschen Landsleute haben, von wenigen hervorragenden Ausnahmen abgesehen, im Verlauf der letzten Jahre so wenig politischen Sinn gezeigt, daß sie trotz der Macht, die sie darstellen würden, wenn zwischen ihnen ein politischer Zusammenhang bestände, einen wirksamen Einfluß überhaupt nicht ausgeübt haben. Sie fallen als maßgebender Faktor im politischen Leben Amerikas nicht ins Gewicht. Die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß, falls es wirklich zum Kriege kommen sollte, sie

Digitized by Google

sich in Beteuerungen ihres amerikanischen Patriotismus überbieten werden. Aber auch die andern drei Gründe, die für Erhaltung des Friedens sprechen, sind nicht von durchschlagender Kraft. Wohin pazifistische Friedensliebe führen kann, hat ja das Beispiel Wilsons gezeigt, Milliardengewinne aber rufen — wie das Beispiel der amerikanischen Milliardäre zeigt — den Hunger nach weiteren Milliarden hervor, und bekanntlich ist die „auri sacro fames" nirgends in aller Welt mehr verbreitet, als in Amerika; was aber das Menschenmaterial für Heer und Flotte betrifft, so soll es uns nicht wundern, wenn die pfiffige Menschenliebe der Amerikaner zur Erkenntnis führte, daß es ein wahres Verdienst um die Schwarzen Amerikas wäre, wenn man ihnen die läuternde Erziehung zuwenden wollte, welche ein Kampf für Gerechtigkeit und Zivilisation gegen die Barbarei des deutschen Militarismus ohne Zweifel bedeuten muß, da ja England und Frankreich es notwendig gefunden haben, ihre schwarzen oder gelben Landsleute zu dieser hohen Aufgabe heranzuziehen. Nebenbei aber hätte Amerika damit eine Gelegenheit gefunden, die allmählich als Plage und künftige Gefahr gefürchteten Neger in wahrhaft humaner Weise auszurotten. Einen Mann von den weiten Gesichtspunkten Wilsons halten wir eines so weiten Ausblicks in die Zukunft für durchaus fähig, aber nicht ganz sicher ist uns, ob die Neger schon jetzt so idealistisch denken, daß sie sich freiwillig so hohen Aufgaben zu Dienst stellen.

Die Argumente Cassanos werden also schwerlich den Ausschlag für Wahrung des Friedens geben. Wohl aber gibt es andere Gründe, die von durchschlagender Wichtigkeit werden könnten. Dabei wäre an erster Stelle der bestimmt ausgesprochene Entschluß Deutschlands in Betracht zu ziehen, vor Drohungen nicht zurückzuweichen, oder, wie der Reichskanzler es am 5. April ausdrückte, „sich die Waffe des Unterseebootkrieges nicht aus den Händen winden zu lassen". Das war der Ausdruck eines festen und starken Willens, und es ist durchaus richtig, daß das gesamte deutsche Volk hinter diesem Willen steht.

An zweiter Stelle käme für nüchterne Köpfe wohl die Erwägung, daß eine ernste Verwicklung Amerikas in europäische Händel ohne Zweifel von Japan zur Erweiterung seiner Machtstellung einerseits in China, wo lebhafte Handelsinteressen Amerikas ohnehin gefährdet sind, benutzt würde, während es anderseits sich schwerlich die Gelegenheit entgehen

Digitized by Google

lassen dürfte, seine Ansprüche auf eine pénétration pacifique in Kalifornien und weit nachdrücklicher noch in Mexiko durchzusetzen. Eine japanische Note, die die Beseitigung der gegen die Einwanderung der Gelben geltenden Bestimmungen verlangt, ist ja bereits dem Kabinett des Präsidenten Wilson zugestellt worden. An der einen, wie an der anderen Stelle wäre Amerika nicht imstande, ein zwingendes veto den Japanern entgegen zu rufen. An dritter Stelle käme die Erwägung, daß ein Eintreten Amerikas für die überwiegende Machtstellung Englands auf den Meeren gleichbedeutend wäre mit einem Verzicht auf eigene Seegeltung. Endlich läßt's sich wohl mit annähernder Sicherheit sagen, daß die kriegerische Stimmung Amerikas „Made in England" ist und mehr auf den Einfluß der von England bezahlten und bestimmten New Yorker Presse zurückzuführen ist, als auf die tatsächliche Stimmung der Nation.

Dagegen scheint nun freilich das Manifest zu sprechen, das 500 „intellektuelle Amerikaner" den Völkern der „Triple Entente" zugeschickt haben und das uns in der Übersetzung des „Journal des Débats" vom 20. April vorliegt. Es macht in seiner Gewundenheit einen wahrhaft kläglichen Eindruck, und spricht wiederum die berühmte Phrase nach, daß die Mächte, die unter Englands Führung stehen, kämpfen, um „die Freiheiten der Welt und die höchsten Ideale der Zivilisation zu erhalten". In schwacher Wiederholung eines berühmten Wortes von Leo Tolstoi erklären sie, „daß das amerikanische Gewissen nicht schweigen kann", ohne seine eigene Reinheit und seine Selbstachtung zu verlieren. Sie behaupten, die Tatsachen zu kennen und sogar die besten deutschen Darlegungen der Kontroversen studiert, und so das reife Urteil gewonnen zu haben, das sie zu dem Wunsch führte, daß Deutschland und Österreich-Ungarn besiegt würden. „Voller Vertrauen und Hoffnung erwarten wir diesen Ausgang." Dann folgt die Aufzählung der Gründe für die moralische Entrüstung der 500; in erster Linie natürlich Belgien „crime que jamais rien ne pourra justifia", dann „schreit das Gewissen der amerikanischen Völker" und protestiert gegen die begangenen Greuel (wir empfehlen den Herren als ältere und besser begründete Anlässe zur Entrüstung die Kongo-Greuel, die Putumayo-Affaire und den Baralong-Fall, für die ihr zartes Gewissen keinen Protest finden konnte). Sie deklamieren danach über die Heiligkeit der Verträge, die Rechte der kleinen Nationen (vide Griechenland

Digitized by Google

und Irland) die Frage, ob der Militarismus die Zivilisation besiegen solle, und wie die unreifen der englischen und französischen Kriegspresse entnommenen Schlagworte sonst lauten. Das ganze Manifest schließt mit der Aufzählung von Namen, die als besonders hervorragend charakterisiert werden. Wir müssen gestehen, daß uns kein einziger von ihnen jemals als bedeutend bekannt geworden ist. Es müßten wohl ganz spezifisch amerikanische Celebritäten sein und wir sind fest überzeugt, daß auch niemand in Frankreich je von ihnen gehört hat.

Das Telegramm der 15 New Yorker deutschen Herren an den Rektor der Berliner Universität, das uns versichert, daß die Botschaft des Präsidenten Wilson „sicherlich nicht als Herausforderung beabsichtigt sei", bestätigt uns nur die Auffassung, die wir oben aussprachen, daß unsere deutschen Landsleute in Amerika erstaunlich unpolitisch gerichtet sind. Das gilt auch für den Fall, daß nicht die Note, sondern die vor dem zu ganz ungewöhnlicher Gesamtsitzung vereinigten Kongreß verlesene Rede des Präsidenten gemeint sein sollte. Sie enthält alle Spitzen und Drohungen der Note, zum Teil sogar in noch schärferer Form. Es gehört wirklich eine ganz ungewöhnliche Naivität dazu, zu glauben, daß es nicht so böse gemeint sei. Auch hier finden wir fromme Wünsche!

Nun, wir stehen ja unmittelbar vor der Entscheidung, die im großen Hauptquartier fallen wird. Der Reichskanzler hat uns am 5. April bereits im voraus die Richtung dieser Entschlüsse angekündigt: Wir werden uns die U-Bootwaffen aus unseren Händen nicht entwinden lassen, und wenn der Krieg durch die Schuld unserer Feinde fortgesetzt werden muß, zu immer stärkeren Schlägen ausholen. Hinter dieser Parole steht das deutsche Volk geschlossen Mann für Mann.

Zum Schluß noch ein Wort über das gleichfalls neutrale China. Japan hat den „Kaiser" Yuanshi-kai gezwungen, sich wieder auf den Präsidententitel zurückzuziehen und die Wahl eines neuen Präsidenten anzuordnen. Daß damit eine neue Zeit schwerer Wirren für China vorbereitet wird, läßt sich mit Sicherheit vorhersehen, und ebenso, daß Japan bemüht sein wird, in den von ihm selbst getrübten Gewässern einen reichen Fang zu machen. Zurzeit scheint es als Teilnehmer an diesem Geschäft Rußland herangezogen zu haben. Es werden sich aber noch andere Interessenten melden, und wenn wir recht sehen, bereitet sich auf chinesischem Boden

Digitized by Google

eine englisch-japanisch-russisch-amerikanische Rivalität vor, die entweder zu blutigen Kämpfen oder zu einem Teilungsgeschäft führen wird. Man kann aus dem großen chinesischen Volke zahlreiche kleine Nationen herausschälen, und der Schutz der kleinen Nationen ist ja ein Schlagwort, das Rußland und Amerika von den Engländern übernommen und sich zu eigen gemacht haben.

Während wir die Korrektur obiger Ausführungen lesen, trifft die Nachricht ein, daß Sir Roger Casement, von dem seit geraumer Zeit nichts zu hören war, plötzlich in Irland aufgetaucht und von den Engländern gefangen genommen worden sei. Sie haben den tapferen irischen Patrioten in den Tower gebracht und es ist unerträglich, daran zu denken, welches Schicksal ihn erwartet.

Casement im Tower und Findlay nach wie vor Gesandter Englands in Christiania!!

Deutschland und Ungarn[1]

Von Prof. Dr. Rudolf Eucken

Die traurigen Erfahrungen, die wir mit Italien machten, stellen uns mit greller Deutlichkeit vor Augen, wie wenig diplomatische Verträge ein wirkliches Zusammenhalten der Völker im entscheidenden Augenblick verbürgen; um so mehr müssen wir wünschen und erstreben, daß künftige Bündnisse auf einer Übereinstimmung der Gemüter, auf einer gegenseitigen Hochschätzung gegründet sind und dadurch eine sichere Überlegenheit gegen schwankende Stimmungen erhalten. Das gilt besonders für unser Verhältnis zu Ungarn. Die beiden Länder und Völker können einander gegenseitig viel sein. Wie viel Deutschland mit seiner reichen Kultur und seiner wirtschaftlichen Kraft für Ungarn bedeutet, das bedarf keiner Darlegung, aber wir wollen auch nicht vergessen, daß Ungarn für uns nicht wenig bedeutet. Haben wir Deutsche, die wir von anderen Völkern, nicht nur von feindlichen, sondern auch von manchen neutralen, so

[1] In Anknüpfung an Lutz Korodi „Die deutsch-magyarische Freundschaft" (40 Seiten, Berlin 1916, Ostland-Verlag), und Maurus Révai „Das Endziel des Krieges" (168 Seiten, Berlin 1916, Puttkammer & Mühlbrecht). Letzteres Buch enthält einen besonderen Hauptabschnitt „Unser deutscher Bundesgenosse", der durchgängig eine warme Schätzung deutschen Wesens zeigt.

Digitized by Google

viel Unbill und Unfreundlichkeit erfahren, es nicht überhaupt hoch anzuschlagen, daß ein kernhaftes und tapferes Volk, ein Volk von hoher politischer Begabung, uns eine warme Sympathie entgegenbringt und unserem Geistesleben die aufmerksamste Würdigung schenkt? Dazu muß die neuerliche Richtung unserer Politik und unserer Interessen nach dem Südosten hin uns ein Land und ein Volk besonders wertvoll machen, das die verbindende Brücke zwischen uns und den anderen befreundeten Völkern bildet. Namentlich sollte uns immer gegenwärtig sein, daß wir in Ungarn einen unbedingt zuverlässigen Bundesgenossen gegen russische Eroberungsgier besitzen, wie umgekehrt auch Ungarn unserer Treue in diesem Gegensatz völlig gewiß sein kann. Der gegenwärtige Krieg hat diese Waffenbrüderschaft ja in schönster Weise gezeigt. Nirgends durchkreuzen sich die Interessen der beiden Völker, nichts hindert ein dauerndes freundschaftliches Zusammengehen, eine bleibende gegenseitige Förderung.

Dürfen wir so der zukünftigen Entwicklung beste Erwartungen entgegenbringen, so wollen wir nicht das Mindeste aufkommen lassen, was Verstimmung erzeugen könnte; es gilt den großen Gedanken, über den wir einig sind, uns nicht durch Nebendinge trüben zu lassen; eine offene gegenseitige Aussprache über solche Dinge kann jener Hauptsache nur dienlich sein. Aus diesem Grunde seien die Schriften von Révai und Korodi mit Freude begrüßt; von verschiedenen Standorten ausgehend treffen beide im Grundgedanken zusammen, aber sie lassen zugleich ersehen, wo noch Probleme liegen, und wo eine weitere Verständigung wünschenswert wäre. Wir verweisen für das Nähere auf jene Schriften selbst und beschränken uns unsererseits darauf, die Hauptpunkte anzudeuten, wo es Schwierigkeiten zu überwinden gibt, und wo die im Grunde vorhandene Einheit noch mehr herausgearbeitet werden muß.

Wir Deutsche wünschen aus voller Überzeugung ein starkes Ungarn, ein starkes Ungarn ist aber nicht möglich ohne eine feste Einheit, auch nicht möglich ohne eine von allen seinen Stämmen anerkannte und im politischen Leben verwandte Staatssprache. Diese Einheit und die Staatssprache können aber nur die Magyaren geben, wie kein geringerer als Bismarck mit aller Kraft verfochten hat; so haben auch wir ihre führende Stellung unbedingt anzuerkennen; Ungarn muß Einheitsstaat bleiben, es darf kein Föderativ-

Digitized by Google

staat werden. Daß es magyarischer Staatskunst gelingen möge, mit dieser politischen Einheit eine Anerkennung der kulturellen Eigentümlichkeit der anderen in Ungarn ansässigen Volksstämme zu verbinden, das werden wir Deutsche im eigenen Interesse einer Stärkung Ungarns nur wünschen können, ohne uns aber in diese inneren Angelegenheiten des Landes von draußen einmischen zu dürfen. Näher berührt uns die Lage der in Ungarn ansässigen Deutschen. Auch sie haben sich an erster Stelle politisch als ungarische Staatsbürger zu fühlen und sich die magyarische Staatssprache anzueignen; aber zugleich muß es ihnen gestattet sein, ihrer eigenen Sprache und Kultur treu zu bleiben, in dem Streben danach sollten sie keinerlei Hemmungen erfahren. Der Eindruck ist aber in Deutschland weit verbreitet, daß es vor dem Kriege an solchen Hemmungen nicht fehlte, und daß diese den Schein erweckten, als werde den in Ungarn bodenständigen Deutschen nicht ihr volles Recht zuerkannt. Im besonderen war es die deutsche Schule, d. h. die Schule mit überwiegend deutscher Unterrichtssprache, die statt in Fortgang in Rückgang kam. Lasen wir z. B. doch, daß in Budapest selbst mit seinen zahlreichen deutschen Einwohnern eine deutsche Schule nur für Kinder von Reichsdeutschen, nicht für Kinder in Ungarn ansässiger Deutscher gestattet sei. Die Sache liegt nicht so günstig, wie es eine dem „Pester Lloyd" kürzlich zugegangene Zuschrift darstellt, die auch durch manche deutsche Zeitung ging. Es wird dort rühmend hervorgehoben, daß noch jetzt in Ungarn 447 Elementarschulen und 8 Gymnasien mit deutscher Unterrichtssprache bestehen, aber es wird nicht gesagt, daß wohl die weitaus größte Zahl davon — die Gymnasien ausnahmslos — auf Siebenbürgen kommt und durch die dortigen Deutschen selbst mit vielen Mühen und Opfern aufrechtgehalten wird. Die Zahl der deutschen Volksschulen ist in den letzten Jahrzehnten in Ungarn unablässig zusammengeschmolzen, gewiß nicht ohne mannigfache Schuld der dortigen Deutschen selbst, welche nicht die gehörige Kraft an die Aufrechterhaltung ihrer Sprache und Schule setzten, aber gewiß doch auch unter mannigfacher Nachhilfe dortiger Behörden. Es gibt zwei Millionen bodenständiger Deutscher in Ungarn, außerordentlich gering ist dafür die Zahl der Volksschulen, und es ist doch merkwürdig, daß außer Siebenbürgen für jene zwei Millionen keine einzige höhere Bildungsstätte besteht. So entstand der Schein, als solle die deutsche Sprache

Digitized by Google

wohl als Fremdsprache geachtet, als Landessprache dagegen möglichst eingeschränkt werden.

Nun dürfen gewiß bei Erwägung dieser Dinge verschiedene Tatsachen nicht außer acht gelassen werden. Es wurden zur Zeit der Reaktion in Ungarn Germanisationsversuche gemacht, die ihr Ziel vollständig verfehlten, aber ein dauerndes Mißtrauen hinterließen; auch sei nicht vergessen, daß die Deutschen überwiegend zerstreut und mit anderen Stämmen vermischt in Ungarn leben. Aber alle Würdigung solcher Tatsachen kann den Wunsch nicht unterdrücken, es möchte der deutschen Schule in Ungarn mehr Förderung zuteil werden als bisher und zwar auch von seiten des Staates, es möchte jedenfalls dem Ungardeutschen, der bei seiner Sprache und Kultur bleiben will, dies in keiner Weise erschwert werden. Daß treueste ungarische Staatsgesinnung und eifrige Pflege deutscher Sprache und Kultur aufs beste mit einander vereinbar sind, das zeigen in unwidersprechlicher Weise die wackeren Siebenbürgen. Warum sollte, was hier so vorzüglich gelungen ist, nicht auch im übrigen Ungarn möglich sein? Mit Germanisationstendenzen hat das nicht das allermindeste zu tun. Aber für die Herzlichkeit unserer Gefühle für Ungarn ist die Sache keineswegs gleichgültig.

Andererseits gibt es manches, was die Ungarn von uns zu wünschen vollauf berechtigt sind. Vor allem müssen wir uns mehr mit den Verhältnissen jenes Landes und mit seinem führenden Volke befassen; es ist doch merkwürdig, daß, wo wir den fernsten Völkern und Kulturen sorgfältigste Beachtung schenken, erst jetzt die Errichtung eines Lehrstuhles für ungarische Geschichte an der Berliner Universität zur Erörterung kam. Ob sich das so gestalten lasse und nicht besser eine Professur für südosteuropäische Geschichte zu gründen wäre, das mag weiterer Erwägung unterliegen, aber es ist nicht bloß die Geschichte, es ist auch die Literatur, es ist die Volks- und Landeskunde, worüber mehr Aufklärung wünschenswert wäre, wir müssen uns gegenseitig näher kennen lernen. Selbst über die staatsrechtlichen Verhältnisse Ungarns herrscht bei uns viel Unklarheit oder doch Unpräzision des Ausdrucks. Die Ungarn haben sich ihre Selbständigkeit in einer ruhmreichen Geschichte und unter harten Mühen errungen, mit Recht legen sie Wert darauf, als ein selbständiger Staat, nicht eine bloße Provinz Österreichs, angesehen und benannt zu werden.

Digitized by Google

Aber wie wenig wissen die meisten bei uns von jener Geschichte! Auch die magyarische Literatur hat eine reiche Geschichte, und es sind nicht wenige Gebiete der Wissenschaft — denken wir nur an die Sprachwissenschaft —, wo in ungarischer Sprache vorzügliches geleistet ward. Überhaupt haben die Magyaren sich viel zu eifrig an der modernen Kulturbewegung beteiligt, als daß sie nicht wünschen müßten, mit ihrer Arbeit auch im Ausland Anerkennung zu finden. Das muß uns auch bei der Behandlung der orientalischen Fragen gegenwärtig sein, auch hier haben die Magyaren ein Recht, ihre eigentümliche Art zur Geltung zu bringen; mit Vergnügen lesen wir daher von der Berufung zweier angesehener ungarischer Gelehrter an die Universität Konstantinopel.

Die Mannigfaltigkeit der Verhältnisse wird in den Beziehungen der Völker immer neue Aufgaben stellen, aber sie werden sich glücklich lösen lassen, wenn wir uns gegenseitig vertrauen, und wenn alles peinlich vermieden wird, was eine geringere Schätzung des anderen auch nur scheinen könnte. Geschieht das, so wird das politische Bündnis sich auch in die Gemüter senken, es werden sich wirtschaftlich wie ideell immer mehr Fäden zwischen den beiden Ländern knüpfen, und nach Herstellung des Friedens werden sicherlich viele Deutsche persönlich jenes Land mit seinen wunderbaren Natureindrücken besuchen und aus der Berührung mit einem frischaufstrebenden Volkstum Erquickung der Seele schöpfen.

Australien, Deutschland und der Weltkrieg

Von Prof. Dr. Alfred Manes

Kurz vor Kriegsausbruch war das politische, kommerzielle und literarische Verhältnis zwischen Australien und Deutschland besser als je. Man hatte in Melbourne erkannt, daß man in Deutschland nicht nur einen Hauptabnehmer australischer Erzeugnisse habe, sondern einen noch viel leistungsfähigeren Käufer bekommen könnte, und zwar namentlich für das in Australien in so reichen Mengen vorhandene Gefrierfleisch. Der in London wohnende damalige Generalvertreter des australischen Dominiums, einer der schlauesten liberalen Politiker und Advokaten des fünften Erdteils, Sir George Reid, ist es wohl gewesen, der seine Regierung, die damals unter dem Arbeiterführer Andrew Fisher als Minister-

Digitized by Google

präsidenten stand, veranlaßt hat, eigene australische Vertretungen auf dem europäischen Kontinent einzusetzen. Reid selbst erschien in Berlin und hielt in einem im Reichstag zur Verfügung gestellten Saal vor einem großen Hörerkreis einen beifällig aufgenommenen und viel erörterten Vortrag über Australiens natürliche Hilfsmittel. Ich verrate wohl kein Geheimnis, wenn ich sage, daß man ganz knapp vor Kriegsausbruch sogar in maßgebenden Kreisen sich mit dem Gedanken des Abschlusses eines selbständigen deutsch-australischen Handelsvertrages trug. In den letzten Monaten vor Kriegsausbruch fand Australien auch in der deutschen Presse eine gerechte Beurteilung, eine Reihe von Tageszeitungen berichtete regelmäßig über australische Dinge. Auf der andern Seite fand man in australischen Blättern wenigstens ab und zu eine nicht gerade deutschfeindliche Äußerung über uns. In seiner Berliner Rede hat Reid, der als früherer Ministerpräsident die Deutschen in Australien kennen gelernt hat, erklärt:

„Wenn auch die Australier so weit von Deutschland entfernt leben, daß sie keine dauernde und enge persönliche Fühlung haben können mit ihren teutonischen Vettern, so kennen und bewundern sie doch die ruhmreiche Geschichte des deutschen Volkes, und wir haben unter unseren Landsleuten zahlreiche Deutsche; diese haben durch ihre Charakterstärke, ihren ruhigen aber unbezähmbaren Fleiß, ihre häuslichen Tugenden und ihr soziales Ansehen großen Eindruck auf unser Volk gemacht. Wir sind der Überzeugung, daß die deutschen Ansiedler in Australien typische Vertreter des ganzen deutschen Volkes sind, und ich kann nur aufrichtig erklären, daß wir uns freuen würden, die Zahl unserer deutschen Ansiedler zu vermehren." Mit dieser Anerkennung deutscher Leistungen für Australien steht Reid unter den offiziellen hervorragenden Politikern des Landes keineswegs allein.

Vom August 1914 an hat sich das alles plötzlich vollkommen geändert. Trotz der in Australien in Friedenszeiten keineswegs allzu tief wurzelnden Liebe zu England hat der Kriegsausbruch ganz Australien zum fanatischen Anhänger des Kampfes für Englands Größe und Kultur gegen Deutschlands Barbarentum gemacht. Ein geeignetes Mittel dazu gewesen sind vor allem die australischen Zeitungen, die sowohl in materieller Beziehung wie im Nachrichtendienst in vollständiger Abhängigkeit von London sich befinden; sie müssen bringen, was ihnen von der Nachrichtenzentrale in

Digitized by Google

London übermittelt wird und dürfen nichts bringen, was dort nicht genehm ist. Alle Versuche selbst der in Australien mächtigen Arbeiterpartei, eigene unabhängige große Zeitungen ins Leben zu rufen, sind, nicht zuletzt aus finanziellen Gründen, gescheitert.

Die australische öffentliche Meinung gegen Deutschland einzunehmen, hat man aber von England aus seit langem mit Erfolg versucht. Besonders nach Abschluß seines Bündnisses mit Japan hielt es England für um so notwendiger, gegen Deutschland zu hetzen, als die Australier das englisch-japanische Bündnis höchst ungünstig betrachteten, weil sie gegen die gelbe Rasse aus Instinkt wie aus Überlegung eine unüberwindliche Abneigung besitzen und mit Recht voll Furcht nach Ostasien blicken, von wo zweifelsohne unaufhaltsam immer stärker die Gefahr einer Eroberung des fünften Erdteils heranrückt. Außer durch die bekannten englischen Märchenerzählungen von der verheerenden Wirkung des deutschen Militarismus hetzte man die Australier dadurch gegen Deutschland auf, daß man ihnen vorstellte, Deutschland erstrebe die Vorherrschaft in der Südsee, die England und seine Kolonien beanspruchen müßten. Der deutsche Kolonialbesitz in der Südsee konnte so dem ungemein ehrgeizigen Australien leicht verhaßt gemacht werden. Namentlich als Britisch-Neu-Guinea unter dem Namen Papualand zu einem Glied des australischen Bundes erklärt wurde, und hiermit die unmittelbare Nachbarschaft zwischen australischem und deutschem Besitztum in Neu-Guinea hergestellt worden war, nahm die Hetze gegen vermeintliche unberechtigte Ansprüche Deutschlands in der Südsee gelegentlich recht unangenehme Formen an.

Irmer, der frühere deutsche Generalkonsul in Sidney, gibt in seiner neuen Schrift „Völkerdämmerung im Stillen Ozean" der Meinung Ausdruck, wenn Australien in diesem Weltkrieg an die Seite Englands getreten sei, so habe die Entscheidung für diesen Schritt allein das natürliche staatliche Interesse veranlaßt, daß der australische Bund an der Eroberung von unserem Deutsch-Neu-Guinea hat. Er nennt es den ersten Akt der australischen Monroe-Doktrin, die alle politischen Parteien Australiens beherrscht.

Es war nicht schwer für Australien, den deutschen Kolonialbesitz auf Neu-Guinea wegzunehmen, da die Zahl der Deutschen dort selbst sich nur auf einige Dutzend bemißt und außer ganz wenigen eingeborenen Truppen

Digitized by Google

irgendwelcher militärischer Schutz nicht vorhanden war. Aber das hindert die Australier nicht, selbst bereits in Buchform über ihre hervorragenden Leistungen den Deutschen gegenüber zu berichten und sich gelegentlich in der rohesten und unwürdigsten Weise ihren Gefangenen gegenüber zu benehmen.

Der Traum eines australischen Südsee-Imperiums dünkt durch die Wegnahme von Deutsch-Neu-Guinea den Australiern verwirklicht; die gelbe Gefahr dürfte aber um so drohender sein, als keine großen Rechentalente dazu gehören, zu erkennen, wie schwach nach dem Krieg die Verteidigungskräfte Australiens gegen Japan sein werden. Ist an sich die australische Bevölkerung schon ungemein schwach, da sie auf einem Gebiet, welches $^4/_5$ Europas beträgt, noch keine 5 Millionen Menschen vereinigt, so sind die Verluste der australischen Streitkräfte in dem Weltkrieg ganz ungemein stark. Das ist um so schlimmer für das Land, als nach Friedensschluß die Auswanderung nach Australien noch viel schwächer sein dürfte, als in der Zeit vor dem Kriege, während der abnorm geringe natürliche Bevölkerungszuwachs in Australien kaum eine Erhöhung erfahren dürfte. Da wird die Kapitalarmut nach dem Krieg zufolge der starken Verschuldung besonders schwer hervortreten und es auch verhindern, daß die extreme sozialpolitische Gesetzgebung, die mich einst veranlaßt hat, in meinem Buche über Australien, dieses „das Land der sozialen Wunder" zu nennen, sicher zum Stillstand, vermutlich sogar zu einer Rückbildung führen wird.

Der jetzige Ministerpräsident Australiens, Hughes, befindet sich gegenwärtig in London und wird auch als Mitglied der englischen Vertretung an den Pariser Konferenzen teilnehmen. Er hat durch allerhand temperamentvolle Reden, die aber in seinem eigenen Land und in seiner eigenen Arbeiterpartei lebhaften Widerspruch gefunden haben, die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. Denn Hughes begnügt sich nicht damit, in die bekannten Schimpfereien gegen das deutsche Barbarentum einzustimmen und die Vernichtung des deutschen Handels zu predigen, seinen unbedingten Ausschluß aus Australien für alle Zeiten zu fordern, er begnügt sich nicht mit negativen Maßregeln, sondern er bekennt sich als unbedingter Anhänger eines viel festeren Zusammenschlusses des britischen Mutterlandes mit seinen Tochterstaaten. Hughes predigt vor allem den schutzzöllnerischen Zusammenschluß

Digitized by Google

aller britischen Besitzungen und verleugnet hiermit die Politik, welche die herrschende australische Arbeiterpartei bisher vertreten hat; denn die Handels- und Zollgesetzgebung Australiens hat bekanntlich auch auf englische Waren hohe Zölle gelegt, nur genoß England gegenüber den Zöllen, welche die übrigen Staaten bei Einfuhr zu zahlen hatten, einen gewissen Nachlaß. Das Gesetz des australischen Bundes zum Schutz australischer Industrien und zur Unterdrückung gefährlicher Monopole, durch das man eine direkte Förderung der Interessen von Arbeitern und Käufern, verbunden mit den der Bekämpfung der Kartelle dienenden Bestimmungen durchgeführt hat, richtet sich gegen Engländer genau sowie gegen Deutsche oder gegen Angehörige einer anderen Nation. Mit diesem Gesetz hat man versucht, den Ausschluß des von nichtaustralischen Unternehmern nach Australien erfolgenden Verkaufs von irgendwelchen Waren zu Preisen, welche keinen Gewinn übrig lassen, zu bewirken, um auf diese Weise den Wettbewerb zu beseitigen.

Nur das Gefühl der Beklemmung und Angst kann den australischen Arbeiterführer dazu veranlassen, im jetzigen Augenblick alles preisgeben zu wollen, was der australischen Arbeiterpartei seit jeher als unantastbarer Grundsatz galt: die gesamte innere wie äußere Politik danach einzurichten, wie der australische Arbeiter so viel als möglich verdienen könne und so wenig als möglich zu arbeiten brauche. Was der Ausschluß des deutschen Handels bedeutet, merken die Australier schon jetzt während des Krieges nach den Berichten ihrer eigenen Zeitungen deutlich: es fehlt an einer ganzen Reihe von Waren, die sie bisher für mehr oder weniger unentbehrlich ansahen und die ihnen auch Japan, das sich eifrigst bemüht, den deutschen Handel und die deutsche Schiffahrt zu ersetzen, nicht zu bieten vermag. Wogegen Hughes sich mit besonderer Erbitterung wendet ist die deutsche Vorherrschaft auf dem australischen Metallmarkt, die tatsächlich vorhanden gewesen ist. Nur durch eine Gesetzgebung, die gegen jedes Völkerrecht verstößt, hat man im zweiten Jahre des Krieges in Australien die Stellung Deutschlands auf dem australischen Markt zu beseitigen vermocht. Man hat einfach alle Verträge für nichtig erklärt, die mit Firmen bestehen, welche mittelbar oder unmittelbar durch feindliche Fremde, mögen sie naturalisiert sein oder nicht, geleitet werden. Des weiteren haben Mitglieder des australischen Abgeordnetenhauses und zwar durchweg leitende Industrielle und Landwirte, sich verpflichtet, nie

Digitized by Google

wieder deutsche Waren zu kaufen. Wie lange eine solche Gesetzgebung aufrecht erhalten werden kann, und wie lange man in Australien ohne deutsche Einfuhr auszukommen vermag oder geneigt ist, wird die Zukunft lehren.

Denn es ist durchaus nicht jenseits der Wahrscheinlichkeit, daß die Söhne des Mikado ohne Waffenstreich eines Tages als Herren von Australien auftreten werden, ohne daß England viel dagegen einwenden wird. Denn daß den Japanern irgendein Ventil geöffnet werden muß, weiß man in London so gut wie in New York, und die Engländer besitzen keine Kolonie, deren Bewohner sie weniger lieben, als Australien, kein Dominium, das stiefmütterlicher von ihnen behandelt wird, als der fünfte Erdteil. Aber auf den Handel mit Deutschland wird man in diesem Kontinent angewiesen sein, gleichviel ob er künftig zum britischen Reich gehört oder zu einer japanischen Kolonie wird. Denn es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß Australien sich in aller Ruhe auch für eine nichtenglische Zukunft vorbereitet.

Die Bedeutung des russisch-japanischen Staatsvertrages

Von Dr. Paul Ostwald

Wie die „Nitschi Nitschi" zu melden weiß, haben Rußland und Japan einen Staatsvertrag abgeschlossen, dem für die Zukunft der ostasiatischen Verhältnisse die größte Bedeutung beigemessen werden muß. Sollten die Vereinbarungen wahr sein — da sie aus der russenfreundlichen „Nitschi Nitschi" stammen, werden wir an den Hauptsachen wohl nicht zu zweifeln haben — so hat Japan es in ausgezeichneter Weise verstanden, die durch den Krieg geschaffene Notlage Rußlands zu benutzen, um sich seinerseits dieses ostasiatischen Gegners zu entledigen. Was ihm 1905 nur halb gelungen war, hat es dann jetzt voll erreicht sowohl in militärischer wie wirtschaftlicher Hinsicht.

Um die Hauptsache des Staatsvertrages mit wenigen Worten zu kennzeichnen, so bringt er Japan die völlige Auslieferung der Südmandschurei. Welchen ungeheuren wirtschaftlichen und politischen Wert die Südmandschurei für Japan hat, braucht hier nicht mehr erörtert zu werden. Seit seinem Siege über Rußland hat es nun systematisch daran gearbeitet,

Digitized by Google

sich in diesem Lande zum völligen Herrn zu machen. Sowohl in seinem Pachtgebiete Kwamg-tungr wie an der Strecke der südmandschurischen Bahn Dairen, Charbin mehrten sich von Jahr zu Jahr die japanischen Ansiedler und Unternehmungen. In den Städten Charbin, Mukden, Kirin, Niutschwang u. a. verdrängten japanische Banken, Filialen japanischer Geschäfte bald die russischen aus früherer Zeit. Mit dem regsten Eifer bemühten sich die Japaner auch darum, die Ausfuhr der mandschurischen Massenerzeugnisse, Bohnen, Kohle, Blei, Eisen, Kupfer u. a. ganz in ihre Hand zu bekommen. Sie verstanden es, den Hauptverkehr nach Dairen zu leiten und machten so Wladiwostok große Konkurrenz. Trotzdem sahen sie immer mit scheelen Augen auf diesen russischen Hafen. Nach dem von der „Nitschi Nitschi" verkündeten Staatsvertrag haben sie nun Wladiwostok nicht mehr zu fürchten. Rußland tritt an Japan die ostchinesische Bahn, Charbin—Wladiwostok, ab. Damit sind also die Hauptlinien der Mandschurei in japanischen Händen. Wladiwostok soll außerdem zu einem Handelshafen umgewandelt werden, es soll den Charakter eines militärischen Stützpunktes verlieren. Dem Namen nach bleibt Wladiwostok also russisch, aber unter diesen Bedingungen wird es in seinem Handelsverkehr bald japanisch werden. Vorgearbeitet haben die Japaner auch hier schon genug. Seit 1905 hat die Ansiedlung japanischer Handwerker und Unternehmer in Wladiwostok um ein Bedeutendes jährlich zugenommen. Da außerdem die Japaner in dem dritten Außenhafen der Mandschurei, in Niutschwang, die früher dort an erster Stelle stehenden Engländer schon vor dem Kriege überholt hatten, und jetzt während des Krieges erst recht die Lage zu ihren Gunsten werden ausgenutzt haben, so muß man sagen, daß der neue Staatsvertrag Japan die Südmandschurei völlig in wirtschaftlicher Beziehung überliefert.

Mit der Übernahme der chinesischen Bahnstrecke Charbin—Wladiwostok verliert Japan in Rußland aber auch seinen militärischen Gegner. Rußland kann nicht mehr seine Truppen in der Mandschurei aufmarschieren lassen, wie es will. Mit der Bahn fällt auch die militärische Bedeutung Wladiwostoks und anderer Stützpunkte. Wenn Rußland sich also verpflichtet, alle militärischen Stützpunkte in Ostasien aufzuheben, so ist das nichts Besonderes mehr, wenn es auf die Bahn Charbin—Wladiwostok verzichtet hat.

Digitized by Google

Wichtig ist dann aber weiter, daß Japan sich zum alleinigen Schützer der Integrität Chinas aufwirft und Rußland dann verpflichtet, ihm beizustehen, falls eine dritte Macht eingreifen will. Wer die „dritte Macht" nur sein kann, ist allen durchsichtig: England. In London hat man nach der Bekanntmachung der 21 japanischen Forderungen an China vor einem Jahr am lautesten geschrien, in London will man nicht davon ablassen, daß der Yangtse Englands Domäne sei u. a. m. Damit hätten wir dann aber in der Tat ein russisch-japanisches Bündnis mit der Spitze gegen England.

Diese Wendung der Dinge in Ostasien wäre für uns nicht ungünstig, denn sie bedeutet auch eine Schlappe Englands. Für England würden sich dadurch am Stillen Ozean und am Indischen Ozean wieder die alten Gefahren erneuern. Denn ein russisch-japanisches Bündnis bedroht Englands Stellung nicht nur in China, sondern auch in Indien. An den Indischen Ozean zu kommen, ist ja nicht nur die Sehnsucht Rußlands, sondern bekanntlich auch Japans. Was Rußland in Ostasien verliert, hofft es vielleicht am Indischen Ozean sich zu holen, und Japan würde ihm gegen England dort gern Beistand leisten.

Notizen

England

„Die letzte Kohlenverordnung der englischen Regierung beweist, daß man in London sich noch nicht vollständig als Herr über die Meere fühlt, und wie wenig man die Souveränität der neutralen Staaten achtet", meint — nicht die „Deutsche Tageszeitung", sondern das „Sydswenska Dagbladet".

Australien und das Mutterland. „Morning Post" meldet: „Australien ist entschlossen, den deutschen Krebs auszuschneiden. Die Kaiserliche Regierung wird gut tun, sich den Ernst des australischen Entschlusses vorzuhalten. Es besteht anscheinend eine Meinungsverschiedenheit zwischen der australischen Regierung und der des Mutterlandes. Erstere wünscht die deutschen Handelsinteressen zu zerstören, letztere sie zu schützen." — Vorbereitungen für den Zusammenschluß der englischen Kolonien mit dem Mutterlande!

„Das Budget hätte zur Aufrichtung unserer wirtschaftlichen und industriellen Unabhängigkeit dienen, Mutterland und Kolonien enger verknüpfen können. Aber nichts dergleichen geschah", sagte dieselbe „Morning Post" einige Tage zuvor!

England und Japan. Graf Okuma, Premierminister von Japan, erklärte dem Korrespondenten von Reuters Bureau, jede Behauptung, daß Japans Freund-

Digitized by Google

schaft für England unaufrichtig oder daß es dem Vertrage untreu sei, für durchaus falsch. „Es ist wahr, daß ein Teil der japanischen Presse kürzlich einen antibritischen Standpunkt einnahm. Es wurde mir empfohlen, mit diesen Blättern streng zu verfahren, doch ich war immer ein Anhänger der absoluten Freiheit der Presse. Ich behaupte bestimmt, ohne erfolgreichen Widerspruch zu fürchten, daß Japan seinen Verbündeten gegenüber loyal, gegen England freundschaftlich und gegen alle ihre Unternehmungen treu gesinnt ist. Wir — England und Japan, Rußland, Frankreich, Italien und alle die andern — müssen zusammenhalten, um unseren gemeinsamen Feind Deutschland zu vernichten." Daß Okuma dies alles besonders ausdrücklich und durch Reuter versichern muß!

Englisches Urteil über Polen. „Deutschland behandelt Polen gut, weit besser als seine eigenen polnischen Provinzen, und besser als Rußland sie behandelt hat. Schulen und Universität mit voller Freiheit im Gebrauch der Muttersprache sind eröffnet, und bei der Lebensmittelverteilung tut es, selbst nach dem Urteil deutschfeindlicher Polen, soviel ihm seine eigene Knappheit an Lebensmitteln irgend ermöglicht." Darum rät man, „es wäre ein Augenblick, in dem ein spontaner Ausdruck der Fürsorge der Alliierten für Polen von hohem Werte sein würde. Die Aussicht auf die Herstellung eines ganz vereinigten Polen, mit formellem Versprechen auch seitens der Alliierten, könnte in diesen Zeiten den Polen unschätzbaren Vorteil bieten." Rußland hat dem englischen Wink gehorcht, indem es das Absingen der drei polnischen Hymnen wieder erlaubt, auf dem sonst die Verbannung stand. Ob die Polen, die es schon nach der Proklamation des polenfreundlichen Nikolajewitsch konnten, nun merken, wo ihre Freunde sind?

Englischer Schmuck. „Die in London ansässige bekannte indische Hofjuwelierfirma Hamilton & Co. veröffentlicht in „Capital" und anderen Zeitschriften die Abbildung der gefährlichsten Waffen der Gorkhas, den sogenannten „Kukri"-Dolch, in Form eines goldenen Schmuckes, welchen die Damen der englischen Gesellschaft offensichtlich als Symbol des Hasses tragen, und der den Eingeborenen zum Ansporn im Gebrauch dieser nur unter den rohen Gebirgsstämmen Indiens gehandhabten Mordwaffe dienen soll." — Also kämpfen jetzt in England auch die Damen für die „Zivilisation"?

Russische Kontraste

1. „Ministerpräsident Stürmer hat im Senat darauf hingewiesen, daß die Gouverneure mit Gesuchen der deutschen Kolonisten überhäuft sind, sie aus den Listen der Personen zu streichen, deren Besitz einer Liquidation unterliegt. Die Gesuche würden damit begründet, daß die Kinder der Kolonisten zum Teil im Kriege gefallen sind, zum Teil im Kampfe ausgezeichnet wurden."

„In Kostroma sind 1600 deutsche Kolonisten, die aus dem Wolhynischen Gouvernement ausgesiedelt worden sind, eingetroffen. Ihre Ansiedelung in Kostroma bereitet unüberwindliche Schwierigkeiten, da weder freie Wohnungen vorhanden sind, noch der Vorrat an Lebensmitteln ausreicht. Der Gouverneur hat bekannt

Digitized by Google

gegeben, daß er von einer Ansiedelung der nach Kostroma geschickten Kolonisten unter solchen Umständen Abstand nehmen muß". — Verdienst und Entgelt.

2. „Nach einem neuen Gesetzentwurf wird im ganzen Reich am Montag, Mittwoch und Freitag der Fleischverkauf verboten."

„Am 11. April hatte das Petersburger Publikum Gelegenheit, an einer der belebtesten Straßenkreuzungen einen Trupp österreichischer und preußischer Gefangener unter verstärkter Bewachung zu sehen. Die gefangenen Deutschen sahen infolge der deutschen Ernährung ausgehungert aus und freuten sich sichtlich, in Gefangenschaft geraten zu sein."

Wohl weil man für sie das Fleisch aufgespart hat, das man an den fleischlosen Tagen der Bevölkerung entzieht?

3. Verschiedene Neutrale haben mehrere deutsche Gefangenlager besucht und sind zu der Entdeckung gekommen, daß die Behandlung der Gefangenen in Deutschland außerordentlich gut sei und also die englische und französische Presse Unwahrheiten verbreite. Unter diesen Neutralen war auch ein norwegischer Professor namens „Yanshen", der zusammen mit einem dänischen Arzt und einem Schweden ein Gefangenlager eingehend besichtigt und einen ausführlichen Bericht darüber in einer Zeitung Christianias gegeben hat. Sein Gesamturteil geht dahin, daß die deutschen Gefangenlager mustergültig eingerichtet sind — denn wenn man eins von ihnen gesehen habe, kenne man sie alle — und die Gefangenen in jeder Beziehung sehr gut behandelt werden, — schreibt die chinesische Zeitung „Asia-jih-pao" am 7. März.

„Das Leben der Gefangenen ist sehr schwer, besonders das der russischen, die hungern und frieren und nicht so unterstützt werden wie die Gefangenen der verbündeten Staaten von ihren Heimatgenossen. Die russischen Schweine werden besser gefüttert als die Gefangenen in Deutschland, die in schmutzigen Baracken, welche nie gereinigt werden, leben müssen. Die Behandlung der Gefangenen ist roh, selbst Verwundete werden an Pflöcke gebunden, Disziplin ist sicher in jedem Gefängnis weniger streng, alle müssen arbeiten, und die Lage in fast allen Lagern ist gleich schwer. Alle Mißerfolge der Deutschen an der Front werden durch Repressalien an den Gefangenen ausgelassen." „Als russische Ärzte eine Desinfektion der Gefangenen verlangten, wurden die Gefangenen gezwungen, sich im Freien bei Frost und Wind zu entkleiden, worauf ihnen bedeutet wurde, daß dies die Desinfektion sei. Die Gefangenen mußten auf dem Fußboden schlafen, wurden kümmerlich ernährt und von deutschen Ärzten mit Stöcken geprügelt," — schreiben russische Zeitungen.

Frankreich

Das ewige Bündnis. „Mit dem Sieg der Waffen wird die Liga des Rechts ihre Aufgaben nicht erfüllt haben. Die Gefühle der Solidarität und gegenseitiger Hingabe an ein höheres Ideal, die während dieser schmerzlichen Periode zwanzigmonatigen Krieges sich befestigt haben, werden dazu beitragen, den Schutz der Zukunft vorzubereiten. Die zwischen den Verbündeten am Vorabend der Pariser

Digitized by Google

Wirtschaftskonferenz ausgetauschten Besuche werden nicht verfehlen, dieses Resultat herbeizuführen." Wie peinlich den Franzosen solche Worte werden mögen, wenn die Zeit kommt, wo die Engländer sie aus dem gemeinsamen „höheren Ideal" erst einmal zur Wirklichkeit rufen!

Französische Phantasie. Der „Gaulois" bringt die Photographie einer Bauernwiege mit der Aufschrift: „Wiege aus Holz, mit französischem Blute gefärbt, von der Kronprinzenarmee der Enkelin des Kaisers überreicht." Wer ist mehr blamiert: der Träger einer solchen blutrünstigen Räuberromanphantasie oder der, dem sie gilt?

Italien

Griechenland und Italien. Ein deutscher Kaufmann schreibt uns aus Griechenland: „Wiederholt bin ich gefragt worden, weshalb Griechenland dem so scharfen Druck unserer Feinde nicht nachgibt und wenigstens Bulgarien und der Türkei den Krieg erklärt. Trotz der vom König gegen uns gehegten freundschaftlichen Gesinnungen wäre Griechenland diesem Druck wohl erlegen, wenn nicht folgende Gründe gegen eine Beteiligung am Kriege gegen die Zentralmächte sprächen:

1. die Türkei ist für jeden Griechen der Erbteil; jeder Grieche hofft auf ihren baldigen Verfall und darauf, daß Griechenland dann die Erbschaft in Konstantinopel, am Bosporus und an den Dardanellen antritt. Konstantinopel hat eine größere griechische Einwohnerzahl als Athen. Nach den amtlichen Erklärungen der englischen, französischen und russischen Staatsmänner hatte der Angriff auf die Dardanellen für Rußland den Zweck, die Herrschaft am Bosporus, dem Marmarameer und den Dardanellen zu erobern. Daß sich hierfür kein Grieche begeistern kann, liegt auf der Hand, und als Nachbar zieht jeder Grieche den Türken, aus uns allen verständlichen Gründen, dem Russen vor.

2. Seit dem Mai 1915 hat sich Italien unseren Feinden zugesellt, Italien hat aber seit dem italienisch-türkischen Krieg das Dodekanes besetzt. Obwohl es in dem Vertrage von Lausanne das feste Versprechen gegeben hat, diese 12 Inseln wieder zu räumen, hat Italien wiederholt die Absicht ausgesprochen, das Dodekanes zu behalten, wie auch England und Frankreich Italien dessen Besitz als einen der Preise für die Teilnahme am Kriege gegen Österreich zusicherte. Diese Inseln sind fast ausschließlich von Griechen bewohnt, die sich nach der Vereinigung mit dem Mutterlande sehnen, und man hört alle Tage größere Schmähungen gegen Italien als gegen den Erbfeind, den Türken.

3. Wiederholt ist berichtet worden, daß von unseren Feinden Italien, als Preis für seine Teilnahme am Kriege gegen uns bedeutende Bezirke Kleinasiens, namentlich das Villajet Smyrna, zugesichert worden sind, die von einem großen Prozentsatz Griechen — etwa 5 Millionen — bewohnt sind, die von denselben Wünschen, derselben Sehnsucht beseelt wird, wie die Griechen des Dodekanes. Mir sagte unlängst eine maßgebende Persönlichkeit von Mytilene, daß ein aufrichtiges Einvernehmen mit der Türkei solange nicht möglich sei, solange drüben (in Kleinasien) 5 Millionen Griechen unter türkischer Herrschaft schmachteten.

Digitized by Google

Und nun soll sich Griechenland für den Vierverband erwärmen, der diese Bezirke Kleinasiens und das Dodekanes Italien verspricht? Griechenland soll sich dafür opfern, daß für Italien alter griechischer Boden, der eine Jahrtausende alte griechische Geschichte hat, erkämpft werde?! Dazu kommt noch der Zusammenstoß Griechenlands mit Italien in Nordepirus, wo ebenfalls Italien Griechenland alten griechischen Boden mit griechischer Bevölkerung streitend macht.

Alles das weiß aber die so stark in Griechenland verbreitete Presse als ganz harmlos hinzustellen. Griechische Geschichte geht vielen Griechen nur in französischer Färbung zu, und es gehören wirklich beherzte Männer, wie der soeben verstorbene Ministerpräsident Theotokis, dazu, um gegen diesen Strom zu schwimmen.

Amerika

Amerikanische Kriegsstimmung. „Wieviel Menschen in den Vereinigten Staaten für einen Bruch mit Deutschland sind, der nach Graf Bernstorffs Meinung gleichbedeutend mit einem Kriege wäre, kann man nicht wissen, aber wie viele oder wie wenige es auch seien, sie sollten sich alle über die möglichen Folgen klar werden: Die Lasten der Kriegskosten, die Verwirrung und Verhetzung amerikanischer Bürger untereinander, fortwährende Aufstände in New York, Cincinnati, Cleveland, Milwaukee, Chicago und St. Louis, wo deutsche Sympathien vorherrschen, die Zerstörung des Panamakanals, die Zerstörung so vieler öffentlicher Bauten, deutsche U-Bootangriffe auf unsere Küsten, eure Söhne und Brüder im Schützengraben in Frankreich und Flandern — alle diese Folgen sind von einem Bruche mit Deutschland zu erwarten," meint eine amerikanische Zeitung am 31. 3.

Der Friede

Deutschlands Zertrümmerung. „Man schafft ein Volk von 70 Millionen nicht durch eine Handbewegung aus Europa hinaus. Niemand denkt daran, Deutschland zu vernichten." So der — „Temps", mitten in Tiraden über den bösen deutschen Militarismus und Imperialismus. Welche neuen Töne entlockt Asquiths Rede der Presse seiner Verbündeten!

Italien über die Kriegsziele der Entente. Die „Tribuna" gibt Asquith hauptsächlich in folgendem recht: „Die Verbündeten wollen die Integrität und nationale Freiheit Deutschlands nicht antasten, sondern einzig und allein die Möglichkeit verringern, daß Deutschland durch das Übergewicht seines Militarismus die Integrität und nationale Freiheit der andern bedroht."

Auch bei der Besprechung der Pariser Wirtschaftskonferenz erklingen solche milderen Töne:

„Von der Paralysierung oder wenigstens der teilweisen Paralysierung der deutschen Volkswirtschaft hängt der Frieden der Welt für die nächsten zwei oder drei Generationen ab. Niemand denkt daran, Deutschland und Österreich bis zu dem Grade zu verarmen, daß ihnen eine angemessene nationale Existenz unmöglich sein wird, aber alle Alliierten beabsichtigen, diese beiden Reiche daran zu hindern,

Digitized by Google

daß sie genügend Geld finden, um nach dem Frieden mit neuer Kraft die Rüstungen fortzusetzen, und es ist deshalb notwendig, daß es in der Folge für die Zentralmächte unmöglich ist, ihre ungeheuren Kreditreserven wieder zu rekonstituieren, auf welche sie sich bei Beginn der Feindseligkeiten stützen konnten und die, wenn nicht alles täuscht, bei Friedensschluß erschöpft sein werden." — Wie verträgt sich das mit der Gewißheit von Deutschlands „Zertrümmerung"? Und welche symptomatische Bedeutung hat es als Meinung des Vierverbands, in dem Italien so gern die Rolle des vorzeitigen Ausplauderers spielt?

Elsaß-Lothringen und Armenien. Elsaß-Lothringen soll nicht mehr allein stehen. Mit ihm soll Armenien auferstehen: „Das befreite Elsaß-Lothringen wird bald mit uns das befreite Armenien feiern," meint „Officiel". Wie gut es sich doch ausnimmt, mit dem Anschein der Teilnahme am Unglück anderer den eigenen Vorteil zu markieren!

Belgische Annexionisten. Frankreichs pathologisch hartnäckige Hoffnung auf die Wiederherstellung Elsaß-Lothringens hat nun auch die Belgier angesteckt. Es gibt unter ihnen richtige Imperialisten, so einen Redakteur des „XX. Siècle", der schreibt:

„Lassen Sie mich heute die Gründe auseinandersetzen, die meiner Ansicht nach die Vergrößerung meines Landes nach Osten zu fordern: Belgien hat auch sein Elsaß-Lothringen, das ist das Großherzogtum Luxemburg, das im Jahre 1815 durch Preußens Intrigen theoretisch von unseren Provinzen getrennt wurde, nach einer Vereinigung, die mehr als vier Jahrhunderte gedauert hatte; seitdem ist es dem deutschen Staatenbund einverleibt und zum vorübergehenden Nutzen des Königs von Holland 1839 dem Mutterland entrissen. Das Herz des ganzen Landes ist belgisch geblieben. Sein Besitz ist aus militärischen Gründen unerläßlich. Je mehr die belgische Grenze sich dem Rhein nähert, um so leichter ist die Verteidigung Frankreichs und Europas. Aachen ist für Belgien unentbehrlich. Der Wunsch der Belgier ist: Gebietszuwachs soviel als möglich, Deutsche sowenig als möglich. Die Schwierigkeiten eines Gebietserwerbes sind nicht so groß, wie man glaubt, müssen auch gegenüber den Forderungen der Sicherheit zurücktreten. Durch den Erwerb deutschen Landes ist keine Stärkung der germanischen Elemente nnd der Klerikalen in Belgien zu befürchten und keine Schwächung der Wallonen. Flandern ist gar nicht germanisch, es braucht französische Kultur und weiß das."

Imperialismus und geistiger Hochmut nach innen und außen, gegenüber den Flamen und dem Nachbarstaate, welch groteskes Mißverhältnis zwischen solcher Anmaßung und der Wirklichkeit!

Die Vernichtung der deutschen Landwirtschaft. Einer der Hauptpunkte, die dem besiegten Deutschland von seinen Siegern zudiktiert werden, ist die Schaffung von Bedingungen, die die Ernährung Deutschlands endgültig unter die Abhängigkeit der ausländischen Zufuhr stellen. Dies ist, meint die „Nowoje Wremja", eines der wirksamsten Mittel gegen die Möglichkeit einer aggressiven Politik Deutschlands in der Zukunft. — Wie plump, unter solcher Menschenfreundlichkeit den

Digitized by Google

Pferdefuß so in die Augen springen zu lassen. Wäre es nicht vorsichtiger gewesen, solche politische Ausblicke in die Presse des englischen Bruders zu lancieren, der wenigstens nicht an der Unterbringung seines Getreides in Deutschland interessiert ist? Wie konnte die Entente bei ihrer Meisterschaft im Dirigieren der Presse so entgleisen!

Handelspolitik der Entente nach dem Kriege. Professor Luiggi sagte (nach dem Bericht der „Times" vom 5. April) in Rom:

„Wenn Italien wirtschaftlich von der Herrschaft der Zentralmächte freikommen soll, müssen große Anstrengungen gemacht werden, da es den größten Teil seines Bedarfs, außer Kohle, von ihnen bezog. England und Frankreich könnten Italien besser bedienen und seine Artikel besser verwerten, man habe dort aber bisher Italien als Handelssphäre zu wenig beachtet. Um der deutschen Konkurrenz nach dem Kriege siegreich zu begegnen, müßte vor allem der Bankverkehr gehoben und ferner ein direkter Eisenbahnverkehr mit England durch eine Fährenverbindung zwischen England und Frankreich hergestellt werden; Post- und Telegraphengebühren sollten ermäßigt und in England das metrische und Dezimalsystem eingeführt werden, hauptsächlich aber müsse die heimische Produktion gehoben werden." Vor allem die „Hebung des Bankverkehrs" wird England angenehm in die Ohren klingen!

Literatur

Otto Jöhlinger, Weltwirtschaftliche Ursachen des Krieges. 1916, Verlag Dietrich Reimer. Preis 50 Pfg.

Diese soeben erschienene wertvolle Schrift behandelt in gemeinverständlicher Weise die weltwirtschaftlichen Ursachen des Krieges. Jöhlinger sieht sie, wie es der Verlauf des Krieges immer mehr bestätigt, unter dem besonderen Gesichtswinkel des „Sichmessens zweier Giganten, die zum ersten Male die Kraftprobe zu bestehen haben. Hie London, hie Berlin!" In der Tat sind, sieht man von dem besonderen politischen Kriegsgrund, dem Kampf um Konstantinopel, der einen russischen Hintergrund hat, ab, die allgemeinen Ursachen des Krieges allgemein weltwirtschaftlicher Natur, die durch den wirtschaftlichen Aufschwung Deutschlands, den England in der zwölften Stunde zu hemmen versuchte, hervorgerufen wurden. Wie sehr dieser deutsch-englische Konkurrenzkampf als Kriegsursache ausschlaggebend ist, dafür bringt Jöhlinger eine Reihe von charakteristischen Gegenüberstellungen, von denen wir folgende herausgreifen: Der Anteil Deutschlands am gesamten Außenhandel der Welt stieg von 10,8 % im Jahre 1892 auf 12,9 % im Jahre 1912; dagegen ging in der gleichen Zeit der englische Außenhandel von 20,9 % auf 16,6 % zurück (Frankreich von 11,2 % auf 9 %). Im einzelnen stieg z. B. die Ausfuhr von Fabrikaten in England 1893 bis 1913 um 121 %, in Deutschland dagegen um 239 %. In der gleichen Zeit stiegen die Eisenbahneinnahmen in England um 49 %, in Deutschland um

Digitized by Google

141 %, die Zahl der Einwohner in England um 20 %, die Deutschlands dagegen um 32 %. Diese wenigen Daten beweisen den ungeheuren wirtschaftlichen Aufschwung Deutschlands in den letzten Jahren. Die Schrift ist daher ganz besonders geeignet, den breiten Schichten des Volkes ein Bild von der wirtschaftlichen Widerstandsfähigkeit Deutschlands in dem jetzigen Kampfe zu geben und das Vertrauen auf den endgültigen Sieg zu stärken.

Dr. rer. pol. Carl Anton Schaefer

Englands Handelskrieg und die chemische Industrie. Von Professor Dr. A. Hesse und Professor Dr. H. Großmann, Berlin. Verlag Ferdinand Enke, Stuttgart.

Es ist ein recht verdienstvolles Werk der beiden Verfasser, das Material über den englischen Handelskrieg gegen die chemische Industrie zusammengestellt zu haben. Denn das, was gegenwärtig in der englischen Presse und namentlich in der Fachpresse über die chemische Industrie veröffentlicht wird, bietet sehr interessante Einblicke einerseits in die englische Industrie selbst und andererseits in die Leistungsfähigkeit des deutschen Gewerbes. Davon legen die Aussagen britischer Chemiker ein wertvolles Zeugnis ab. Die Verfasser zeigen zunächst, mit welchen industriellen Erwartungen England in den Weltkrieg eingetreten ist und wie es gehofft hat, bald alles an sich zu reißen, was früher die deutsche Industrie geliefert hat. Aber schon nach wenigen Monaten haben die Engländer eingesehen, daß sie hier von ganz falschen Voraussetzungen ausgegangen sind und daß eine Verdrängung Deutschlands vom englischen Markt, gerade in der chemischen Industrie, ein Ding der Unmöglichkeit ist. Neben einigen sehr oberflächlichen Aufsätzen von Engländern bringt das Buch auch recht vernünftige britische Ansichten, die zugeben, daß man die gewaltigen deutschen Fortschritte anerkennen müsse und daß die Schwierigkeiten, Deutschland zu verdrängen, von den Engländern zu sehr unterschätzt worden sind. Allgemein wird der Rückstand der englischen Industrie gegenüber der deutschen zugegeben, und bemerkenswert ist der Ausspruch eines Engländers, „daß sie auf dem besten Wege seien, von den Deutschen geschlagen zu werden". Die Gründe, welche von englischer Seite für die Rückständigkeit angegeben werden, sind sehr interessant. Es wird vor allem betont, daß es an einer gründlichen Kenntnis für die Bedürfnisse der Industrie im allgemeinen und der chemischen Industrie im besonderen fehlt. Man hat zwar neuerdings Versuche gemacht, sich von der deutschen chemischen Industrie zu emanzipieren und leider sind hierbei auch deutsche Chemiker tätig. Aber die Verfasser stehen mit Recht auf dem Standpunkt, daß den Bestrebungen ein praktischer Wert nicht beizumessen ist; sie können sehr richtig auf die Äußerung des „Economist" hinweisen, „daß Deutschlands Verlust nicht Englands Gewinn ist, sondern auch Englands Verlust". Diese Auffassung spiegelt sich in zahlreichen Aufsätzen wider, namentlich, wenn resigniert zugegeben wird, daß die Wissenschaft in Deutschland eine ganz andere Rolle spiele als in England und daß vor allem

Digitized by Google

der praktische Einfluß des wissenschaftlich gebildeten Chemikers auf die britische Industrie oft verschwindend ist, während er in Deutschland dominiert. Das Buch bildet eine wertvolle Materialsammlung für jeden, der sich mit dem Problem der Verdrängung des deutschen Handels in England befassen will, und es wäre zu wünschen, wenn auch auf anderen Gebieten ähnliche Sammlungen veröffentlicht würden.

Otto Jöhlinger

Per Hallström, „Der Volksfeind". Vier zeitpolitische Aufsätze. München 1916, Verlag F. Bruckmann, A.-G. Preis M. 2.—.

Per Hallström, der große schwedische Dichter, beschäftigt sich in vier Aufsätzen mit der Politik unserer Zeit. Zuerst betrachtet er die Politik Englands. „Hier sehen wir die ärgsten Fehler des engl.ischen Charakters beisammen, die Härte des Reichtums, den wehleidigen Egoismus des Verwöhnten und die Überhebung des Respektablen. Von diesem brutalen Falle, den man vergessen möchte, wenn man es könnte, gehen die Nuancen bis zu den Normalmaßen der nationalen Verwirrung. Man hätte allen Grund, dem großen englischen Volke eine baldige Besserung von der intellektuellen und moralischen Krankheit zu wünschen, die seine Züge verändert — und wahrlich nicht verschönert — hat."

Frankreich gegenüber warnt er vor der Überschätzung, die man diesem „Liebling der Welt" gern entgegenbringt und bei der man die Wahrhaftigkeit des Urteils sich selbst trübt. Schließlich urteilt er über das Phänomen, das die Haltung der neutralen Welt Deutschland gegenüber darstellt. Er findet den Grund für die Zurückhaltung der Neutralen darin, daß Deutschland wirklich stark war, und sich nicht um Popularität scherte, darin, daß es sich offen zu seinem sonnenklaren Recht bekannte, zu den Mächtigen dieser Erde zu gehören. Auch noch aus einem anderen Grunde. „Die Schule, die Preußen durchmachen mußte, um Deutschland neu zu schaffen, war so hart und streng, daß sie Male hinterließ. Das Gepräge, das Deutschland auf solche Art bekam und in seiner fortdauernd schwierigen Lage beibehalten mußte, konnte nicht das der Liebenswürdigkeit sein, wenn wir darunter weiche Verbindlichkeit und geschmeidige Anmut verstehen.

Wer ruhig außerhalb steht, muß sehen können, daß es sich hier um das Leben und Glück mehrerer Staaten handelte, darunter eines, der seine Einheit teurer erkauft hat, als irgendein anderer und seinen Platz mit dem höchsten Recht zu verteidigen hatte, dem Recht der großen Vergangenheit und der großen verheißungsvollen Zukunft."

Hallström sieht den deutschen Charakter am reinsten verkörpert in dem großen Friedrich. „Er war nicht nur der Kriegsheld, dem das Schicksal gebot, die Schlachten zu schlagen, die geschlagen werden mußten, und das zu wagen, was kein anderer gewagt hätte, er war nicht nur der Typus des deutschen Heroismus in seiner streitbaren Unüberwindlichkeit. Bei ihm wie bei der Nation, die er vertrat und umgestaltete, war der tragende Grund die moralische Stärke, die in der bedingungslosen Annahme der Pflicht liegt, was es auch

Digitized by Google

gelten mag, Kriegshandwerk oder friedliche Kulturarbeit."

Derart ist der Geist, aus dem Hallström das Verhältnis Deutschlands zu seinen Gegnern beurteilt. Bei einem Dichter kann es nicht wunder nehmen, daß sein Urteil im wesentlichen auf die rein geistige Haltung beschränkt bleibt, man sieht aber aus den wenigen Proben, wie fruchtbar und anregend eine solche Betrachtungsweise ist, wie sachlich und gerecht Hallström Deutschland und seinen Gegnern gegenübersteht, um aus ihrem Wesen und Wirken „die Summe ihrer Existenz zu ziehen".

Dr. med. H. Paull, Die neue Familie. Ein Beitrag zum Bevölkerungsproblem. Der Deutsche Krieg. Siebzigstes Heft Stuttgart-Berlin.

Der Verfasser schildert in den schwärzesten Farben den Geburtenrückgang und seine Folgen und malt ein schauriges Bild der französischen Zustände und der fruchtlosen Versuche der Regierung zu helfen. Der Grund des Geburtenrückgangs in Deutschland sieht er einerseits in dem Verfall der monogamen Ehe, andererseits in der Verschlechterung, die die materielle Lage der Familie durch zunehmende Kinderzahl erleidet. Ob die Heiligkeit der Ehe sich durch die geforderten Gesetze wiederherstellen läßt, ist zweifelhaft, selbst wenn dem Ehemann die übertriebene Vorzugsstellung im Staatsleben eingeräumt wird, die der Verfasser für ihn verlangt.

Sehr glücklich erscheint dagegen der Gedanke, die wirtschaftliche Schädigung, die der Familie aus reichem Kindersegen erwächst, auf dem Wege der Versicherung aufzuheben, und sehr berechtigt die Forderung, daß die Lasten dieser Versicherung von allen Staatsbürgern gemeinsam getragen werden. Der ausführliche Plan einer deutschen Familienversicherung, den der Verfasser entwirft, wird allerdings im einzelnen manchen Widerspruch wachrufen, und und es ist unwahrscheinlich, daß in der vorgeschlagenen Form tatsächlich ein voller Ausgleich der wirtschaftlichen Nachteile des reichen Kindersegens erreicht wird. Es scheint auch, als ob dem Verfasser fast mehr darum zu tun wäre, das Familienband, das die Ehe knüpft, deren bindende Kraft zu erlahmen scheint, durch die materielle Unterlage eines Familienbesitzes neu zu festigen.

Dr. phil. Paul Hermberg.

Dritte deutsche Kriegsanleihe

Die Zwischenscheine für die 5 % Schuldverschreibungen des Deutschen Reiches (dritte Kriegsanleihe) können vom 1. Mai d. J. ab in die endgültigen Stücke mit Zinsscheinen bei der „Umtauschstelle für die Kriegsanleihen", Berlin W 8, Behrenstraße 22, sowie durch sämtliche Reichsbankstellen bis zum 22. August d. J. kostenfrei umgetauscht werden. (Vergleiche Mitteilung im Anzeigenteil!)

Verantwortlich: Für den redaktionellen Teil Oberleutnant a. D. Franz Kolbe, Berlin W 50, Augsburgerstr. 74 II. Für Anzeigen Gustav Kiepenheuer, Weimar. Verlag Gustav Kiepenheuer Weimar
Gedruckt in der Hof-Buch- und -Steindruckerei Dietsch & Brückner in Weimar.

Digitized by Google

Zeitschriften

Deutsche Politik

Wochenschrift für Welt- und Kultur-Politik

Herausgeber

Ernst Jäckh • Paul Rohrbach • Philipp Stein

Inhalt:

Jäckh, Das türkische Kriegsziel 865
Wertheimer, Amerika und die japanische Gefahr . . 869
Misch, Vom Geist und Gang des Krieges 876
Jöhlinger, Die Frachtraumkrisis in England 887
Notizen 895
Literatur 902

Preis 30 Pfennig

1. Jahrgang | 12. Mai 1916 | Heft 20

Digitized by Google

Rottweiler Jagdpatronen

Rottweiler rauchloses Scheibenpulver „P" für Bleigeschosse

Vereinigte Köln-Rottweiler Pulverfabriken Berlin NW 7

Digitized by Google

1. Jahrgang • 12. Mai 1916 • Heft 20

Deutsche Politik

Wochenschrift für deutsche Welt- und Kulturpolitik

Herausgeber:

Ernst Jäckh • Paul Rohrbach • Philipp Stein

Das türkische Kriegsziel

Von Professor Dr. E. Jäckh

Der „Balkanzug", der in gerader, sicherer Linie Berlin mit Konstantinopel verbindet, ist die lebensvolle Bestätigung der Vierbundseinheit als des politischen Gewinns des Weltkrieges. Die Zahl der Deutschen, die im Krieg nach Konstantinopel kommen, ist größer als sie je im Frieden war. Dreierlei soll darum jeder wissen, der unsere türkischen Freunde besucht:

Einmal: Die alte Türkei hat ganze 32 Jahre lang (von 1876 bis 1908) einen Sultan ertragen müssen, der nicht nur nichts entwickelt, sondern alles geradezu verwüstet hat. Während der gleichen Zeit, in der Europa und besonders Deutschland durch eine planmäßige Organisation der Arbeit und durch zielbewußte Ausnutzung aller technischen Erfindungen und Fortschritte eine in der Weltgeschichte noch nie dagewesene Entwicklung gesteigert hat, hat Sultan Abdul Hamid durch eine chinesische Mauer sein Land und Volk abgesperrt und zurückgehalten und Verfall und Verwesung förmlich gezüchtet. Keine Kluft konnte größer werden und sein, als die zwischen dem vorwärts stürmenden Europa und der rückwärts gezwungenen Türkei. Dieser superlative Gegensatz einer ganzen Generation in einem höchsten Höhepunkt und einem tiefsten Tiefpunkt muß klar gegenwärtig bleiben.

Sodann: Die junge Türkei hat erst 7 Jahre lang eine Neuordnung versuchen dürfen — aber nicht etwa durch eine ehrliche Hilfe Europas gefördert, sondern nochmals durch den feindseligen Widerstand von vier Großmächten und von vier Nachbarmächten gehemmt und geschädigt: durch

Digitized by Google

Rußland, England, Frankreich und Italien ebenso wie durch Bulgarien, Serbien, Griechenland und Montenegro. Diese sieben Jahre der jungen Türkei bedeuten einen siebenjährigen Krieg in drei Weltteilen: in Europa zwei Feldzüge in Albanien und zwei Balkankriege gegen die vier Balkanmächte; in Afrika den Tripoliskrieg gegen Italien; und endlich in Asien: in Arabien gegen englische Aufrührerei, in Armenien gegen russische Eingriffe und im Libanon gegen französische Umtriebe. Zu dieser äußeren Bedrängnis an allen Ecken und Enden in drei Weltteilen kommen noch die inneren Krisen der Umbildung aus dem ancien régime zu einem modernen Staatswesen durch drei Revolutionen ... Und trotz alledem wird jeder Kenner der wirklichen Verhältnisse vor 1908 und der seitherigen Fortschritte feststellen müssen: es ist gearbeitet, vorangeschafft worden! „Neues Leben blüht aus den Ruinen." Kein Vergleich mit Berlin gibt den richtigen Maßstab, sondern nur ein Vergleich mit der einheimischen Wirklichkeit von 1908 und von 1916. Und der Weltkrieg ist die Prüfung und Bestätigung: in der siegreichen Abwehr der englisch-französischen Doppelweltmacht vor den Dardanellen, in der weltgeschichtlichen Niederzwingung des englischen Weltruhms durch die Dardanellen wie in Mesopotamien (und wohl auch noch am Suezkanal), durch eine so gründliche Schädigung des englischen „Prestiges" im gesamten weiten Orient, wie es selbst Napoleon nicht erreicht hat. Gewiß hilft deutsche Organisation; aber die streitende und leitende Masse ist die türkische Nation.

Und drittens: Die Türkei beteiligt sich trotz ihrer siebenjährigen Kriege und Krisen noch an diesem Weltkrieg und sie kämpft mit ihrer ganzen Kraft ihren Vierfrontenkrieg durch — warum? Eben um als türkische Nation ihre Selbständigkeit und Selbstbestimmung zu erstreiten und zu sichern — zum erstenmal und einfürallemal! Die Türkei will türkisch werden! Die Türkei war seit Jahrhunderten nur Objekt für Europa gewesen, ein Objekt der Ausbeutung und Bevormundung; sie will und muß Subjekt werden, das sich selbst bestimmt. Das ist ein Kriegsziel, das ebenso vom türkischen wie vom deutschen Interesse gefordert wird. Man muß immer wieder wissen: daß die Türkei durch die „Kapitulationsverträge" der feindlichen Großmächte daran gehindert war, Eisenbahnen zu bauen, wie und wo sie sie brauchte. (Deshalb mußte Erzerum fallen, das 800 km von der nächsten Bahnstation entfernt liegt, während

Digitized by Google

die Russen dank einer Reihe strategischer Bahnen näher daran waren; deshalb war Bagdad bedroht, weil die Engländer mit ihrer Dampfschiffahrt näher daran waren, als die Türken, die keine Bahn hatten; deshalb braucht der Suezkanal seine Zeit; deshalb ist die Verteilung der Ernährung schwierig.) Man muß immer wieder wissen, daß die Türkei bisher verhindert wurde, ihre Wirtschaft nach ihren Bedürfnissen zu entwickeln, d. h. Zölle festzusetzen, wie sie sie brauchte. Die feindlichen Großmächte schrieben die Zölle vor — zu ihrem eigenen Nutzen und zum wachsenden Schaden der Türkei und auch Deutschlands. Die politische und wirtschaftliche Selbständigkeit — das ist das Kriegsziel der türkischen Regierung und der türkischen Nation. „Wenn wir ganz Ägypten eroberten und halb Rußland gewönnen — der Krieg wäre für uns doch verloren, wenn die Kapitulationen bestehen blieben" — so sagte mir schon im vorigen Oktober ein leitender türkischer Staatsmann ganz richtig. Ich behaupte: selbst die beste deutsche Behörde hätte die Türkei nicht entwickeln können, wenn und solange sie durch die Bande der „Kapitulationen" gefesselt ist.

Nochmals: Die Türkei will türkisch werden. Das ist — kurz und bündig, klar und richtig — das türkische Kriegsziel. Im Innern und nach außen! Dieser Krieg bestätigt und erfüllt die Forderung Moltkes, daß die Türkei ihre eigenen Provinzen erst noch zu erobern habe. Diese türkische „Eroberung" bringt der Krieg für Syrien und Mesopotamien. Wer in diesem März mit dem Kriegsminister Enver Pascha die Fahrt durch Anatolien und Syrien, nach Arabien und bis vor den Suezkanal mitmachen konnte, der hat als Augenzeuge mit freudigem Staunen feststellen müssen, wie die Kriegsarbeit des türkischen Gouverneurs und Kommandeurs Djemal Pascha das ganze weite Gebiet vom Taurusgebirge bis in die Sinaiwüste erfaßt und durchgearbeitet, der türkischen Zentralgewalt erschlossen und gewonnen hat: militärisch, wirtschaftlich, organisatorisch. Da sind Eisenbahnen und Automobilstraßen entstanden, Baracken und Zisternen — „mustergültig"; da sind Felder bestellt und Oasen bis in die Wüste — selbst durch „Frauenbataillone"; da sind wüste Stadtviertel beseitigt und neue Stadtanlagen gewachsen. Jetzt mitten im Weltkrieg! Da ist alles französische Wesen verschwunden, und — „Syrien gehört zum erstenmal wirklich und richtig der Türkei": so hat es ein erfahrener

Digitized by Google

Staatsmann gesehen" . . . Und ähnlich wird's drüben in Mesopotamien gehen, dadurch daß Kut el Amara gefallen ist. Das arabische Mesopotamien wird aufhorchen und aufsehen — zum türkischen Sieger hin, der eine ganze englische Garnison gefangen nimmt, so groß wie bisher keine europäische Front dieses Weltkrieges sie eingebracht hat.

Die Türkei will türkisch werden — auch nach außen. Ein Bild des türkischen „Kladderadatsch" zeigt folgende Szene: Ein Europäer wird von einem Türken gefragt: „Warum machst du denn ein so betrübtes Gesicht?" — „Ach! (antwortet der Europäer) ich muß ja jetzt türkisch verstehen, wenn ich in der Türkei vorankommen will!" — „Gut! (erwidert der Türke) bisher mußte ich Türke in meinem türkischen Heimatlande mich fränkisch geben, um bestehen zu dürfen!" — Und dann setzt er auseinander, daß die Türken deshalb Land an Bulgarien abgetreten haben, deshalb den Russen, den Engländer, den Franzosen, im Kaukasus, in Mesopotamien, in den Dardanellen hinnehmen, deshalb eine Million Menschen hingeben und deshalb die wirtschaftliche Not auf sich nehmen — freudig und siegessicher — nur um endlich frei werden zu können, um endlich türkisch sein zu dürfen. Das ist der türkische „Nationalismus" als Kriegsziel, und so wird der türkische Nationalismus auch zum Kriegsmittel. Die türkische Regierung braucht den nationalen Willen des kämpfenden und leidenden Volkes und sie stärkt ihn durch nationale Verfügungen. Da läuft auch etwas wie „Chauvinismus" mit unter; aber wo wäre ein solcher geschichtlicher Übergang ganz frei von solchen Einschlägen? Äußerliches und Vorübergehendes sollte nicht den inneren Kern einer notwendigen Entwicklung verdecken. Was in Ungarn und in Bulgarien gerecht erscheint, darf auch für die Türkei billig sein. . . Die Türkei will türkisch werden: einheitlich und selbständig, frei und stark.

Je einheitlicher und je stärker die neue Türkei wird, desto sicherer und wertvoller wird sie auch als Deutschlands Bundesgenosse. Das türkische und das deutsche Interesse deckt sich für den, der die zweihundertjährige Geschichte der preußisch-deutschen Orientbeziehungen durchgearbeitet hat, im Grunde so überzeugend, daß das Wort gewagt werden kann: die deutsch-türkische Zusammengehörigkeit ist eine geschichtliche Unerbittlichkeit. Das ist auch die Stimmung des türkischen Volkes und das ist die Einsicht und der Wille der türkischen Staatsmänner, die ganz klar und

Digitized by Google

sicher den Weg sehen: für eine freie Türkei an der Seite des deutschen Bundesgenossen im siegreichen Krieg wie im arbeitsamen Frieden.

Amerika und die japanische Gefahr

Von Dr. Fritz Wertheimer

Ein Einwanderungsgesetz, das japanische Einwanderer ausschließt, soll das Repräsentantenhaus durchlaufen haben und dem Senat zur Beschlußfassung vorliegen, es soll, was gern zu glauben ist, gegen die Würde des japanischen Volkes verstoßen. Das ist alles, was wir jetzt gehört haben. Aber wir wissen aus der Vergangenheit der amerikanisch-japanischen Beziehungen genug, um uns die Lage erklären zu können. Japans koloniale Expansion ging in den letzten Jahren unter der tätigen Agitation des Kolonialpolitikers Take-Koschi immer mehr nach Süden. Angebliche holländische und amerikanische koloniale Mißerfolge in Niederländisch-Indien und auf den Philippinen wurden dem japanischen Volke vorgeredet und in Gegensatz gestellt zu den großen Erfolgen der Japaner auf Formosa. Amerika machte schüchterne Versuche, durch Anlegung eines großen Kriegshafens auf Hawai der Gefahr zu begegnen. Es gelang ihm sogar für den Augenblick, eine Festsetzung der Japaner schon auf amerikanischem Kontinent, in Mexiko, zu verhüten. Die schwierigste Frage aber war und blieb die Festsetzung der Japaner im Gebiete der Vereinigten Staaten selbst, in Kalifornien, weil hier Japan offene Machtpolitik vermied und sich rein auf wirtschaftliche Expansion beschränkte. Seit ungefähr einem Jahrzehnt sucht sich der Staat Kalifornien dieser japanischen Überschwemmung zu erwehren, wobei es Washington immer wieder gelang, geplante gesetzgeberische Maßnahmen dagegen im Interesse der guten Beziehungen zu Japan zu verhindern. Das ging so bis zum Jahre 1913. Am 10. August dieses Jahres trat in Kalifornien ein ordnungsgemäß beschlossenes Gesetz in Kraft, wonach Ausländer, die in den Vereinigten Staaten Bürgerrecht erwerben können, hinsichtlich des Rechtes auf Grunderwerb und Grundbesitz wie Amerikaner behandelt werden sollten, Ausländer aber, die nicht Bürgerrecht erwerben könnten, Grundeigentum nur in einem Umfange erwerben, besitzen und übertragen dürften, der in den Handelsverträgen zwischen den Vereinigten Staaten und dem Heimat-

Digitized by Google

lande der betreffenden Ausländer festgelegt sei. Gegen diese Bestimmung erworbenes Grundeigentum fällt dem Staate anheim, Ausländer, die nicht Bürger der Vereinigten Staaten werden könnten, sollten Grund und Boden nur für drei Jahre pachten dürfen. Der Name Japan war in diesem Gesetze natürlich nicht erwähnt, zufälligerweise haben aber die Vereinigten Staaten in ihren Handelsverträgen gerade mit Japan keine Bestimmung über den Erwerb des amerikanischen Bürgerrechtes. Das neue kalifornische Gesetz war so geschickt und scharf abgefaßt, daß es nicht einmal auf wohlerworbene Rechte, die vor dem Inkrafttreten dieses Gesetzes bestanden, die nötige „in dem Rechte der Neutralen und der Menschlichkeit" begründete Rücksicht nahm. Es hagelte natürlich sofort japanische Proteste, und gleich der erste des japanischen Botschafters Chinda richtete sich nicht mehr gegen Herrn Taft und Knox als seinen Sekretär, sondern Herr Wilson mußte am zweiten Tage seiner neuen Regierung den Japaner freundlichst empfangen. Japan versprach Einschränkung der Auswanderung nach Kalifornien und drohte zur gleichen Zeit, „daß die Ehre und Würde der Kaiserlichen Regierung eine so unbillige Behandlung ihrer Bürger nicht gleichgültig werde mit ansehen können". Herr Wilson berief sich etwas gedrückt auf die Selbständigkeit der Bundesstaats-Verwaltung und auf die Ohnmacht seiner Zentralregierung. Bryan fuhr höchst persönlich nach Kalifornien, aber die Bill ging durch. Japan protestierte, aber der kalifornische Gouverneur vollzog in kühler Ruhe das Gesetz. Japan spielte die Angelegenheit in seinen Protesten auf die Rassenfrage hinaus, Amerika erklärte sie als eine rein wirtschaftliche Angelegenheit. Herr Chinda fuhr in seinen Protesten fort, die Bill als „in ausgesprochenster und gehässigster Art" gegen Japan gerichtet zu kritisieren. Als er den Versuch machte, das kalifornische Gesetz dadurch unwirksam zu machen, daß er in den bestehenden Staats- und Handelsvertrag mit Amerika eine neue Konvention einarbeitete, die die Frage des Grundeigentumserwerbs regelte, schob Amerika die Sache sofort auf die lange Bank. Japan zog darauf seinen Konventionsvorschlag zurück und wartete die Antwort auf seine letzte Protestnote ab. Diese Antwort kam dann auch, änderte aber an den tatsächlichen Zuständen nichts.

Die japanischen Arbeiter hörten nicht auf, nach Kalifornien einzuwandern und dort für Obst- und Gemüsebau ein sehr geschicktes, gesuchtes

Digitized by Google

und hochbezahltes Arbeitermaterial abzugeben. Sie schickten sehr viel Geld in die Heimat zurück, organisierten sich leicht und übernahmen gruppenweise Kontrakte, pachteten wohl auch gemeinsam Land, um es auf eigene Rechnung zu bestellen, einzelne waren früher rasch zu Großgrundbesitzern aufgestiegen, die meisten jedoch, die eigene Besitzer geworden waren, waren mittlere Besitzer geblieben. Was aus ihnen nach dem Inkrafttreten der kalifornischen Bill geworden ist, entzieht sich zurzeit unserer Kenntnis. Jedenfalls hatten vor dem Kriege die Japaner in Kalifornien gut zentralisierte und stramm organisierte Vereine, sie hatten ihre eigenen Schulen und Zeitungen, Bankinstitute und politische Organisationen. Sie hatten, unter Roosevelt, erzwungen, daß die geplante gesetzmäßige Trennung der Schulen in rein amerikanische und rein japanische unterblieb, ohne hindern zu können, daß die Japan feindliche Stimmung nicht nur in Kalifornien, sondern in den ganzen Küstenprovinzen stetig stieg.

Nun scheint also, nach den neuesten Nachrichten, von denen man nicht vergessen darf, zu erwähnen, daß sie der Londoner „Morning Post" entstammen, ein asiatische Einwanderer überhaupt ausschließendes Gesetz dem Senat der Vereinigten Staaten vorzuliegen. Danach scheint die alte Streitfrage, ob der Obst- und Gemüsebau Kaliforniens überhaupt die leichten geschickten Hände der japanischen Arbeiter entbehren könne, in bejahendem Sinne gelöst zu sein, nachdem früher die meisten Wirtschaftsgutachten sie verneint hatten. Der neue Gesetzesvorschlag wäre allerdings von Herrn Wilson kaum mehr als reine Wirtschaftsfrage abzutun, der Rassencharakter läge so deutlich auf der Hand, daß auch das Japan von heute sich kaum mehr mit faulen Ausreden abspeisen ließe.

Das Japan von heute! Darin liegt der Kern der Sache und die besondere Gefahr, in die sich Amerika zu begeben scheint. Das Japan vor dem Weltkriege war schwach und war ein Japan von Englands Gnaden. England hatte es nicht ohne kluge egoistische Berechnung in den Krieg mit Rußland gestürzt, in dem Japan siegte, ohne seinen Sieg ausnutzen zu können. Das Ausbleiben der russischen Kriegsentschädigung, zu der ihm England im entscheidenden Momente nicht verhalf, drückte Japan zu einem folgsamen Annex englischer ostasiatischer Machtpolitik herab. Londons Börse bestimmte über Japans Willen. Der Ausbau von Heer und

Digitized by Google

Flotte, namentlich aber gerade der Flotte, mußte langsamer, viel schwächlicher erfolgen, als es der doch drohende Konflikt mit Amerika verlangt hätte. England half zwar dem Namen nach in Japan Industrien begründen, ließ sie aber, wenn es wirklich galt, vollkommen im Stich. Der berühmte Fall des Muroran-Stahlwerks, das die japanische Regierung in Gemeinschaft mit Armstrong & Vickers unter schweren Opfern begründete, ist ein Schulbeispiel dafür. England hatte ja das größte Interesse daran, daß Japan seine großen Schiffe und seine schweren Kanonen in England fertigen ließ, weil es dafür recht erhebliche Summen bezahlen mußte und so immer tiefer in die englische Schuld sank. England war die führende Macht in Ostasien und wollte es bleiben, Japans Flotte sollte nur der Hausknecht im Gelben Meer sein, der für England wachte, weil dieses glaubte, gezwungen zu sein, seine Flotte stets gegen Deutschland konzentriert zu halten. Japan machte krampfhafte Anstrengungen, aus dieser Abhängigkeit zu entschlüpfen, es gelang ihm nicht. Es belastete seine Bürger bis hart an die Grenze des Möglichen mit Steuern, es rief ihren ganzen zähen und halsstarrigen Patriotismus auf, um seine Entwicklungspolitik durchzuführen, England behielt immer noch die Oberhand. Die englische Freundschaft und das Prestige, Verbündeter Englands sein zu dürfen, wog für Japan zu schwer, als daß man es hätte wagen dürfen, die enge Gemeinschaft zu lösen. England aber kümmerte sich höchst wenig um die Nöte des Bundesgenossen, es behandelte ihn genau so, wie man einen Hausknecht behandelt. Als der Bündnisvertrag mit Japan erneuert wurde, strich England kaltlächelnd die Klausel, die ihm peinlich war. Wenn künftig Japan in Streit mit einer Macht kommen würde, die mit England einen Schiedsgerichtsvertrag abgeschlossen hatte, so sollte England nicht zur Waffenhilfe verpflichtet sein. Einen solchen Vertrag hatte England erst mit Amerika geschlossen, gerade gegen dieses Amerika aber brauchte ja Japan den englischen Schutz und die englische Waffenhilfe im Notfalle. Diese höhnische Durchlöcherung des englisch-japanischen Bündnisvertrages brachte die Japaner in helle Wut, aber als kluge Staatsmänner schwiegen sie, solange es nötig war.

Die Amerikaner auf der anderen Seite suchten den Streit zu vermeiden, auf den sie noch nicht vorbereitet waren. Was die amerikanische Flotte im Ernstfalle leisten würde, wußten damals die Japaner genau so, wie

Digitized by Google

alle Welt. Bevor der fertige Panama-Kanal die Durchfahrt der West- und Ost-Streitkräfte und damit in kurzer Zeit eine Achtung gebietende Verstärkung der antijapanischen Schiffskräfte ermöglichen konnte, war marine-strategisch die Lage für Amerika recht flau. England wollte auch keinen Krieg zwischen seinem Bundesgenossen und seinem Freunde. Es vermittelte immer wieder, und entsprechend der inneren Struktur des englisch-japanischen Bündnisses waren die Japaner immer die Gebenden, die Amerikaner immer die Nehmenden bei solchen Kompromissen.

Das Japan von heute sieht erheblich anders aus! Es gibt kaum einen schärferen Ausdruck für diese Veränderung und die Schnelligkeit des Umschwunges, als die Szene, die sich bei den Kapitulations-Verhandlungen um Tsingtau abspielte. Der japanische Admiral und Eroberer ließ bei den Besprechungen den englischen General Bernadiston, dessen Truppen allerdings den japanischen Blutopfern fußballspielend zugesehen hatten, stehen, bot ihm keinen Sitz und kein Glas Sekt an und fuhr ihn stark an, als jener sich getraute, den Mund aufzumachen und mitreden zu wollen. Das war schon im ersten Halbjahr des Weltkrieges. Und wie hat seitdem der Krieg für Japan gearbeitet! Der Beutezug nach Tsingtau war in Japan nicht populär, ohne Zweifel. Man fühlte doch in den militärischen Kreisen, daß er vom alten Samurai-Rittertum und den schönen Nitobe-Lehren des Buschido gar weit entfernt war, man schämte sich etwas. Man mußte diesen Krieg auf Englands Befehl anfangen, obgleich eigentlich der Wortlaut des Bündnisvertrages es nicht so stipulierte. England war eben der gewaltige Machthaber, der Nimbus seiner Seemacht war noch ungebrochen, seine Börse war noch allbeherrschend. Aber der alte Graf Okuma, der als 76jähriger Verlegenheitskandidat von den Genros ans Ruder gelassen wurde, weil man ihn als unangenehmen Gegner so am leichtesten los zu werden hoffte und weil nach dem üblen Bestechungs-Skandal, der die Käuflichkeit hoher japanischer Beamter schonungslos enthüllt hatte, kein anderer so recht an die Leitung der Geschäfte heran wollte, dieser alte Schlaufuchs sah sofort seine Chancen. Er peitschte die alte japanische Sehnsucht, allmächtig und ausschlaggebend im Osten zu werden, voll auf, er benutzte Tsingtau — vom japanischen Standpunkt aus wird man nicht anders sagen können, als daß es mit höchster diplomatischer Geschicklichkeit geschah —, als

Digitized by Google

Sprungbrett, um langsam China und seinen Präsidenten Yuan unterzukriegen, er hat es soweit gebracht, daß dieser auf die mächtige Stärkung der Kaiserwürde verzichten mußte und, heute wieder in schwere Sorgen gedrängt, fast dort wieder anfangen muß, wo er vor fünf Jahren stand. Das Feuer der chinesisch-revolutionären Bewegung wurde von Japan wieder fleißig geschürt und wärmte die japanischen Kastanien.

Je länger der Krieg dauerte, desto stärker wurde Japan, desto zielbewußter wurde Okumas Politik. Der alte Spieler und Abenteurer war jetzt an seinem Platze. Erinnert man sich noch, daß ihm, dem armen Handelsminister und Minister des Auswärtigen vor 30 Jahren ein phantastischer Bombenwerfer das linke Bein wegriß, weil der Handelsvertrag mit den Westmächten Ende der achtziger Jahre infolge von Japans Schwäche noch nicht so gut und für Japan vorteilhaft ausfallen konnte, wie die nationalistischen Schwärmer es wünschten? Das ist derselbe Okuma, der jetzt mit Stolz im Parlament erklären konnte, das japanische Volksvermögen habe sich während des Weltkrieges um zwei Milliarden vermehrt, der Auslandshandel des Jahres 1915 weise einen Ausfuhrüberschuß von 250 Millionen Yen, das sind über 500 Millionen Mark, auf! Japan hat eben Geschäfte gemacht. England hat ihm Arbeitsmaschinen mit Amerika um die Wette geliefert, nur damit es seine ganze Industrie möglichst rasch auf Rüstungszwecke einstelle. Japan sollte Munition und Kanonen herstellen, Tornister und Lederzeug, Uniformen und Mäntel. Es lag am nächsten zu Rußland und mußte dessen Hauptversorgung mit übernehmen. Das stolze England brauchte auf einmal, je länger der Krieg dauerte und je vernichtender seine und seiner Bundesgenossen Niederlagen wurden, das vorher verachtete Japan immer mehr. Dieses Japan verzichtete großmütig auf jede Rache und machte Geschäfte. Es half gewiß dem Bundesgenossen, die Revolution indischer Regimenter in Singapore niederzuwerfen, aber es ließ, was man nicht vergessen sollte, seit der Zeit auch eine kleine Garnison nur zur Entlastung der in Europa angespannten Bundesgenossen in der wichtigen Seefestung. Es stellte alle Gegensätzlichkeiten gegen Rußland zurück, schloß Friedens- und Freundschaftsverträge mit ihm und ließ sich alle Lieferungen bar und hochpreisig bezahlen. Es führte aus Amerika ein, was es zur Industrialisierung brauchte und machte so plötzlich, ohne sich zwei Jahre lang um

Digitized by Google

peinliche Rassen- und Einwanderungsfragen zu kümmern, seine kranke Industrie gesund, schaffte den alten, jede Balancierung des Budgets erschwerenden ungeheuren Einfuhr-Überschuß ab und verdiente, verdiente, verdiente! Der Panama-Kanal bekam Erdrutsche und wurde nicht verwendungsfähig, aber Japan bekam eine Rüstungsindustrie, die sich von anfangs herzlich schlechten Leistungen, an Hand des doch sicher und glänzend bezahlten Absatzes, immer mehr einarbeiten und bessern konnte. Okumas Gegner waren entwaffnet, kein Mensch, kein Arbeiter und kein Politiker mochte an Opposition denken, solange man so glänzend verdiente. Alle moralischen Gegner schwiegen vor dem Erfolg der Okumaschen Nützlichkeitspolitik, die ihren glänzenden Triumph feierte, als am Hofe Yuans in Peking nicht mehr der englische Gesandte als Stimmführer erschien, gefolgt vom russischen, französischen, und ganz hinten auch noch vom japanischen, sondern als der junge japanische Geschäftsträger dort in entscheidender Stunde das große Wort führte und Englands, Frankreichs und Rußlands Gesandte schweigend und folgsam mit dem Kopfe nickten und ihre Zustimmung dadurch zu erkennen gaben. „Ostasien den Ostasiaten, und Japan die Führung dabei!" Okuma war der Träger der großjapanischen Idee, der Weltkrieg und seine lange Dauer setzte das Land des Mikado in den Sattel.

Das neue Japan überreichte am 21. April seine Protestnote in Washington. Es ist nicht mehr der unterwürfige Herr Chinda, der immer vorher erst beim englischen Botschafter anfrägt, ob er auch dürfe, es ist ein stolzer und selbstbewußter Botschafter eines reich und mächtig gewordenen Staates. Darin liegt der Unterschied gegen früher.

Keine Phantasien und keine allzu kühnen Hoffnungen! Mehr als je gilt die Mahnung heute für uns Deutsche, die wir allmählich im Laufe dieses Krieges doch wohl etwas nüchterner und auswärtig-politisch egoistischer haben denken lernen. Japan wird nach dem Protest noch lange nicht den Krieg erklären, selbst wenn Amerika noch so abweisend bleiben würde. So gut rechnen kann auch Herr Okuma, daß er den glänzenden Profit, der von Tag zu Tag immer leichter, schöner und lohnender wird, plötzlich aufgäbe und nach all den Ereignissen des europäischen Krieges sein Land nun in einen Krieg stürzte. So klug ist auch Herr Wilson, daß er nicht im gleichen Moment einen Streit mit Japan vom Zaune bricht,

Digitized by Google

in dem die mexikanischen Händel ihn aufs peinlichste bedrängen und er gerade mit großer Gebärde in Europa eingreift. So schlau sind auch die englischen Diplomaten, daß sie mit allen nur denkbaren und möglichen Zugeständnissen in China und der gesamten Ostasien-Politik die Japaner zufrieden zu stellen suchen und den Konflikt mit Amerika vermeiden wollen, jetzt, wo ihnen der große Helfer Amerika alle bisherigen Fehlschläge ausgleichen soll. Okuma wird einen Strich unter die einzelnen Konten machen und wird den Geschäftsverdienst dadurch steigern, daß er die Preise aus eigenem erhöht. Er verdient weiter und steigert dadurch immer mehr auch die japanische, auf eigene Rüstungsindustrie nun gestützte Heeres- und Flottenmacht.

Vom Geist und Gang des Krieges

Von Professor Dr. Georg Misch[1]

Gewaltiger als die rückwärtige Schau des tiefsten Historikers vermöchte, hat das Leben der Gegenwart das deutsche Selbstbewußtsein geschaffen. Der Krieg hat vorwärts gerichtete Tendenzen in unserm Volk, die vor ihm da waren, aus der Vereinzelung befreit. Seit langem wußten wir, daß die Krisis hinter uns lag, in der der deutsche Geist sich selbst entfremdet schien. Eine neue Jugend wuchs heran, alte Traditionen wurden in Spiel und Ernst wieder lebendig, die Kontinuität des geistigen Lebens herstellend, ohne die eine schöpferische Entwicklung nicht möglich ist; der Wille zur neuen Gestaltung der Lebensformen sprach sich in vielerlei Ansätzen aus, die um so zukunftskräftiger erschienen, als sie aus dem breiten Boden der Arbeit herauswuchsen; das Unechte und Nachgemachte, das so lange auf uns gelastet hatte, begann der Verachtung anheimzu-

[1] Professor Dr. Misch, der Marburger Philosoph, hat zu Anfang des Krieges eine der besten Flugschriften geschrieben, die überhaupt erschienen sind „Vom Geist des Krieges und des deutschen Volkes Barbarei" (Eugen Diederichs, Jena). Inzwischen hat er den Krieg miterlebt und dadurch seine Anschauungen vertieft und erweitert. Davon legt dieser Aufsatz Zeugnis ab, der ein gekürztes, wenn auch in sich zusammenhängendes Teilstück einer größeren Betrachtung ist, die demnächst in einem zugunsten des Roten Kreuzes erscheinenden Sammelwerk „Der große Krieg als Erlebnis" erscheinen wird, als dessen Herausgeber Professor Dr. Ernst Jäckh zeichnet. Der Verlag F. A. Perthes, Gotha, hat den Vorabdruck freundlichst gestattet.

Digitized by Google

fallen — man konnte ahnen, daß, wie im persönlichen Leben bei jeder echten Entscheidung, die ganze freie Persönlichkeit des Volkes sein veräußertes Sein und Wesen sammeln werde in der Tat. Der Krieg hat uns in die Werkstatt der Geschichte schauen lassen, wo ein Volk ohne Gewand und Mittel als Totalkraft lebt und webt. Mochten dann immer die Feinde auf ihre eigenen alten Titel pochen, auf das reiche Erbe an Kultur, das sie in ihrem Blut und ihren Schätzen des Geistes hüten, oder auf den Reichtum an Mitteln, über den ein Volk verfügt, das sich noch alles von der Welt holen konnte was es wollte — es ist doch wahr geblieben, was uns zu Anfang erhob: das Siegel der Sieghaftigkeit drückt die Geschichte nicht dem Verwalter unerschöpflicher Schätze, sondern dem Träger unerschöpften Lebens auf die Stirn.

Und dies ist vielleicht der hauptsächlichste Unterschied zwischen uns und unseren westlichen Feinden. Deutschland trägt dank seiner langsamen Entwicklung noch eine Jugend in sich. Im Geistigen prägt sich das in der Tatsache des deutschen Idealismus aus — der nicht abstrakte Begriffe wie liberté, humanité, justice auf eine kümmerliche Wirklichkeit pfropft, sondern im konkreten Dasein selber die geistigen Antriebe walten sieht, die, mit dem Bewußtsein ihres Gehaltes erfüllt, ihrer Macht über das Leben sicher werden. Und in der politischen Lage stellt sich das Schaffen Deutschlands an seiner Weltgeltung wie der Anspruch einer heranwachsenden Generation an das im Besitz beruhigte Alter dar. Aber bis in den wirtschaftlichen Existenzkampf hinein hat sich gezeigt, daß es nicht auf den Besitz allein, sondern auf den geschmeidigen Umlauf der Kräfte ankommt.

Wir haben den Krieg im Glauben an das Leben empfangen, nicht trotz des deutschen Idealismus, sondern im Reinen mit ihm. Die deutschen Begriffe von Geist und Geschichte waren von jeher für das Irrationale und Dämonische offen; aber gerade bei der Erneuerung dieser Gedanken zeichnete sich als vorwärtsgerichtete Tendenz eine Hinwendung zum Leben ab, die eine tiefe Resonanz besaß für das, was der Krieg an Einheit schaffenden Mächten ausgelöst hat. Das deutsche Denken brauchte nicht still zu stehen und sich umzukehren, als der Krieg die Vernunft vor die Entscheidung stellte, ihn als ein sittliches Ereignis zu begreifen oder selber bis auf bessere Zeiten abzudanken. Muß es vor dem dauernden täglichen Zustand Krieg zum Fatalismus flüchten, nachdem die Erhebung des Anfangs ihm

Digitized by Google

die Wahrheit seiner Gedanken von dem geistigen Wesen der Macht und den irrationalen Bändern des Lebens bekräftigt hat?

Der Mensch kann nicht dauernd in Begeisterung handeln. Sie zeigt ihm das Ziel und führt ihn auf den Weg. Nichts Großes geschieht ohne sie, die uns über unser kleines Eigenleben erhebt. Wer wahrhaft herrschen will, der muß dauernd im Dunstkreis der großen Dinge atmen und durch den Blick auf das Ganze innerlich frei geworden sein von dem Interessengeschiebe der Welt, das seinem Willen dienen soll. Aber die größte Erhebung muß einmal absinken, die Hingenommenheit des Anfangs geht über in die strenge tägliche Arbeit, und auch das erhabenst gespannte Leben, das Leben im Angesicht des Todes, kann, so furchtbar das auch ist, zu einer Gewohnheit werden. Auch im Kriege gibt es, wenn er sich zum Zustand dehnt, einen Alltag, und mit ihm stellen sich die selbstischen Interessen des einzelnen und der einzelnen Gruppen ein.

Der Krieg ist kein Zauberer, der alle Schlechtigkeit, die Selbstsucht, Faulheit, Sinnlichkeit und den Stumpfsinn in eitel Heldentum verwandelte, vielmehr bringt er alles, Schlechtes und Gutes, an den Tag. Der einzelne ist, sobald er in den großen Organismns eingeordnet ist, in den engen Kreis einer Gruppe eingeschlossen, und die einzelnen Gruppen haben ein gewisses Eigenleben, das in sich zusammenhält; so einfache Bänder wie Kameradschaft und Landsmannschaft halten stark, aber ihr Gefühlshorizont ist natürlich begrenzt und schließt nicht bloß ab, sondern auch aus. Man kann einen Gruppen- oder Formations-Egoismus beobachten, der sich nicht als Abfall vom Ganzen, sondern als gesundes Gegengewicht gegen eine allzumenschliche Trägheit darstellt, die sich daran gewöhnen möchte, daß für alles vorgesorgt ist. In jeder Gruppe gibt es gute Elemente genug, die imstande sind, die minderwertigen niederzuhalten; der Führer hat es in der Hand, das Niveau zu wahren. Für die geistigen Menschen unter uns, die jetzt, aus ihrer Abgeschlossenheit gelöst, im Volke untertauchen, aber ihre persönliche Begriffs-Atmosphäre mit sich führen, ist es wohl eine der frohesten Erfahrungen, unter den einfachen Leuten soviel Menschen aus erster Hand, tüchtig und nachdenklich, zu finden, mit denen man von Freund zu Freund verkehrt. Und es ist gewiß keine bloße Verherrlichung, sondern einfach wahr, was hundertmal gesagt ist: daß das Pflichtbewußtsein und die Selbstverständlichkeit, zu

Digitized by Google

arbeiten, etwas zu leisten, bei uns so verwurzelt und verbreitet sind, daß es keines besonderen geistigen Aufschwunges bedarf, sondern in Gelassenheit das, was die Stunde fordert, geschafft wird. Viel macht dabei der bäuerliche Grund, viel die Erziehung und die ganze geistig-sittliche Atmosphäre unseres Volkes, aber es wirkt damit doch auch zusammen, daß der Krieg das deutsche Volk auf einer Entwicklungsstufe traf, wo bei hoher seelischer Kultur sich die gesunde ruhige, schlagbereite Körperlichkeit noch oben hält: nichts von der inkohärenten, gewaltsamen und weichen Primitivität russischer Massen, aber auch nicht die französische Verfeinerung, die mit Geist und Worten soviel macht und durch seelischen Elan zu glänzenden Attacken begeistert. In der vordersten Linie ist heute die Höhe des Lebens, wie in der Heimat das Reservoir der Kraft. Die Nähe an die Gefahr schließt die Menschen nicht nur enger zusammen, sondern holt auch, wo nur die paar wesentlichen Sachen zurückbleiben, das beste aus der Gemeinschaft heraus. Aber auch das gefährliche Leben, sonst die persönlichste Sache, wird zum Dienst. Und die kriegerische Arbeit hat einen wellenförmigen Gang: Perioden relativer Ruhe lösen die Kraft-Anspannung ab, die ohne jene nicht immer wieder so intensiv sein könnte. Das Bewußtsein, in einer Vorwärtsbewegung des Ganzen darinzustehen, kann nicht immer so siegesfrisch und tatsachenklar sein, daß jeder sich unmittelbar im Ganzen fühlt.

Wo der Krieg Zustand ist, ist es oft schwer, den großen Klang durchs Einzelne und Nächste hindurchzuhören. Aber er war da und tönt leise weiter. Wie man's zuerst im großen sah, so bleibt es. Nur hebt sich ein Moment des ganzen Aufbaues mit noch größerem Gewicht heraus: die Disziplin. Sie hält den Zusammenhang der einzelnen mit dem ganzen durch dick und dünn aufrecht.

Sie ist kein äußerer Zwang, sondern eine Methode der Willenserziehung — wie die besten unter unseren Offizieren von jeher ihren Stolz darein setzten, mit der Volksschule wetteifernd, Erzieher von Menschen zu sein. Was an unserer militärischen Zucht dem fremden Auge als unsachliche Arbeit erscheint, ist vielmehr eine Form der Willensgymnastik, durch die das Tun der Pflicht zur selbstverständlichen Übung wird. Sie setzt den Befehlenden instand — wie ein Pädagog als Musketier gesehen hat —, aus dem Willen des Schwächsten das Äußerste herauszuholen. Sie hat

Digitized by Google

den Erfolg, daß der leitende Teil die vorhandenen Kräfte vollkommen in die Hand bekommt. Sie setzt, wenn sie ihren vollen Sinn erfüllen soll, Männer voraus, die wahrhaft herrschen können und befähigt sind, jede Bewegung peinlich genau an den ihr zukommenden Ort zu stellen, ohne den Tüchtigkeiten der einzelnen den Spielraum zu der freien Betätigung zu verkürzen, die den Dienst zur Freude macht. Aber ihre Stärke ist, daß sie im Notfall auch von selber funktioniert als ein System der Ordnung und Unterordnung, durch das das an der Spitze gesammelte Gewissen des Ganzen sich bis an die untersten Organe mitteilt, wo die Tüchtigkeit der einfachen Leute wirkt. Unsere militärische Disziplin ist nicht, wie die Feinde meinen, das eigentliche Band, durch das die Einheit unseres Volkes im Heere geschaffen wurde. Das Ursprüngliche und Entscheidende war und ist und bleibt jenes totale Sicheinsfinden in Fleisch und Blut und Gewissen und Willen, wie wir es zu Anfang des Krieges erlebt haben als einen von innen kommenden Stoß moralischer Kräfte, der jeden unmittelbar mit dem Leben des Ganzen durchdrang. Eingebettet in solchen Grund und Boden allein, konnte die militärische Zucht die Millionen, die keine Masse mehr waren, zu den ungeheuern Leistungen im Ausharren und Anstürmen immer wieder neu zusammenführen. Die Disziplin arbeitet ins Innere des Lebens ein rationales Gerüst hinein, wie der Egoismus, den sie ans Ganze zurückbindet, sich rational aus dem Gesamtbewußtsein herauslöst.

Gift, lebenverfälschend wird der Egoismus erst, wenn er als die oberste Macht auftritt, die das Handeln eines Volkes leiten soll. Das Wort von dem „heiligen Egoismus" spiegelt die ganze rationale Zersetzung der modernen Zeit, aus der uns der Krieg befreien sollte. In früheren Zeiten wurden Weltkriege im Glauben an eine göttliche Mission geführt. Erst in Epochen der Aufklärung führt man sie auf das mechanische Geschiebe der Interessen zurück, wie Thukydides die Motive des peleponnesischen Krieges zergliedert hat — das ist eine Sache des wissenschaftlichen Intellektes, der froh sein kann, wenn er eine neue Seite des Lebens entdeckte; er macht nicht die Geschichte. Aber die Gegenwart hat erfahren, daß es möglich ist, mit dem nackten Egoismus als einzigem Grund klarbewußt in den Krieg zu gehen. Freilich glaubte England ja, den Krieg mit fremdem Blute führen zu können. Und in der Welt der Geschäfte

Digitized by Google

die eine der rationalsten Seiten des menschlichen Lebens ist, hat der Egoist einen aus der Natur der Sache entspringenden Vorrang. Wenn man auf einer Insel lebt, mit der Völkerwelt nur durch abstrakte, berechenbare Herrschafts- und Nutzungsbeziehungen verknüpft, von seinem Heim befriedigt, von der Gegenwart so ganz erfüllt, daß man von der Zukunft nichts mehr wollen kann, als auszuruhen auf der erreichten Stufe der Macht, kann man zu der Täuschung gelangen, daß die Geschicke der Völker sich geschäftsmäßig erledigen lassen, und daß man das europäische Ringen wie einen Kolonialkrieg behandeln könne. Aber der ganze Geist der Geschichte Europas wehrt sich mit uns gegen solche Vergewaltigung, die ihn aus seiner Rolle, die Menschheit in die Zukunft zu führen, entthronen würde. Sicher ist, daß das ganze utilitarische Wesen als Lebensprinzip veraltet ist, und zwar auch in der Politik; schon vor dem Kriege war das den Sehenden klar, und der Krieg hat uns allen die Augen darüber geöffnet. Sicher ist auch, daß England gegen seinen Willen und seine Ansicht von der Welt, von außen gedrängt und nur Schritt vor Schritt, aber dank einer moralischen Notwendigkeit, in das Schicksal des Krieges hineingezogen wurde: auf seiner Insel nicht nur, sondern auch in seinem weltweiten Reich, das so wunderbar fest zusammenhält, aber seinen alten Herrschaftsbau bereits umformt. Aber dürfen wir dessen sicher sein, daß die höhere Stufe des sittlichen Bewußtseins über den Sieg entscheidet? Das wäre selber eine Rationalisierung des Lebens.

Manchmal möchte man glauben, daß nur noch die Atmosphäre von Unehrlichkeit, die abseits vom Kriegsgetümmel zusammengebraut wird, die Feinde hindere, die Wahrheit der deutschen Siege zu sehen. Ehrlicher Krieg vermöchte die Völker zu befreunden, da er sie miteinander in nächste Berührung bringt und sie so zu gegenseitiger Achtung zwingen muß. Wir selber sind ja dazu erzogen und sind stolz darauf, daß wir es auch während dieses Krieges nicht verlernt haben, die Vorzüge der anderen Völker herauszufinden. Man könnte meinen, der Krieg habe lange genug gedauert, um nach den Leistungen der verschiedenen Völker ihre Kraft zu würdigen. Und man möchte träumen, daß ein objektiver Geist — der gar nicht göttlich zu sein braucht, sondern nur der Geist eines Menschen, der frei genug blickte — uns und sie überschaute und sagte: „Laßt es genug sein! Ihr habt ja nun alle gezeigt, was ihr vermögt. Nehmt die Stelle

Digitized by Google

ein, die euch nach eurer Leistungskraft gebührt." Aber auch das wäre eine Rationalsierung, eine englische Verkleinerung des geschichtlichen Geschehens zu einer Art Preisringen.

Als der Krieg über Deutschland kam und in Deutschland sittliches Ereignis wurde, haben wir den befruchtenden Geist des Lebensstromes in allen Bändern unseres Daseins gefühlt. Dürfen wir, wie er nun durch die Zeit fortgeht, ihm einen verstandesmäßigen Gang anmuten, der zwischen Opfer und Ertrag ein Verhältnis von Gleichgewicht errechnen ließe?

In der Glaubensinnigkeit des Mittelalters ist in Deutschland eine Geschichte des inneren Menschen auf den Wegen der Seele zu Gott durchlebt und geschrieben worden, die in ihrem typischen Gang aus Gemüt und Willen geboren ist. Sie beginnt mit dem Vorgefühl aller Fülle des Göttlichen. Aber das höhere Leben muß „erstritten werden": es kommt die lange Zeit der Zucht von Körper und Seele; der Glaube muß in der Verlassenheit standhalten, das Leid wächst bis zur Todesnähe; aber eben die tiefste Not, die dazu zwingt, den Tod innerlich zu durchproben, wird zum Triumph der Seele, der für die Gegenwart der Gottheit bereit macht, und erst dem, der sich bis zu Ende durchgerungen hat, öffnet sich der Lohn des Lebens.

Man darf zu einem solchen Sinnbild eines rein innerlichen Geschehens greifen, um sich der Notwendigkeit zu versichern, die in dem langsamen, schweren, Sterben und Werden aneinanderkettenden Gang der Dinge liegt: daß er nicht bloß von außen kommt, sondern eine innere Lebensform des Willens ist, der mit unbedingter Eigenkraft in die Welt greift und sich den Frieden in ihr erstreiten muß. Große Gefühle genügen nicht und sind auch zweideutig; sie können das wahre Maß echter Kraft sein, aber sie können auch, aus dem Schaume geboren, nur berückend sein. Erst wenn sie still sind und dauern, beweisen sie ihren produktiven Sinn.

Aber es wäre eine Torheit und noch einmal eine Verkleinerung, wenn man die Notwendigkeit, daß das deutsche Volk so gründlich, wie es arbeitet und forscht, seine Sache bis zu Ende durchfechten muß, als eine rein innerliche Angelegenheit, wie eine Art Prüfung des inwendigen Menschen ansprechen wollte. Gewiß ist es eine Probe auf die moralische Kraft, die im Volke steckt. Und es ist schön und groß, wenn viele heute

Digitized by Google

der Gedanke hochhält, daß ein solches Beispiel von Heldentum eine moralische Kraftquelle für alle kommenden Geschlechter bildet. Aber man möchte an das Wort eines alten chinesischen Weisen denken: ‚Wer nur an das Heil seiner eigenen Seele denkt, bringt die großen menschlichen Beziehungen in Unordnung'. Deutschland schafft heute mit an dem Schicksal der europäischen Kultur. Je länger der Krieg dauert und die Erschöpfungs-Taktik sichtbar wird, die ihm das unmittelbar Heroische nehmen will, um so mehr muß in der großen inneren Ruhe, die das gute Gewissen und das frohe Gefühl der Kraft geben, Raum werden für ein Bedürfnis nach Objektivität, die über der Befangenheit im eigenen Leben steht.

Der Vergleich mit dem, was unsere Feinde noch hochhalten mag, hilft uns dabei kaum. Man erfährt davon zu wenig, zumal wenn man nicht jeder Nachricht nachgehen kann. Und bei dem wenigen, das zu uns drang, erschien nur merkwürdig, daß es nach den Worten so scheint, als ob Europa im Grunde noch ganz einig wäre; denn die Wertbegriffe, nach denen man sich gegenseitig beurteilt, klingen hüben wie drüben gleich — Leben und Mechanismus, Freiheit und Unterdrückung, Gerechtigkeit und brutale Macht, Moralität und Antimoral —, nur daß man drüben wie hüben sich selber auf die weiße und den Feind auf die schwarze Seite der Begriffs-Paare setzt.

Macht man aber, um Luft und Licht zu bekommen, die universale Perspektive auf: wie unsere Gegenwart doch nur ein Moment in der vieltausendjährigen Geschichte der Kultur-Menschheit ist, uralte Völker und ‚Weltreiche' waren und vergingen, Indien erschlaffte, China abseits blieb, der europäische Kultur-Zusammenhang sich ausbildete, ein Volk dem anderen die Fackel in die Hand gab, aber zuletzt, seit der Renaissance, die verschiedenen europäischen Völker nebeneinander, unbeschadet ihrer individuellen Selbständigkeit, eine kulturelle Einheit ausmachten, in gemeinsamer Arbeit vorwärtsschreitend, mit einer internationalen Forschung, die schon über die Naturwissenschaft, in der die Internationalität zu Hause ist, hinausging ins Geistige und Geschichtlich-Lebendige — dann kann man den Riß, der heute durch Europa geht, nicht mehr als einen vorübergehenden Wahnsinn stehen lassen und dabei beruhigt bleiben, daß der Krieg sicher für uns, und wohl auch für die anderen alle, seinen Sinn

Digitized by Google

hat. Blickt man etwa mit den Raubtier-Augen eines Japaners nach dem jetzt so wilden Westen, so könnte der Krieg wie ein häuslicher Streit Europas erscheinen, der die ganze Familie, die sich als das Herrscherhaus aufgetan hatte, an den Rand des Abgrundes bringt. Denn das, was man über die Kultur-Wirkungen des Krieges sagen kann, ist wieder nur eine innere Angelegenheit Europas und setzt die Anerkennung einer vorgängigen Zersetzung des Lebens durch die europäische Kultur voraus — sie gehören nicht zum internationalen Wesen des Krieges. Der Krieg gehört auf die Seite der Macht, wie die Macht zur Seele des Staates: nur was aus diesem Zentrum als Sinn hervorgeht, kann von universaler Tragweite sein.

Aber gerade das, was in der realen politischen Entwicklung, langsam sich vorschiebend, uns die Hoffnung auf ein schnelles Ende genommen hat, gibt uns auch das Bewußtsein der großen Beziehungen wieder und der geschichtlichen Notwendigkeit unseres ungeheuer verantwortlichen Tuns. Seit die Landbrücke von der Mitte Europas nach dem fernen Osten geschlagen ist, die England kein Zurück mehr erlaubt, greifen wir mit Händen, daß der Krieg nicht bloß der Austrag europäischer Machtstreitigkeiten, sondern der Anfang einer neuen Gliederung und Vereinigung der Völker ist, der ein kommendes Geschlecht an die Verwirklichung des Kulturbegriffes ‚Menschheit' heranführen dürfte.

Jene Renaissance-Gliederung der europäischen Völker zu einer Kultur-Einheit selbständiger Nationalitäten, die auf der gemeinsamen Grundlage von Christentum und Antike sich ergeben hatte, ist zu eng geworden, wie die Grundlage selber nicht mehr zusammenhält. Wenn wir, zunächst nur mit Empörung, sahen, daß die Feinde ihre Reihen durch Völker aus den vier andern Kontinenten stärkten, so müssen wir mit der Zeit glauben, daß das Wort unserer Tagesberichte von den farbigen Engländern und Franzosen einen ganz weiteren Sinn habe — die Schranken Europas fallen! Deutschland selbst, das keinen Interessen-Verband schließen kann, ohne ihn mit geistiger Gemeinschaft zu füllen, hat seinen Bund mit der Türkei, der gleichfalls der Islam nichts Äußerliches ist, und in der Ferne winkt, nicht mehr so weit entfernt wie vor dem Kriege, das chinesische Volk, das von Haus aus uns geistesverwandt ist. Abgetan ist durch die Erfahrungen des Krieges, die die schließliche Überlegenheit der Staats-

Digitized by Google

idee über die Rassen und Nationalitätsbegriffe gezeigt haben, alles, was naturalistische Theoretiker über die einzig bindende Kraft der Rassen und ihre Abfolge, etwa nach dem Schema: erst die Romanen, dann die Germanen, dann die Slawen konstruiert haben. Abgetan ist auch, durch die Erfahrungen über die Neutralität, der Glaube, daß der Traum der Einheit der Völker sich durch ihre Auflösung in Kleinstaaten verwirklichen könnte. Nicht im neutralen Betrachten von oben her, sondern im Ringen und Kämpfen mit der konkreten Materie kommen, wie in der geistigen Arbeit, so auch in der praktischen Politik, die echten Probleme und die realen Möglichkeiten ihrer Lösung, die die Menschheit weiterbringen.

Aber wieder scheint es, als ob die Ereignisse, deren Wucht die großen Fragen auf einmal flüssig gemacht hat, Uraltes, Vieltausendjähriges — Kulturen, Ströme, Völkerwege — uns nahe rückend, einer Richtung unseres geistigen Lebens entsprächen, die längst vor dem Kriege sich durchgesetzt hat. Seit dem 19. Jahrhundert ist in der vergleichenden Universalgeschichte ein Bewußtsein der Kulturmenschheit von sich selber möglich geworden, vornehmlich in der Philosophie, aber annähernd doch auch schon in der Religion, das bei aller Fremdheit, die nur auf dem eigenen Boden des Landes sich erschließt, eine gemeinsame Idealität in dem geistigen Trachten der großen produktiven Völker sichtbar gemacht hat, in dem jedes am reinsten es selber ist. Und wie die vergleichende Betrachtung, um in den heterogenen, einander so fremden Antrieben den *einen* unendlichen Zusammenhang zu finden, die gemeinsame Substanz des Geistigen soweit fassen mußte, daß die europäische Dogmatik nur ein Modus neben anderen wurde, so scheint es, mögen die Völkerbünde, die jetzt, in solcher Not zusammengelebt, eine Gemeinschaft über die Interessen hinaus gewinnen, zu neuen, freien und weiten Grundlagen für den inneren Zusammenschluß der verschiedenen nationalen Selbständigkeiten führen, in denen die Entwicklung der Kulturmenschheit vorwärts geht. —

Der Krieg hat lange genug gedauert, um der Menschheit zu zeigen, daß Deutschland eine Selbständigkeit besitzt, die nicht überwunden werden kann. Er dauert trotzdem noch, und wir schicken uns darein nicht als in etwas Unvermeidliches, aber Sinnloses, sondern nehmen es als etwas Positives auf in dem Bewußtsein, daß Deutschland für eine ferne Zu-

Digitized by Google

kunft kämpft. Aber es ist nicht bloßer Wille zur Macht, der in uns spricht, uns durchzubeißen bei allen Opfern bis ans Ende und nicht in der Mitte aufzuhören auf Kosten von Kind und Kindeskindern, die da, wo wir aufhörten, wieder anfangen müßten. Sondern es ist das Bewußtsein, in einem Moment zu stehen, in dem sich das Schicksal von Generationen entscheidet und dem ein Volk nur eben gerade genugtut, wenn es mit all seiner äußersten Kraft sich einsetzt, um so — wie die Entscheidung dann auch fallen möge — vor der Zukunft zu bestehen: „Ich habe das Meinige getan." Und es ist nicht eine „Machtphilosophie", die unsere denkenden Köpfe trieb und treibt, mit ihren Waffen des Geistes mitzukämpfen: sondern es ist das begründete Wissen, daß im Wesen der deutschen Kultur, ihrem individualistischen und kosmopolitischen Zuge, ein Prinzip der Vereinigung enthalten ist, das, als Gegenpol zu der englischen Herrschaftspraxis, imstande ist, heterogene Kräfte lebendig, von innen zu verbinden, und der Macht bedarf, um sich in der Welt durchzusetzen.

Noch schreiten wir im Dunkeln. Wir sind mit unserem Gewissen allein in der Gewißheit, daß auf Deutschlands Schultern das Schicksal Europas ruht. Überhebung wäre es, den Gang des Geschehens errechnen zu wollen, daß es den Weg nehmen müsse, der uns allein als die Guten und Gerechten vor Gott bestehen ließe. Und unser wissenschaftliches Bewußtsein verbietet uns, mit unsern Gedanken die Zuflucht zu dem Glaubenssatz zu nehmen, daß unsere gute Sache Erfolg in der Wirklichkeit haben müsse, weil die Geschichte allen Sinn verlöre, wenn sie nicht der Verwirklichung des Guten diente. Im Bewußtsein der tragischen Härte des menschlichen Lebens scheuen wir uns davor, die Zuversicht, daß wir siegen müssen, auf die Gerechtigkeit der deutschen Sache zu bauen. Aber wir sind nach den anderthalb Kriegsjahren sicherer denn je, daß bei uns das Recht zum Siege ist. Das Recht! nicht nur der Wille zu siegen. Mit dem Recht der deutschen Sache meinen wir ganz hart, realistisch, auf der Erde stehend, das Recht des Überlegenen, der die Macht hat. Aber nicht eine nackte vitale Macht meinen wir, deutsche kampffrohe Energie oder französische geschmeidige Bravour, englische kaltblütige zähe Konsequenz oder dumpfe russische Massengeduld, sondern die Mächtigkeit des inneren Lebens, das die vitalen Energien erst zu geschichtlichen Wirkungskräften formt.

Digitized by Google

Die Frachtraumkrisis in England

Von Handelsredakteur Otto Jöhlinger

Unter den Schwierigkeiten, unter denen England zu leiden hat, steht zweifellos das Schiffahrts-Problem an allererster Stelle. Die Frachtsätze sind auf einen Stand emporgeschnellt, wie er seit einem halben Jahrhundert nicht mehr dagewesen ist, und es ist ganz klar, daß hierdurch der Bezug außerordentlich verteuert, der Export sehr erheblich erschwert wird. Die Ursachen der ungewöhnlichen Frachtsteigerung sind zunächst darin zu suchen, daß auf dem Weltmarkt die deutsche, österreichische und zum Teil auch die griechische Handelsflotte fehlen, die einen erheblichen Teil des Frachtangebotes aus dem Weltmarkt bewältigt haben. Hierzu kommt, daß die übrigen Flotten nicht in vollem Umfang für die privaten Transporte zur Verfügung stehen. Nach englischen Pressemeldungen sind allein von der britischen Handelsflotte schon ursprünglich 10% für die Zwecke der Admiralität requiriert worden, d. h. es bestand im Jahre 1915 die englische Handlsflotte anstatt aus 20000 Dampfern nur noch aus 18000; 2000 Dampfer dienten maritimen Zwecken, sie wurden für Kohlentransporte, Wachdienst in der Nordsee usw. benutzt. Im Laufe der Zeit wuchsen die Ansprüche der Admiralität immer mehr anzesichts der großen Truppentransporte, der Verpflegung der überseeischen Kontingente, der Kohlenbeschaffung usw. Wieviel Schiffe die britische Marineverwaltung jetzt mit Beschlag belegt hat, ist nicht bekanntgegeben. In der englischen Presse wurde kürzlich behauptet, daß von einem Gesamttonnengehalt der britischen Handelsflotte von 20 Millionen Brutto-Reg.-Tonnen 5 Millionen Brutto-Tonnen im Heeresdienste stehen, d. h. 25% der Flotte! Auch diese Zahl hat inzwischen eine Steigerung erfahren.

Sehr erhebliche Ansprüche an den Frachtraum stellten vor allem die Expeditionen nach den Dardanellen, nach Saloniki, nach Ägypten usw. Die Verladung des ganzen Truppen-Kontingents erforderte einen riesigen Troß sowohl für die Mannschaften selber, als auch für die Bedienung der Transportschiffe; die hierfür verwandten Schiffe scheiden aus dem Verkehr des Handels für lange Zeit aus. Hinzu kommt, daß durch den deutschen Unterseebootkrieg und durch die Minen wertvolles Schiffs-

Digitized by Google

material vollständig zerstört worden ist und umsoweniger während des Krieges ersetzt werden kann, als die Schiffswerften zurzeit in England für Kriegszwecke außerordentlich beschäftigt sind und private Bauten nur in geringem Umfang ausführen können. Wie groß die Schiffsverluste in England gewesen sind, läßt sich naturgemäß nicht genau ermitteln, da man vor allem die Zahl der verloren gegangenen Dampfer und derjenigen Schiffe nicht immer kennt, die auf Minen aufgelaufen sind.

Nach den im Oktober des Jahres 1915 bekanntgegeben englischen Angaben sind allein im September des Jahres 1915 56 Schiffe mit 164 227 Tonnen als verloren angegeben worden, gegen 43 mit 143 191 Tonnen im September des Vorjahres und 12 mit 27 343 Tonnen im Jahre 1913. Rechnet man diese Zahl zu den Vormonaten, so ergibt sich, daß bis Anfang Oktober 1915 in 9 Monaten England 506 Schiffe mit 1 256 922 Tonnen als Verlust amtlich zugegeben hat, gegen 191 Schiffe mit 461 423 in der gleichen Vorjahrszeit. In Wirklichkeit ist der Verlust naturgemäß erheblich größer. Nach deutschen Schätzungen waren bis Ende November 6 Prozent der englischen Handelsschifftonnage als verloren anzusehen.

Zu einem ähnlichen Resultat kommt auch eine Aufstellung der „Kölnischen Zeitung" vom 20. Januar 1916, in der alle Namen der untergegangenen englischen Schiffe aufgeführt sind. Die Ergebnisse dieser Liste in Prozenten umgerechnet bieten folgendes Bild: Da 1913 die englische Handelsflotte aus 11 328 Schiffen über 100 Tonnen bestand, beträgt der Verlust bei dem Untergang von 637 Schiffen 5,6 Prozent der Bestandes. Der verfügbare Laderaum ist in noch größerem Maße betroffen. Er betrug 1913 — nach der letzten uns zur Verfügung stehenden Statistik — insgesamt 21 045 049 Tonnen; ein Verlust von 1 470 351 Tonnen macht also etwa 6,96 Prozent des ganzen Raumes aus[1]. Recht interessant ist auch die Prozentberechnung bei der französischen Handelsflotte, die 1911 1377 Schiffe über 100 Tonnen mit 1 273 593 Tonnen umfaßte. Während der Verlust der 55 Schiffe etwa 4 Prozent des Bestandes ausmacht, beträgt der Prozentsatz des vernichteten

[1] Neuerdings spricht man in England davon, daß bereits 5 Millionen Tonnen englischer Schiffsraum verloren sind, d. h. doppelt so viel, als man in Deutschland festgestellt hatte!

Digitized by Google

Raumes nicht weniger als 11,7 Prozent, weil es sich meistens um große Transportschiffe gehandelt hat.

Eine genaue Übersicht der Frachten läßt sich nicht geben, da täglich Veränderungen eintreten und auch nicht alle tatsächlich bezahlten Raten notiert werden. Wie groß die Unterschiede sind, ersieht man am besten aus folgender Tatsache: Am 4. Januar 1916 kostete die Fracht von San Lorenzo nach England 133 sh pro Tonne, zwei Tage später wurden 140 sh bezahlt und vier Tage später 150 sh, im April wurde 160 sh bezahlt. Im Dezember 1915 kostete die Fracht 133 sh, in Friedenszeiten ca. 12 sh. Die Reise Bombay—Westeuropa kostete anfangs Januar ca. 117 sh pro Tonne gegen 110 sh Ende Dezember 1915 und ungefähr 14 sh in Friedenszeiten. Von Burma nach Westeuropa stellt sich die Fracht für Reis auf 132 bis 136 sh pro Tonne, während sie im Januar 1915 nur ca. 12 sh kostete. In Friedenszeiten erfordert die Beförderung von Reis von Burma annähernd 16 sh. Der Transport von Chilesalpeter kostet nach England 125 sh gegen 120 sh Ende des Jahres 1915, 60 sh im Januar 1915 und 21 bis 22 sh in Friedenszeiten.

Unter dem Mangel an Schiffsraum hat u. a. Südamerika sehr zu leiden, namentlich die chilenischen Salpeterhäfen, dann aber auch die Getreideverladung in Buenos-Aires. Wie sehr der Getreide-Export vom Laplata verteuert wird, zeigt nachstehende Tabelle der im Januar bezahlten durchschnitlichen Frachtsätze für Weizen von Argentinien nach englischen Kanalhäfen:

In Mark pro Tonnen:

1906	11.60	1912	6.15
1907	10.90	1913	21.25
1908	15.35	1914	7.45
1909	6.—	1915	67.—
1910	8.35	1916	156.30
1911	7.90		

Wie schon erwähnt, hängt die Erhöhung der Frachten auch mit der Requirierung der Dampfer zusammen. So schreiben u. a. die „Times“: „Die Neutralen haben nur Vorteile von den englischen Schwierigkeiten. Sie können jetzt ohne Rücksicht auf die Kosten Schiffe bauen. Die von der englischen Regierung bei der Requirierung geübten Grundsätze

Digitized by Google

haben den größten Einfluß auf die Erhöhung der Frachtsätze. Diesen Methoden haben die neutralen Reeder das Anwachsen ihrer Macht zu verdanken. Ebenso wie für die Rekrutierung müßte auch für die Requirierung der Schiffe ein weitschauender Plan aufgestellt werden."

Das scheint aber, nach den Klagen der englischen Presse zu urteilen, nicht der Fall gewesen zu sein. Denn in der Zeitung „Aftenposten" hat sich kürzlich ein norwegischer Schiffsmakler dahin geäußert, „daß bei der Beschlagnahme in England sehr oft willkürlich vorgegangen wird, und daß die Zahl der dem einzelnen Reeder gehörigen Schiffe gar nicht berücksichtigt werde. So wird ein Fall erwähnt, wo sämtliche 6 Schiffe eines Reeders von der Marine beansprucht wurden, statt die Beschlagnahme pro rata zu verteilen."

Um der Schwierigkeiten aus der Frachtsteigerung Herr zu werden, hat die englische Regierung eine Reihe sehr einschneidender Maßregeln vorgenommen. In erster Reihe gehört dazu das Gesetz vom 1. Dezember 1915. Hierdurch wird die englische Regierung ermächtigt, für die Verfrachtung von Kohlen, Getreide und anderen Waren irgendein in England eingetragenes Schiff zu beschlagnahmen und seit dem 1. Dezember 1915 kann kein britisches Schiff über 500 Tonnen Ladefähigkeit von einem neutralen Hafen zum anderen Hafen Ladung bringen, falls es nicht eine besondere Lizenz in London erhalten hat. Damit hat die englische Regierung sich das Recht gesichert, die gesamte englische Handelsflotte für englischen Handel zu beschlagnahmen und den Handel der neutralen Länder zu unterbinden. Diese Maßregel hat mit Recht in englischen Schiffahrtskreisen einen starken Widerspruch hervorgerufen, und damit hängt es auch zusammen, daß die englische Regierung bis jetzt von der ihr eingeräumten Befugnis nur sehr wenig Gebrauch machte.

Die Hoffnung, die die Engländer an das sog. Ermächtigungs-Gesetz geknüpft hatten, hat sich im Anfang erfüllt, d. h. nach dem 1. Dezember stieg die Fracht nach Frankreich, Spanien, Italien, Griechenland usw. ganz außerordentlich, während sie nach England zunächst keine wesentliche Änderung erfuhr. Dieser Zustand hat aber nur ganz kurze Zeit gedauert; denn bald darauf erfuhren die Schiffsfrachten nach England eine neue Steigerung, weit über das frühere Maß hinaus, und die Situation auf

Digitized by Google

dem Frachtenmarkt verschärfte sich für England von neuem. Man kann nicht ohne weiteres die englische Handelsflotte zwangsweise nur zum Transport von Weizen heranziehen, da alsdann die Frachtsätze für andere Güter ins Ungemessene steigen würden. Denn es ist klar, daß, wenn beispielsweise ein Drittel der unterwegs befindlichen Dampfer gezwungen wird, zu niedrigeren Frachtsätzen Weizen und Mais heranzuschaffen, die Reeder die übrigen zwei Drittel benutzen würden, um die event. entstehende Differenz durch noch höhere Frachten für Kohle, Exportgüter und dergl. auszugleichen. Das scheint man in England eingesehen zu haben. Vielleicht haben auch die Einsprüche der Verbündeten, namentlich seitens Italiens, das ihrige dazu beigetragen. Neuerdings erwägt man in England, durch Importbeschränkung der Frachtteuerung Herr zu werden. So hat die Regierung die Einfuhr einer Reihe von Gütern verboten resp. eingeschränkt. Man hofft durch diese Maßnahme, die sich auch auf Sendungen für die verbündeten Länder erstreckt, die durch den Schiffsmangel hervorgerufenen Schwierigkeiten des Seetransportes zu vermindern und der immer zunehmenden Steigerung der Frachtpreise zu steuern.

Man darf freilich bei dem Frachtproblem einen sehr wichtigen Faktor nicht übersehen, nämlich, daß England hierdurch nicht so sehr geschädigt wird, wie Italien und Frankreich. Denn der weitaus größte Teil der nach England fahrenden oder von dort abgehenden Schiffe fährt unter englischer Flagge und gehört englischen Gesellschaften. Die Aktionäre sind zum größten Teil Engländer, nur ein geringer Prozentsatz befindet sich außerhalb des Landes. Diese Schiffahrts-Gesellschaften verdienen jetzt ungeheuere Beträge, und das Geld, das die Bevölkerung auf der einen Seite für hohe Brotpreise zahlt, fließt auf der anderen Seite den englischen Reedern und den in der Schiffahrt tätigen englischen Personen zu. Es handelt sich also zum Teil um eine Kapitalsverschiebung mit dem Erfolg, daß ein sehr beträchtlicher Teil des Geldes in England verbleibt. Dieses Kapital kommt der englischen Volkswirtschaft befruchtend zugute, so daß am Endresultat die hohen Frachten, namentlich beim Export, für die englische Volkswirtschaft gar nicht immer so ungünstig sind, wie man im allgemeinen annimmt.

Was einzelne Gesellschaften verdienen, geht aus nachstehender Notiz der „Times“ vom 20. Januar 1916 hervor:

Digitized by Google

„Der englische Dampfer „Elmoor" von 3744 Tonnen, erbaut im Jahre 1910, der Moor-Linie (Runciman Ltd.) gehörig, kann im Bau etwa 42 000 Pfund Sterling gekostet haben. Wenn man 4 v. H. jährlich für Abnutzung abschreibt, würde der Dampfer jetzt unter normalen Umständen mit 35 280 Pfund zu bewerten sein. Dieser Dampfer wurde kürzlich für 12 Monate an eine italienische Firma vermietet und zwar zum Preise von 30 sh per Tonne und Monat. Das ergibt für 12 Monate 109 728 Pfund. Die laufenden Ausgaben pro Monat können 900 Pfund betragen, Kriegsversicherung 250 Pfund, zusammen 1150 Pfund monatlich oder 13 800 Pfund jährlich. Es bleibt ein Gewinn von 95 928 Pfund. Wenn man für Entwertung noch 1680 Pfund abzieht, bleibt ein Reingewinn von 94 248 Pfund! Der Durchschnittsgewinn an demselben Dampfer mag vor dem Kriege 5000 Pfund jährlich betragen haben, so daß ein Kriegsgewinn von 89 248 Pfund verbleibt. Von diesem Mehrgewinn würde der Staat die Hälfte als Kriegsgewinnsteuer an sich nehmen, so daß den Reedern ein Gewinn von 49 624 Pfund bleibt, während das ganze Schiff 35 280 Pfund wert ist.

Wenn die „Elmoor" von der Admiralität zum Satze von 11 sh per Tonne und Monat requiriert worden wäre, würde der Reeder bei genau der gleichen Abrechnung einen Reingewinn von 8614 Pfund erzielen!"

Eine wichtige Frage ist, was von den Riesen-Einnahmen den Reedern als Gewinn verbleibt. Die Schiffahrts-Gesellschaften nehmen jetzt oft das Zehnfache dessen ein, wie sie in Friedenszeiten buchen können. Es ist aber sicher, daß der Gewinn der Gesellschaften nicht zehnmal so groß ist wie sonst. Ein erheblicher Teil der englischen Handelsflotte ist ja, wie schon erwähnt, produktiven Arbeiten entzogen. Die von der Admiralität vergüteten Sätze (ca. 11 sh pro Tonne und Monat) sollen nach englischen Quellen nicht so hoch sein, daß daraus Gewinne erzielt werden. Hinzu kommt, daß die Unkosten der Reeder wesentlich größer sind als sonst. Es müssen höhere Löhne an das Schiffspersonal gezahlt und größere Aufwendungen für Nahrungsmittel, Proviant und dergleichen gemacht werden. Ferner ist zu berücksichtigen, daß die Versicherungs-Gesellschaften jetzt ganz andere Prämiensätze erheben, als in Friedenszeiten. Denn die Riesenverluste, die die Versicherungs-Gesellschaften schon bis jetzt erlitten haben, bringen es mit sich, daß sie

Digitized by Google

erheblich höhere Prämien berechnen als früher. Auch sind die Gewinne der Reedereien durch die Torpedierungen und sonstigen Schiffsunfälle stark reduziert worden. Man kann den Geldwert der seit Kriegsausbruch verloren gegangenen Schiffe bei den heutigen Dampferkosten für England auf rund 1 Milliarde Mark beziffern.

Ferner muß man bei dem jetzigen hohen Stand der Frachten auch berücksichtigen, daß nicht alles, was der Engländer für Fracht bezahlt, in englische Taschen fließt. Zwar wird der weitaus größte Teil des Verkehrs von englischen Schiffen bestritten, aber ein wesentlich größerer Teil als in normalen Zeiten wird auch auf neutralen Dampfern verladen, und wieviel die neutralen Reeder jetzt verdienen, geht daraus hervor, daß eine Reihe von skandinavischen Schiffahrts-Gesellschaften 150 Prozent und mehr Dividende ausschüttet. So melden z. B. das Kopenhagener Wochenblatt „Börsen", daß die dänische Schiffahrt im Jahre 1915 300 Millionen Kronen Brutto-Einnahme gehabt habe gegen 100 Millionen Kronen im Jahre 1914. 28 der meistbedeutendsten dänischen Dampfschiffahrts-Linien hatten allein im Jahre 1915 einen Verdienst von ca. 120 Millionen Kronen. Das ist erheblich mehr als das gesamte Aktienkapital dieser Geselschaften zusammen.

Wieviel neutrale Schiffe jetzt immer noch nach England kommen, ersieht man aus folgender Aufstellung:

Die Zahlen für die Ankunft von Tonnage in Großbritannien in den Monaten Oktober, November, Dezember lauten folgendermaßen:

	1913	1915
Britische Schiffe	8347584 t	5728259 t
Ausländische Schiffe . . .	4286934 t	2667269 t
Insgesamt . . .	12634518 t	8395528 t

Die Ankunft britischer Tonnage ist also im Kriege um 31 v. H. gefallen, die ausländische Tonnage um 37 v. H., die Gesamttonnage um 33 v. H., d. h. 67 Schiffen müssen jetzt dieselbe Arbeit leisten wie früher 100 Schiffe. Von diesen 67 Schiffen gehören nur 46 Großbritannien, 21 dem Auslande.

Der Anteil der neutralen Schiffahrt an dem Gesamtquantum ist immer noch ungefähr so groß wie in Friedenszeiten, d. h. er stellt sich auf ein Drittel der Transporte.

Digitized by Google

Schließlich sei erwähnt, daß auch die ungewöhnlich hohen Preise, die für den Ankauf von Schiffen gezahlt werden, zu einem Teil den neutralen Ländern zugute kommen. Die Nachfrage nach alten Schiffen ist außerordentlich groß, und speziell Holland, Dänemark, Schweden und Norwegen haben einen Teil ihrer „ältesten Kasten" mit Riesennutzen nach England verkauft. Dabei sind Beträge bezahlt worden, die den Ankaufswert um das Doppelte weit übersteigen, und das sind Summen, um die die englische Zahlungsbilanz zunächst geschädigt wird. In sonstigen Jahren erzielt England aus dem Verkauf von Schiffen an das Ausland große Gewinne, die seiner Zahlungsbilanz zugute kommen. Jetzt muß es — bei reduziertem Schiffsexport — erhebliche Mehrzahlungen an das Ausland leisten.

Nach einem Bericht eines Rotterdamer Fachblattes sind in England in der letzten Zeit folgende Preise für alte Dampfer bezahlt worden: Ein Dampfschiff von 3521 Bruttoregistertonnen, ca. 6000 Tonnen schwer, gebaut in 1900 erbrachte 1,3 Mill. holl. Gulden; ein Dampfschiff von 2676 Registertonnen, ca. 4000 Tonnen schwer, gebaut in 1903, erbrachte ebenfalls 1,3 Mill. Gulden und ein Dampfschiff von 3368 Registertonnen und ca. 4700 Tonnen Gewicht aus dem Jahre 1897 1,1 Mill. Gulden. Diese Art von Schiffen wurden vor dem Kriege mit 350000, 300000 und 250000 Gulden bezahlt.

Die Verluste, die die englische Handelsflotte augenblicklich an Tonnengehalt erleidet, sind in zweifacher Hinsicht vor großem Schaden für England: Zunächst müssen die Versicherungsgesellschaften erhebliche Summen aufwenden, um ihre Policen sowohl für Schiffe, als auch für Ladung einzulösen. Die hier in Betracht kommenden Beträge sind ganz enorm, namentlich wenn man bedenkt, daß die englischen Gesellschaften nicht nur englische Schiffe, sondern auch französische, italienische und russische Dampfer versichert haben. Wie groß bis jetzt die Summen gewesen sind, die einzelne Organisationen zu zahlen hatten, geht aus einer Notiz der „Times" hervor, wonach die Versicherungsgesellschaft Liverpool Underwrighter Assoziation im vergangenen Jahre an dem Untergang von 628 Schiffen interessiert war. Der Wert dieser Schiffe betrug 29744000 Lstr. Im Jahre 1914 hatte die Gesellschaft einen Verlust von 272 Schiffen im Werte von 13688000 Lstr.

Digitized by Google

zu beklagen. In diesen Ziffern sind übrigens nur Schiffe eingeschlossen, deren Wert über 20000 Lstr. beträgt. Eine weitere Schädigung tritt dadurch ein, daß die Schiffsverluste bereits einen so hohen Umfang annehmen, daß mehrere Jahre Bauzeit notwendig sind, wenn Ersatz geschaffen werden soll, namentlich wenn man bedenkt, wieviel Schiffe nach diesem Krieg unbrauchbar geworden sein werden oder aus einem anderen Grunde außer Dienst gestellt werden müsseu.

Nach der „Daily Mail" betrug der gesamte Schiffsneubau

im Jahre . . . . . 650000 Tonnen
gegen 1914 . . . . . 1780000 „
gegen 1913 . . . . . 2333468 „

Der Rückgang ist also sehr erheblich. Besonders groß war der Ausfall in Schottland. Im Jahre 1915 haben die schottischen Schiffsbau-Anstalten nur 207 Schiffe mit 233501 Tonnen gebaut, d. h. 247 Schiffe weniger mit 275444 Tonnen als im Jahre 1914. Der Rückgang wird in der Hauptsache mit der verhinderten Tätigkeit auf dem Clyde begründet, wo nur 126 Schiffe von 275000 Tonnen vom Stapel gelaufen sind gegen 307 Schiffe mit 460258 Tonnen im Jahre 1914. Die gewaltige Abnahme zeigt, daß die Werften jetzt nicht imstande sind, Ersatz zu schaffen, namentlich da sie für die Zwecke der Kriegsmarine benutzt werden. Diese Beschäftigung für die britische Admiralität wird auch nach Friedensschluß sicherlich eine ganze Zeit anhalten, während welcher Aufträge für die Handelsmarine nur in geringem Umfange ausgeführt werden können.

Notizen

England

England und Frankreich. „Es ist ein schrecklicher Gedanke", meint „Manchester Guardian" vom 22. April, „den die Fortdauer der Operationen bei Verdun nahe legt, daß es die Hauptabsicht der deutschen Hartnäckigkeit ist, Frankreich verbluten zu lassen." — Es ist leicht, Teilnahme zu heucheln, wenn man ein Unglück ruhig hat geschehen lassen, weil es einem nützlich war.

Wie ehrlich es dem „Manchester Guardian" am 22. war, zeigte er auch schon am 25., als er sich mit Worten, die nichts mehr von Rücksicht an sich hatten, energisch die Einmischung Clemenceaus in die inneren Angelegenheiten Englands verbat. „Wenn Clemenceau die Politik seiner Regierung kritisiert, so übt er nur das Recht eines französischen Bürgers. Aber es wäre für einen Engländer sehr

Digitized by Google

unpassend, über Frankreich nur den zehnten Teil von dem, was er sagte, zu sagen, und tatsächlich ist während des ganzen Krieges kein Wort der Kritik weder über die französische noch über die russische Regierung gesagt worden. Dies geschah nicht, weil, wie Clemenceau als erster zugeben würde, keine Kritik möglich war, sondern weil wir erkannten, daß eine Grenze gezogen werden muß, sowohl aus politischen wie aus Anstandsgründen, wie weit es Untertanen der einen verbündeten Macht erlaubt sei, über die inneren Angelegenheiten der andern Macht zu sprechen. England hat seine kontraktlichen Verpflichtungen gegen Frankreich in seiner Gesamtheit erfüllt. Es hat für Frankreich das getan, was es für kein anderes Land vorher getan hat. Als Napoleon im Kriege mit Preußen und Österreich lag, da war die Verteidigung Berlins und Wiens das letzte, woran Pitt dachte. Er trug zu dieser Verteidigung bei durch die Beherrschung der Meere und durch Subsidien, es fiel ihm nicht im Traume ein, eine britische Armee zu schicken, um für diese Hauptstädte zu kämpfen. Alles das tun wir jetzt für Frankreich. Wir vergießen nicht nur unser Blut, sondern verletzen dabei die ununterbrochenen militärischen und maritimen Traditionen unseres Landes. Das reut uns nicht. Im Gegenteil, wir schrecken vor keinem weiteren Opfer zurück, das nötig sein mag. Aber man muß uns gestatten, unsere Methode zu wählen, um diese Opfer nutzbringend zu gestalten." Ob man nach solchen Worten in Frankreich von der Ehrlichkeit der englischen Freundschaft noch immer so glühend überzeugt ist?

Der Reichskanzler und Herr Asquith sind nach dem „Labour Leader" gar nicht weit von einander entfernt, denn „Großbritannien und Frankreich sind beiderseits nicht in den Krieg eingetreten, um Deutschland zu erdrosseln." „Wenn das wahr ist, müssen Herr Asquith und seine Kollegen den Vorschlag eines Handelskrieges verleugnen." „Auch Herr Snowden meinte, die Rede des deutschen Reichskanzlers beweise, daß nichts mehr Deutschland und England trenne, was das Opfer eines einzigen Menschenlebens wert sei." Wird das alles nun allein aus Opposition gegen Lloyd George gesagt?

England und die Russengreuel. „Observer" vom 16. verfügt, es sei eine Legende, daß die Russen in Ostpreußen Greuel und Verwüstungen begangen hätten. — Die Entente hat schon früher bewiesen, daß sie zwischen Legende und Wahrheit keinen rechten Unterschied machen kann, sollte dieser neue Beweis wunder nehmen?

Freiheit der Meere! „Morning Post" vom 21. schreibt wörtlich: „England, einstmals die Herrin der Meere, schachert jetzt mit den Chicagoere Fleischpackern und bezahlt ihnen Geld dafür, daß sie sich der Zufuhren zum Feinde enthalten... Im ersten Kriegsjahre kaufte das Auswärtige Amt, das eine Art allgemeines Warenhaus und Nützlichkeitsdepartement geworden ist, für eine ungeheure Summe eine Menge Fleisch, die die Flotte auf dem Weg zum Feind erobert hatte, und verkaufte sie mit Verlust wieder an Privathändler. Man hätte das Fleisch für nichts haben können; wenn es für den Feind bestimmt war, war es gesetzliche Prise und unterlag als solche der Verurteilung." — Freiheit der Meere!

Digitized by Google

England als Schützer der kleinen Staaten. Zwei holländische Zeitungsstimmen besagen:

1. „Außer gegen die Ungerechtigkeiten, welche England sich erlaubte, protestieren wir noch gegen etwas: gegen die süßen Zuckerworte, womit man versucht, uns den Mund zu verschließen. Wer seinem eigenen Interesse dient, sei es auch auf Kosten der kleinen Staaten, muß sich nicht als der väterliche Beschützer dieser kleinen Staaten aufspielen, und wer die Lebensinteressen und sogar die Ehre des niederländischen Volkes so wenig achtet, muß diesem Volk keine Liebeserklärungen machen, wie wir sie in jüngster Zeit wiederholt vernahmen."

2. „Es wäre ein Fehler, wenn man in England zuviel mit einer antideutschen Stimmung in Holland rechnete, oder sich einbildete, daß das eine Blatt, worin alle Maßnahmen der Entente gutgeheißen werden, die Stimmung der holländischen Presse oder holländischen öffentlichen Meinung wiedergebe. Es sei England gesagt, daß die von den „Times" angeführten „Prinzipien": Achtung für die kleinen Staaten, für die höheren Menschenrechte usw. usw., nur dann Wert für uns haben, wenn die Taten der Mächte, die mit diesen Grundsätzen prahlen, damit nicht in direktem Widerspruch sind."

Rußland

Rußlands Armut. Menschikow hat ausgerechnet, daß das Jahreseinkommen pro Kopf der Bevölkerung in Rußland $5\frac{1}{2}$ mal weniger beträgt als in England, 4 mal weniger als in Frankreich und $3\frac{1}{2}$ mal weniger als in Deutschland. Daraus ergibt sich ihm die logische Schlußfolgerung: Rußland muß reich werden, denn sonst sind ihm die Türen zu einer besseren Zukunft verschlossen. Menschikow sieht die Voraussetzungen dafür in der Gewerbefreiheit und der Erweckung des Unternehmungsgeistes — „zweier Kinder der allgemeinen politischen Freiheit". Ob, wenn diese Voraussetzungen richtig sind, Rußland noch einmal reich werden wird?

Rußlands „Freundschaft" für Schweden. In „Berlingske Tidende" meldet ein aus Rußland zurückgekehrter Schwede, daß in der letzten Zeit eine nicht geringe Anzahl schwedischer Untertanen aus Rußland ausgewiesen worden sei. „Diese Ausweisungen haben besonders die Abteilungschefs der schwedischen Geschäftsfilialen in Petersburg betroffen. Es herrscht deshalb große Beunruhigung unter den Schweden in Rußland, um so mehr, da man sich die getroffenen Maßnahmen nicht erklären kann. Das ganze Vorgehen wird von den russischen Behörden mit der größten Geheimnistuerei umgeben." „Svenska Dagbladet" befürchtet ernste Folgen dieser Maßnahmen für die schwedischen Beziehungen mit Rußland.

Rußlands Verluste. Ein Sachverständiger schreibt im „Syd-Svenska Dagblad": „Die Russen haben seit dem Ausbruche des Krieges insgesamt annähernd sieben Millionen Mann verloren."

Rußland und die holländische Frage. Die russische Presse kehrt den Spieß

Digitized by Google

um. Deutschland ist der Sündenbock. Die Engländer haben beileibe Holland nichts zuleide getan. Der böse deutsche Kaiser hat vielmehr an Königin Wilhelmine einen Brief geschrieben, in welchem er sie auf eine den Holländern drohende Gefahr aufmerksam machte, worauf die holländische Regierung einige Vorsichtsmaßnahmen ergriff. Das wirft wieder ein helles Streiflicht auf die deutsche imperialistische Politik. Wenn es zur endgültigen Abrechnung kommt, müssen auch die deutsch-holländischen Beziehungen radikal gelöst werden. Von dieser Lösung hängt das Schicksal des Rheines ab. „Jetzt wissen die Holländer, von woher ihnen Gefahr droht!"

Der deutsche Weg zur Kultur. Eine russische Zeitung empfiehlt Rußland zum kulturellen Aufstieg, zu dem es sich vorbereitet, den deutschen Weg.

„Die materielle Kultur geht den deutschen Weg — den Weg bewußter Anstrengungen, den Weg der Technik und Disziplin. Deutschland hat die Methoden der Arbeit bis zur Vollendung ausgebildet, während die anderen Völker auf diesem Gebiete zurückgeblieben sind. Wir sind also nach 20 Kriegsmonaten auf den Standpunkt angelangt, zu den Deutschen in die Schule gehen zu müssen. Diesmal aber nicht zu Schelling, Fichte und Kant, sondern zu Krupp und Hindenburg." — Und dabei gibt Rußland vor, uns zu bekriegen, weil wir Krupp und Hindenburg haben und Schelling, Fichte und Kant verleugnen.

Russische Zukunftspläne. Menschikow schreibt in der „Nowoje Wremja": „An der europäischen Front mußten wir uns, trotz unseres Bündnisses mit drei Großmächten, zurückziehen. Der ganzen Front entlang stehen wir einer lebenden, schwer überwindbaren Mauer von Feinden gegenüber, die fast ebenso zahlreich sind, wie wir, aber uns in der Kriegstechnik überlegen sind. Ohne daß unsere Verbündeten ernstlich den Rücken unserer Feinde bedrohen, können wir nicht auf den Erfolg einer Offensive gegen die Deutschen und Österreicher rechnen. Unser einziges Kriegsziel im Westen kann nur die Säuberung des russischen Bodens vom Feinde sein. Ein anderes aggressives Ziel hatte unsere Politik dort auch nicht: die Wiedererrichtung Polens, die Angliederung Galiziens wurden infolge der Kriegsereignisse aktuell, lagen aber nicht in unserer ursprünglichen Absicht. Durch die Kriegsereignisse sind sie ja auch wieder in den Hintergrund gedrängt worden. In Europa müssen wir eine Verteidigungspolitik führen: immer machten wir einen Fehler, wenn wir davon abgingen. In Asien dagegen ist es unsere Aufgabe, eine angreifende Politik zu führen." —

Frankreich

Frankreichs Kriegsziel. Die „Revue polit. et parlament." gönnt Rußland Konstantinopel und Armenien, England die Verbindung Indiens durch Mesopotamien, für Frankreich ist sie dagegen so weise zu sagen: „Frankreich wird nicht mehr so sentimental sein und daher nicht mehr grobe Fehler wiederholen, die es so oft gemacht hat." (Und die es nun, weltweise geworden, seinen Verbündeten

Digitized by Google

überläßt.) „Auf dem Meer wird es seine Kolonialpolitik kräftig weiterführen, ohne Neid gegen seine Nachbarn." Solche Worte entsprechen ganz dem Programm der Sozialisten, für die Renaudel in der „Humanité" so gesprochen hat: „Man wird uns einwerfen, daß es auch in Frankreich irregeleitete Geister gibt, die auf die rechtmäßige Rückgabe des vergewaltigten Elsaß-Lothringen, auf Annexionen — bis nach Belgien hinein — pochen. Aber die französische Regierung hat sich für die Zukunft mit keinem Wort für einen Weg festgelegt, der nach unserer Ansicht zu traurigen Folgen führen müßte."

Französische Meinungen über Deutschlands Beziehungen zu Amerika. „Dép. de Toulouse" sagen: „Deutschland kann sich neuerdings in Mesopotamien mit Baumwolle versorgen und braucht infolgedessen auf Amerika nicht mehr so viel Rücksicht zu nehmen, wie vorher. Andererseits würden sich die Vereinigten Staaten, die schon in eine äußerst unerfreuliche Expedition nach Mexiko verwickelt und, plötzlich vor ein militärisches Problem zu Wasser und zu Lande gestellt sehen, das beinahe unlöslich wäre."

Ein neues Leitmotiv. „Radical" glaubt melden zu können: „Am Tage der Interpellation von Liebknecht fanden vor dem Reichstag Aufstände statt, bei denen 200 Menschen getötet wurden. Frauen versuchten das Reichstagsgebäude anzuzünden."

Vor einer Woche ging durch die russische Presse das Leitmotiv von den Bränden, die man versucht habe an das Berliner Schloß zu legen. Die französische Presse leistet sich also, indem sie es übernimmt, nur die Variation, daß aus dem Schloß das Reichstagsgebäude wurde. Das Leitmotiv ist geblieben.

Warum so sparsam mit Lügen, wenn man sich schon darum abmüht?

Italien

Vergessenes. Im Jahre 1898 wallfahrten deutsche Kriegsveteranen nach San Remo, wo Kaiser Friedrich III. Heilung von seinem grausamen Leiden gesucht hatte, um an der dortigen Villa Zirio eine Gedenktafel einzuweihen. Ein Teilnehmer an dieser Fahrt hat vor einigen Jahren ein Erinnerungsblatt erscheinen lassen (Emil Goßlau, Nach San Remo, Magdeburg 1908), aus dem heute mancherlei hervorgehoben werden kann. Der damalige Präfekt der Stadt San Remo Cav. Ree toastete bei einem Festmahl auf die unverbrüchliche Freundschaft Deutschlands und Italiens, nannte Kaiser Friedrich den Bruder Humberts und rief den deutschen Gästen zu: „Kaiser Friedrich ist nicht nur der Eure, er ist auch der Unsre, er ist auch unser Fritz. Habt ihr die deutschen Veteranen marschieren sehen? So fest, ernst im Gleichschritt und Takt? Habt ihr gehört, wie der Boden unter ihren Füßen zitterte? Jetzt noch, nach achtundzwanzig Jahren präsentieren diese alten Krieger unseren Bundesgenossen, das wehrhafte große Deutschland! An ihrer Seite fürchten wir nicht die Welt!" Brausender Jubel folgte, wie der Berichterstatter erzählt, diesen Worten. Nach dem Vortrage einiger deutscher Lieder bemerkte ein „hochgestellter Italiener": „Ich

Digitized by Google

kann die Disziplin nicht genug bewundern, die sich auch im Gesange dieser Lieder zeigt." Ein Bersaglieri-Kommandeur, Oberst Escardt, sagte: „Ich habe Ihr Heimatland immer geliebt, seit seinen vaterländischen Kriegen aber verehre ich Deutschland." In einer Begrüßungsansprache berichtete der Commendatore Asquasciati von einem Gespräch, das er mit dem Adjutanten des Kaisers Friedrich hatte: „Was für ein Unglück wäre es für ganz Europa, wenn dieser Mann (der Kaiser) vorzeitig sterben müßte," bemerkte er. Der Adjutant erwiderte darauf: „Solange der Dreibund besteht, wird der europäische Friede nicht gestört werden." Beim Empfang der Veteranen hielt der General Adorni eine Ansprache, aus der folgende Stellen hervorgehoben seien: „Deutschland und Italien, haben beide Nationen nicht eine Gleichheit ihrer Vergangenheit, nicht beide ein selbes Wegeleid gehabt?... Ihr wart unsere Bundesgenossen, an Euerer Seite marschierten wir; wir waren aber auch Zeugen Eurer Einigung, der endlichen Erfüllung Euerer Geschichte... Ehedem habe ich die deutsche Armee verehrt, von heute an, wo ich Euch in das Auge sehen darf, liebe ich sie... Mein Gelöbnis möchte ich in die Herzen meines Volkes pflanzen. Die gleichen Schicksale Deutschlands und Italiens müssen das Bindeglied für alle Zeit, das Blut, das für die Einheit jeder Nation geflossen, der unlösbare Kitt bleiben, der unsere Armeen vereinigt."

Es ist gut, wenn man sich heute an solche Worte erinnert, damit man sich in Zukunft darnach richten kann, daß Worte in Italien eben meistens ... nur Worte sind. M. A. Jordan

Belgien

Belgier und Flamen. Ein Flame im besetzten Belgien stellt den früheren Zustand der Unterdrückung Flanderns durch die Wallonen dem jetzigen der deutschen Gleichberechtigung ihrer Sprache und Volksart gegenüber. Soaar an der Front, wo noch jetzt die Flamen 80 Prozent der belgischen Armee ausmachen, werden sie beschimpft und zurückgesetzt. Er schreibt:

„Das und sonst so vieles kam den flämischen Brüdern zu Ohren, die im Lande geblieben waren. Es schürte die Kampflust und es klang fest und unerschrocken: Zusammenwohnen ist nicht länger möglich; wir stellten die Forderung der Selbstverwaltung auf. — — — Die Flamen dürfen über die Zukunft beruhigt sein: Bethmann Hollweg hat erklärt, daß ‚Deutschland den so lange unterdrückten flämischen Stamm nicht wieder dem wallonischen Element freigeben wird'." — („Vaderland" vom 22. April.)

Wie Belgier sich bedanken. „Nieuwe Cour." vom 24. April druckt folgende Zeilen des belgischen Journalisten August Monet aus „De Telegraaf" ab:

„Und dann werden für Dankbarkeit der Belgier nur diejenigen in Betracht kommen, die durch dick und dünn für den Sieg der Alliierten gegangen sind... Nur denjenigen werden wir dankbar sein, aber dann auch ewig. Und was die anderen anbetrifft ... Brot kann man zurückgeben."

„Nieuwe Cour." schreibt dazu: „Man sieht daraus, daß, um auf belgische Dank-

Digitized by Google

barkeit Anspruch zu haben, hier sagen wir ruhig, um vor belgischem Hohn geschützt zu sein, von den Niederländern verlangt wird, daß sie die Sache des eigenen Landes der der Belgier unterordnen. . .

Die Holländer erhalten das ‚Brot', womit den belgischen Flüchtlingen helfen zu dürfen sie sich glücklich schätzten, mit Beschimpfungen zurück. Die Beschimpfungen haben sie bereits."

Die Neutralen

Holland und seine indischen Kolonien. Die Frage der Verteidigung der holländischen Kolonien ist mit einem Schlage in den Vordergrund des Interesses gerückt. Zur Verteidigung seiner Kolonien hat Holland bereits 1912 einen neuen Flottenbauplan aufgestellt, der nun durchgeführt werden soll; ferner gedenkt es aber jetzt seine indischen Kolonien mehr auf eigene Füße zu stellen, damit sie in der Lage sind, sich aus eigener Kraft zu verteidigen. Über diesen letzten Plan macht der „Nieuwe Rotterdamsche Courant" in einem Leitartikel ausführliche Angaben:

„Holland beabsichtigt seit Jahren, Indien ein eigenes Leben in der Form eines sich selbst verwaltenden Gemeinwesens zu schenken. Die Hauptsache für Indien ist in der Politik der Entwickelung seiner Bevölkerung zu suchen. Als Kolonie würde Indien gegen japanische Ausdehnungs- oder Annexionspolitik schwach dastehen. Kolonien haben aber in Ostasien keine Existenzberechtigung mehr. Die Holländer betrachten sich in Indien nicht mehr, wie seit Jahrhunderten, als Herren, sie sind nur noch die Lehrmeister. Indien wird im Interesse seiner eigenen Bevölkerung regiert, die ganze Arbeit richtet sich auf wirtschaftliche und geistige Entwicklung. Das Volk soll mündig werden. Das holländische Ideal ist, einen indischen Staat zu errichten, auf den die Einwohner stolz sein können, den sie als ihr Vaterland ansehen und zu dessen Verteidigung sie bereit sind, ihr Blut zu vergießen. Das wird die sicherste Garantie für das eigene Interesse in jeder Beziehung sein. Holland muß dafür sorgen, daß die Errichtung dieses indischen Staates nicht durch fremde Einflüsse verhindert wird. Indien muß verteidigt werden. Bisher bot das für unabänderlich feststehend angesehene Gleichgewicht im fernen Osten dafür die sicherste Garantie. Dieses Gleichgewicht ist jetzt aber gestört, und Indien muß für seine Sicherheit sorgen. Als Kolonie in Hollands Hand ist es schlecht zu verteidigen, als Staat aber sehr gut. Jedes gut organisierte und mit allen natürlichen Hilfsquellen versehene Land ist, wenn es von einer großen patriotischen Bevölkerung bewohnt ist, imstande, sich tüchtig zu wehren. Diese Verteidigung zu organisieren, das ist die Aufgabe Hollands. Von allen dortigen Aufgaben ist diese die dringendste. Jetzt ist der Archipel fast wehrlos. Die Sundastraße, die „Zugangsstraße zu den Indischen Meeren", wie die Japaner sie nennen, liegt offen da und ist der Gnade der ersten besten Großmacht ausgeliefert, die es in ihrem Interesse erachtet, sie zu nehmen. Japan muß dieses Unvermögen wirklich als eine fortwährende Bedrohung ansehen, und mit der Möglichkeit muß gerechnet

Digitized by Google

werden, daß es selber die Straße schließt, indem es dort eine Flottenbasis errichtet. Solange der Krieg dauert, ist Japan durch sein Verhältnis zu seinen Bundesgenossen verhindert, diesen Schritt zu unternehmen, aber beim Friedensschluß, wenn die Welt doch neu verteilt wird, dann kann die Sundastraße einem Starken übergeben werden, wenn sie sich in unverteidigtem Zustande befindet. Vielleicht wäre es empfehlenswert, bei einer anderen Macht, die ähnliche Interessen gegenüber Japan vertritt, Anlehnung zu suchen. Das würde sicherlich für eine gleiche Beschaffung von Abwehrmitteln seine Vorteile haben. Es würde jedoch schaden, wenn es als Entschuldigung dienen würde, um die eigene Kraft nicht bis zum äußersten anzuspannen. Wenn Niederländisch-Indien wirklich stark dastehen soll, dann kommt es auf die Anwendung der eigenen Kraft an, nicht auf ein Bündnis. Wenn Indien leben will, dann muß dieses Wort leben zu einem wirklich aktiven Begriff gemacht werden. Dann wird Indien auch geachtet werden und Japan nicht in die Hände fallen."

Dr. rer. pol. Carl Anton Schaefer

Literatur

Die slawische Volksseele. Zwei Aufsätze von Karl Nötzel und Alexander Barwinskyj. Jena 1916, Eugen Diederichs. (Schriften zum Verständnis der Völker.) 68 S., in Pappbd. M. 1.80.

Der Aufsatz von Karl Nötzel „Vom einfachen russischen Volke" bewegt sich in denselben Bahnen, wie die Einleitungskapitel in des Verfassers Tolstoi-Buch („Das heutige Rußland", München 1914, G. Müller). Nur werden da die Gegensätze zwischen Rußland und Westeuropa schärfer hervorgehoben, während hier vor allem gezeigt werden soll, was Rußland für die Kultur Westeuropas bedeutet. Rußland, — das heißt nicht das offizielle Rußland, und auch nicht das intellektuelle, sondern das eigentliche, „das weder schreit, noch schreibt, das nur da ist und sich nicht deutet, das einfache russische Volk, dieses Volk, das so geliebt wird und doch so ganz allein steht, dieses Volk, das die größten Dichter zu seinem Ruhme fand und doch von allen verlassen ist". Eine heiße Liebe zu diesem Volke spricht aus jeder Zeile des Nötzelschen Aufsatzes, eine Liebe, die den Verfasser glauben läßt, Germanentum und Slawentum bildeten keine Gegensätze, sondern ergänzten einander. „Das geistige Germanentum befreit den Menschengeist von den Fesseln des Aberglaubens; das geistige Slawentum erlöst die Menschenseele von den Ketten des Hochmuts und des Menschenhasses. Und nur eine geistig und seelisch befreite Menschheit kann genesen zu einem Dasein, in dem Gottesdienst dasselbe sein wird wie Menschendienst."

Im Kern der Sache hat Nötzel wohl recht. Und sicher ist der Zauber, den Rußland auch auf jene ausübte, die sehr wohl wußten, was vom Zarentum zu halten sei, zum größten Teil durch die Eigenschaften des russischen Volkes zu erklären und durch die unwiderstehliche

Digitized by Google

Anziehungskraft der russischen Dichtung, deren große Meister wirklich Künder der Volksseele sind, — freilich nur dort, wo sie intuitiv schaffen, nicht wo sie reflektieren oder predigen. Wohin sie in letzterem Falle geraten können, dafür bietet Dostojewski wohl das erschreckendste Beispiel. Und eben darum bedeutet Rußland vorläufig noch eine Gefahr nicht nur für uns, sondern für ganz Europa. Denn die entscheidende Gewalt liegt dort noch in den Händen nicht des eigentlichen, sondern des „bewußten" Rußlands, das, wie Nötzel an anderer Stelle sagt, „doch niemals davon lassen kann, den Heilsanspruch der Menschheit von ihrem Durchgang durchs Allrussentum abhängig zu machen". Daran würde auch ein Regierungswechsel, der das gegenwärtige reaktionäre Kabinett durch ein linksliberales ersetzte, nichts ändern. Ob und wann aber das russische Volk imstande sein wird, sein Schicksal selbst in die Hand zu nehmen, dieses Volk, das, nach Nötzels treffendem Ausspruch, „die Knechtschaft der Sünde vorzieht", — diese Frage ist heute noch nicht zu beantworten und wird es auch noch nicht so bald sein. Klar ist nur eins: daß ein Sieg der Entente für das russische Volk, wie Nötzel es sieht und wie es im Wesentlichen auch ist, das denkbar größte Unglück wäre.

Über den zweiten Aufsatz, den das Buch enthält, „Das ukrainische Volk in seiner Dichtung" von Alexander Barwinskyj, ist nicht viel zu sagen. Sein Wert besteht ausschließlich in den zahlreichen Stichproben aus ukrainischen Dichtungen älterer und neuerer Zeit, deren deutsche Übersetzung mitunter freilich zu wünschen übrig läßt. Die „verbindende Prosa" ist ganz unbedeutend. L.

Die Privatbeamten-Politik nach dem Kriege. Von Dr. Curt Köhler. Deutsche Kriegsschriften. 21. Heft. Marcus & Webers Verlag, Bonn. 1916.

Die Privatbeamtenverbände wurden durch den Krieg in eine neue, nicht gleich übersehbare Lage gesetzt; die Einnahmen minderten sich, da 60 % der Mitglieder ins Feld zogen, und die Pflicht der sozialen Kriegshilfe steigerte die Ausgaben. Immerhin konnten diese Schwierigkeiten überwunden werden. Nun aber werden die Organisationen vor die viel eindringlichere Notfrage gestellt: Wie sollen sich die Privatangestellten wirtschaftlich behaupten, wenn der Friede kommt und im allgemeinen zwar die alten Zustände des Lebens zurückführt, aber doch die Steuern anschwellen läßt und die Lebensmittelpreise und Kleinwohnungsmieten unvergleichlich höher macht, als sie vor dem Kriege waren? Der Verfasser findet hier das einzige Schutzmittel in einer Vereinheitlichung der bisherigen Sonderbestrebungen und in einem gemeinsamen Vorgehen aller einzelnen Verbände. Die Grundsätze, die bisher trennend wirkten, waren meist sozialpolitischer Natur, und er klärte die Probleme und deutet die Wege an, auf denen eine Verständigung möglich ist. Er drängt auf eine schnelle Verwirklichung, damit die aus dem Felde Heimkehrenden das ihnen heilsame Werk bereits vollendet finden.

Dr. E. Borkowsky

Die deutsche höhere Schule der Zukunft. Von Dr. Karl Horn, Di-

Digitized by Google

rektor der Humboldtschule in Frankfurt a. M. Frankfurt a. M. Verlag von Heinrich Heller. 1916. Preis M. —.50.

Ein erprobter Fachmann entwirft in der knappen inhaltsreichen Schrift das Bild der Zukunftsschule, wie sie sich im Anschluß an das Bestehende verwirklichen ließe. H. denkt sich die zukünftige höhere Schule einheitlich — eine sechsklassige Anstalt etwa wie die heutige Realschule. Auf ihr baut sich dreifach gegliedert (alt-, neusprachlich, mathematisch-naturwissenschaftlich) die Oberstufe von drei Jahren auf, Übergang und Vorbereitung für die Hochschule. Deutsch erhält etwa die Hälfte des sprachlichen Unterrichts; die Folge ist, daß die alten Sprachen erst auf der Oberstufe getrieben werden können. Zeichnen ist überall Pflichtfach; auch ermöglicht eine Verkürzung der Gesamtstundenzahl (um ca. 10 %) freie Nachmittage und damit Platz für Handfertigkeit und Körperpflege. Die Schrift ist klar, wohlerwogen maßvoll, und gibt eine Grundlage, auf der sich eine Zukunftsschule erheben könnte.

F. A. Lohmann

Heimkehr, Kriegszeitschrift des Fürsorgevereins für deutsche Rückwanderer. Verlag Deutsche Landbuchhandlung G. m. b. H., Berlin SW 11, Dessauerstraße 7. Monatlich 2 Hefte. Preis vierteljährlich M. 1.20, einzelne Hefte 20 Pf.

Heimkehr, unter diesem Titel erscheint seit 1. April d. J. eine vom Fürsorgeverein für deutsche Rückwanderer herausgegebene Kriegszeitschrift, welche sich zur Aufgabe gestellt hat, die Verbindung zwischen dem Fürsorgeverein und den in der Welt zerstreuten 30 Millionen Deutschen und Abkömmlingen deutscher Vorfahren, insbesondere aber denen von ihnen aufrecht zu halten und zu fördern, welche des Lebens in der Fremde überdrüssig, sich nach der Rückkehr in das Land ihrer Väter sehnen. Insbesondere erstrecken sich diese Bestrebungen auf die Kriegsgefangenen deutscher Abstammung, namentlich die Deutsch-Russen. Diesen Abkömmlingen deutscher Väter die Heimkehr nach Deutschland zu erleichtern und zu ermöglichen, ihnen die Eingewöhnung in der neuen Heimat zu erleichtern und sie darin mit Rat und Tat zu unterstützen, ist der Zweck des im Jahre 1909 in Berlin gegründeten „Fürsorgevereins für deutsche Rückwanderer". Die Lücken, die der Krieg namentlich in unseren bodenständigen Bauernstand (besonders in Ostpreußen) gerissen hat, werden sich schneller schließen, der Bauernstand schneller befestigt und neu geschaffen werden, auch Neuland kolonisiert und die Zahl der produktiven Kräfte unseres Volkes gewaltig vermehrt werden, wenn es gelingt, eine möglichst große Zahl der im Auslande lebenden bäuerlichen Bevölkerung deutscher Abstammung zur Rückwanderung zu gewinnen.

F. K.

Verantwortlich: Für den redaktionellen Teil Oberleutnant a. D. Franz Kolbe, Berlin W 50, Augsburgerstr. 74 II. Für Anzeigen Gustav Kiepenheuer, Weimar. Verlag Gustav Kiepenheuer, Weimar. Gedruckt in der Hof-Buch- und -Steindruckerei Dietsch & Brückner in Weimar.

Digitized by Google

Deutsche Politik

Wochenschrift für Welt- und Kultur-Politik

Herausgeber

Ernst Jäckh · Paul Rohrbach · Philipp Stein

Inhalt:

Rohrbach, Politische Volksbildung 905
Kahn, Aufgaben und Ziele deutscher Volksbildung im Kriege und nach dem Kriege 912
Schiemann, Streiflichter zur Weltlage VIII. . . . 925
Tönnies, Die Ministerkrise in England 936
Notizen 941
Literatur 944

Preis 30 Pfennig

1. Jahrgang 19. Mai 1916 Heft 21

Digitized by Google

Deutsche Politik

Wochenschrift für deutsche Welt- und Kulturpolitik

Herausgeber:

Ernst Jäckh ◆ Paul Rohrbach ◆ Philipp Stein

unter ständiger Mitarbeit von:

Prof. Dr. Paul Arndt, Frankfurt a. M.; Prof. Dr. Auhagen, Dahlem-Berlin; Prof. Dr. Becker, Bonn; Professor D. Deißmann, Berlin; Prof. Dr. Rudolf Eucken, Jena; Prof. Dr. Eulenburg, Leipzig; Anton Fendrich, Freiburg-Zähringen; Prof. Dr. E. Franke, Berlin; Prof. Dr. O. Franke, Hamburg; Oberbürgermeister Dr. Geßler, Nürnberg; Prof. Dr. Walter Goetz, Leipzig; Prof. Dr. Harms, Kiel; Prof. Philalethes Kuhn, Straßburg i. E.; Oberbürgermeister Dr. Külz, Zittau; Prof. Dr. Lampe, Berlin; Dr. Freiherr von Mackay, München; Wilhelm v. Massow, Berlin; Prof. Dr. F. Meinecke, Berlin; Dr. Adrian Molin, Stockholm; Geh. Reg.-Rat Muthesius, Berlin; Geh. Justizrat Prof. Dr. Niemeyer, Kiel, Prof. Dr. Oncken, Heidelberg; Dr. Alfons Paquet, Frankfurt a. M.; Prof. Dr. Pohl, Greifswald; Justizrat Dr. Rhode, Berlin; Prof. Dr. Roloff, Gießen; Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Schiemann, Berlin; Axel Schmidt, Berlin; Wirkl. Geh. Rat Prof. G. v. Schmoller, Berlin; Geh. Rat Dr. Schneider, Frankfurt a. O.; Geh. Admiralitätsrat Dr. Schrameier, Berlin-Halensee; Prof. Dr. Schumacher, Bonn; Reichstagsabgeordneter Geh. Rat Prof. Dr. v. Schulze-Gävernitz, Freiburg; Geh. Regierungsrat Prof. Dr. M. Sering, Berlin-Grunewald; Dr. Somary, Berlin; Prof. Dr. Martin Spahn, Straßburg; Dr. Lic. theol. Gottfried Traub, Dortmund; Geh. Reg.-Rat Prof. Dr Troeltsch, Berlin; Admiral z. D. Gouverneur v. Truppel, Berlin; Prof. Dr. Georg Wegener, Berlin; Dr. Fritz Wertheimer, Berlin; Prof. Dr. Wiedenfeld, Halle; Geh. Rat Prof. Dr. Wohltmann, Halle; Kgl. Ministerialrat Zahn, München; Regierungsrat Zache, Hamburg

Einsendungen für die Schriftleitung sind zu richten nach Berlin W 50, Augsburger Str. 74 II. Telephon: Amt Lützow 5723. / Einsendungen, welche den Versand und Inseratenteil der Zeitschrift betreffen, dagegen nur an den Verlag von Gustav Kiepenheuer, Weimar, Wörthstraße 43. Telephon: 53.

Gustav Kiepenheuer Verlag, Weimar, Wörthstraße 43

Erscheint jeden Sonnabend • Bezugspreis vierteljährlich: Bei jeder Buchhandlung M 3.—, Einzelnummer 30 Pfg. Bei der Post M 3.20, man berufe sich auf den 1. Nachtrag zur Zeitungspreisliste der Postanstalt für 1916 (jede Postanstalt, Deutschland, Kolonien, Österreich-Ungarn). Beim Verlag (Kreuzband) Inland oder Feldpost M 3.80. Ausland M 4.50.

Digitized by Google

1. Jahrgang • 19. Mai 1916 • Heft 21

Deutsche Politik

Wochenschrift für deutsche Welt- und Kulturpolitik

Herausgeber:

Ernst Jäckh • Paul Rohrbach • Philipp Stein

Politische Volksbildung

Von Dr. Paul Rohrbach

Die politische Erziehung des Volks pflegt in Ländern mit mehr oder weniger freiheitlichen Zuständen Sache der politischen Parteien zu sein. Die Parteiorganisation ist die Volksschule und das Parteiprogramm der Katechismus. Wir wollen hier weder Parteien noch Programme von rechts nach links kritisieren und nicht untersuchen, welches Programm die beste volkserziehlich-politische Methode befolgt. Einen Fehler aber, das muß gesagt werden, haben sie alle: Sie enthalten zu wenig über auswärtige Politik, und was sie darüber sagen, liegt weit ab von den Erfordernissen der Gegenwart. Das Bekenntnis zur Internationale und zum Völkerfrieden ist an und für sich heute praktisch ebenso ziel- und wertlos, wie das zum Schutz des Vaterlandes und selbst zur Welt- und Überseepolitik. Die Allgemeinheiten helfen nichts, es muß vielmehr das Wissen um eine bestimmte Mindestmenge von positivem Stoff und eine Vorstellung davon verlangt werden, was dieser Stoff, diese Tatsachen, mit unsern nationalen Interessen und Zielen zu tun haben.

Die Menge und die inneren Zusammenhänge des Stoffes, auf dessen Kenntnis sich die auswärtige politische Bildung aufbaut, werden je nach der Parteibrille, durch die sie jemand betrachtet, zuweilen eine verschiedene Färbung tragen. Die Verschiedenheit der Auffassung wird aber nur ausnahmsweise so weit gehen, wie bei den inneren parteipolitischen Gegensätzen. Über die große Mehrzahl der Tatsachen selbst wird kaum Streit sein, höchstens über ihre Beurteilung. Einstweilen aber steht es so, daß nur zu viele bei uns weder die Tatsachen kennen, noch ein Urteil über sie

Digitized by Google

haben. Am eheſten findet man noch Urteil ohne Tatſachenkenntnis, und das iſt noch ſchlimmer, als wenn es an beiden fehlt.

Angenommen, wir wollten das, was wir brauchen, ſchulmäßig lehrhaft ausdrücken, ſo wäre ein neues Fach in die Volksbildung einzuführen: politiſche Weltkunde. Bleibt man, um zunächſt durch die Entwicklung eines Schemas formelle Deutlichkeit für unſern Gedanken zu gewinnen, bei dem Bilde eines Schulfachs, ſo könnte über die Grundlage, auf der es aufzubauen wäre, kein Zweifel ſein: natürliche und politiſche Erdkunde. Erweitert man dieſen Begriff nach der geſchichtlichen, wirtſchaftlichen und kulturwiſſenſchaftlichen Seite hin, ſo hat man das beiſammen, was als Wiſſen und Anſchauung in unſere nationale Bildung eingeführt werden muß.

Ich ſage „eingeführt", weil das, was da iſt, lange nicht genügt. In unſerm Volksſchulunterricht iſt das geographiſche Penſum über die Heimatkunde hinaus ſehr dürftig. Weltkundliche Gedanken im politiſchen Sinn laſſen ſich mit dieſem mageren Gerippe kaum verbinden. Es iſt auch nicht gut möglich, der nicht gehobenen Volksſchule, deren Lehrgang beſtenfalls mit dem vierzehnten Lebensjahre abſchließt, ſolche Aufgaben zu ſtellen. Für die Fortbildungsſchule dagegen käme ſie ſehr wohl in Frage, ja für dieſe ſind ſie ſogar notwendig. Auf den höheren Schulen war Geographie bis vor nicht langer Zeit das miſerable Fach ſchlechthin. Mit den Kenntniſſen, die ſich der Gymnaſiaſt auf dieſem Gebiet erwarb oder beſſer nicht erwarb, kam es natürlich im ſpäteren Leben nur zu weltkundlichen Vorſtellungen von höchſter Dürftigkeit. Ich denke immer noch an den akademiſch gebildeten Juriſten, der mich fragte, von welcher Kolonie Togo die Hauptſtadt ſei. So kraſſe Fälle waren wohl Ausnahmen, aber wo Ausnahmen von dieſem Kaliber möglich waren, da konnte man auch ſchon einen Schluß auf die Regel ziehen. Heute iſt es etwas beſſer geworden, aber es ſteht noch mangelhaft genug. Oder wie ſoll man es nennen, wenn dasjenige Fach, das als Fundament für jede Art von Wiſſen über weltpolitiſche Dinge das allerunentbehrlichſte iſt, auf dem Gymnaſium nach Abſolvierung der Mittelſtufe gar nicht mehr oder nur ausnahmsweiſe getrieben wird?

Politiſche Volksbildung im Sinn von Weltkunde iſt nur dann möglich, wenn zunächſt ein feſtes Weltbild da iſt: Wie die Länder und Meere zueinander liegen, wie ſie politiſch unter den Völkern verteilt ſind und auf

Digitized by Google

welche Art diese Verteilung mit ihrer natürlichen Lage und Beschaffenheit verbunden ist. Man muß wissen, welches die von der Natur vorgezeichneten, die Weltgeschichte und die Weltwirtschaft formenden erdkundlichen Zusammenhänge sind. Man muß weiter wissen, durch welche geographischen Tatsachen jede Nation sich ihre politischen Ziele und Sorgen vorgeschrieben sieht, worauf sie sich stützen kann und was sie zu korrigieren bestrebt sein muß. Es ist aber auch notwendig, die Größe der Länder, die Menge und Verteilung der Menschen darin, ihre natürlichen und ihre geschaffenen Reichtümer, ihre Sinnesart, ihren politischen Entwicklungsstand und die Grundtatsachen ihrer Geschichte zu kennen. Wer jetzt, seit dem Ausbruch des Weltkrieges, damit zu tun gehabt hat, diese Dinge dem Durchschnittsverständnis nahezubringen, der weiß, wieviel ehrliches Bemühen um Aufklärung auf diesem Gebiet, aber auch wie geringe Kenntnisse im Durchschnitt vorhanden sind.

Es gibt zurzeit acht relative Großmächte auf der Welt, von Japan bis Deutschland, und eine absolute: die menschliche Unwissenheit. Ich meine damit nicht Unwissenheit um irgend welche Höhen und Tiefen der geistigen Erkenntnis aller Art, sondern Unwissenheit um greifbare und allgemein zugängliche weltkundliche Tatsachen. Alle Völker sind in dieser Unwissenheit befangen, aber das eine ist es mehr, das andere weniger. Ganz besonders unwissend sind z. B. die Amerikaner. Es ist lächerlich, wie wenig Kenntnisse selbst der „gebildete" normale Amerikaner von allen Dingen außerhalb seines Vaterlandes hat. Ihm ist das so selbstverständlich; er kann sich gar nicht denken, daß es, abgesehen etwa von England, in der nichtamerikanischen Welt bedeutende und wirklich wissenswerte Dinge geben könne. Alles Große ist in Amerika und das Größte davon ist die amerikanische Verfassung. Sie ist das Höchste und Letzte an politischer Weisheit. Sie ist demokratisch. Völker, die keine solche Verfassung haben, in der ein, wenn auch unvollkommener Abglanz, der amerikanischen Vollkommenheit sich spiegelt, sind unbeachtlich, unsympathisch oder gefährlich. Kommen sie zur Macht, so bedeutet das einen Rückschritt der menschlichen Kultur.

Das alles glaubt der normale Amerikaner neben den verschiedenen Dingen, an die er je nach seiner Besonderheit sonst noch glaubt: die Humanität, den Dollar, die Miß Eddy, das Wassertrinken oder die bessere

Digitized by Google

Sittlichkeit des Munitionsverkaufs gegenüber dem U-Boot. Er glaubt es so ehrlich, wie ihm nur etwas zu glauben möglich ist. Ein sehr unwissender Glaube, sicher! Irgendeinmal wird das amerikanische Volk auch ohne Zweifel die politische Rechnung dafür geschrieben bekommen. Einstweilen aber kann es sich den Luxus seiner Irrtümer leisten. Für uns dagegen ist Unwissenheit in bezug auf die amerikanischen Eigentümlichkeiten eine schwere Gefahr. Auch das ist ein Stück Weltkunde. Wir müssen wissen, was für die politische Gedankenwelt und für die politische Haltung des Amerikanertums daraus folgt, wenn in einem der gebräuchlichsten Bücher für den Unterricht auf der Oberstufe der amerikanischen Schulen folgendes Urteil über Deutschland zu lesen steht:

„... Die Geschichte der Gründung des Deutschen Reiches zeigt deutlich, daß es sich nicht nur um einen Prozeß von Blut und Eisen handelte, sondern auch um einen von Trug und Falschheit. Es ist schwierig, die Geschichte eines so gigantischen und erfolgreichen Wirkens zu erzählen, ohne dabei den Anschein zu erwecken, als ob es verherrlicht werden solle. Natürlich muß man sagen, daß Bismarck nicht für gewöhnliche oder niedrige Ziele arbeitete, auch nicht für rein preußische Ziele, sondern daß er von aufrichtigem und starkem Patriotismus erfüllt war. Nur durch eine nationale Einigung, wie er sie schuf, konnte das deutsche Volk im modernen Leben emporsteigen. Gleichzeitig hat aber Bismarcks Erfolg ohne Zweifel dazu gedient, den Stand der internationalen Moral zu erniedrigen; seine Politik des Betruges und der Gewalt hat Deutschland eine Menge von brennenden Fragen hinterlassen, mit denen es noch lange zu tun haben wird. Die Rolle des Unteroffiziers und des Polizisten im modernen Deutschland, die Feindschaft der Dänen in Schleswig und der Franzosen in Elsaß-Lothringen gegen das Reich, die bittere Eifersucht zwischen Preußen und Bayern, und endlich die ungeheuren Armeen von ganz Europa gehören zu den Ergebnissen seiner Politik. Es ist aber zu früh, um zu sagen: diese Politik hat endgültig gesiegt."

So sieht die Vorstellung des gebildeten Amerikaners über Deutschland aus, was den moralischen Wert unseres Staatswesens angeht. In diesem Vorurteil befangen, liest er den Notenwechsel zwischen seiner Regierung und der unsrigen. Alles, was da verhandelt wird, geschieht für ihn zwischen einem Staat von moralisch höherer Ordnung, dem seinigen, und einem von geringerer, dem unsrigen. Er sieht nicht den Balken im Auge seiner Demokratie, aber er sieht den Splitter im Auge unseres politischen Verfassungslebens. Trotzdem ist der demokratische Gedanke für ihn der allein seligmachende politische Glaube. Zu einem Mangel an „Demokratie" oder was er dafür hält, stellt er sich wie die Kirche zum Ketzer. Wie kann

Digitized by Google

sich auch der Ketzer der Kirche gegenüber auf moralische Motive berufen — die Kirche hat gesprochen, die Sache ist zu Ende!

Wer in seiner Weltkunde soviel Kenntnis von amerikanischer Psychologie hat (die Politik im Sinne der Lehre vom nationalen Vorteil und Nachteil behält daneben natürlich ihren Raum), der wird die äußere und innere Rolle der Vereinigten Staaten von Amerika gegenüber Deutschland und England von Anfang an auf der richtigen Grundlage einschätzen. Wer diese Dinge nicht kennt, muß aber in der Frage unseres Verhältnisses zu Amerika notwendig fehlgehen. Ganz entsprechend verhält es sich mit verschiedenen anderen wichtigen Grundfragen in diesem Krieg. Ich will auf psychologischem Gebiet nur noch ganz kurz auf etwas hinweisen, was auch nur von Wenigen von vornherein richtig bewertet wurde: den englischen Charakter. Am Anfang des Weltkrieges waren viele Leute der Meinung, der Krieg würde nicht lange dauern. Die einen begründeten es damit, daß kein Staat und keine Volkswirtschaft längere Zeit hindurch die gewaltigen finanziellen Opfer würde aushalten können; die anderen begründeten es mit militärischen oder sonstigen Erwägungen. Wer aber England kannte, der sagte sich: dies Volk hat in seinem privaten Leben und in seiner Geschichte schon so große Beispiele von zähem Durchhalten gegeben, daß nun, wo England mit eingetreten ist, an einen kurzen Krieg nicht mehr gedacht werden kann! Es gibt überhaupt auf der Welt nur ein einziges Volk, das imstande ist, es mit diesem englischen Charakterzuge aufzunehmen. Dieses Volk sind glücklicherweise wir.

Über die Grundlagen unseres Verständnisses für das russische Problem habe ich an dieser Stelle schon wiederholt gesprochen. Allerdings kann ich nicht sagen, daß die Kenntnis der Tatsachen, durch die Rußland zum unversöhnlichen Feinde der deutschen Zukunft geworden ist, während dieses Krieges bei uns große Fortschritte gemacht hat. Diese Tatsachen sind, wie unsere Leser wissen, geographischer und wirtschaftspolitischer Natur. Sie gehören ganz und gar in das Gebiet hinein, das wir „Weltkunde" genannt haben. Das fundamentalste Stück darin ist die Verschiebung des russischen Wirtschaftszentrums nach Süden in das Verkehrsgebiet des Schwarzen Meeres. Diese Verschiebung ist Tatsache, und sie läßt sich aus der überall zugänglichen russischen Produktions- und Handelsstatistik zahlenmäßig beweisen. Der Schwerpunkt des russischen

Digitized by Google

Wirtschaftskörpers liegt nicht mehr in den zentralrussischen Gebieten, sondern zwischen den Karpathen, der unteren Wolga und dem Pontus. Sobald man das vor Augen hat, ist die ganze russische Politik klar. Die russische Volkswirtschaft ist unter allen Umständen darauf angewiesen, ihre Handelsbilanz aktiv zu halten. Aktivität der Handels- und der Zahlungsbilanz fallen für Rußland zusammen, weil im russischen Wirtschaftsleben keine Mittel vorhanden sind, ein Minusergebnis im Güterverkehr mit dem Auslande auf andere Weise auszugleichen. Deutschland und England können es, sie sind zugleich Gläubiger des Auslandes und Unternehmer, die geschäftliche Gewinne im Auslande machen. Rußland kann es nicht. Nur wenn es imstande ist, soviel Waren ins Ausland zu exportieren, daß es damit alle seine Verpflichtungen, einschließlich der schweren Schuldzinsen decken kann, ist sein ökonomisches Gleichgewicht sicher. Von diesem aber hängt seine Fähigkeit und seine Freiheit zu jeder großen politischen Aktion ab. Also will Rußland freien Ausgang aus dem Schwarzen Meere haben, wohin sich sein Wirtschaftsleben während des letzten Menschenalters mehr und mehr gewandt hat. Der Ausgang aber gehört den Türken. Daraus folgt, daß Rußland an sich bringen will, was türkisches Besitztum ist. Mit der Wohlfahrt und Stärke der Türkei aber hat sich das deutsche Lebensinteresse verbunden. Unter keinen Umständen ist es für uns möglich, das politische Lebenszentrum unserer Verbündeten preiszugeben. Dies Stück Weltkunde hatten wir aber noch nicht gelernt, als der Krieg ausbrach. Wer es nicht inne hat, ergeht sich leicht in Träumen von der Zufälligkeit dieses deutsch-russischen Zusammenstoßes und von einem zukünftigen Ausgleich der deutsch-russischen Interessen. Ein Stück Weltkunde, Kapitel: Geographie und Wirtschaft Rußlands, und solche Träume verschwinden. Es sind aber gefährliche Träume, wenn die Leute, die sie träumen, Einfluß auf die Geschicke des Vaterlandes haben.

Im Anfang der Periode, in der sich das Schicksal des Weltkrieges vorbereitete, stehen die Sätze in dem brühmten Artikel „Saturday Review“ von 1897, in dem es hieß:

„England mit seiner langen Geschichte erfolgreicher Angriffe, mit seiner wunderbaren Überzeugung, daß es zugleich mit seiner Fürsorge für sich selbst Licht unter die im Dunkel lebenden Völker verbreitet, und Deutschland, demselben Fleisch und Blut entsprossen, mit geringerer Willensstärke, aber vielleicht mit noch kühnerem Geiste, wetteifern miteinander in jedem Winkel des Erdballes.“

Digitized by Google

„Wenn Deutschland morgen aus der Welt vertilgt würde, so gäbe es übermorgen keinen Engländer in der Welt, der nicht um so reicher sein würde. Völker haben jahrelang um eine Stadt oder um ein Erbfolgerecht gekämpft; müssen sie nicht um einen jährlichen Handel von 250 Millionen Pfund Krieg führen?"

Diesen Sätzen entspricht als Gegenstück ein halbes Menschenalter später, am Ende der Periode, in der sich der Weltkrieg vorbereitete, der Brief des russischen Professors Mitrofanow an Hans Delbrück in den Preußischen Jahrbüchern vom Mai 1914. Wir erinnern an folgende Stellen:

„Das ganze russische Budget ist auf die Ausfuhr nach dem Auslande basiert. Zwei Drittel dieser Ausfuhr gehen durch die südlichen Häfen und weiter durch die beiden türkischen Meerengen. Ist dieser Ausgang einmal geschlossen, so stockt der russische Handel."

„Nur der Besitz des Bosporus und der Dardanellen kann diesem unerträglichen Zustande ein Ende bereiten. Noch einmal: der Drang nach Süden ist eine historische, politische und ökonomische Notwendigkeit, und der Staat, der sich diesem Drange widersetzt, ist eo ipso ein feindlicher Staat."

Über solche Sätze liest achtlos hinweg, ohne sich ihr gewaltiges politisches Gewicht klarzumachen, wer keine zusammenhängenden weltkundlichen Vorstellungen besitzt. Wer solche aber hat, der weiß, was jene englischen Worte von 1897 und jene russischen von 1914 zu bedeuten hatten. Will man die Dinge richtig beim Namen nennen, so muß man sagen, daß es heute geradezu ein Beweis von Unwissenheit und politischem Dilettantismus ist, über die russischen Kriegsziele und das mögliche oder nichtmögliche zukünftige Verhältnis zwischen Deutschland und Rußland zu urteilen, ohne sich mit Rußland im Sinn der modernen politischen Weltkunde genügend beschäftigt zu haben.

Ebenso ist es ein Beweis weltkundlichen Nichtwissens, Rußland zum Ersatz für den Bosporus und die Dardanellen auf andere Ausgänge ans „freie Meer" zu verweisen. Die Ostsee kommt nicht in Betracht, weil sie selbst ein geschlossenes Becken ist. Die eisfreien Küsten im Norden von Skandinavien und Russisch-Lappland können für den Kriegsfall wichtig werden, wenn Rußland dort Häfen besitzt und die anderen Ausgänge ans Meer ihm versperrt sind. Für die Verschiffung von Getreide, überhaupt für den Import und Export des Friedens, sind sie dagegen wegen ihrer Entlegenheit bedeutungslos. Erst recht gilt das für den Persischen Golf. Rußland wird auch, wenn ihm der Persische Golf gehört, stät nach

Digitized by Google

dem türkischen Besitz streben, wird ein Feind der Türkei und damit notwendig auch unser unversöhnlicher Gegner sein.

Der Beispiele solcher Art ließen sich noch viele häufen, aus dem Orient und aus Ostasien, aus Mittelafrika, aus Südamerika und wer weiß woher sonst noch! Nirgends ist es damit getan, die Flüsse und Gebirge, die Grenzen und die Städte, die Quadratkilometer und die Einwohnerzahlen im Kopfe zu haben. Überall kommt es auf die innere Verbindung dieser Dinge an, und darauf, wie sie sich in politische Notwendigkeiten und politisches Streben umsetzen. Überall kommt es vor allen Dingen auch darauf an, was für Menschen in den Ländern wohnen und was für eine Sinnesart sich in ihnen geschichtlich gebildet hat. Das alles ist „Weltkunde", und wenn diese Art von Weltkunde nicht recht bald zu einem festen Stück unserer politischen Volksbildung wird, so werden wir nicht daran denken können, zukünftigen Krisen mit einer bessern inneren Vorbereitung entgegenzugehen, als wir es diesmal getan haben.

Aufgaben und Ziele deutscher Volksbildung im Kriege und nach dem Kriege

Von Dr. Robert Kahn, Frankfurt a. M.

Die Notwendigkeit ausgedehntester und intensivster außerschulmäßiger Bildungsarbeit am deutschen Volke allgemein zu begründen, ist an dieser Stelle und in dem jetzt eingetretenen Zeitpunkt deutscher Geschichte kaum mehr notwendig. Die Gründe, welche in früheren Zeiten die erleuchtetsten, feinsten und edelsten Geister unseres Volkes dazu getrieben haben, Kunst und Wissenschaft den breitesten Massen des Volkes, soweit es irgend möglich ist, zugänglich zu machen, gelten auch heute in unverminderter Stärke. Die Persönlichkeiten oder die Volksteile, die jetzt noch zweifelnd, grollend oder verneinend der Volksbildungsbewegung gegenüber stehen, durch Gründe allgemeiner Natur belehren oder überzeugen zu wollen, muß als aussichtslos aufgegeben werden. Ihre Zahl dürfte durch die Erfahrungen des Weltkrieges bedeutend vermindert sein. Wen die Erscheinungen der beiden Kriegsjahre nach dieser Richtung nicht gelehrt haben, der muß als unbelehrbar aufgegeben und aus allen Erwägungen volksbildnerischer Natur ausgeschaltet werden. Die Erfahrungen

Digitized by Google

des Krieges haben die Vorausſetzungen, unter denen die freie deutſch Volksbildung ſeit Jahrzehnten ihre ſchwere, verantwortungsvolle und nicht immer dankbare Arbeit betrieb, ſo ſehr nach jeder Richtung geſtützt beſtätigt und befeſtigt, daß ſie heute auch für ſkeptiſchere Geiſter eine axiomatiſche Bedeutung erlangt haben, und als ſelbſtverſtändlich betrachtet und dementſprechend vernachläſſigt werden dürfen. Es iſt vielleicht notwendig, dieſen Umſtand grundſätzlich und ein für allemal zu betonen, damit nicht der Verdacht entſtehe, daß die ſchwerwiegenden und bedeutſamen Gründe für die Notwendigkeit der außerſchulmäßigen Volksbildungsarbeit, die uns durch den Krieg erſt recht zum Bewußtſein gekommen ſind und für unſere Zeit eine beſondere Geltung beanſpruchen, an die Stelle der allgemeinen Grundſätze, welche für alle Zeiten Gültigkeit haben, treten, oder dieſe in irgendeiner Form beeinträchtigen könnten.

Als unverrückbare und durch keinerlei Ereigniſſe zu beſeitigende Begründung jeder Volksbildungsarbeit bleibt alſo der Gedanke, daß die Volksbildung eine notwendige und durch kein anderes Mittel erſetzbare Grundlage der Volkswohlfahrt iſt und daß insbeſondere jeder geiſtige, künſtleriſche, wiſſenſchaftliche oder techniſche Fortſchritt, mag er auch von der allergrößten Bedeutung ſein, der Volkswohlfahrt dauernd nur durch das Mittel der Volksbildung dienſtbar gemacht werden kann. Dem Volke iſt auf die Dauer nicht dadurch gedient, daß man es die Wohltaten fortſchreitender Kulturentwicklung ſchlechtweg mitgenießen läßt, ſondern dieſe Wohltaten werden ihm nur dann zum wirklichen Segen gereichen, wenn man ihm Gelegenheit gibt, ihre Bedingungen kennen zu lernen, ihre Wurzeln zu begreifen und ſie ſich geiſtig zu erarbeiten, indem es ſie genießt.

Das ſteht für alle Zeiten feſt. Ebenſo feſt ſteht aber, daß die Zeit, welche wir jetzt bewundernd und ſchaudernd durchleben, wie allen Gebieten öffentlicher und privater Betätigung, ſo auch der Volksbildungsarbeit neue Antriebe, Ziele und Richtlinien gegeben hat, die sub specie aeternitatis nur für einen beſchränkteren Zeitraum Gültigkeit haben mögen, immerhin aber unſere Generation und wohl auch die nächſtfolgenden ſtark beeinfluſſen werden.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die bisherigen Kriegserfolge,

Digitized by Google

die uns gestatteten, eine vielfache, mit ähnlichen technischen Hilfsmitteln, wie unsere eigene Armee, ausgerüstete Übermacht von Feinden, siegreich von unseren Grenzen fernzuhalten, zu einem wesentlichen Teil dem hohen Stand unserer Volksbildung zuzuschreiben sind. Keines der uns im Kriege gegenüberstehenden Völker, auch die Westvölker nicht, mag man nun ihren geistigen Zustand „Kultur" oder „Zivilisation" nennen, mögen ihre geistigen Führer auch den unseren gleich stehen, ja sie auf einzelnen Gebieten übertreffen, — keines dieser Völker verfügt über so gleichmäßig und hoch durchgebildete Massen, wie wir, bei keinem ist der Grad der Durchschnittsbildung von gleicher Höhe. Unsere Kriegserfolge wurden aber aus den gleichen Kraftquellen gespeist, wie die Erfolge der vorangegangenen nahezu 50jährigen Friedensarbeit. Die Erfolge dieser Friedensarbeit gehören also mit zu den Ursachen, die uns diesen Krieg gebracht haben. Es wäre Selbsttäuschung, wenn wir die Augen davor verschließen wollten, daß der Höhegrad, den unsere Volksbildung in den letzten 50 Jahren erreicht hat, eine der Ursachen dieses Krieges ist. Wie sie uns den Krieg bestehen hilft, haben wir täglich vor Augen. Die Tagesberichte unserer Heeresleitung bilden den monumentalen Ausdruck dafür.

Weniger in die Augen fallend und in der Hauptsache den Organen der Volksbildungsarbeit selber nur bekannt, ist die Tatsache, daß die Träger der deutschen Volksbildungsarbeit sich gleich allen anderen Gliedern des Volkskörpers in den Kriegsdienst selber gestellt und nicht wenig dazu beigetragen haben, in freiwilliger und hingebender Arbeit mit allen Mitteln den Geist unserer Truppen zu stärken, zu stählen und im Gleichgewicht zu halten, und die Schrecken und Wunden des Krieges zu lindern und zu heilen. Unsere deutschen Volksbildungsorganisationen haben sich von Anfang des Krieges an zu wichtigen und unentbehrlichen Gliedern der allgemeinen Kriegsfürsorge entwickelt, und ein reicher Strom geistiger Hilfsmittel ist aus ihren stillen Arbeitsstätten in die Lazarette und zu den kämpfenden Truppen geflossen; er trug aber auch dazu bei, den Zurückgebliebenen, besonders den Frauen und Kindern, die schweren Tage der Kriegszeit erträglicher zu gestalten. Die Massen von Büchern und Zeitschriften, die in die Lazarette und zu den Truppenteilen im besetzten Gebiete und an der Front gesandt wurden, zählen schon nach Millionen. Gewisse Verbände senden jedem einzelnen Soldaten in den Schützen-

Digitized by Google

graben die von ihm gewünſchte geiſtige Nahrung. Die Soldatenheime hinter der Front und in den Etappen wurden mit Wandſchmuck, Muſikinſtrumenten, Muſikalien und Unterhaltungsmitteln verſorgt, Vorträge wurden vor den Truppenteilen gehalten und den im Felde befindlichen dazu geeigneten Offizieren und Mannſchaften wurden die Mittel zur Verfügung geſtellt, ſelber vor ihren Kameraden Vorträge zu halten. Geeignete Literatur, dieſe Vorträge vorzubereiten, wanderte hinaus hinter die Schützengräben zuſammen mit Projektions-Apparaten und Lichtbildern. Konzerte wurden vermittelt und Theater mobiliſiert, welche ſich ſtändig in den beſetzten Gebieten aufhalten und vor den Truppen Vorſtellungen geben. Welchen unendlichen Segen dieſe Arbeit in ihrem Gefolge hat, vermag nur der zu ermeſſen, der das Glück hatte, ihre unmittelbare Wirkung auf die ſeit Jahr und Tag von der Heimat getrennten Kämpfer draußen mit eigenen Augen beobachten zu dürfen. Unzählige Briefe, welche vom Kriegsgebiet nach der Heimat wandern, geben mit Dankſagungen, Bitten, Wünſchen und Anregungen einen ſchwachen Begriff von der Größe und der Notwendigkeit dieſer Aufgabe.

Hinter der Front innerhalb der alten Grenzen mußte unterdeſſen die Friedensarbeit ſo viel wie möglich aufrecht erhalten und der Kriegslage angepaßt werden. Eine beſondere Aufgabe erwuchs den Volksbildungsorganiſationen aus der Notwendigkeit, weite Gebiete des flachen Landes, die durch Einberufungen zum Heer ihrer natürlich geiſtigen Führer beraubt waren, geiſtig zu verſorgen, ſeeliſch zu ſtärken und zu heben, und Künſtlern und geiſtigen Arbeitern jeder Art, die durch den Krieg in ihrem Erwerbsleben gehemmt wurden, durch dieſe Tätigkeit Gelegenheit zum Broterwerb zu bieten. Manche Volksbildungsorganiſationen nahmen ſich auch der Verwundeten in beſonderem Maße an, indem ſie für dieſe Unterrichtskurſe einrichteten, belehrende Vorträge, Konzerte, Theatervorſtellungen in den Lazaretten halten ließen und für die kriegsuntauglich gewordenen den Übergang in die Friedensarbeit vermittelten, und wo ein Berufswechſel notwendig wurde, dieſen durch Rat und Tat vorbereiteten. Auch die kriegswirtſchaftliche Arbeit ſtellte den Volksbildungsverbänden mancherlei neue Aufgaben. Viele von ihnen nahmen die kriegswirtſchaftliche Belehrung der Bevölkerung in weiteſtem Umfange in die Hand und ſorgten durch mündliche Belehrung, durch Veranſtaltung von Vorträgen,

Digitized by Google

durch Verbreitung von Druckschriften, durch Einrichtung von Lehrkursen dafür, daß für die durch die Kriegslage notwendigen Maßnahmen in der Bevölkerung das nötige Verständnis bereitet wurde.

So steht es außer jedem Zweifel, daß unsere freie deutsche Volksbildung auch während des Krieges fest an ihrem Platze stand, daß sie in mancherlei Hinsicht ein wichtiger Faktor des Durchhaltens und des Sieges geworden ist, und daß sie alles, was in ihren Kräften lag, dazu tat, die von ihr in langen Friedensjahren geschaffenen Werte während des Krieges zu erhalten und neue dazu zu gewinnen. Heute können wir sagen, daß ihr diese Aufgabe in unerwartet hohem Maße gelang, und daß alle Befürchtungen, das Gebäude der deutschen Volksbildung könne durch den Krieg zu Schaden kommen, gegenstandslos geworden sind.

Gestützt auf diese Erkenntnis sehen wir, indem wir unsere Blicke über den Krieg hinauswenden, unter allen Kräften, welche dazu berufen sein werden, die Wunden des Krieges zu heilen und das deutsche Volk einer glücklichen Zukunft entgegen zu führen, kein Mittel, das geeigneter zur Erreichung dieses Zieles scheint, als die Bemühungen, die seelische und geistige Durchbildung des Volkskörpers zu fördern. Ganz besonders auch im Hinblick auf den friedliebenden Sinn und die Friedensideale des deutschen Volkes selber, das bei aller angestammter Wehrhaftigkeit und selbstverständlicher Kampfbereitschaft nicht den Krieg, sondern den Frieden als Ziel und Leitstern seines Strebens tief im Herzen verankert trägt!

Es wäre aber falsch, anzunehmen, daß zur Erreichung dieses Zieles besondere Methoden angewendet werden dürften. Wie jede wahre Bildungsarbeit, muß auch die freie Volksbildungsarbeit „voraussetzungslos" betrieben werden. Jede Verquickung mit einer Tendenz kann auf die Dauer nur schädlich wirken. Dabei wird freilich angenommen, daß die deutsche Volksbildungsarbeit nur aus nationalen Wurzeln ihre Kraft schöpfen kann und bewußt sich als Teil unseres deutschen Wesens und Wirkens empfindet. Ebensowenig als wir uns eine Volksschule denken können, welche nicht mit allen Wurzeln in nationalem Boden verankert ist, können wir uns eine außerschulmäßige Volksbildung vorstellen, welche aus anderen Quellen schöpft. Gesunde Einflüsse, die uns von fremden Ländern kommen, werden deshalb um so williger aufgenommen werden. Die Geschichte des deutschen Volksbildungswesens zeigt, daß mancher befruch-

Digitized by Google

tende Gedanke, der von anderen Völkern, besonders von den Angelsachsen, zu uns getragen wurde, willig aufgenommen und verarbeitet wurde. Das wird und soll auch in Zukunft so bleiben. Je fester unser Volksbildungswesen in deutschem Wesen wurzelt, desto sicherer dürfen wir sein, daß die Kenntnis fremder Art, die Probleme unserer Beziehungen zu anderen Völkern und die Beschäftigung mit internationalen Fragen nicht vernachlässigt werden wird. Denn gerade unsere deutsche Eigenart neigt ja mehr, als es in früheren Zeiten manchmal gut war, dazu, sich mit diesen Problemen zu beschäftigen, ihren Gegenstand zu verarbeiten und ihren Stoff zu beherrschen. Aber die internationalen Probleme müssen *Gegenstand* der Volksbildung bleiben. Sie dürfen nicht richtunggebend auftreten oder beherrschend wirken wollen.

Die Kultur unseres Volkes unterscheidet sich von der Kultur anderer Völker in zwei Hauptrichtungen, von denen je nach dem Vergleichsobjekt eine stärker hervorzutreten pflegt. Eine dieser Beziehungen ist rein quantitativ. Sie wird gegeben durch den Unterschied der Durchschnittsbildung unseres und des in Vergleich gebrachten Volkes. Sie ist zahlenmäßig zu erfassen und statistisch auszudrücken. Wir können sie als „*Bildungsgefälle*" bezeichnen. Sie tritt besonders den Ostvölkern gegenüber in Erscheinung. Das Bildungsgefälle zwischen dem deutschen und dem russischen Volk ist ein weit größeres, als das zwischen dem deutschen und beispielsweise dem amerikanischen Volk. Die zweite Beziehung ist qualitativer Natur. Sie ist schwieriger zu erfassen. Wir können sie als „*Bildungsordnung*" bezeichnen. Sie gewinnt Bedeutung den Westvölkern gegenüber und überhaupt da, wo das Bildungsgefälle klein geworden ist. Unsere Bildungsordnung ist als ein Teil unserer nationalen Eigenart zu betrachten. Sie unterscheidet sich von der Bildungsordnung beispielsweise des französischen Volkes nach ganz bestimmter Richtung, welche als Ausdruck der gesamten geistigen Beschaffenheit beider Völker zu betrachten ist.

Als eines der bekanntesten Ergebnisse unserer spezifisch deutschen Bildungsordnung kann die Tatsache angesehen werden, daß unser Volk in seiner großen Masse besser durchgebildet ist, als irgendein anderes Volk und daß der Bildungswille unseres Volkes mehr als bei irgendeinem anderen Volke auf den *Inhalt* der Dinge gerichtet ist. Die Bedeutung

Digitized by Google

dieser Tatsache mag dadurch beleuchtet werden, daß die Bildungsordnung anderer, z. B. der romanischen Völker, mehr dadurch gekennzeichnet scheint, daß sie bei verhältnismäßig geringer Massenbildung doch hohe Einzelleistungen aufweist und daß der Bildungswille dieser Völker mehr nach formaler Richtung Befriedigung sucht.

Das Streben unserer Volksbildungsarbeit muß nun vor allen Dingen dahin gehen, unsere nationale Bildungsordnung zu erhalten und weiter zu befestigen. Die große Masse des Volkes muß in immer tieferen Schichten erfaßt und möglichst gleichmäßig einer immer höheren Bildungsstufe zugeführt werden. Der Wille zum Inhalt, zu des „Wesens Tiefe" muß stark und kräftig erhalten und, wo das nötig scheint, noch mehr gestärkt werden. Daß diese spezifisch deutsche Bildungsordnung manches Element einer vollkommenen Bildung bis jetzt vernachlässigt hat, soll nicht bestritten werden. Es ist der natürliche Schatten der deutschen Inhaltskultur, daß sie häufig mehr als notwendig oder gut ist, die Form vernächlässigt. Indem wir uns dieses Fehlers bewußt sind, haben wir schon begonnen, ihn zu beheben. Die neudeutsche Volksbildungsarbeit wird die Frage der Form nicht vernächlässigen.

Als nächstliegendes Ziel muß aber die Forderung aufgestellt werden, darüber zu wachen, daß das Bildungsgefälle, welches uns von anderen Völkern trennt, nicht geringer wird, daß wir mit allen Mitteln danach streben, unseren Vorsprung zu wahren und unsere Eigenart zu kräftigen. Das muß geschehen ohne jede chauvinistische oder nationalistische Tendenz (welche als in sich bildungsfeindlich abzulehnen ist), einfach aus der Erkenntnis heraus, daß es sich dabei um eine Lebensbedingung des deutschen Volkes handelt. Noch wissen wir nicht, wie die Welt nach diesem Kriege aussehen wird. Wir erwarten mit Sicherheit, daß unser Kolonialreich in der alten oder in neuer Form wieder hergestellt wird. Aber wie es auch kommen mag, immer wird unser Volk darauf angewiesen sein, Güter zu exportieren, um seinen Lebensunterhalt in der vor dem Kriege gewohnten Reichhaltigkeit finden zu können. Um unser wachsendes Volk dauernd zu ernähren, müssen diese Güter hochwertig sein. Die Hochwertigkeit erzielen wir, indem wir die Materie nicht nur durch unserer Hände Arbeit, sondern auch durch die Arbeit unseres Geistes veredeln, oder mit anderen Worten, indem wir in immer steigendem Maße Qualitätsarbeit und Präzisions-

Digitized by Google

arbeit leiſten und dieſe den andern Völkern verkaufen. Das werden wir aber nur können, wenn wir die jetzt beſtehende Spannung zwiſchen dem Bildungsgrade des deutſchen Volkes und der Völker, die unſere Abnehmer ſind, dauernd erhalten und wenn irgend möglich, vergrößern. Da aber dieſe Völker — nicht zum wenigſten durch den gegenwärtigen Krieg belehrt und dazu getrieben — mit allen Kräften danach ſtreben werden, dieſe Spannung zu vermindern, wird die Aufgabe nicht leicht ſein.

Die Lehren des Krieges weiſen aber auch den deutſchen Volksbildner noch nach anderer Richtung: Mögen auch die Schrecken des Krieges und ſeine lange Dauer bei allen Völkern den Willen ſtärken, Mittel zu finden, um Kriege immer ſeltener und zuletzt unmöglich zu machen: — Unſere nächſtliegende Sorge wird doch ſein müſſen, uns auf alle Fälle vorzubereiten. So wird es eine der erſten und ſelbſtverſtändlichſten Forderungen unſeres nationalen Selbſterhaltungstriebes ſein, den Platz, auf den Gott das deutſche Volk geſtellt hat, ſo gut wie irgend möglich, auszunutzen. Eine der wichtigſten Friedensaufgaben wird es werden, unſere wirtſchaftliche Kriegsbereitſchaft vorzubereiten. Wir müſſen die Hilfsquellen unſeres Vaterlandes in den kommenden Friedensjahren ſo ausbauen, verbeſſern und vermehren, daß keine feindliche Koalition, welcher Art ſie auch ſein möge, nur entfernt daran denken darf, den Hunger als Bundesgenoſſen gegen uns zu erhalten. Mit aller Bewußtheit müſſen wir die Folgerungen aus unſerer geographiſchen Lage ziehen. Unſere Wirtſchaft wird ſo eingeſtellt werden müſſen, daß wir Weltwirtſchaft treiben, ſo ausgedehnt wie nur möglich, jederzeit aber auch, wenn es not tut, als „geſchloſſener Handelsſtaat" ohne Schädigung unſerer Wirtſchaft unſer Exiſtenzminimum finden und unſer Leben friſten können. Das deutſche Volk wird ſich nach dem Kriege zu einem wirtſchaftlichen Amphibium entwickeln müſſen, wenn es nicht Gefahr laufen will, eines Tages wiederum in dieſelbe Lage verſetzt zu werden, in der es der Beginn dieſes Krieges gefunden hat. Die Natur hat einer ganzen Reihe von Arten die Gabe amphoterer Lebensweiſe verliehen. Auch Staatengebilde können ſich in ähnlichem Sinne den Notwendigkeiten ihrer Exiſtenz anpaſſen. Intenſive Volksbildungsarbeit wird dieſen Prozeß, der unſerem Volke kaum erſpart bleiben wird, außerordentlich erleichtern und beſchleunigen können. Die Mittel dazu liegen in der gleichen Richtung wie die, die wir zur Aufrechterhaltung der

Digitized by Google

Bildungsspannung zwischen uns und anderen Völkern anzuwenden haben. Die Umwandlung wird einer bedeutenden Anstrengung bedürfen, die nicht von den Regierungen und der Gesetzgebung, nicht von der Verwaltung und der Volksvertretung geleistet werden kann, sondern an der das Volk in seiner Gesamtheit mitbeteiligt werden muß in allen seinen Gliedern vom Fürsten bis zum Arbeitsmann, wenn sie fruchtbringend werden soll. Die große Masse des Volkes muß durch die Volksbildungsarbeit dafür reif gemacht werden.

Dabei kann es nur von Vorteil sein, wenn dem Volke klar wird, daß die Volksbildungsarbeit eines der wichtigsten und vornehmsten Mittel darstellt in seinem Daseinskampfe und in seinen Bemühungen im Wettbewerb mit anderen Völkern. Die naheliegende Gefahr, daß die notwendige Rücksicht auf das materielle Gedeihen des Volkskörpers in Mammonismus, die berechtigte Betonung der nationalen Grundlagen in Chauvinismus ausarten könnte, wird sich gerade von Volksbildungsorganen am leichtesten vermeiden lassen.

Die Volksbildungsarbeit muß sich als vollwertiges und unentbehrliches Glied einordnen in die Reihen von Organen, welche dazu berufen sein werden, das neue Deutschland zu bauen und zu festigen. Sie wird unser Volk mit dem geistigen Rüstzeug zu versehen haben, das es in den Stand setzt, den gigantischen Wirtschaftskampf, den die Völker der Erde nach diesem Kriege miteinander ausfechten werden, siegreich zu bestehen. Zur Mitarbeit an diesem Werk müssen unsere besten Geister mobil gemacht und die wirksamsten Mittel dafür aufgewendet werden. Die Kosten dürfen keine ausschlaggebende Rolle spielen; denn das deutsche Volk kann sein Kapital nicht besser anwenden, als wenn es es dazu benutzt, seine Glieder stark und lebenskräftig zu erhalten im Wettbewerb mit den anderen Völkern. *Geistige Werte zu pflegen, ist die denkbar beste Vermögensanlage, die sich ein Volk schaffen kann.*

Schon vor dem Kriege lagen in nicht wenigen großen Städten Deutschlands und auch Österreichs verheißungsvolle Anfänge vor. Für die Gesamtheit gedeihliche Arbeit wird aber erst dann geleistet werden können, wenn jede größere Stadt ihre eigene Volksbildungsanstalt besitzt und jeder zusammenhängende Landbezirk seine Organisation, welche ihn dauernd und reichlich mit Kulturgütern versorgt. An allen Orten muß

Digitized by Google

der ſtädtiſche Arbeiter in die Lage verſetzt werden, ſich in ſeinen Mußeſtunden ohne weſentliche Koſten, ohne weſentliche Umſtände und ohne Verluſt an Zeit die geiſtigen und ethiſchen Werte zugänglich zu machen, die ſeinen perſönlichen Bedürfniſſen oder den Bedürfniſſen ſeines Berufes entgegenkommen. Die Bewohner der ländlichen Gegenden unſeres Vaterlandes dürfen in Zukunft nicht mehr das Gefühl haben, daß ſie in ſeeliſcher und geiſtiger Beziehung ſo viel ſchlechter geſtellt ſind, als die Bewohner der großen Städte. Es müſſen Wege geſchaffen werden, auch ihnen die Kulturwerte zugänglich zu machen, die Gemeingut des ganzen Volkes ſein ſollen. Kein beſſeres Mittel iſt denkbar, der Landflucht zu begegnen, deren Folgen nach dem Kriege noch verhängnisvoller werden können, als ſie es in den letzten Jahrzehnten waren. Nicht nur der Wohlhabende und nicht nur der Bewohner der Städte darf ein Anrecht haben auf den Mitgenuß der geiſtigen und ſeeliſchen Güter dieſer Welt. Jedem Kind unſeres Volkes müſſen ſie zugänglich gemacht werden, unabhängig von Geburt oder Beſitz, Herkunft oder Wohnort. Jeder Bürger und Bauer, jeder Handwerker und Arbeiter muß ihrer teilhaftig werden können.

Die Wege, die zu dieſem Ziele führen, hier im einzelnen zu beſprechen, würde den Zweck dieſer Ausführungen überſchreiten. Nur das mag geſagt werden: Es wird zunächſt nicht notwendig, ja kaum wünſchenswert ſein, daß der Staat die Organiſation oder Durchführung der deutſchen Volksbildungsarbeit in die Hand nimmt. Die freiwillige Tätigkeit, die bisher der erfolgreiche Träger deutſcher Volksbildungsarbeit war, wird auch in nahe abſehbarer Zeit die ſicherſten Wirkungen erzielen. Freilich wird es nötig ſein, daß viel weitere Kreiſe noch für die Mitarbeit gewonnen werden und daß es von den beſitzenden und gebildeten Teilen unſeres Volkes als eine unerläßliche ſoziale Pflicht betrachtet wird, durch materielle Unterſtützung und durch freiwillige geiſtige Mitarbeit allen Volksgenoſſen den Mitgenuß der Kulturgüter zu ermöglichen. Die großen Städte und die Gemeindeverbände haben ja bisher ſchon in vielen Fällen die Volksbildungsarbeit ihres Bezirkes mit Geldmitteln in anerkennenswerter Weiſe unterſtützt. Auf ihre Hilfe wird auch in der Zukunft gerechnet werden müſſen. Vom Reiche und von den Einzelſtaaten iſt eines zu verlangen: die Regierungen müſſen in Zukunft ihre bisherige Zurückhaltung, welche in einem

Digitized by Google

durch keinerlei Tatsachen begründeten Mißtrauen ihre Wurzel hat, den freien Volksbildungsorganisationen gegenüber aufgeben. Es muß erwartet werden, daß mit anderem geistigen Gerümpel, welches durch den Krieg beseitigt wurde, auch dieses Mißtrauen schwindet. Mehr wird vom Staat zunächst nicht erwartet, noch verlangt. Eine Folge des neuen Zustandes muß aber sein, daß der Staat den Volksbildungsorganisationen Aufgaben überläßt, die er bisher mehr theoretisch für sich in Anspruch nahm, und trotz großer dafür angewandter Mittel höchst unvollkommen durchführte. Eine derartige Aufgabe ist zum Beispiel die geistige Versorgung der schulentlassenen Jugend. Hätte der Staat die großen Mittel, die er dafür in den letzten Jahren bereitstellte, vertrauensvoll in die Hand der Volksbildungsorganisationen gelegt, so würde sicher auf diesem wichtigen Gebiete Größeres und Besseres geleistet worden sein, während so nur der Keim zu einer neuen Zersplitterung des Volksbildungswesens gelegt wurde. Eines der fruchtbarsten Gebiete volksbildnerischer Betätigung läßt sich innerhalb des Heeres finden. Einzelne vor dem Kriege gemachten Versuche, die freie Volksbildungsarbeit in die Kasernen zu tragen, scheiterten an der absoluten Unzugänglichkeit der dafür zuständigen Behörden. Nirgends aber könnten unsere Volksbildungsorganisationen ihre Mittel mit besserem Erfolge und mit größerem Segen zur Anwendung bringen, als in den Kreisen der im Frieden zum Heeresdienst einberufenen männlichen Jugend. Auch hier muß die feste Erwartung ausgesprochen werden, daß die Erfahrungen des Krieges an unserer Heeresverwaltung nicht spurlos vorübergegangen sind. Die vertrauensvolle Zusammenarbeit der Kommandobehörden mit den freien Volksbildungsorganisationen während des Krieges muß als ein unverlierbares Gut in die Friedenszeit hinüber gerettet werden. Wenn man den Volksbildungsorganisationen im Frieden erlaubte, ihre Arbeitsmittel unbeschränkt im Dienste der Heeresangehörigen zu verwenden, so könnte damit ein ungeheurer Schritt vorwärts getan werden auf dem Wege zur geistigen und sittlichen Gesunderhaltung unseres Volkskörpers. Die jetzt soviel beklagte Erscheinung, daß die jungen Landbewohner von ihrer Dienstzeit außer den rein militärischen Errungenschaften nichts mit nach Hause bringen, als einige Gassenhauer und entsprechende Kinoerfahrungen, und häufig einen verhängnisvollen Einfluß ausüben auf das sittliche und

Digitized by Google

geistige Leben ihrer Heimat, kann nur zum Verschwinden gebracht werden, wenn man den Volksbildungsorganisationen freien Zugang zu den Kasernen gibt.

Was die freie Volksbildungsarbeit nach dem Kriege auf dem Gebiete der öffentlichen Kunstpflege leisten kann, soll hier nur gestreift werden. Ihre Organe werden die berufenen Berater sein in den tausenden und abertausenden Fällen, in denen es sich darum handeln wird, dem Andenken unserer im Feindesland gefallenen Brüder ein würdiges Denkmal zu widmen. Man braucht nur einen Blick auf die Folgen zu werfen, in denen die berechtigte Pietät nach dem deutsch-französischen Kriege in den meisten Orten ihren Ausdruck fand, um zu begreifen, wieviel es nach diesem Kriege zu tun und wieviel mehr es zu verhüten geben wird.

Das Kino wurde schon kurz gestreift. Nur durch bewußte und einheitlich organisierte Volksbildungsarbeit sind seine schädlichen Wirkungen auszuschalten und seine — stark überschätzten — Vorteile dem Volke nutzbar zu machen. Die Einrichtung guter, billiger und volkstümlicher Theatervorstellungen muß als das wirksamste Kampfmittel gegen das Kino betrachtet werden. Die Errichtung und Erhaltung von Städtebundtheatern und volkstümlichen Wanderbühnen wird uns dieses Ziel erreichen lassen.

Neue Aufgaben erfordern neue Wege. Es wird notwendig sein, daß alle deutschen Volksbildungsorganisationen, soweit sie noch eine überwiegend patriarchalische Auffassung von ihren Aufgaben haben, diese jetzt verlassen und die Wege beschreiten, die einige jüngere Verbände in den letzten Jahrzehnten mit so großem Erfolge eingeschlagen haben. Das Vertrauen, welches die Volksbildungsverbände mit gutem Recht von dem Staat und den Regierungen verlangen, müssen sie selber dem Volke entgegenbringen. Das Volk selbst muß zur Organisation und zur Verwaltung der Volksbildungskörperschaften in weitestem Maße herangezogen werden. Als Grundlage aller Volksbildungsarbeit ist die soziale Heimatpflege festzuhalten und diese Grundlage muß mit allen Kräften ausgebaut werden. Zunächst zeigen sich zwei Richtungen besonderer Weiterbildung wert: überall wurde beobachtet und vielfach beklagt, daß die neuere Volksbildungsarbeit zu stark die rein intellektualistische Bildung fördere, während die ethischen Momente zu

Digitized by Google

sehr in den Hintergrund träten. Die ethische Seite der sozialen Heimatpflege bietet ein überaus günstiges Arbeitsfeld zur Pflege der seelischen und sittlichen Bildungswerte. Zum zweiten scheint es unumgänglich zu sein, auch die wirtschaftliche Heimatpflege viel stärker, als das bisher geschah, bei der Volksbildungsarbeit zu beachten. Berthold Auerbach sagt einmal: „Das Glück selbst ist nicht materieller Natur, aber es braucht eine materielle Basis und materielle Hebel." Das läßt sich auf alle geistigen Güter anwenden. Die geistigen Güter sind nicht materieller Natur, aber sie gedeihen nur auf der Grundlage eines gewissen allgemeinen Wohlstandes. Die Volksbildung hat Volkswohlstand im Gefolge, aber sie muß sich auch darum kümmern, daß das Volk sich wohl befinde, weil es sonst viel schwerer dazu gebracht werden kann, an sich zu arbeiten.

Eine der Hauptschwierigkeiten, die sich einer gedeihlichen Arbeit der deutschen Volksbildungorganisationen entgegenstellt, ist ihre außerordentliche Zersplitterung. Auch nach dieser Richtung echt deutsch, bietet sich das deutsche Volksbildungswesen dem Betrachter als ein buntes Gemenge einer überaus großen Anzahl verschiedener Verbände und Vereine dar, die unter sich nicht den geringsten Zusammenhang haben. Nach Schule und Lehrmeinung getrennt, konfessionell und politisch gespalten, bestehen eine Menge mehr oder weniger lebenskräftiger Körperschaften nebeneinander. Wir wissen, daß diese Buntheit auch ihre Vorzüge hat, und daß gar mancher befruchtende Gedanke aus dem Widerstreit der Interessen geboren wird. Es soll auch nicht der Versuch gemacht werden, diese historisch begründete Vielgestaltigkeit zu beheben. Wohl aber wäre es von außerordentlichem Werte, wenn es gelingen könnte, sämtliche deutschen Volksbildungsorganisationen zu einem gemeinsamen Ganzen zusammenzuschließen zum Zwecke ihrer Vertretung nach außen und zur Behandlung von Fragen, welche das gesamte deutsche Volksbildungswesen gemeinsam berühren. Seine mangelnde Geltung den Regierungen und staatlichen Behörden gegenüber findet vielleicht teilweise ihren Grund in seiner Zersplitterung und in der Tatsache, daß es keine gemeinsame Vertretung nach außen besitzt. Wenn eine Zusammenfassung der deutschen Volksbildungsorganisationen zur Wahrung ihrer gemeinsamen Interessen gelingen könnte, so würden dadurch auch eine Reihe anderer Wünsche ihrer Erfüllung zugeführt werden können, die für die Weiterentwicklung

Digitized by Google

der deutschen Volksbildungsarbeit von größter Wichtigkeit sind. Ein literarisches Organ zur Besprechung aller das deutsche Volksbildungswesen berührenden Fragen würde die Arbeit außerordentlich befruchten, und gemeinsame periodisch sich wiederholende Tagungen würden Gelegenheit zu mündlichem Meinungsaustausch und zur Besprechung aller wichtigen Probleme der Volksbildung bieten und so der gemeinsamen Sache wesentliche Dienste leisten können, ohne das besondere Interesse der einzelnen Verbände im geringsten zu schädigen. Für die im Jahre 1914 zu Leipzig stattgefundene Buchgewerbeausstellung war ein internationaler Volksbildungskongreß geplant, der des Kriegsausbruches wegen unterbleiben mußte. In absehbarer Zeit ist wohl kaum der Versuch einer Wiederaufnahme dieses Gedankens zu erwarten. Sehen wir zu, daß unterdessen unser deutsches Volksbildungswesen Gelegenheit zu gemeinsamer Aussprache findet!

Zum 20. Mai ds. Js. sind Vertreter aller deutschen Volksbildungskörperschaften von der Zentralstelle für Volkswohlfahrt in Berlin zu einer Besprechung nach Weimar eingeladen, bei der der Versuch gemacht werden soll, einen Zusammenschluß dieser Organisationen in dem oben angeführten Sinne herbeizuführen. Wenn dieser Versuch gelingt, so ist damit der Grundstein gelegt zu einer neuen Epoche des deutschen Volksbildungswesens. Möge der Versuch bei allen in Betracht kommenden Stellen einem großen, auf das Ganze gerichteten Sinne, einem weiten Blick und einem entschlossenen Willen begegnen.

Streiflichter zur Weltlage VIII

Von Professor Dr. Schiemann

Daß die amerikanische Note vom 20. April bei uns große Erbitterung in den weitesten Kreisen hervorrief und die Zuspitzung dieser Note zu einem Ultimatum als deutlicher Beweis der ohnehin verbreiteten Überzeugung angesehen wurde, daß die Vereinigten Staaten oder vielmehr die Regierung in Washington entschlossen sei, sich unter allen Umständen den Interessen der Ententemächte zur Verfügung zu stellen, das ist eine Tatsache, die zu bestreiten nicht möglich ist. Was man daraufhin bei uns erwartete, war eine entschlossene Ablehnung der amerikanischen Forderung,

Digitized by Google

so daß unsere Beantwortung der amerikanischen Note am 5. Mai zunächst eine Enttäuschung hervorrief. Wir haben Zeit gebraucht, um ein bitteres Gefühl niederzukämpfen: das Bewußtsein, daß der uns aufgezwungene Kampf um unsere Existenz uns auch das gute Recht gibt, die Waffen rücksichtslos auszunutzen, die unserer Verteidigung dienen, ist ein Gemeingut des gesamten deutschen Volkes. Es will nicht einsehen, daß der „Big stick" Amerikas so weit reicht und stark genug ist, uns die U-Bootwaffe aus der Hand zu schlagen. Aus unserer Note vom 5. Mai aber prägte sich zunächst die Tatsache ein, daß wir einen Rückzug antraten. Erst allmählich ist eine günstigere Beurteilung durchgedrungen. Daß, wenn irgendmöglich, ein Bruch mit den Vereinigten Staaten von Amerika vermieden werden muß, bestreitet niemand. Die Erbitterung, die aus den Kommentaren spricht, mit denen die englische und französische Presse unsere Note begleiten, kann als Beleg dafür dienen, daß unsere Feinde nichts sehnlicher wünschen, als einen Bruch zwischen uns und Amerika. Es kommt hinzu, daß, wie sich ergeben hat, das am 24. März von uns torpedierte Schiff in der Tat die „Sussex" ist, deren Schädigung den Anlaß zum amerikanischen Ultimatum gegeben hat; die daran geknüpften Behauptungen Amerikas, die einen verletzenden Charakter trugen, hat unsere Regierung in ihrer Antwort mit Entschiedenheit zurückgewiesen. Es kann ein Irrtum vorgelegen haben, was, wie unsere Antwortnote ebenfalls ausführt, bei den erlaubten und unerlaubten Listen, deren unsere Feinde sich bedienen, sehr wohl erklärlich ist. Wir weisen in diesem Zusammenhang darauf hin, daß die serbischen Truppen auf Lazarettschiffen nach Saloniki geschifft worden sind, was doch ein ganz flagranter Bruch primitivster völkerrechtlicher Bestimmungen ist und erkennen läßt, wozu selbst durch den Zweck, dem sie dienen, absolut geschützte Fahrzeuge mißbraucht werden. Die Erfahrung hat uns gelehrt, daß aber England vor keinerlei Mitteln zurückschreckt, die seinen Zwecken dienen. Auf Passagierdampfern Truppen zu transportieren hat es nie Bedenken getragen. Unsere Note hat die Regierung der Vereinigten Staaten an die Vorschläge erinnert, die bestimmt waren, die unvermeidlichen Gefahren des Seekriegs für amerikanische Reisende und Güter auf ein Mindestmaß herbeizuführen; Amerika hatte sie bekanntlich abgelehnt und ignoriert jetzt das wiederholte Angebot. Daran schließt unsere Antwort die nachdrückliche

Digitized by Google

Erklärung, daß es England gewesen ist, das durch seine rechtswidrige Kriegführung uns nötigte, zu dem harten Mittel des U-Bootkrieges zu greifen. Es ist daher wohl nützlich, hier zu bemerken, daß Deutschland die letzte der großen Mächte gewesen ist, die sich entschlossen hat, zum System des U-Bootkrieges zu greifen. Das erste deutsche U-Boot ist erst 1906 von Stapel gelaufen, während Frankreich und England 1902 mit dem Bau von U-Booten begann, ersteres 1904 bereits 46 dieser Boote hatte und England in demselben Jahre bereits Unterseebootsmanöver veranstaltete. Die Vereinigten Staaten aber hatten schon 1897 mit dem Bau von U-Booten begonnen. Unseren Feinden hat lediglich das Objekt gefehlt, um diese Waffe gegen deutsche Handelsschiffe zu versuchen — an humanitäre Bedenken ihrerseits glaubt kein Mensch in Deutschland. Mit welchen Rechtsbrüchen England seinen Krieg zur See führt, weist unsere Antwortnote nach, und ebenso daß Amerika nur mit papiernen Protesten reagiert, die England bisher stets unter den Tisch geworfen hat. So ist unsere Verteidigung zu einem Angriff geworden, der noch weit schärfer hätte ausfallen müssen, wenn die Völkerrechtsbrüche unserer Feinde auch auf dem Gebiet ihrer Kriegführung überhaupt dargelegt worden wären: wir denken dabei an die Heranziehung barbarischer Nationen zum Kampf gegen europäische Gegner, an die ruchlose Vergewaltigung Griechenlands und an das System der Verleumdungen, mit dem die englische, französische und russische Presse unter offenkundiger Begünstigung der betreffenden Regierungen arbeitet. Endlich hat, wie der in San Franzisko erscheinende „American Independent" vom 29. Januar zeigt, Amerika geduldet, daß Kanada auf dem Boden der Vereinigten Staaten Truppen zum Kampf gegen Deutschland wirbt. Ein Protest gegen diese gewiß nicht neutrale Politik ist von der „American independence Union" dem Kongreß zugestellt worden.

Wenn wir trotzdem auf das amerikanische Ultimatum mit der Weisung an unsere Seestreitkräfte geantwortet haben „in Beobachtung der allgemeinen völkerrechtlichen Grundsätze über Anhaltung, Durchsuchung und Zerstörung von Handelsschiffen auch innerhalb des Seekriegsgebiets, Kauffahrteischiffe nicht ohne Warnung und Rettung der Menschenleben zu versenken, es sei denn, daß sie fliehen oder Widerstand leisten", so ist

Digitized by Google

das ein sehr großes Zugeständnis, das in der Erwartung gemacht wurde, daß damit jedes Hindernis für die noch während des Krieges zu bewirkenden Herstellung der Freiheit der Meere aus dem Wege geräumt ist, und daß nunmehr Amerika von England Beobachtung der völkerrechtlichen Normen „mit allem Nachdruck verlangen und durchsetzen wird", wie es von Amerika selbst in zwei bestimmten Noten formuliert worden ist. Daß solche Schritte von der amerikanischen Regierung gemacht würden, setzte unsere Note als selbstverständlich voraus. Wir haben uns für den Fall, daß England bei seinem völkerrechtswidrigen Standpunkt beharren sollte, volle Freiheit der Entschließungen vorbehalten.

Die Differenz der Auffassungen lag bei uns vornehmlich darin, ob das Schaffen einer vollendeten Tatsache durch die unseren Seestreitkräften bereits zugegangene Weisung, bevor eine sichere Aussicht auf Nachgeben Englands vorhanden ist, nicht ein zu weitgehendes Zugeständnis war. Bei der eingehenden Prüfung aller in Betracht kommenden Möglichkeiten, das diese Frage im Großen Hauptquartier von den verantwortlichen Personen und Stellen unterzogen worden ist, darf nicht bezweifelt werden, daß die Fassung, welche unsere Antwort in der Note vom 5. Mai gefunden hat, unter den gegebenen Verhältnissen für die allein mögliche und daher auch notwendige gehalten wurde. Und damit wollen wir uns bescheiden.

Wir haben schon in unseren letzten „Streiflichtern" darauf hingewiesen, daß es kleine Kreise sind, die in Amerika auf einen Krieg mit Deutschland hinarbeiten, und daß die ungeheure Mehrheit der Nation keineswegs überseeischen Abenteuern zuneigt. Die Entwicklung, welche die Verhältnisse auf den Kriegsschauplätzen genommen haben, sind nicht dazu angetan, große Sympathien für England hervorzurufen, und wie behauptet worden ist, amerikanische Abenteurer zu Hunderttausenden nach Europa zu locken, um an Englands „ruhmvollen" Expeditionen teilzunehmen. Kanadier und Australier haben nach dieser Richtung sehr wenig erfreuliche Erfahrungen gesammelt. Auch was der Freund des Präsidenten Wilson, Colonel House, an Nachrichten heimgebracht hat, ist wenig anreizend. Er hatte bereits gekabelt, daß England auf keinerlei Friedensverhandlungen eingehen werde, und daß Frankreich den Ausgang des Sommerfeldzuges abwarten wolle, durch den es die Deutschen aus Frankreich hinauszudrängen hoffe. In Deutschland klage man über die Unaufrichtigkeit der

Digitized by Google

amerikanischen Politik und über die gar nicht zu rechtfertigende Zensur, der die drahtlosen Depeschen Deutschlands unterliegen, während die Kabel der Entente nicht belästigt würden. In England wie in Frankreich verstimme der ungeheure Gewinn, den Amerika vom Kriege ziehe, und das Fazit sei, daß beide, die Ententegruppe wie die Zentralmächte, sich durch die Form der „Neutralität", die Amerika vertritt, geschädigt fühlen. So etwa faßt „American Chicago" zusammen, was Oberst House an Eindrücken heimgebracht hat. Welche Schlüsse Präsident Wilson aus diesen Eindrücken zog, hat uns sein Ultimatum gezeigt, und wie wir es beantwortet haben, steht in frischem Gedächtnis und ist oben dargelegt worden. Nun ist jetzt, unerwartet schnell, die Antwort des Präsidenten auf unsere Note eingelaufen. Sie nimmt die Zugeständnisse, die wir gemacht haben, als bindende Verpflichtungen unsererseits entgegen und erklärt, daß diese Zugeständnisse geeignet seien, die hauptsächlichste Gefahr einer Unterbrechung der guten Beziehungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten zu beseitigen. Auf das von uns wiederholte Angebot, Vereinbarungen zum Schutz amerikanischer Bürger und Güter zu treffen, geht die Antwortnote gar nicht ein, dagegen weist sie auf das nachdrücklichste ab, was in unserer Note durch den Satz ausgedrückt war, „sie (die deutsche Regierung) zweifelt nicht daran, daß die Regierung der Vereinigten Staaten nunmehr bei der großbritannischen Regierung die alsbaldige Beobachtung derjenigen völkerrechtlichen Normen mit allem Nachdruck verlangen und durchsetzen wird, die vor dem Kriege meist anerkannt waren".

Ob Präsident Wilson auch die Wandlungen in der Weltlage vorausgesehen hat, welche die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in England, die Revolution in Irland, die Niederlagen Englands bei Kut el Amara und am Suezkanal, die Erhebung des Sudan, die Niederlage Rußlands am Narocz-See und das fruchtlose Ringen Frankreichs an den Vorstellungen Verduns bedeutet, ist uns sehr fraglich.

Alle diese Tatsachen verdienen jedoch auch jenseits des Ozeans ernstlich erwogen zu werden und können, wie wir glauben, nicht anders als ernüchternd auf kriegslustige Amerikaner wirken.

Was zunächst den Übergang Englands zum System der allgemeinen Wehrpflicht betrifft, so ist der Entschluß dazu von außen her der englischen

Digitized by Google

Regierung aufgenötigt worden. Frankreich mahnte immer aufs neue, den Kampf gegen den deutschen, oder wie man vorzog zu sagen, gegen den preußischen Militarismus durch Nachahmung seiner Organisation zu führen. An sich ist aber die allgemeine Wehrpflicht eine Organisation, der ein Friedensgedanke zugrunde liegt und die einen defensiven Charakter trägt. Dadurch, daß alle waffenfähigen Staatsbürger, gleichviel ob verheiratet oder ledig, zum Kriegsdienst verpflichtet sind, kommen diejenigen Elemente, die an Erhaltung des Friedens meist interessiert sind, erst zu voller Geltung. Es ist ausgeschlossen, daß militärischer Ehrgeiz die Nation in Kriegsabenteuer stürzt, wenn nicht ihre Lebensinteressen in Frage gestellt werden. Die 40 Jahre Frieden, die das Deutsche Reich der allgemeinen Wehrpflicht dem europäischen Kontinent gesichert hat, können als schlüssiges Beispiel dafür angeführt werden. In England, wo es Kriegssport und Söldnermannschaften gab, so daß die Nation in ihrem Kern von der kriegerischen Tätigkeit des Staates nicht berührt wurde, hat es während dieses langen Zeitraums fast ohne Unterbrechung Kabinettskriege gegeben. Sie brachten dem Reich einen ungeheuren Gewinn an Territorien, bei geringem Verlust an Menschen und minimalen Kosten, und wurden von der großen Masse der ungestört ihren Geschäften nachgehenden und ihren Gewinn verdauenden Engländern hingenommen wie eine natürliche Huldigung. Die Segnungen der britischen Kultur waren die Gegenleistung für die verlorene Freiheit der unterworfenen kleineren Nationen. An einen großen Krieg — d. h. an einen Krieg mit europäischen Völkern, speziell mit Frankreich, hat man in London oft gedacht, den Gedanken aber stets wieder aufgegeben, weil er ohne Bundesgenossen, die bereit waren, für englische Interessen ihr Blut einzusetzen, durchaus unvorteilhaft schien. Der Krimkrieg und der indirekte Krieg gegen Rußland — denn so ist der japanische Krieg politisch und historisch aufzufassen — stellen nur scheinbare Ausnahmen dar. In Wirklichkeit ist England im 19. und 20. Jahrhundert die kriegerischste aller Nationen gewesen, allerdings stets mit der hochgeschwungenen Fahne großer und humaner Kulturaufgaben; dennoch läßt sich mit guten Gründen behaupten, daß England am jetzigen Kriege nicht teilgenommen hätte, wenn es schon vorher ein Menschenalter allgemeiner Wehrpflicht durchlebt hätte. Das ungeheure Risiko dieses Krieges wäre der Nation verständlicher gewesen als es 1914 der Fall war,

Digitized by Google

das Parlament wäre aller Wahrscheinlichkeit noch kritischer den Asquith und Grey entgegengetreten und der Einfluß der City, die sich lange Zeit dem Gedanken eines Kontinentalkrieges feindlich gegenüberstellte, nachdrücklicher zur Geltung gekommen, wenn wirklich die Pflicht an jeden einzelnen herangetreten wäre, das eigene Leben und das seiner Nächsten für die Politik eines Kabinetts einzusetzen, das keineswegs das volle Vertrauen der Nation genoß. Nun ist die Wehrpflicht mit ungeheuerer Majorität, 328 Stimmen gegen 36, angenommen, und so lange der Krieg dauert, wird sie, so gut es eben gehen will, auch durchgeführt werden. Ob dadurch die Tüchtigkeit der englischen Armee gewinnt, ist eine andere Frage. Die ungeheuren Verluste, die England an Offizieren erlitten hat, lassen sich nur durch minder tüchtige, flüchtig geschulte Elemente ersetzen, und wie die trotz allen Sträubens ins Feld geschickten Familienväter sich schlagen werden, wollen wir abwarten. Unter allen Umständen ist es in höchstem Grade charakteristisch, daß England die Veröffentlichung seiner Verlustlisten eingestellt hat!

Um die traurigen Verhältnisse zu verstehen, die sich auf irischem Boden abgespielt haben und weiter abspielen, muß man sich erinnern, daß diejenigen Männer, die jetzt am tätigsten für die Unterdrückung der irischen Erhebung eintreten, dieselben sind, die im März 1914 wegen der Frage der Ausdehnung von Home Rule auf Ulster selbst in offener Rebellion dem Parlament und der Regierung gegenüberstanden. Die um Carson gescharten englischen Ulsterleute auf der einen und die englischen Truppen der Regierung auf der anderen Seite, das waren die Gegner. Bekanntlich haben darüber der englische Kriegsminister und General French am 30. März demissionieren müssen. Neben den Ulsterleuten aber gab es damals 200000 bewaffnete irische Nationalisten, und der Ausgang der jetzigen Erhebung wäre leicht ein anderer gewesen, wenn Redmond nicht die Iren bewogen hätte, ihre Waffen niederzulegen und auszuliefern. Auch daran sollte erinnert werden, daß Sir Roger Casement damals das Programm vertrat: einen König von Irland in Dublin und einen Kaiser der Vereinigten Inseln in London! Das war jedenfalls auch vom englischen Standpunkt aus weit patriotischer gedacht, als die offene Rebellion Carsons — den man im März 1914 ebenso als Hochverräter hätte gefangen nehmen können, wie jetzt Casement geschehen ist — auch gewiß patrio-

Digitized by Google

tischer als jener Redmond handelt, der nach allen Seiten Verrat übt und nur an die eigene Eitelkeitsstellung als Führer einer großen Partei denkt. Sir Roger Casement ist in jeder Hinsicht ein besserer Mann als jene: großzügig, uneigennützig, ein glühender Patriot, der ohne Zweifel als ein irischer Nationalheiliger verehrt werden wird, wenn England ihn dem Haß von Grey und Findlay opfert, der beiden Männer, die von jedem Gerichtshof außerhalb Englands wegen Mordversuchs verurteilt werden würden.

Die Nummer der „Continental Times" vom 5. Mai ist zum großen Teil der irischen Frage und dem Schicksal Casements gewidmet. Als Titelzeichnung bringt sie ein offenbar von einem hervorragenden Künstler stammendes Bild: Irland eine an einem Pfahl, den die englische Königskrone ziert, gefesselte Frau, ihr gegenüber ein vermummter Henker, der in der Linken das Richtbeil hält und mit der Rechten zum Hiebe mit der Geißel gegen die Wehrlose ausholt. Ein Bild, das man nicht vergißt, so erschütternd wirkt es in seiner allegorischen Wahrheit. Edwin Emerson hat in derselben Nummer der „Continental Times", die hiermit unseren Lesern angelegentlich empfohlen sei, die Frage aufgeworfen, durch wessen Schuld Casement in die Hände der Engländer gefallen sei. Er beantwortet sie dahin, daß der englische Botschafter in Washington Sir Cecil Spring-Rice durch ein chiffriertes Telegramm die britische Regierung von der bevorstehenden Landung Casements unterrichtet habe. Sir Cecil wiederum sei durch ein Mitglied des Kabinetts des Präsidenten Wilson informiert worden. Emerson verfolgt diese Spur weiter bis nach Berlin, von wo die Nachricht am Tage der Abreise Casements nach Washington gekabelt worden sei, und gelangt dabei zu Vermutungen, auf die wir nicht weiter eingehen wollen.

Ein zweiter Artikel „The voice of Ireland" von Dr. Georges Chatterton Hill stellt die Gestalten von Redmond und Casement einander gegenüber. Redmond, der in der Geschichte Irlands als ein Kain und Judas Ischariot fortleben werde, und Casement, der alles, Stellung, Ehren, Vermögen, ja das Leben für ein Ideal geopfert habe und die lebendige Verkörperung alles dessen darstelle, was das größte, beste und edelste im irischen Charakter sei..... Aber dieser mit glühender Feder geschriebene Artikel muß im Original gelesen werden. Derselbe gilt von zwei weiteren Artikeln: Britische Fänge in Irlands Fleisch von R. L. Orchelle und der

Digitized by Google

„Todeskampf eines herrlichen Volkes" von Rev. M. Phelan S. J. aus Limerik (Irland).

Noch wissen wir nicht, welches der Ausgang Casements sein wird. Es scheint, daß England vor einer Hinrichtung zurückschreckt, sie soll beabsichtigen, ihn auf seinen Geisteszustand untersuchen zu lassen, und es ist sehr zweifelhaft, ob ihm die Möglichkeit geboten wird, sich vor Gericht zu verteidigen. Noch bewahrt man ihn im Tower. Inzwischen sind die gefangenen Führer der Dubliner Erhebung Pearce, Clark, Macdonagh, im ganzen zwölf, erschossen worden, und jeder Tag bringt jetzt die Kunde von neuen Hinrichtungen. Es wird, so hofft man in London, danach stille werden in Irland. Wir glauben es nicht. Auch nach Irland wird die Nemesis ihren Weg finden. Wir haben sie zuerst in Gallipoli am Werk gesehen, jetzt hat sie General Townshend nach Bagdad geführt, was ja sein Ziel war, das er aber in anderer Verfassung zu erreichen hoffte, und während die Russen sich nunmehr, ohne von englischer Eifersucht belästigt zu werden, häuslich in Persien einrichten, fliegt die Fama von der englischen Niederlage in den fernen Osten bis nach Indien hinein. Nördlich von Aden bringen ihnen die Araber Schlappen bei, bei El Katia werden vier englische Schwadronen von den Türken aufgerieben, der Sudan rückt nach Norden vor und in wilder Flucht weichen dort die Engländer zurück. Aus Saloniki haben sie einen Teil ihrer Truppen zurückgezogen, die Last ruht dort, wie überall, wo Engländer und Franzosen Schulter an Schulter kämpfen, auf Frankreich, bei Lowestoft aber haben sich die Engländer überzeugen müssen, daß es einen zuverlässigen Schutz gegen die Angriffe unserer Luftflotte für sie nicht gibt.

Nicht gerade besser sieht es trotz der renommistischen Bulletins, welche täglich von ihrer Heeresleitung veröffentlicht werden, in Frankreich aus. Die Franzosen bekämpfen uns mit der Wut, mit der man „einen Tiger bekämpft", so nämlich drückt sich geschmackvoll ein französisches Blatt aus, und es liegt uns fern, ihnen abzustreiten, daß sie mit außerordentlicher Tapferkeit und Zähigkeit sich schlagen. Aber sie vertreten mit ihrem aus dem Revanchegedanken geborenen Kriege eine schlechte Sache, die subjektiv für den einzelnen dadurch geadelt wird, daß es sich in der Tat für Frankreich um die Fortdauer seiner Stellung als europäische Großmacht handelt. Im Grunde ist diese Frage bereits zu ungunsten Frank-

Digitized by Google

reichs dadurch entschieden, daß es alles Vertrauen auf die Zulänglichkeit der eigenen Kraft verloren hat. Obgleich Frankreich nur mit dem linken Arm Deutschlands zu kämpfen hat, kann es sich nur durch fremde Hilfe in der Defensive behaupten. Zu den schwarzen und braunen Völkern, die es aus den eigenen Kolonien gezogen hat, sind die Hilfstruppen Englands aus den Kolonien und aus Indien, nebst dem Kern der weißen Armee Englands gekommen, neuerdings auch die (freilich unbewaffneten) Russen, die der Zar im Dezember vorigen Jahres Hern Paul Doumer versprochen hat, und nach denen er sich gerade jetzt, nach den ungeheueren Verlusten, die er in den Schlachten am Naroczsee erlitten hat, schmerzlich genug sehnen mag. Aber die Hauptlast im Westen trifft trotz allem die Franzosen selbst. Sie verbluten sich rascher, als selbst Pessimisten vorhersagten, und es ist ein Zeichen der tiefgesunkenen Zuversicht des Landes, daß in einem angesehenen Blatt, wie es das „Journal des Débats" ist, allen Ernstes die Frage erwogen werden konnte, ob es im Interesse der Zukunft Frankreichs nicht notwendig werden könnte, die Polygamie gesetzlich freizugeben. Dabei ist offenbar die Erfahrungstatsache übersehen worden, daß polygame Ehen meist geringe Nachkommenschaft erzielen, und eine niedrigere Bewertung des Familienlebens zur Voraussetzung haben, als die europäische Frau mit ihrem Selbstbewußtsein zu vereinigen geneigt sein dürfte. Daß nebenher eine hochmütige Verherrlichung Frankreichs auf Kosten Deutschlands hergeht, erschien uns gleichfalls als Symptom des Niederganges und ist uns an dem in Paris so lebhaft gefeierten Vortrage von Boutroux: „Civilisation classique et culture Allemands" besonders drastisch entgegengetreten.

Die französische Kammer ist am 23. April vertagt worden, nachdem sie die douzièmes provisoires bis Ende Juni bewilligt hat. Sie hat übrigens noch 5 Monate zu leben, da ihr Termin erst im September abläuft. Aber ihr Ansehen im Lande ist so tief gesunken, daß man sie schwerlich vermissen wird, wenn nicht etwa eine immer mögliche Krisis ihren Zusammentritt absolut notwendig macht. Daß die Verteidigung von Verdun dem General Nivelle übertragen wird und der vielgefeierte Pètain das Kommando der Zentralarmee übernimmt, kann gleichfalls als Symptom der zunehmenden Nervosität Frankreichs gebucht werden. Der große Kriegsrat, den am 30. April Poincaré mit Joffre und Castelnau in Paris ab-

Digitized by Google

hielt, mag diese Entscheidung herbeigeführt haben. Vielleicht hat er auch die Stellung der Franzosen in Saloniki zum Gegenstand gehabt; dort wird ihre Lage immer bedenklicher. Die zweifellos geplante Offensive wird von Woche zu Woche verschoben und die Bulgaren tun den Franzosen den Gefallen nicht, von ihren Höhen aus gegen die feindlichen Stellungen vorzugehen. Das Warten wird aber stetig peinlicher und infolge der klimatischen Verhältnisse verlustreicher. Auch die fortgesetzte Mißhandlung Griechenlands will nicht zum Ziele führen. Die Griechen bleiben neutral und verweigern den Durchzug der Serben durch ihr Territorium. Daß König Konstantin es abgelehnt hat, den General Mahon in Audienz zu empfangen, hat in London und Paris gleich peinlich berührt, so daß General Serrail allerdings den Kopf voll ernster Sorgen hat. Es ist infolgedessen, und im Hinblick auf die ernsten Mißerfolge, die Frankreich immer aufs neue an der Maas erleidet, keineswegs auszuschließen, daß die französischen Truppen in Saloniki einen ebenso ruhmvollen Rückzug antreten, wie die Engländer sich ihn in Gallipoli geleistet haben.

Nicht besser als in Frankreich, wahrscheinlich aber noch schlechter, liegen die Dinge in Rußland. Wir wollen heute auf Einzelheiten nicht eingehen, aber als Symptom der in Rußland herrschenden Unordnung mag erwähnt werden, daß in diesem klassischen Lande der Ledergewinnung das russische Rote Kreuz sich genötigt gesehen hat, 60000 Paar Bastschuhe zu bestellen, da Stiefel nicht mehr geliefert werden können. Menschikow leitartikelt über die drohende Hungersnot, der Pirogow-Kongreß hat die von dieser Versammlung russischer Ärzte gefaßten Resolutionen nicht veröffentlichen dürfen und bei Wiedergabe fast aller Reden finden wir weiße Zensurlücken. Aber was stehen geblieben ist, läßt keinen Zweifel darüber, daß die Erbitterung über die Politik der Regierung eine ungewöhnliche Höhe erreicht hat. Zu alledem kommt jetzt die abenteuerliche Wendung des Suchomlinow Prozesses, der dahin geführt hat, daß der in Untersuchungshaft genommene ehemalige Kriegsminister freigelassen und der die Untersuchung leitende Senator festgenommen worden ist. Der allgemeine Eindruck ist, daß sich in Rußland eine neue innere Krisis vorbereitet. Das von der Liga der Fremdvölker Rußlands an den Präsidenten Wilson gerichtete Telegramm, das um Schutz vor Vernichtung um Hilfe ruft, verstärkt diesen Eindruck. Wir sind begierig zu hören, welche und ob

Digitized by Google

überhaupt eine Antwort auf ihre erschütternden Klagen erfolgen wird. Daß das Telegramm unterschlagen wird, ist wohl ausgeschlossen.

Die Ministerkrise in England

Von Professor Dr. Ferdinand Tönnies

Die Geschichte des britischen Kabinetts, das am 11. Dezember 1905 durch den Schotten Sir Henry Campbell-Bannerman gebildet wurde, ist eine Tragödie. Die Volksstimmung begrüßte es mit Jubel. Die Neuwahlen im folgenden Monat gaben ihm eine Mehrheit, wie sie niemals dagewesen war. Die damals noch nicht in eine Partei verschmolzenen, aber streng verbündeten Konservativen und liberalen Unionisten verloren 245 Sitze, von denen einer an die Iren, alle übrigen an die Partei der neuen Regierung übergingen, die daher mit 429 Mitgliedern ins Haus der Gemeinen einzog. Dazu kamen 83 Iren, also eine mögliche, für manche Fragen sichere Mehrheit von 512 Stimmen gegenüber einer Opposition, die nur 158 zählte. Unter den 429 waren freilich die 54 Angehörigen der sich Arbeiterpartei nennenden Fraktionsgemeinschaft, die sich im Jahre 1900 zusammengeschlossen hatte; unter dieser aber befanden sich nur 33, die aus der sozialistischen Parteigruppe ILP (unabhängige Arbeiterpartei) unter Führung des Schotten Keir Hardie gewählt waren. Charakteristisch für die neue Mehrheit waren zwei Stücke ihres Programms: sie bedeutete erstens die Erhaltung des Freihandels, zweitens die Verurteilung des Burenkrieges. C-B (spr. Si-Bi, mit dieser Abkürzung pflegte man den Ministerpräsidenten zu nennen) war ausgesprochener Pro-Boer. Obgleich er unter der Ächtung, die dieser Gruppe der „Klein-Engländer" zuteil geworden war, schwer zu leiden gehabt hatte, so bekundete er doch den Mut, während der Krieg noch tobte und Kitchener die holländischen Frauen und Kinder in Konzentrationslagern schmachten und sterben ließ, die „Methoden des Barbarismus" in South Africa öffentlich zu verdammen. Campbell war ein sehr entschiedener Friedensfreund. Er war auch ein Mann von unanfechtbarer Redlichkeit, von gutem, klarem Verstande, von schlichtem, herzgewinnendem Wesen. Ein Staatsmann war der treffliche Schotte nicht. Auch fehlte ihm schon die Gesundheit und Jugendkraft (er war 67 Jahr alt), um das Haus der Gemeinen

Digitized by Google

zu leiten und zugleich dem Kabinett zu präsidieren. Bei Zusammensetzung des Kabinetts beging er einen verhängnisvollen Fehler. Er besetzte die wichtigsten Posten mit Anhängern des von ihm so stark und unerschrocken bekämpften Räuberkrieges. An der Spitze der liberalen (imperialistischen) Liga (die von Chamberlain im Jahre 1901 wegen des „Imperialismus in Klammern" bitter verspottet wurde) stand Lord Rosebery. Manche fürchteten, daß der König ihn zur Bildung des Ministeriums berufen werde. Eduard VII. war klug genug, das nicht zu tun; er hätte sich bei der damaligen Mehrheit unmöglich gemacht. Aber die Liga hatte drei Vizepräsidenten und diese waren — Herr Asquith, Sir Edward Grey und Herr Haldane, alle drei einflußreiche Führer der siegreichen Partei, die in leitenden Zeitungen ihrer Gegner nur als die „radikale" bezeichnet wurde. Wenn Campbell verstanden hätte, seinen Zwecken die Mittel anzupassen, so hätte er diese Imperialisten nicht in sein Kabinett aufgenommen, zumal da er wußte, daß sein etwaiger Nachfolger kein anderer als Asquith werden konnte. Eine so entschiedene Politik durchzuführen, hätte er wohl — im Vertrauen auf ihre innere Richtigkeit — die Rücksichtslosigkeit besessen; aber die Nervenkraft dafür mochte er sich nicht zutrauen. Wahrscheinlich hat auch der König seinen Einfluß für die drei Männer geltend gemacht, sie waren ihm eine Entschädigung für den Verzicht auf Rosebery. Dazu kam ein anderes. In der höheren Gesellschaft genoß die neue Mehrheit sehr schwache Sympathien: Zeichen dafür die verschwindende Minderheit im Oberhause und die Tatsache, daß kein einziges großes (Penny-) Morgenblatt Londons auf ihrer Seite stand, geschweige die „Times", die schon in die Hände des berüchtigten Harmsworth geriet. Durch die drei Männer, von denen Grey einer der angesehensten Familien des Landes angehörte, wurde diese gesellschaftliche Stellung wenigstens nicht verschlechtert.

Campbell starb am 22. April 1908 an Herzlähmung. Asquith wurde Premier. Manche Eigenschaften des politischen Führers besitzt er. Vor allem Energie und Entschlossenheit. Er stammt aus Yorkshire; einer seiner bäuerlichen Vorfahren hatte an der Spitze eines kleinen Aufruhrs gestanden, der sich 1662 gegen die wiederhergestellte Stuart-Dynastie erhob. Asquith ist auch ein Mann von scharfem Verstande, aber von dem Verstande des Geschäftsmannes; das Wollen überwiegt bei ihm, ver-

Digitized by Google

stärkt durch unbedingtes Selbstvertrauen. Als Student in Oxford war er ein Freund leichter, ja lustiger Geselligkeit, obschon nicht dem Sport ergeben; im politischen Verein („Debattier-Klub") stand er seinen Mann. Klar und schlagfertig machte er sich gefürchtet; seine „Unversöhnlichkeit" wurde getadelt und er galt für hochmütig. Einer seiner Lehrer sagte von ihm, einen „unberechnenden Idealismus" habe er nicht besessen. Niemand kann leugnen, daß er mit Kraft seine Partei und sein Ministerium durch schwere Krisen hindurch geleitet hat. Im zweiten Jahre seiner Administration ergab sich der lange erwartete Konflikt zwischen den beiden Häusern des Parlaments, durch Lloyd Georges Budget. Lloyd George ist ein Welscher, ein Emporkömmling von großer Gewandtheit und außerordentlicher Arbeitskraft, von brennendem Ehrgeiz und nicht geringer Verschlagenheit. Ihm fehlt es an guter Erziehung und an Takt — beide wird man seltener bei echten Engländern —, an Besonnenheit — diese fast nie bei echten Schotten vermissen. Durch das bodenreformerische Budget wurde er der wildgehaßte Feind der Oligarchie, die heute ihren bewunderten Vorkämpfer in ihm gefunden hat. Die unerhörte Verwerfung des Budgets durch die Peers führte zur Auflösung des Parlaments und zu Neuwahlen im Januar 1910, die eine Verminderung der liberalen Gesamtmehrheit (ohne die Iren) von 429 auf 315 erbrachten. Die wirtschaftliche Krise der vorhergehenden Jahre hatte einen großen Teil der Wähler den Versprechungen der Schutzzöllner (beständigere Arbeit, höhere Löhne) wiederum zugänglicher gemacht; das eigentliche England (ohne Wales) gewann seine alte antiliberale Mehrheit (239 gegen 226) wieder. Der Konflikt mit den Lords dauerte fort. Er führte zu einer zweiten Auflösung und — was nie gewesen war — zweiten Neuwahlen im Dezember des gleichen Jahres, die aber den Stand der Parteien nur unbedeutend veränderten. Die Mehrheit blieb eine Mehrheit von Schotten, Wallisern und Iren gegen das Hauptland. Diese Mehrheit führte im Sommer 1911 die Parliament Bill durch, welche die Rechte des Oberhauses scharf beschnitt. Die Hochburg des großen Grundbesitzes, der sozialen Herrscherfamilien, die seit 1688 das Regiment zuerst von England, später des Vereinigten Königreichs getragen hatten, lag, wenn nicht in Trümmern, so doch ihres hohen Wartturmes beraubt. Zu gleicher Zeit tobten die Riesenausstände der Hafenarbeiter und der Eisenbahnarbeiter,

Digitized by Google

die ihrer Führer spotteten und das Land mit Entziehung der Kohle, mit Stillegung des inneren Verkehrs bedrohten. Zu gleicher Zeit die zweite Marokko-Krise. Hier trat zum erstenmal offen zutage, daß die imperialistische, antideutsche Strömung in diesem Kabinett, wie in dem konservativen, das zur Zeit der ersten Krise (1905) noch am Ruder war, das Übergewicht hatte. Asquith schickte Lloyd George vor — sehr charakteristisch: einen laut bellenden Hofhund, der die Tories und anderen Plutokraten überzeugen sollte, daß wenigstens ihre Interessen über See und somit der entschiedene Widerstand gegen alle deutschen Ansprüche auf bessere Plätze an der Sonne, auch bei dem plebejischen, „kommunistischen" und sonst durchaus verruchten Ministerium gut verwahrt seien. Von nun an wußte man, was die Glocke geschlagen hatte, und konnte die scheinbaren Aussöhnungs-Manöver mit mehr Ruhe betrachten, als es bei Lebzeiten Campbell-Bannermans geschehen war.

Eine letzte große Aufgabe blieb dem Kabinett: Home Rule. Der Gang der Dinge ist noch in frischem Gedächtnis. Beinahe war der Bürgerkrieg erklärt — da kam der auswärtige Krieg. Ob Herr Asquith ihn ebenso aufgefaßt hat, wie Sir Edward Grey, ist nicht bekannt. Prinzipiell geben sich beide als demokratisch gesinnte Freunde des Friedens. Beide haben bewiesen, daß ihnen die staatsmännische Ader fehlt. Beide sind unwissend in bezug auf Deutschland, in bezug auf den Willen wie die Kräfte unseres Reiches. Beide werden eines Tages sang- und klanglos untergehen.

Seitdem das Kabinett genötigt war, seine ärgsten Feinde, darunter das Haupt der Ulster-Rebellen, den ungekrönten König von Belfast Sir Edward Carson, in sich aufzunehmen, lebt es nur noch unter dem Maschinengewehrfeuer der Harmsworth-Presse ein bejammernswürdiges Leben. Bedrängt von Frankreich, von Italien, von Rußland, von den eigenen Chauvinisten, von Belgiern, Serben, Griechen, Iren — gezwungen, zu tun, was es nicht wollte, was es oft angeklagt und verschworen hatte —, ein Ministerium von Pazifisten, unablässigen Krieg verkündend und befördernd, ein Ministerium, das im strahlenden Glanze der Volksgunst begonnen hatte, nur noch fortvegetierend durch die scheelsüchtige Gunst seiner tiefgekränkten, rachsüchtigen Gegner, jedes moralischen Gewichtes beraubt, das Bewußtsein schwerer kriegerischer Niederlagen überschreiend

Digitized by Google

durch unabläſſiges Werben um Hilfe, die dreifache numeriſche Übermacht noch zu verſtärken, und durch Aufpeitſchen einer Siegeszuverſicht, die im günſtigſten Falle noch jahrelangen Krieg den erſchöpften Bundesgenoſſen und dem ſchwer ermüdeten eigenen Lande in Ausſicht ſtellt. Was kann daraus werden? Kann dieſer Zuſtand dauern? Oder werden die inneren Unruhen ſich vermehren und ſtärker werden? Wird das ſeiner Einbildung nach ſo „freie" Land ſeine Unfreiheit, als deren deutlichſtes Merkmal immer die „Konſkription" gegolten hat, ſich dauernd gefallen laſſen? — Nur ein oder zwei Dinge kann man mit einiger Sicherheit ſagen. In einem ungeheuern Nachteil befindet ſich England gegen uns. Was für uns Beſchränkung, Schwierigkeit, Unbequemlichkeit bedeutet — Abſchneiden der Zufuhr — bedeutet für Großbritannien Tod und Verderben. Nicht nur das Abſchneiden — das wir ertragen — ſogar ſchon eine weſentliche Verminderung der eingeführten Lebensmittel würde die ſtolze Herrſcherin der Meere zur Bettlerin machen. Einſtweilen mag ſie ſich getröſten, daß dies ſehr unwahrſcheinlich ſei. Aber die Engländer als Volk würden auch das Maß von Entbehrungen, das wir einig und willig auf uns genommen haben, ſich nicht gefallen laſſen. Sie wären auch unfähig — beſonders ihre Gemeindeverwaltungen wären unfähig — eine wirkſame Organiſation der Verteilung von Lebensmitteln ins Leben zu rufen. Wenn es bei uns damit hapert, dort würde ſie einfach ſcheitern. Und wenn ſie es vermöchten, die Oberſchicht würde einen ſolchen „Kommunismus" verſchmähen. Sie würde mit Fauchen und Zetern dagegen ſich empören. Geſetze und Verordnungen dieſer Art würden nur mangelhaft durchgeführt werden. Und ferner: einer anderen Bedrohung ſeiner Pulsadern muß das mächtige Land entgegenſehen durch den Stillſtand ſeiner Export-Induſtrien. Die Entziehung der Arbeitskräfte würden dieſe vielleicht durch Einſtellung von alten Leuten, Frauen und Kindern einigermaßen wettmachen können. Eine Verminderung oder zu ſchwere Verteuerung ihrer Rohſtoffe würden ſie nicht überleben.

Herrn Asquiths, des Advokaten, Wahlſpruch iſt „Warten und Sehen". Das dürfen auch wir ſagen, angeſichts des Verfalles ſeines Kabinetts und vielleicht der ganzen britiſchen Herrlichkeit. Herr Asquith will der preußiſchen Kriegerkaſte, wie er ſie nennt, den Garaus machen. Wir können die Desorganiſation des britiſchen Staates getroſt ſich ſelber überlaſſen.

Digitized by Google

Sie wird ihren Fortgang nehmen, auch nachdem die Tragödie dieses Ministeriums ausgespielt sein wird.

Notizen

England

Der Fall von Kut el Amara wird von der feindlichen Presse im allgemeinen als politisch bedeutungslos hingestellt, obwohl besonders die englische Presse vor dem Fall sehr nachdrücklich die Ansicht vertrat, das Englands Prestige im Osten von dem Schicksal Kut el Amaras abhänge. Bezeichnend sind die Äußerungen der französischen Monatsschrift „La Revue bleue": „Der Feldzug in Mesopatamien, der beträchtliche englisch-indische Streitkräfte dort festhält, ist ein rein kolonialer Eroberungszug. Er hat in den europäischen Kämpfen keine andere Bedeutung." Die Zeitschrift fügt übrigens hinzu: „Es ist zu bedauern, daß ein Offizier von den Fähigkeiten des Generals Townshend in einem Kolonialfeldzug verloren geht. Dieser so bedeutende Offizier hatte sein ganzes Leben lang die Schlachtfelder Frankreichs und Belgiens studiert in Hinsicht auf einen kommenden europäischen Krieg." Aus diesen letzten Worten redet ebenso die Stimmung desjenigen Teils Frankreichs, der sich die Freiheit des Worts gegenüber den mächtigen Bundesgenossen gewahrt hat, wie die französische Lust an Revanche, die, mitten in ihrer Auslösung nach der nächsten Gelegenheit dazu späht. Wer in dem „angriffswütigen" Deutschland hat während dieses furchtbaren Krieges schon von dem kommenden gesprochen oder an ihn nur gedacht?

Englisches Urteil über v. d. Goltz. „Trotz einiger Irrtümmer in seinem Urteil gehören die Bücher, die von der Goltz geschrieben hat, zu der faszinierendsten Militärliteratur der Welt. Er hatte einen gewissen persönlichen Reiz, und dieser ist auf seine Werke übergangen." („Nation".)

Aus den Gewinnen der englischen Schiffahrtsgesellschaften:

Cunard Line 10 Proz. bonus	10 Proz.	Ulster Co.	21,11 Proz.
Pool Shipping Co.	30 „	Mercantic Co.	23,29 „
Thompson Shipping Co.	29,65 „	Rederoft	20 „
Dunedin Co.	30 „	Court Line	16 „
International Line	27,40 „	King Line	15 „
Cairn Line	30 „	Neptin Steam Navigation Co.	20 „
Trechman	25 „	Houlder Bros. 12 sh 6 d per az	12,50 „
Field Line	25 „	Lamport and Holt China Mutual	10 „
Eskside Co.	25 „	Steam Navig	106 „
Moor Line	20 „	France Fenwich and Co.	20 „
Rochdale Co.	20 „	Orders and Handford Co.	20 „
Woodfield	20 „	Ariadne	40 „
Turnbull, Shipping Co.	25 „		

Eine spanische Stimme über England. „Herrschte in Europa der gesunde Menschenverstand, so würde sich der ganze Weltteil gegen England verbünden. Die Engländer tyrannisieren alles, auch ihre Verbündeten, die Russen, Franzosen und Italiener und die Neutralen." („Correo Espagnol".)

Digitized by Google

Rußland

Der Kronprinz und General Emmich. Wie einer schwedischen Zeitung aus Basel telegraphiert wird, ist zwischen dem deutschen Kronprinzen und dem „eigentlichen Leiter der Belagerung Verduns", General Emmich, eine derart schwere Unstimmigkeit entstanden, daß letzterer den Kaiser telegraphisch um Enthebung von seinem Kommando der am linken Ufer der Maas vor Verdun operierenden Armee gebeten hat. Die Unstimmigkeit beruht darauf, daß Emmich auf einer Einstellung der gewaltsamen Attacken bestand und eine regelrechte Belagerung nach dem Muster von Ossowiez empfahl. Der Kaiser eilte auf das Telegramm hin nach dem Westen, und es gelang ihm, eine Verständigung zwischen dem Kronprinzen und Emmich herzustellen. — Daß die russische Zeitung, die Vorstehendes meldete, gerade Emmich für ihre Fabel aussuchte, dessen Tod wir schon so lange beklagen!

Ein russisches Märchen. Ein Zollbeamter erzählte einem Mitarbeiter der „Nowoje Wremja": „Kürzlich kam eine größere Sendung von Konserven über die Grenze. Die Büchsen sahen verdächtig aus, augenscheinlich waren sie geöffnet und wieder zugelötet worden. Die Untersuchung ergab, daß sie deutschen Ursprungs waren, und daß man ihnen nachträglich ein skandinavisches Aussehen gegeben hatte; in den faulen deutschen Konserven aber fand man winzig kleine Stahlhäkchen, die so geschickt mit dem Inhalt vermengt worden waren, daß man sie ohne Untersuchung nicht gefunden hätte. Natürlich ist diese Sendung vernichtet worden. Ob aber frühere Sendungen nicht doch auf den Markt gelangt sind, darüber weiß ich nichts."

Frankreich

Die Meinung Frankreichs über England schildert eine spanische Zeitung so: „Frankreich ruft, nach so schweren Opfern, um Beistand, um Hilfstruppen; aber wer von den in Paris zur Konferenz versammelten acht Völkern (von Montenegro schweigen alle Blätter) soll sie stellen? England schont seine Kräfte. — Wenn es ernst ist mit der Behauptung, daß die deutschen U-Boote keinen wesentlichen Schaden verursacht haben, wie will man die hohen Frachten erklären? Beruhen sie nicht auf einer riesenhaften Ausbeutung der Verbündeten seitens Englands? Das ist die französische Meinung, namentlich seit man weiß, daß die englischen Dampfergesellschaften 45% Dividende verteilen." — Das klingt wesentlich anders, als das, was man gemeinhin aus Frankreich hört!

Der Handelskrieg in französischer Beleuchtung. In französischen Interessentenkreisen wie auch unter Politikern herrscht trotz der tiefen Abneigung gegen die deutsche Hinterlist, der ein gut Teil der Ausbreitung des deutschen Handels zu danken ist, die Empfindung vor, daß die französischen Fabrikanten gut tun, das Gute und Wirksame der deutschen Handelsmethoden nachzuahmen, und so die Verbesserung ihrer eigenen anzustreben. Es wird mehr Unterstützung seitens der Regierung und der Banken, mehr Unternehmungsgeist von den Fabrikanten, sowie eine bessere Leistung von den Arbeitern verlangt.

Digitized by Google

Italien

Zur Frachtenfrage zwischen England und Italien. Die Ausführungen von Houston über die italienischen Kohlenfrachten unterzieht „Tribuna" einer scharfen Kritik. „Die Majorität der Kohlenschiffe in Newcastle und Swansea, die so unerhörte Frachten fordern, ist britisch. Es geht aus der langen Liste der britischen Schiffahrtsgesellschaften mit ihren enorm gestiegenen Werten und den hohen Dividenden klar hervor, daß die in der Presse und im Parlament von den britischen Reedern geführte Kampagne zur Verteidigung ihrer persönlichen Interessen gegen die der Allgemeinheit vollständig ungerechtfertigt ist. Man versteht in Italien nicht, warum die britische Regierung, welche Eisenbahnen und Munitionsfabriken beschlagnahmt, das gleiche nicht mit Schiffen getan hat, so daß der unbedingt notwendige Bedarf an Getreide und Kohlen für England und seine Alliierten sichergestellt werden kann."

Die Neutralen

Wie Neutrale über die Absichten der Entente denken. „Berner Tagblatt" schreibt: „Man spürt in Rußland keine Lust, an der Pariser Wirtschaftskonferenz teilzunehmen, da man die Handelsbeziehungen mit Deutschland nach dem Krieg wieder aufzunehmen wünscht und kein besonderes Interesse an der allgemeinen Schädigung Deutschlands besitzt."

„Die Entente" ist nicht zum Zweck der Verteidigung, sondern zum Angriff auf Deutschland gebildet. Wer zweifelt noch an der revolutionären, zerstörenden Tätigkeit Englands? An seiner Tränenschuld so vieler Völker? — sagt die spanische Zeitung „Correo Espagnol".

Ein Schwede über die Stimmung in Deutschland. Ein schwedischer Journalist meldet aus Leipzig der „Nya Dagligt Allehanda" nach Stockholm: „Alle Menschen, mit denen ich gesprochen habe, hegen ein absolutes Zutrauen zu der Führung (in der Angelegenheit mit Amerika); über den Erfolg der militärischen Operationen ist auch nicht der leiseste Zweifel vorhanden; kein ungeduldiges Wort angesichts des relativen Stillstandes der Operationen habe ich vernommen."

Hallströms Wirkung auf die Neutralen. Die „Neue Zürcher Zeitung" schreibt im Anschluß an das Buch von Hallström: „Zweifellos hat der Schwede ganz richtig einen der wirksamsten Faktoren der deutschfeindlichen Kampagne berührt. Wer Gelegenheit hatte, Deutschland nicht nur durch Studienfahrten kennen zu lernen, und sich Jahre hindurch auch im anderen Ausland umgesehen hat, der weiß, daß Deutschland in seinen sozialen, wirtschaftlichen und auch manchen politischen Einrichtungen den demokratischen Gedanken vielleicht besser zur Geltung bringt als Länder mit sogenanntem demokratisch-parlamentarischem Regime. Aber es hat auf die demokratische Phrase verzichtet, deren glänzender Schein anderwärts so gern für die Sache selbst genommen wird — und dieser Verzicht wird ihm als verbrecherische Rückständigkeit angerechnet."

Digitized by Google

Literatur

F. Zweybrück, Österreichische Essays. Gebr. Paetel, Berlin.

Der jüngst von Friedrich Naumann in seinem zukunftsgewissen Gegenwartsbuche „Mitteleuropa" erhobene Vorwurf, daß der Durchschnittsdeutsche von Österreichs innerer Geschichte „meist nur die Lärmszenen und parlamentarischen Maschinendefekte" kenne, besitzt nur allzuviel Berechtigung. Leider hat es auch die reichsdeutsche Geschichtswissenschaft bei der Darstellung österreichischer Verhältnisse bislang nur allzuoft an unbefangener Sachlichkeit und richtiger Einsicht in das Wesen des Donaustaates und in die Bedingungen seines geschichtlichen Werdens fehlen lassen. Auch hier muß der Krieg eine Wandlung bringen, wenn anders Mitteleuropa, das wir alle ersehnen, ins Dasein treten und eine schöpferisch wirksame Macht werden soll. Für jeden, der die Aufgaben unserer nächsten Zukunft verstehen will, gilt es darum, „das wahre Österreich kennen zu lernen, wie es bisher gewesen, und wie es aus diesem größten aller Kriege hervorgegangen sein wird". Diese notwendige Aufklärungsarbeit zu fördern, erscheinen die vorliegenden, zumeist schon vor Kriegsbeginn verfaßten und in Zeitschriften veröffentlichten politischen Aufsätze vortrefflich geeignet. Sie behandeln in der Mehrzahl Vorgänge und Probleme der neuesten innerösterreichischen Geschichte (Zur österreichischen Polenpolitik, Die Begründung des modernen Ungarn, Julius Andrassy als Minister des Äußern, Graf Aehrenthal u. a.); einige Deutsch-Österreichisches und Deutsches (Bismarck und Österreich, Kaiser Wilhelm I. und Bismarck u. a.), den Beschluß machen historische Rückblicke (Der historische Don Carlos, Maria Theresia und ihre preußischen Beurteiler, Österreichische Staatspolitik und literarische Stimmungen vor 100 Jahren). Ausgebreitete Sachkenntnis und ruhig abwägendes Urteil kennzeichnen alle Darlegungen Zweybrücks und verleihen ihnen ein wohlbegründetes Anrecht, von allen, denen die Erhaltung und Vertiefung des deutsch-österreichischen Bündnisses am Herzen liegt, gelesen und erwogen zu werden.

W. St.

Die Kriegsgefangenen in Deutschland. Montanus-Bücher, Band 7. Hermann Montanus Verlag, Siegen.

In der Reihe der Bilderhefte wird hier ein Band geboten, der die Zustände und das Leben in den deutschen Gefangenlagern veranschaulicht. Was man von den Einrichtungen der Lager und an Genrebildern sieht, zeugt von der Ordnung und Gewissenhaftigkeit, mit der sich Deutschland selbst seinen Gefangenen gewidmet hat und widmet. Man sollte dieses Heft in möglichst vielen Exemplaren ins Ausland schicken, man würde damit allein alle Vorwürfe entkräften, die die feindliche Lügentaktik gegen die Zustände in deutschen Gefangenlagern erhoben hat.

Verantwortlich: Für den redaktionellen Teil Oberleutnant a. D. Franz Kolbe, Berlin W 50, Augsburgerstr. 74 II. Für Anzeigen Gustav Kiepenheuer, Weimar. Verlag Gustav Kiepenheuer Weimar
Gedruckt in der Hof-Buch- und -Steindruckerei Dietsch & Brückner in Weimar.

Digitized by Google

Deutsche Politik

Wochenschrift für Welt- und Kultur-Politik

Herausgeber

Ernst Jäckh · Paul Rohrbach · Philipp Stein

Inhalt:

Jäckh, Die Kapitulation der „Kapitulationen" 945
Steffen, Deutsche und französische Sozialdemokratie während des Weltkrieges 950
Schmidt, Panrussismus 964
Chatterton-Hill, Irland 969
Herlt, Die Einführung der Goldwährung in der Türkei . . 976
Notizen 979
Literatur 983

Preis 30 Pfennig

1. Jahrgang | 26. Mai 1916 | Heft 22

Digitized by Google

Rottweiler Jagdpatronen

Rottweiler rauchloses Scheibenpulver „P" für Bleigeschosse

Vereinigte Köln-Rottweiler Pulverfabriken Berlin NW 7

Digitized by Google

1. Jahrgang • 26. Mai 1916 • Heft 22

Deutsche Politik

Wochenschrift für deutsche Welt- und Kulturpolitik

Herausgeber:

Ernst Jäckh • Paul Rohrbach • Philipp Stein

Die Kapitulation der „Kapitulationen"

Von Professor Dr. E. Jäckh

Das hat der Sultan Mohammed, der Eroberer von Konstantinopel, wohl nicht bedacht, daß er selbst den Keim zur inneren Erkrankung der Türkei legte — im gleichen Jahr, als er sie auf den Höhepunkt ihrer äußeren Macht führte. Und auch daran hat er wohl nicht denken können, daß volle viereinhalb Jahrhunderte durch die Weltgeschichte sich hinwälzen müssen, bis die „Kapitulationen", die er 1453 begründet hat, im Weltkrieg 1914 endlich kapitulieren müssen, jetzt erst beseitigt werden können. Das verderblichste Gift kann jetzt endlich den Körper des „kranken Mannes" verlassen; der ganzen Türkei Weh und Ach ist fast aus diesem einen Punkt zu kurieren.

Mohammed der Eroberer hat hochmütig und großmächtig die erste „Kapitulation" den Griechen von Konstantinopel geschenkt: inhaltlich — Privilegien (des Kultus, der Gerichtsbarkeit und des Handels), formell — als Gnadenbrief (im Sinn entweder eines nach Kapiteln geordneten Vertrages oder eines Waffenstillstands der ecclesia militans). Diese „Kapitulationen", diese Privilegien und Sonderrechte, die von Anfang an einen bevorrechteten Staat im Staat ließen und entwickelten, wurden dann der Reihe nach auch fremden Staaten gewährt, die von Europa her in wirtschaftliche und politische Beziehungen zur Türkei traten: Venedig und Frankreich, England und Rußland, Österreich und Italien, Holland und Polen, zuletzt auch Preußen 1761 im allerersten preußisch-türkischen Meistbegünstigungsvertrag Friedrichs des Großen). Die erste „Kapitulation" war (wie gesagt) ein einseitiger, eigenwilliger Gnadenbrief, diktiert — religiös von der großmütigen „Tole-

Digitized by Google

ranz" des Mohammedaners, der in den beiden andern geoffenbarten Religionen des Christen und des Juden die beiden „Bücher" achtet und anerkennt; wirtschaftlich von der hochmütigen Verachtung des Kriegers und Siegers gegenüber dem Krämer und Händler; und politisch vom berechnenden Interesse des Herrschers an einem guten und geduldigen Steuerzahler. So gutartig und gutwillig begonnen, haben die „Kapitulationen" langsam ihren Charakter verändert — schließlich bis zum bösartigsten, feindseligsten Mittel der Mächte gegenüber der Türkei. Noch im 16. und 17. Jahrhundert atmen die „Kapitulationen" den Geist „d'une large tolérance", die Gesinnung „de condescendance, non de faiblesse", die Bekundung eines „libéralisme à l'excès" (wie französische Geschichtschreiber die weitherzige Toleranz, das kraftbewußte Entgegenkommen, den außerordentlichen Liberalismus anerkennen). Aber im 18. und 19. Jahrhundert, seit und mit dem Rückgang des türkischen Reichs, werden schließlich die „Kapitulationen" etwas — „was die türkische Herrschaft mehr schädigt und schwächt, als der Verlust der wichtigsten Gebiete" (sagt wiederum ein französischer Geschichtschreiber). Und von diesem Weltkrieg kann und muß jetzt ein türkischer Minister bekennen, daß er für die Türkei verloren wäre — „selbst wenn die Türken ganz Ägypten und halb Rußland erobern würden — — wenn die Kapitulationen bestehen blieben!"

Nun — sie bleiben nicht bestehen: die „Kapitulationen" kapitulieren, haben kapituliert. Das ist der Inhalt des deutsch-türkischen Vertrags, der in diesen Tagen fertig geworden ist. Die Türkei wird befreit von den „Kapitulationen", von den Interventionsrechten der fremden Mächte; sie wird Herr im eigenen Haus, sie wird türkisch. Deutschland hat von Anfang an seine Bereitwilligkeit ausgesprochen, auf die „Kapitulationen" zu verzichten (schon vor dreißig Jahren). Aber da zur gültigen Abschaffung die Einstimmigkeit der Großmächte gehörte, so hat diese einzelne Stimme Deutschlands nichts ändern können. Österreich-Ungarn hat sich der deutschen Auffassung zwar angeschlossen (1909 im bosnischen Vertrag) und ebenso Italien (1912 im tripolitanischen Friedensschluß). Aber der Dreiverband Englands, Rußlands und Frankreichs blieb antitürkisch — bis die drohende Gefahr der türkischen Kriegserklärung ihn so klein und furchsam machte, daß er der Türkei für eine Neutralität flugs die Abschaffung der „Kapi-

Digitized by Google

tulationen" anbot und dazu die „Garantie der Integrität". Wenn man's so hört, mag's leidlich scheinen! Aber die europäische „Garantie der Integrität" klingt für den Kenner der türkischen Geschichte so gefahrvoll wie das Vorrecht der „Kapitulationen": jene „Garantierung" war immer wieder der Anlaß für jede europäische Macht (außer Deutschland), in der Türkei zu intervenieren — angeblich gegen eine andere Macht, in Wirklichkeit mit der Wirkung gegen die Türkei selbst. So bedeutete das Danaergeschenk des Dreiverbandes immer noch die alte Bevormundung, während die Türkei zielklar und willensstark einsah, daß nur die Gelegenheit eines solchen Weltkriegs die erste und letzte Möglichkeit bieten konnte, die Fessel der „Kapitulationen" aller Mächte abzuwerfen, um sich die Freiheit zu verdienen und das Leben. „Und setzet ihr nicht das Leben ein, nie wird euch das Leben gewonnen sein!" So wurde es gewonnen — und Deutschland besiegelt die geleistete Kriegsgemeinschaft durch einen förmlichen Friedensvertrag, der alle mittelalterlichen Privilegien beseitigt und einen gleichberechtigten Bundesgenossen anerkennt — mit gleichen Rechten und Pflichten hüben wie drüben; ein Erfolg der Waffenbrüderschaft mit Deutschland und des Siegs über den Dreiverband, der in seinem Friedensvertrag aus dieser Tatsache die Folgerungen auch seinerseits bestätigen muß.

Das ist die Leidensgeschichte der „Kapitulationen" von 1453 bis zu ihrer Kapitulation 1916; was war nun ihre Wesenswirkung? Für die Türken nur Nachteile und Ungerechtigkeit, für die Fremden nur Vorteile und Vorrechte, für die Türkei nur Schwächung und Schädigung! Das gilt juristisch und privatwirtschaftlich ebenso wie staatswirtschaftlich und politisch. Die Türkei hatte bisher dem Fremden gegenüber keine Gerichtsbarkeit und kein Polizeirecht, kein Steuerrecht, und sie hatte den Mächten gegenüber kein Zollrecht und kein Verkehrsrecht.

Der Fremde bleibt „exterritorial", er bleibt „Ausländer": nur heimisch in seinem eigenen Staat, mit allen Rechten seines Heimatstaates, mit allen Rechten auch der gastlichen Türkei — aber ohne alle Pflichten dieser Türkei gegenüber. Das fremde Konsulargericht hat die Gerichtsbarkeit in Streitigkeiten — nicht nur in Streitigkeiten zwischen den eigenen Konnationalen, sondern auch zwischen türkischen Untertanen und fremden Staatsangehörigen. Die türkische Staatspolizei darf keinen Ausländer

Digitized by Google

fassen, auch keinen einheimischen „Türken", der dem Schutzkreis eines Konsulats oder einer Gesandtschaft sich verschrieben hat. Die russischen Konsulate haben mit der Ausstellung solcher „Schutzbriefe" einen finanziell und politisch einträglichen Handel getrieben. Das krasseste Beispiel (auf das ich wiederholt schon hingewiesen habe) ist das, daß der türkische Bürgermeister von Konstantinopel, der die Bevölkerung vor der „Zivilisation der Syphilisation" schützen will, nicht das Recht hatte, ausländische Dirnen, wie Französinnen oder Russinnen, sanitätspolizeilich kontrollieren zu lassen, und daß er, als er sich ein solches Recht doch nehmen wollte, die fremden Botschafter als die Schutzengel jener kranken Dirnen wie eine Phalanx gegen sich fand, die ihn an der Sanierung der Großstadt hinderte....

Noch gewichtiger und gefährlicher als solche juristischen „Kapitulationen" waren die wirtschaftlichen Machtminderungen. Der Fremde bringt mit sich alle Vorteile seiner Ausbildung, Kapitalkraft, Erfahrung und Verbindung und zahlt nicht einen Pfennig Steuer. Der Einheimische hat auf sich alle entgegengesetzten Nachteile und zahlt dazu alle Steuern. Die gleiche Fähigkeit des Fremden und des Einheimischen kann jenen zum Gewinn und muß diesen zum Verlust führen. Fremde Erwerbstätigkeit muß blühen; einheimische Fabrikversuche müssen stillstehen. Ein türkischer Finanzminister hat ausgerechnet, daß eine Besteuerung des Fremden nach deutschem Maß (zusammen mit der Beseitigung des fremden Postrechts) genüge, das türkische Budgetdefizit zu decken.

Die staatswirtschaftliche Schädigung ist nicht geringer. Alle fremden Staaten hatten das Recht eigener Postbetriebe; das heißt: alle Briefe und Pakete aus Europa und alle Postsendungen zwischen Europäern in der Türkei bedienten sich der nichttürkischen Postverwaltungen und entzogen so dem türkischen Staat alle Posteinnahmen in einem Betrag von vielen Millionen jährlich. Noch schlimmer wirkte die türkische Rechtlosigkeit in ihren Zollbedürfnissen: nur ein einheitlicher Wertzoll durfte erhoben werden, nicht ein Zoll entsprechend den Bedürfnissen des Landes, etwa eigene Produkte schützend, fremde Waren nach Bedarf behandelnd. Auch wenn je einmal eine Steigerung des Wertzolls erreicht werden sollte, so war auch das von der einmütigen Zustimmung aller Mächte abhängig — und jede ließ sich dafür andere politische Vorrechte bezahlen und alle

Digitized by Google

schrieben der Türkei die Verwendung der Mehreinnahmen vor. So befahl der Dreiverband, solche Einnahmen „für die mazedonische Polizei" zu gebrauchen, also sie im Guerillakrieg der balkanischen Unruhen zu vergeuden, und so verbot der Dreiverband, sie in vorderasiatischen Bahnbauten wie der Bagdadbahn fruchtbringend und wertschaffend anzulegen. Desgleichen mußte eine Bahnkonzession an die eine Macht bei den rivalisierenden Mächten durch andere Konzessionen erkauft werden: so brauchte die Bagdadbahn bald eine Generation — und noch verbindet sie nicht Konstantinopel mit Bagdad. So verhinderte Rußland jeden Bahnbau im Osten von Anatolien zum Kaukasus (nach Erserum), um die Türkei als widerstandsunfähig niederzuhalten, während es selbst seine eigenen Bahnen gegen die türkische Grenze konzentrierte. So verhinderte England jeden Bahnbau im Süden von Arabien nach Ägypten hin (selbst einmal mit Androhung von Waffengewalt im Maan-Akaba-Zwischenfall), um die Türkei als angriffsunfähig niederzuhalten. So verhinderte Frankreich in ganz Syrien jeden Bahnbau, der nicht französischen Interessen diente. Und so fort, und so fort!

Man kann alle diese Tatsachen nicht oft und nicht deutlich genug sagen, um ein bleibendes Verständnis dafür zu erwecken und zu erhalten, daß die „Kapitulationen" die Türkei politisch und wirtschaftlich in ein solches Netz verstrickten und fesselten, daß keine Bewegung, keine Entwicklung möglich war und daß ein Entrinnen nur durch ein Zerreißen im Weltkrieg erreicht werden konnte. Der Türke kann Herkules sein: dann ist Europa die Deianeira gewesen, die ihm das vergiftende Nessusgewand der „Kapitulationen" umgeworfen hat; nun hat's der „kranke Mann" gerade zeitig genug noch von sich stoßen können ... Das Mißtrauen der Türkei gegenüber einem solchen Europa wird und ist verständlich nach solchen Erfahrungen.

Daß die europäische Haltung lediglich einem antitürkischen Machtwillen entsprach, das bezeugt das Schicksal aller der Gebiete, die — kaum getrennt von der Türkei — sogleich von den „Kapitulationen" losgesprochen wurden, ehe sie auch nur einen Tag erst einen Befähigungsnachweis erbringen konnten. So ging es im Balkan mit Griechenland und Serbien, Rumänien und Bulgarien; so ging es auch mit Cypern und Nordafrika. Der politische Wille, jene Staaten zu stärken, war ebenso lebendig, wie

Digitized by Google

der politische Wille, die Türkei zu schwächen. Das bezeugt auch ein Vergleich z. B. mit jedem amerikanischen Staat: kein Mexiko und kein Kolumbien hat je eine solche Fessel gefühlt wie die Türkei. Nun hat sie der Weltkrieg gelöst — und der Weg ist frei zum mutigen Schritt willensstarker und zielbewußter Arbeit einer selbständigen, gleichberechtigten Türkei an der Seite Deutschlands, Österreich-Ungarns und Bulgariens.

Deutsche und französische Sozialdemokratie während des Weltkrieges[1]

Von Professor Dr. Gustaf F. Steffen (Stockholm)

Den zum Kriege notwendigen Staatskredit haben die Sozialdemokraten sowohl im deutschen Reichstage wie im französischen Parlamente bewilligt. Aber Unterschiede sind vorhanden, und sie sind in hohem Grade charakteristisch.

Bei der Abstimmung des deutschen Reichstages am 4. August 1914 über den ersten, fünf Milliarden Mark betragenden Kriegskredit gab die sozialdemokratische Parteigruppe nach Verabredung nur Jastimmen ab. Aber bei der vorbereitenden Besprechung der Frage in der Gruppe waren ein Sechstel bis ein Siebentel der Mitglieder entgegengesetzter Meinung gewesen und hatten erklärt, daß die Bewilligung der Mittel zu einem solchen Kriege „die Sozialdemokratie mit sich selbst in Widerspruch setzen" heiße und „auf die Arbeiter anderer Länder den schlechtesten Eindruck machen, in der Internationale der Arbeiter die größte Verwirrung stiften" werde[2].

Im „Social-Demokraten" (Stockholm) von 17. Oktober 1914 wurde über die Auffassung dieser Minderheit in folgender Weise ausführlich berichtet.

„Zuerst muß vielleicht, um allen Mißverständnissen vorzubeugen, als selbstverständlich betont werden: daß das Recht und die Verpflich-

[1] Dieser Artikel, welcher demnächst im Verlage von Eugen Diederichs in Jena erscheinenden Werke „Demokratie und Weltkrieg" entnommen ist, wurde uns freundlichst vom Verfasser zum Vorabdruck zur Verfügung gestellt. Der Verlag hat den Vorabdruck in entgegenkommender Weise genehmigt.

[2] Eduard Bernstein, Die Internationale der Arbeiterklasse und der europäische Krieg, Tübingen 1915, S. 20.

Digitized by Google

tung zu nationaler Selbstverteidigung und Selbstbehauptung auch von seiten der Minderheit keinen Augenblick in Frage gestellt worden ist. — Hierüber hat also vollständige Einigkeit geherrscht. Dagegen hat die Minderheit es als Pflicht der deutschen Reichstagsfraktion angesehen, in schärfster Form jede Verantwortung für diesen Krieg abzulehnen, der durch eine von uns stets bekämpfte Politik hervorgerufen ist, eine Politik, woran Deutschlands herrschende Klassen mitschuldig sind und die, allgemein gesehen, die Folge der kapitalistisch-imperialistischen Entwicklung, welche wir grundsätzlich bekämpfen, ist. — Nur die schärfste Form des Protestierens konnte hier nützen. Aber durch die Bewilligung des Kriegskredites hat die deutsche sozialdemokratische Reichstagsfraktion, trotz aller Vorbehalte, die in ihrer Erklärung stehen, auch ihren Anteil an der Verantwortlichkeit übernommen. — Dieser Fehler war um so größer, je weniger die deutsche offizielle Darstellung dessen, was den Krieg unmittelbar veranlaßt hat, die ganze Wirklichkeit enthält und je mehr es sich um einen Präventivkrieg von deutscher Seite hat handeln können, ja um einen Krieg, der sogar nach Ansicht gewisser Kreise ein Eroberungskrieg, ein kapitalistischer Expansionskrieg, werden soll. Es ist überflüssig, hier auseinanderzusetzen, daß jede Annexion eine fortdauernde Friedensgefahr für die Zukunft und keineswegs eine Friedensgarantie sein würde."

„Aber auch unter rein nationalen Gesichtspunkten bedeutet der Beschluß der Reichstagsfraktion einen verhängnisvollen Mißgriff. Er hat Deutschlands militärische Stellung nur scheinbar gestärkt. Dieser Schritt riß alle Dämme nieder, die im Auslande noch dem Krieg und der äußeren und inneren Solidarität der Massen mit dem Kriege widerstanden. — Hätte die deutsche Reichstagsfraktion sich anders verhalten, so wäre der Krieg niemals so populär geworden, wie er jetzt ist. In Frankreich, in Rußland und in England hätte eine andere Stimmung geherrscht. Sembat und Guesde wären nicht in die französische Regierung eingetreten, Englands Fachgenossenschaften ständen nicht billigend hinter den englischen Anwerbungen Freiwilliger. Mit einem Worte: es ergibt sich daraus, daß dies Auftreten der deutschen Sozialdemokratie in seinen Rückwirkungen die Feinde Deutschlands in höchst erheblichem Grade gestärkt haben muß. — Man hegt jetzt nur noch die einzige Hoff-

Digitized by Google

nung, daß es gelingen möge, während des Krieges die internationalen Kräfte heraufzubeschwören, die dem Kriege entgegenwirken und die Lust, ihn fortzusetzen, schwächen können. Nach dieser Richtung hin müssen alle Bestrebungen gehen, zum Frommen jedes einzelnen Volkes und der ganzen Menschheit."

Von seiten der Mehrheit der Parteigruppe (nominell der ganzen Gruppe) gab der Sprecher der Gruppe, Hugo Haase, folgende Erklärung ab:

„Wir stehen vor einer Schicksalsstunde. Die Folgen der imperialistischen Politik, durch die eine Ära des Wettrüstens herbeigeführt wurde und die Gegensätze zwischen den Völkern sich verschärften, sind wie eine Sturmflut über Europa hereingebrochen. Die Verantwortung hierfür fällt den Trägern dieser Politik zu, wir lehnen sie ab. Die Sozialdemokratie hat diese verhängnisvolle Entwicklung mit allen Kräften bekämpft, und noch bis in die letzten Stunden hinein hat sie durch machtvolle Kundgebungen in allen Ländern, namentlich in innigem Einvernehmen mit den französischen Brüdern" (Beifall der Sozialdemokraten) „für Aufrechterhaltung des Friedens gewirkt. Ihre Anstrengungen sind vergeblich gewesen. Jetzt stehen wir vor der ehernen Tatsache des Krieges. Uns drohen die Schrecknisse feindlicher Invasionen. Nicht für oder gegen den Krieg haben wir heute zu entscheiden, sondern über die für die Verteidigung des Landes erforderlichen Mittel. Nun haben wir zu denken an die Millionen Volksgenossen, die ohne ihre Schuld in dieses Verhängnis hineingerissen sind. Sie werden von den Verheerungen des Krieges am schwersten getroffen. Unsere heißen Wünsche begleiten unsere zu den Fahnen gerufenen Brüder ohne Unterschied der Parteien." (Lebhafter Beifall von allen Seiten.) „Wir denken auch an die Mütter, die ihre Söhne hergeben müssen, an die Frauen und Kinder, die ihres Ernährers beraubt sind, denen zu der Angst um ihre Lieben die Schrecken des Hungers drohen. Zu ihnen werden sich bald Zehntausende verwundeter und verstümmelter Kämpfer gesellen. Ihnen allen beizustehen, ihr Schicksal zu erleichtern, diese unermeßliche Not zu lindern, erachten wir als zwingende Pflicht." (Stürmischer Beifall aller Parteien.) „Für unser Volk und seine freiheitliche Zukunft steht bei einem Siege des russischen Despotismus, der sich mit dem

Digitized by Google

Blute der Besten des eigenen Volkes befleckt hat, viel, wenn nicht alles auf dem Spiel." (Stürmischer Beifall bei den Sozialdemokraten.) „Es gilt, diese Gefahr abzuwehren, die Kultur und die Unabhängigkeit unseres eigenen Landes sicherzustellen." (Lebhafter Beifall.) „Da machen wir wahr, was wir immer betont haben: wir lassen in der Stunde der Gefahr das Vaterland nicht im Stich!" (Stürmische Beifallskundgebunden aller Parteien.) „Wir fühlen uns dabei im Einklang mit der Internationale, die das Recht jedes Volkes auf nationale Selbständigkeit und Selbstverteidigung jederzeit anerkannt hat, wie wir in Übereinstimmung mit ihr jeden Eroberungskrieg verurteilen. Wir fordern, daß dem Kriege, sobald das Ziel der Sicherung erreicht ist und die Gegner zum Frieden geneigt sind, ein Ende gemacht wird durch einen Frieden, der die Freundschaft mit den Nachbarvölkern ermöglicht. Wir fordern dies nicht nur im Interesse der von uns stets verfochtenen internationalen Solidarität, sondern auch im Interesse des deutschen Volkes. Wir hoffen, daß die grausame Schule der Kriegsleiden in neuen Millionen den Abscheu vor dem Kriege wecken und sie für das Ideal des Sozialismus und des Völkerfriedens gewinnen wird. Von diesen Grundsätzen geleitet, bewilligen wir die geforderten Kredite." (Lebhafter Beifall.)

*

Die hier, teils von mir, gesperrt wiedergegebenen Ausdrücke und Sätze scheinen mir besondere Beachtung zu verdienen — und zwar sowohl unter allgemeinen politischen Gesichtspunkten wie im Lichte der späteren Begebenheiten des Weltkrieges.

Die Minderheit der deutschen sozialdemokratischen Reichstagsgruppe, die den Kriegskredit nicht bewilligen wollte, war von der Anschauung beseelt, daß der ausbrechende Krieg ein Kapitalisten- und Imperialistenkrieg sei, den das deutsche sozialdemokratische Proletariat mit einem „Protest in schärfster Form" abfertigen könne, und daß die Machthaber Deutschlands, ihrer brutalen Gesellschaftsauffassung gemäß und zur Förderung ihrer wirtschaftlichen und politischen Sonder- und Klasseninteressen, den Krieg herbeiintrigiert und provoziert hätten, nachdem sie ihn durch ihre Kolonial- und Ausdehnungspolitik und ihre Kriegsrüstungen seit langem gründlich vorbereitet.

Digitized by Google

Daher hätte das Bewilligen der Kredite die deutsche Sozialdemokratie „mit sich selbst in Widerspruch" gebracht. Echt deutsch und sehr rührend ist überdies in einem solchen Augenblicke die Besorgnis wegen des „Eindruckes auf die Arbeiter anderer Länder" und der befürchteten „Verwirrung der Internationale". Irgendein starkes, waches vaterländisches Empfinden spricht wahrlich nicht aus der Auffassung dieser sozialdemokratischen Minderheit; um so deutlicher aber ein verknöcherter, wirklichkeitsfremder Doktrinarismus und ein an Fanatismus grenzendes Vorurteil gegen die Machthaber im eigenen Lande — als die am meisten, wenn nicht geradezu allein am Ausbrechen des Krieges Schuldigen.

Geradezu entsetzlich naiv, oder leichtgläubig, und wirklichkeitsfremd wirkt die Anschauung, die in dem ausführlichen Berichte über die Ansicht der Minderheit z. B. in den Worten Ausdruck erhält: „Hätte die deutsche Reichstagsfraktion sich anders benommen, so wäre der Krieg niemals so populär geworden, wie er jetzt ist", und „es ergibt sich daraus, daß dies Auftreten der deutschen Sozialdemokratie die Feinde Deutschlands in höchst erheblichem Grade gestärkt haben muß".

*

Weniger wirklichkeitsfremd, aber dennoch lange nicht sachlich genug scheint mir Haases Kundgebung im Auftrage der Mehrheit zu sein.

Hierin wird ganz harmlos eingestanden, daß die Sozialdemokratie gegen „die imperialistische Politik" und eine „verhängnisvolle Entwicklung" der Berührung des deutschen Staates mit anderen Staaten „gekämpft" und „manifestiert" habe — ohne daß an die naheliegende Frage gedacht wird, ob eine Sozialdemokratie auf wissenschaftlicher marxistischer Grundlage einen unabänderlichen Hauptzug der Entwicklung der kapitalistischen Gesellschaft „ankämpfen" könne, „ohne sich mit sich selbst in Widerspruch zu bringen". Es müßte ja die Aufgabe des Marxisten sein, eine derartige Entwicklung zu verstehen und das Proletariat mit möglichst heiler Haut und in intellektueller Hinsicht möglichst gut vorbereitet durch sie hindurchzulotsen, um nachher selbst die politische nnd wirtschaftliche Führung zu übernehmen.

Dies wäre ja etwas anderes, als unter sorgfältig bewahrter Unkenntnis gegen Kolonialpolitik und Imperialismus zu manifestieren". Weshalb denn nicht ebenso gern die ganze sozialdemokratische Politik auf das „Manifestieren" gegen den Kapitalismus überhaupt beschränken?

Digitized by Google

Indessen sah die Mehrheit der Parteigruppe doch ein, daß „der Sieg des russischen Despotismus" die „Freiheit und Zukunft" des deutschen Volkes aufs ernstliche bedrohen würde. Hiermit war es aber auch mit der realpolitischen Klarheit zu Ende.

„Jedes Volk hat das Recht auf nationale Selbständigkeit und Selbstverteidigung". Doch „jeder Eroberungskrieg wird verurteilt". Also auch dann, wenn er die einzigmögliche Art und Weise, auf welche sich die Selbständigkeit einer Nation erringen oder sichern läßt, die einzigmögliche Art und Weise ihrer wirksamen „Selbstverteidigung" und die einzige Art und Weise, den dauerhaftesten Friedenszustand für die Zukunft zu erreichen, sein sollte!

Die Oberflächlichkeit, mit welcher auch die deutsche Parteimehrheit argumentiert, tritt gerade hier besonders hervor. Man wagt nicht, der naheliegenden Wahrheit ins Gesicht zu sehen, daß gewisse Umänderungen auf der politischen Karte Europas — Umänderungen, die von der Parteiminderheit, von der Schriftleitung des „Vorwärts", von Dr. Liebknecht und von Herrn Branting als deutsche „Eroberungen" abgestempelt werden — sich unerläßlich notwendig erweisen können, um gewissen Völkern, z. B. den Polen und den Finnen, „nationale Selbständigkeit" wiederzugeben, anderen aber, z. B. dem deutschen selbst, die „nationale Selbständigkeit" zu sichern und um z. B. eine Koalition wie die russisch-französisch-englische von künftigen Friedensverletzungen abzuschrecken.

Welches Prinzip soll nun den Vortritt haben? Das Prinzip „Keine Eroberungen" — hinter welchem wohl das Prinzip liegen müßte, daß die Karte Europas vor dem Weltkriege das Ideal des Rechtes in vollendeter Weise verwirklicht habe? Oder das Nationalitätsprinzip? Oder das Prinzip des künftigen Garantierens des Friedens?

*

Die kriegerischen „Friedenstöne" der Entente um die Weihnachtszeit 1915 und zur Jahreswende 1916 beweisen ja nunmehr, daß Deutschlands „Gegner" nicht „zum Frieden geneigt" waren, nachdem Deutschland sein Kriegsziel die „eigene Sicherung" erreicht hatte. Und wie soll Deutschland einen Frieden, „der die Freundschaft mit den Nachbarvölkern ermöglicht", schließen können, wenn es diesen beliebt, als unerläßliche Friedensbedingungen Forderungen aufzustellen, welche mit der „Selb-

Digitized by Google

ständigkeit" des deutschen Volkes, „seiner Freiheit", „seiner Zukunft" und der Möglichkeit künftiger „Selbstverteidigung" absolut unvereinbar sind?

Also — auch bei der Mehrheit der deutschen sozialdemokratischen Parteigruppe schimmert die vorgefaßte Meinung hervor, daß von Deutschlands Feinden nie ein „Eroberungskrieg" zu befürchten sei, geschweige denn das Aufstellen derartiger Friedensforderungen, welche mit Deutschlands „Sicherung" unvereinbar seien oder die Freundschaft mit den Nachbarvölkern nicht ermöglichten. Wiederum gewahren wir die für Deutschland jetzt erwiesenermaßen lebensgefährliche Geneigtheit, die politischen Naturen und Bestrebungen der „Nachbarvölker" in rosigem Lichte zu sehen, den politischen Charakter des eigenen Landes und sein Streben mit schwarzem Mißtrauen zu betrachten. Und das tut man, wenn man von solchen „Nachbarvölkern", wie England, Frankreich und Rußland, umgeben ist — und obgleich man von den Vätern der Partei, Marx und Engels, wenigstens über die politische Natur und die politischen Bestrebungen Rußlands warnende Aufklärungen erhalten hat!

Eine Phrase wie diese — „nicht für oder gegen den Krieg haben wir heute zu entscheiden, sondern über die Frage der für die Verteidigung des Landes erforderlichen Mittel" — charakterisiert einen von einer großen politischen Partei auf die Dauer unhaltbaren Standpunkt des doktrinären Negativismus, prinzipieller Unkenntnis und einer teilweise selbstverschuldeten Einflußlosigkeit im Verhältnis zur auswärtigen Politik des Landes. Ich meine damit einen Standpunkt in der Vergangenheit, deren Folgen man am 4. August 1914 leider zu tragen hatte.

Mehr oder weniger ist dies der Standpunkt all und jeder Sozialdemokratie gewesen. Man glaubte, daß er zum wahren Internationalismus und Proletarismus gehöre.

*

In der französischen Sozialdemokratie ließen sich jedoch schon beim Kriegsausbruche wesentlich andere Töne vernehmen. Doch erst noch ein paar Worte zur vorbereitenden Orientierung.

Diejenigen, welche Jean Jaurès und seine einzig dastehende Tätigkeit als Politiker in Frankreich am besten gekannt haben, betonen auch am stärksten, daß sein am 31. Juli 1914 in Paris durch Mörderhand erfolgter

Digitized by Google

Tod den alles Deutsche hassenden Revanchepolitikern Frankreichs ebensosehr in höchstem Grade gelegen gekommen sei wie der russischen Kriegspartei mit ihren Ansprüchen auf Frankreichs Beteiligung an dem Kriege gegen Deutschland, der über Berlin und Wien zu einer gründlichen „panslawistischen" Umorganisation Österreichs und des Balkans und zum Einzuge des Zaren in das von allen rechtgläubigen Russen solange vergeblich ersehnte Konstantinopel führen sollte.

Jaurès hat nämlich mit der ganzen Macht seiner gewaltigen Persönlichkeit an der Sicherung des Weltfriedens auf die einzige Weise gearbeitet, die einem französischen Politiker, dem es wirklich ernst mit seiner Sache war, offen stand — also dadurch, daß er ein ehrliches Eingehen von französischer Seite auf Deutschlands Versuche zur endgültigen Aussöhnung der beiden Nationen energisch anstrebte. Mit anderen Worten: er wollte die Revanche und das Russenbündnis auf immer aufgegeben wissen. Während der kritischen Tage unmittelbar vor seinem Tode scheint Jaurès von der französischen Regierung gefordert zu haben, daß sie auf die bei Rußland einzig und allein wirksame Art und Weise für den Frieden eintreten solle — d. h. durch die Drohung den Bündnisvertrag aufzukündigen und neutral zu bleiben[1].

Ich muß jedoch gestehen, daß die Berichte, die ich über die Äußerungen Jaurès' während der Krisis vor dem Ausbrechen des Krieges gelesen habe, auf mich einen gemischten Eindruck machen. Sie atmen ein so unbedingtes Vertrauen zu der felsenfesten Friedensliebe und erhabenen politischen Weisheit der französischen sowohl wie der englischen Regierung, daß es mir schwer wird, in ihnen eine völlig getreue Wiedergabe der wirklichen Äußerungen eines Politikers seiner Charakteranlage und Erfahrung zu sehen. War er jedoch wirklich so naiv und oberflächlich, wie jene Zeitungsberichte aus Belgien und Paris[2] ihn darstellen, so hatte er den wirklichen Charakter des Krieges, den die allgemeine Mobilmachung Rußlands an demselben Tage, als er ermordet wurde, unvermeidlich machte, ganz gewiß nicht durchschaut.

Jaurès gestand indessen in seinem letzten Artikel in der Zeitung „l'Humanité" ein, daß Deutschland bis zum 31. Juli eine für

[1] Bernstein, op. cit., S. 24—25.

[2] Einige dieser Berichte gibt Bernstein, op. cit., andere Humphrey wieder.

Digitized by Google

Deutschlands Absichten in dem Zweifrontenkriege außerordentlich wertvolle Zeit habe verlorengehen lassen, und daß diese Zeit sowohl von Rußland wie von Frankreich benutzt worden sei.

*

Nachdem Frankreich das Neutralitätsgesuch Deutschlands am 1. August abgelehnt und am 3. Deutschlands Kriegserklärung erhalten hatte, und nachdem es den englisch-französisch-russischen Heeren Ende August gänzlich mißlungen war, die Deutschen am Eindringen in Nordfrankreich zu verhindern, so daß sich der französisch-russisch-englische Krieg gegen Deutschland also, allen Berechnungen zuwider, in einen Krieg auf Frankreichs eigenem Boden verwandelt hatte, wurde das französische Parteiministerium in ein „nationales Verteidigungsministerium" umgestaltet. Die Sozialdemokraten Jules Guesde und Marcel Sembat traten nun ins Ministerium ein.

Beide waren alte Gegner eines französischen Revanchekrieges. Sembat hatte in seinem Buche Faites la paix, sinon faites un roi nachgewiesen, daß Frankreich sich noch nicht zu einem wirklichen Frieden mit Deutschland verstanden habe und sich gerade deshalb auf der schiefen Ebene immer drückender werdender Militärlasten befinde — die unmittelbar vor dem Weltkriege denn auch ganz richtig mit der kulturell und wirtschaftlich unhaltbaren Wiedereinführung der dreijährigen Dienstzeit ihren Gipfel erreichten. Man habe, meinte Sembat, nur die Wahl zwischen wirklicher Versöhnung mit Deutschland oder einem Militarismus, der die logische Forderung einer Monarchie anstatt der Republik stelle — sowie auch die des fortfahrenden engsten Zusammenarbeitens mit dem zaristischen Militarismus des heiligen Rußlands!

Im französischen Ministerium befanden sich schon zwei Sozialisten, aber ehemalige, die bis vor kurzem noch von den rechtgläubigen bitterlich gehaßt worden sind — nämlich Millerand und Briand, letzterer berühmt wegen seiner drakonischen Maßnahmen gegen den Streik der französischen Eisenbahner im Jahre 1910.

Auf Grund des gemeinsamen Arbeitens der großen Revolutionäre Guesde und Sembat in dem „kapitalistischen" Ministerium Viviani mit den jetzt

[1] Bernstein, op. cit., S. 27.

Digitized by Google

sehr „gemäßigten" ehemaligen Sozialisten Millerand und Briand, sowie mit einer Reihe unbestreitbarer „Kapitalisten" und „Bourgeois" wurde am 28. August 1914 ein ausführliches sozialistisches Parteimanifest erlassen, woraus folgendes angeführt sei:

„Das Oberhaupt der Regierung war der Ansicht, daß für die Organisation eines Kampfes, der mit größter Hartnäckigkeit geführt werden muß, die Zusammenarbeit aller notwendig sei, und vor allem auch die Mitwirkung jener, die zur Entwicklung des Proletariats die Unterdrückung des Despotismus für notwendig halten. — — Da ist die Anwesenheit unserer Freunde im Schoße unserer Regierung für alle eine Gewähr, daß die republikanische Demokratie bereit ist, bis zum letzten Blutstropfen zu kämpfen.

Die ersten Prüfungen und der Enthusiasmus der Mobilmachungstage geben uns die Gewißheit, daß wir nicht nur für die Größe Frankreichs, sondern für die Freiheit, für die Republik — für die Zivilisation kämpfen. Wir kämpfen, damit die Welt, befreit von der erstickenden Umarmung des Imperialismus und allen Kriegsgreueln, endlich den Frieden in der Achtung vor den Rechten aller genieße. Diese Überzeugung werden die sozialistischen Minister der ganzen Regierung einflößen. — — — Und durch ihre Ausdauer, durch ihren Schwung der Begeisterung werden sie zugleich das Heil des Vaterlandes, den Fortschritt der Menschheit sichern."

*

So klingt es, wenn revolutionäre französische Sozialdemokraten offiziell sich und ihre Partei zur Beteiligung an einem unbestreitbar kapitalistischen Kriege verpflichten, zur Beteiligung an einem unzweideutig imperialistischem Kriege, einem Revanchekriege (zur Wiederherstellung des „Rechtes in Elsaß-Lothringen") auf seiten Rußlands! Sie halten „zur Entwicklung des Proletariats die Unterdrückung des Despotismus für notwendig". Natürlich nicht die Unterdrückung des zarischen Despotismus in Rußland oder auch nur die des Despotismus des Kapitales in Frankreich — sondern nur die des Despotismus des „Kaisers" in dem tief unglücklichen, herabgewürdigten Deutschland!

Die Anwesenheit der revolutionären (annehmbarerweise einstmals auch kriegsstreikagitierenden) Sozialdemokraten im bürgerlichen Ministerium

Digitized by Google

bietet „eine Gewähr, daß die (kapitalistische) Republik bereit ist", „bis zum letzten Blutstropfen" ihrer Proletarier „zu kämpfen" — und zwar auf seiten des Zaren und mit glühender Hoffnung auch auf seinen möglichst gründlichen Sieg.

Und dieser Kampf, nach einer Deutschland verweigerten Neutralität, mit dem Zarismus gemeinsam, ist ein Kampf „nicht nur für Frankreichs Größe" (also auch für „Frankreichs Größe"!), sondern für die (kapitalistische) „Freiheit", für die (kapitalistische) „Republik", für die (kapitalistische) „Zivilisation"!

„Die Welt" soll durch die notorisch imperialistischsten Imperien — Rußland, England und Frankreich — „von der erstickenden Umarmung des Imperialismus befreit" werden. „Diese Überzeugung werden die sozialistischen Minister dem ganzen Ministerium einflößen"!

*

Dies, wenigstens unter sozialdemokratischem Gesichtspunkte, außerordentlich sonderbare französische sozialdemokratische Parteimanifest, wurde von Herrn Branting in seiner Zeitung „Social-Demokraten" (Jahrgang 1914, Nr. 207) äußerst kurz und unklar wiedergegeben, dagegen aber auf sehr interessante und dem damaligen Herrn Branting, meiner Ansicht nach, zur Ehre gereichende Weise besprochen. Ich gebe daher seinen Kommentar mit besonderem Vergnügen in extenso wieder:

„Schwedischen Lesern des französischen Standpunktes", schreibt Herr Branting, „fällt dabei auf, daß man dort Deutschland viel zu wenig kennt, obgleich guter Wille zum Verstehen vorhanden ist, und daß die Kraft der Hilfe, auf welche man rechnet, uns wie eine unglückliche Illusion erscheinen muß. Doch — wir haben uns nicht als anspruchsvolle Schiedsrichter aufzublähen. — Das Verzweifelte aber ist, gegen die Hoffnung, die unsere deutschen Parteigenossen auf schnelle Verständigung im Westen unter anständigen Bedingungen gehegt haben, um dann alle Kraft gegen das Zarentum vereinigen zu können, jetzt feststellen zu müssen, daß diese Taktik gegenwärtig entschieden keine energischeren Gegner hat, als gerade die französische Sozialdemokratie. — Brecht die Offensivkraft des gefährlichen Bundesgenossen des Zarenreiches, aber keine Eroberungspolitik, kein Volkskrieg zwischen Deutschland und Frankreich, schließt an-

Digitized by Google

statt dessen einen Sonderfrieden — so hat das taktische Programm der deutschen Sozialdemokratie gelautet, und hierin hat es vielleicht bis zu einem gewissen Grade auch die deutsche Regierung auf seiner Seite gehabt, obwohl die letzten Äußerungen der Berliner Presse nach einer anderen Richtung gehen.

Eben trifft nun die Nachricht ein, daß die drei Mächte der Entente sich fester denn je verbunden haben, nämlich durch das Versprechen, daß keine von ihnen für sich und vorzeitig Frieden schließen werde. Und für diese Taktik des Durchhaltens, für diesen Kampf bis aufs äußerste, tritt in Frankreich hauptsächlich die Sozialdemokratie ein, die darin nur alle revolutionären Überlieferungen ihres Landes fortsetzt. — So folgen denn die Arbeitermillionen auf beiden Seiten der Kampffront ihren respektiven Linien, die nie zusammentreffen, in der tiefsten Überzeugung, ihre Pflicht nicht nur gegen ihr Vaterland, sondern auch gegen die künftige Freiheit der Welt und den Frieden der Zukunft zu erfüllen. Und keiner versteht den Blick des anderen auf die Dinge, aber beide spannen ihre Kräfte bis aufs äußerste an, um einander ganz zu vernichten!

Niemals hat die Welt ein verhängnisvolleres Einschlagen einer verkehrten Richtung durch Kräfte gesehen, die vereinigt und miteinander im Einverständnisse eine neue Zeit geschaffen hätten, nun aber anstatt dessen anscheinend auf Frankreichs künftigen Schlachtfeldern verbluten werden."

*

So schrieb der Führer der schwedischen sozialdemokratischen Arbeiterpartei Ende August oder Anfang September 1914 — ehe er sich die haßerfüllten, demagogisch verzerrten Darstellungen der Entente über deutsche Kriegführung, deutsche Kriegsziele und den deutschen politischen Charakter überhaupt hatte aneignen können.

Ich will mir bloß erlauben, hinter Herrn Brantings Behauptung, daß die französischen Sozialdemokraten jetzt „nur alle revolutionären Überlieferungen ihres Landes" fortsetzten, ein Fragezeichen zu machen.

Diese Äußerung läßt den *späteren* Herrn Branting durchblicken. „*Revolutionäre* Überlieferungen", dadurch „fortgesetzt", daß Sozialdemokraten ihr Vaterland verteidigen, *trotzdem* es eine chauvinistische, imperialistische, der sozialrevolutionären Arbeiterbewegung todfeindliche Kapitalistenrepublik ist, die vermittelst finanzieller und diplomatischer

Digitized by Google

Machenschaften ihren derb aggressiven Imperialismus auf den kultur- und freiheitsfeindlichen zaristischen Imperalismus in Osteuropa stützt! Nein — einen solchen Entschluß kann man verstehen, aber nur als ein Aufopfern „revolutionärer Überlieferungen", ein trotz allem aus alter guter Vaterlandsliebe gebrachtes Opfer — das aber ist zum wenigsten das gerade Gegenteil eines „Fortsetzens" der „revolutionären Überlieferungen" der Sozialdemokratie, die ja auch in Frankreich Ahnen hat.

Diese Worte hat der bürgerlich radikale Herr Branting gesprochen — der im Laufe des Weltkrieges auch immer mehr zu Worte kommen sollte. Der französische Republikanismus wird verherrlicht — obwohl dies allen „revolutionären Überlieferungen" der Sozialdemokratie geradezu widerstreitet.

*

So waren, mit ihren charakteristischen Verschiedenheiten, die Kundgebungen der französischen und der deutschen Sozialdemokratie im ersten Abschnitte des Weltkrieges.

In Deutschland verhehlte man sich die grundsätzliche Schwierigkeit, einen nationalen Standpunkt in einer kapitalistischen Gesellschaft überhaupt mit dem sozialdemokratisch-internationalistischen in Einklang zu bringen, nicht. Eine deutsche Parteiminderheit — die sich später vergrößert hat — versuchte sogar die internationalistische, rein sozialdemokratische Forderung kräftig hervorzuheben.

In Frankreich war es anders. Der sozialdemokratische Internationalismus wurde sofort mit Haut und Haar von der Flut des französischen Nationalgefühls verschlungen — von einer Flut, die mit den Wassern der heißen Quellen des französischen „Nationalismus" stark vermischt war. Frankreichs Sache ist die Sache der Internationale — sowie auch die Sache der „Menschheit", die Sache der „Zivilisation", die Sache der „Freiheit", die Sache des „Rechtes", die Sache der „Kultur", die Sache der „Humanität" usw.

So hat es in der Folge mit ständig zunehmender nationalistischer Betonung bei der französischen Sozialdemokratie geheißen. Wenn ich hier auf weitere Beispiele verzichte, so geschieht es nur aus Raummangel und weil ich schon im sechsten Kapitel zureichend sprechende Beweise vorgelegt habe.

Digitized by Google

In Deutschland hat sich die Spaltung zwischen einer „gemäßigten" Mehrheit und einer wachsenden „radikalen" Minderheit immer mehr vertieft. Führer der realpolitischen Seite sind Männer wie Eduard David, Wolfgang Heine, Albert Südekum, Max Schippel, Paul Lensch, Heinrich Cunow, Karl Leuthner, Edmund Fischer und Paul Kampffmeyer gewesen. Auf der „radikalen" Seite haben Karl Kautsky, Eduard Bernstein, Karl Liebknecht, Clara Zetkin, Rosa Luxemburg, Hugo Haase, Franz Mehring, Ledebour und der Schriftleiter des „Vorwärts" die Hauptrolle gespielt. Wenn der Verfasser des Buches J'accuse — von einem Deutschen ein Sozialdemokrat ist, so muß er natürlich ebenfalls auf der „radikalen" Liste stehen.

*

Zur noch besseren Charakterisierung der realpolitischen sozialdemokratischen Auffassung genügt es, folgende Zeilen aus einem Artikel des Dr. Albert Südekum anzuführen, der im August 1914 im „Social-Demokraten" veröffentlicht wurde und teilweise auch die Eindrücke wiedergab, die Südekum bei einem seiner Besuche in Stockholm von den führenden schwedischen Sozialdemokraten erhalten hatte.

„Den ersten und tiefsten Eindruck, den ich bei der Unterhaltung mit schwedischen Parteigenossen erhielt," schreibt Dr. Südekum, „war der, daß sie, ehe wir miteinander gesprochen, die Bedeutung dieses Krieges für Deutschland nicht voll erkannt hatten. Ihnen erschien dieser Krieg wie ein anderer, vielleicht wie der deutsch-französische von 1870—71, oder der russisch-japanische. Doch nichts, was früher in der Geschichte vorgegangen, läßt sich mit diesem Kriege in Parallele bringen, alle Vergleiche sind vielmehr irreführend und gefährlich. Denn hier handelt es sich nicht um Kämpfe mit einem Anflug von Sport, hier haben wir's nicht mit einem Ritterturniere zu tun, um lange betriebene Rüstungen auszuproben.

Nein, hier handelt es sich um einen Versuch der drei verbündeten Mächte Rußland, Frankreich und England, Deutschland zu vernichten und aus dem Kreise der Großmächte hinauszudrängen. Es gilt einer Entscheidung über die Zukunft Deutschlands, vielleicht über Deutschlands Existenz überhaupt. Sein oder Nichtsein, das ist hier die Frage."

„Hat man dies erst klar erfaßt, dann ergibt sich alles andere von selbst.

Digitized by Google

Man versteht dann die Haltung des deutschen Volkes, gleichwie das Verhalten der deutschen Sozialdemokratie. Solange aber, wie man sich über die Hauptsache nicht klar ist und nicht begriffen hat, um was es sich jetzt handelt, solange man noch von der verkehrten Ansicht ausgeht, daß dieser gewaltige Krieg keine ernste Gefahr für Deutschland sei, solange muß auch das Urteil über die Einzelheiten schwankend und voller Widersprüche sein."

„Darum kann ich nicht stark genug unterstreichen, daß wir in Deutschland in allen Parteien und allen Schichten der Bevölkerung tief von der Überzeugung durchdrungen sind, daß wir jetzt siegen oder untergehen müssen. Nur hierdurch erklärt sich der furchtbar entschlossene Ernst, der die ganze Nation durchglüht, und die Tatsache, daß jetzt jeder als etwas Selbstverständliches seine Pflicht und mehr als seine Pflicht tut — — — —."

In seiner Besprechung dieses Aktenstückes erklärt Herr Branting, gar nicht imstande zu sein, die Lage anders zu verstehen, als daß Deutschland beim Ausbrechen des Krieges „der Stärkste, nicht aber der am meisten Bedrohte" gewesen sei. Von irgendwelchem Rechte der Notwehr konnte also, nach Herrn Branting, bei Deutschland durchaus keine Rede sein. Später hat er ja seiner streng ententehaften Überzeugung, daß der Krieg Deutschlands Angriffs- und Welteroberungskrieg gegen Nachbarn sei, die mit größter Ehrlichkeit und Nachgiebigkeit bis zuletzt nach Erhaltung des Friedens gestrebt hätten, unzählige Male Ausdruck verliehen.

Panrussismus

Von Axel Schmidt

Lang bevor es ein Parlament gab, hat es in Rußland politische Parteien gegeben. Zwar konnten sie sich anfänglich nicht auf die breiten Volksmassen stützen, sondern blieben auf die Kreise des Hofes und der Selbstverwaltungsorgane beschränkt. Wie überall ist auch in Rußland die Unzufriedenheit dabei parteibildend gewesen. Alle diejenigen Elemente, die mit der Selbstherrschaft unzufrieden waren, traten für eine Annäherung an westeuropäische Zustände ein. Bis weit in die hohe Bureaukratie und das Militär, bis zu den führenden Männern im Adel, Großgrundbesitz und Wissenschaft war die Ansicht vertreten,

Digitized by Google

daß die Selbſtherrſchaft die Wurzel alles Übels ſei. Auch von der ſchönen Literatur wurde der Kampf gegen die beſtehenden Zuſtände mit Leidenſchaftlichkeit geführt. So berechtigt ein ſolches Beſtreben nach Modernisierung der verrotteten Verhältniſſe auch war, ſo barg es doch eine Gefahr für die ruſſiſche Entwickelung in ſich: weil dieſe Richtung, die zuerſt Sapadniki (Weſtlinge), ſpäter Liberale genannt wurde, ſich innerlich immer mehr von der ruſſiſchen Unterſchicht ablöſte. Der einzelne gebildete Ruſſe konnte ſich reſtlos in die weſteuropäiſche, auf Rom fußende Kultur einleben, nicht ſo das ruſſiſche Volk, das ſeine geiſtige Nahrung aus Byzanz ſog. Es ſetzte daher eine Gegenbewegung ein, die vom „faulen Weſten“ nichts wiſſen wollte und das Heil in einer ſpeziellen, byzantiniſch beeinflußten ſlawiſchen Kultur ſah: Orthodoxie, Selbſtherrſchaft und Volkstum ſtand auf ihrer Fahne. Dieſe Kreiſe redeten dem ruſſiſchen Volke ein, daß es ſein gottgeſandter Beruf ſei, von Byzanz aus die ganze Welt zu regieren.

Als typiſche Vertreter der Sapadniki ſeien der Philoſoph Sſolowjow, der nicht zufälligerweiſe katholiſche Neigungen beſaß und als literariſcher Vertreter Turgeniew genannt, der den größten Teil ſeines Lebens in Weſteuropa zubrachte. Ihre Antipoden waren Katkow, der in den „Moskowskija Wjedomosti“ in den 60er und 70er Jahren eine ſo große Rolle ſpielte, und als literariſche Größen Tolſtoi und Doſtojewſki. Tolſtoi war nicht, wie in Deutſchland angenommen wird, ein kritikloſer Gegner weſteuropäiſcher Kultur, ſondern er predigte den gebildeten Ruſſen die Notwendigkeit, die weſteuropäiſche Kultur fahren zu laſſen, weil der ruſſiſche Bauer nicht imſtande ſei, ſie anzunehmen, ohne ſein Beſtes, ſeine Religioſität, zu verlieren. Und bei Doſtojewſki ſteigerte ſich dieſe Idee direkt zu religiöſen Extaſen. Er ſah das Heil nicht nur Rußlands, ſondern der Welt in der Wiedereroberung Konſtantinopels durch die Ruſſen, die dort das dritte Rom aufzurichten hätten.

Während die Sapadniki innerpolitiſche Entwicklungen anſtrebten, waren ihre Gegner, die zuerſt Slawophilen, ſpäter Panſlawiſten genannt wurden, Anhänger einer kriegeriſchen Politik. Sie wollten die unzweifelhaft vorhandene innere Unzufriedenheit nach außen explodieren laſſen. So iſt der ruſſiſch-türkiſche Krieg vom Jahre 1877/78 ihr eigenſtes Werk. Wie leidenſchaftlich die Sapadniki die Expan-

Digitized by Google

sionspolitik der Panslawisten bekämpften, zeigt folgende Stelle aus einer Sfolowjowschen Schrift:

„Warum liebt uns Europa nicht? Europa schaut auf uns mit Befürchtung und mit Unwillen, da die elementare Kraft des russischen Volkes dunkel und rätselhaft, seine geistigen und kulturellen Kräfte minderwertig, seine Ansprüche dagegen deutlich, bestimmt und groß sind. Laut ertönt in Europa das Geschrei unseres Nationalismus, der die Türkei und Österreich vernichten, die Deutschen schlagen, Konstantinopel und, wenn es gelänge, auch Indien an sich reißen möchte. Wollte man uns aber fragen, womit wir nach Einnahme und Vernichtung alles dessen die Menschheit beglücken werden, so könnten wir nur schweigen oder sinnlose Phrasen herplappern....."

Die leidenschaftliche Gegnerschaft der Sapadniki gegen die Expansionspolitik speziell nach dem Balkan beruhte auf der berechtigten Furcht, daß durch eine Ausbreitung nach Süden die Hauptstütze der Selbstherrschaft, die Orthodoxie, gestärkt würde.

Diese Parteigegensätze haben sich gerade jetzt in ihr Gegenteil verwandelt und daran hat auch die Duma mit ihrem Dutzend von Parteien nichts geändert. Die Nachfolger der alten Sapadniki — die Kadetten und Oktobristen — sind die Hauptrufer zum Kriege geworden, während die russische Reaktion — die Tochter des Panslawismus — gegen den Krieg agitiert. Der Grund dieses politischen chassez-croisez ist wirtschaftlicher Natur. Als mit dem Bau der Bahnen nach dem Schwarzen Meere die südrussische Steppe in Ackerland verwandelt wurde und Wittes Industriepolitik dort eine kapitalistische Großindustrie schuf, wurde die Notwendigkeit eines ungehinderten Ausganges zum Meere immer dringender. Die Träger des russischen Expansionsgedankens wurden damit die Industrie- und Handelskreise. Da sie zudem am stärksten die deutsche Konkurrenz zu spüren hatten, so bekam ihre Expansionspolitik eine ausgesprochen deutschfeindliche Note. Die Notwendigkeit des Besitzes von Konstantinopel wurde seitdem nicht mehr kirchlich, sondern rein wirtschaftlich motiviert.

Wie früh schon die Kadetten in auswärtigen Fragen eine aggressive Politik vertraten, geht aus einem Artikel Prof. Kotlarewskis in der

Digitized by Google

„Poljar. Sw." im Jahre 1905 hervor. In ihm entwickelte er kühne Zukunftspläne für die Haltung der Partei in auswärtigen Fragen, wobei ein Bündnis mit England zur Vertreibung der Türken eine große Rolle spielte. Auf dem zweiten Kongreß der Kadettenpartei im April 1905 wurde denn auch schon dem englischen Premier Campbell-Bannermann ein Begrüßungstelegramm gesandt. Mit Recht bemerkt Prof. M. Weber dazu:

Da für den angegebenen Zweck ein Bündnis mit England für Rußland militärisch durchaus bedeutungslos und keine Steigerung seiner Macht wäre, so ist daran nur der von der ganzen russischen Gesellschaft geteilte mißtrauische Haß gegen Deutschland bemerkenswert, welches ja — trotz Kotlaerewskis Verwahrung — natürlich der ins Auge gefaßte Gegner sein würde.

Sobald die alten Panslawisten sahen, daß die Liberalen für die Expansion nach dem Mittelmeer eintraten, wurden sie zu Gegnern dieser Politik. Sie sagten sich, daß ein russischer Sieg über die Türkei nicht mehr die Reaktion stärken, sondern die Reformbestrebungen fördern würde. Seitdem hatte für sie der Krieg seinen Reiz verloren, zumal sie erlebt hatten, daß die japanische Niederlage Rußland den „parlamentarischen Jammer" beschert hatte. Dazu kam, daß der türkische Krieg nur mit den Demokratien England und Frankreich und gegen den Hort der Monarchie Deutschland geführt werden konnte. Sie sagten sich also von ihrer bisherigen Kriegspolitik los, weil sie von ihr keine Förderung ihres Endzieles — die Stärkung der Selbstherrschaft — erwarteten.

Die Liberalen dagegen erhoffen, sowohl von dem gemeinsam mit Frankreich und England geführten Krieg eine Förderung ihrer innerpolitischen Wünsche, als auch ein Entgegenkommen der eigenen Regierung, wenn sie den Krieg mit aller Kraft unterstützen. Wie stark innerpolitische Ideen und Ideale mitspielen, geht deutlich aus der Fehde hervor, die neulich russische Journalisten in England ausgefochten haben. Um die russisch-englischen Beziehungen enger zu knüpfen, sind bekanntlich Vertreter russischer Blätter nach England zum Besuch gereist. Bei dieser Gelegenheit betonte nämlich der Vertreter des „Nowoje Wremja", Jegorow, in der „Times", daß die russisch-englische Freundschaft nur

Digitized by Google

bestehen bleiben könne, wenn jedes Volk sich nicht in die innerpolitischen Verhältnisse des anderen einmische. Damit wird deutlich auf Cambell-Bannermanns Wort: „Die Duma ist tot, es lebe die Duma", angespielt, das in Rußland bei Regierung und Reaktion seinerzeit sehr übel vermerkt wurde. Zugleich soll natürlich jedem Versuch, für Polen bessere Lebensbedingungen zu verschaffen, vorgebaut werden. Der Vertreter der „Rjetsch", Nabokow, dagegen nennt die Nichteinmischung in die innerpolitischen Verhältnisse des anderen Staates einen „Gemeinplatz, aber man muß anerkennen, daß ein intimes Rapportement notwendigerweise zu einem gegenseitigen Einfluß führt — und wenn als Resultat einer solchen Beeinflussung die politischen und sozialen Ideale, welche die Basis der Größe und der Macht Großbritanniens bilden, in Rußland in weiterm Umfange anerkannt und angenommen werden, dann können alle wahren Freunde des Fortschrittes, des Rechts und der Freiheit hoffen und beten, daß dieser Einfluß sich verbreiten möge."

Aus dieser Polemik geht deutlich hervor, daß innerpolitische Dinge stark die Haltung der Parteien in außerpolitischen Fragen beeinflussen. Das „Utro Rossii", das Blat der Moskauer Großindustrie, begrüßt denn auch Miljukows letzte Rede über die Notwendigkeit der Eroberung der Meerengen mit großer Genugtuung:

„Diese Rede ist nicht nur auf den politischen, sondern auch auf den psychologischen Effekt berechnet; sie ist für den Redner sehr charakteristisch, der aus dem alten Ideenkreise der Sapadniki hervorgegangen ist und sich jetzt zum Satz: Ex Oriente Lux bekannt hat. Man könnte noch manches über die Gedankenrevolution bei Miljukow schreiben, doch ist das für die junge Generation weniger interessant und wichtig, bedeutsamer ist, daß die in der Rede geprägten Losungen bestimmt und national ausdrucksvoll sind."

Diese vollständige Umkehr der politischen Gedanken in der auswärtigen Politik Rußlands ist bei uns fast unbemerkt geblieben, weil inzwischen die Duma mit ihrer verwirrenden Fülle der politischen Parteien auf dem Plan erschienen ist. Für die auswärtige Politik kommt aber im Grunde genommen nur die alte Zweiteilung in Betracht. Die

Digitized by Google

alten Panslawisten werden jetzt Reaktion — äußerste Rechte oder Nationalisten — genannt und treten für eine friedliche Politik ein, weil ein Krieg nur die Revolution befördern könnte. Die alten Sapadniki nennen sich jetzt Neoslawisten — Oktobristen bis Kadetten — und treiben Expansionspolitik, die sie aber nicht kirchlich, sondern wirtschaftlich motivieren. Den alten Panslawismus mit seiner groben Russifizierungspolitik den Polen und Ukrainern gegenüber konnten sie dazu nicht gebrauchen. Sie erfanden dazu die feinere Methode des Neoslawismus, der die slawische Kultur- und Wirtschaftsgemeinschaft in den Vordergrund rückte. Einen Teil der Polen — die sogenannten Allpolen und die National-Demokraten unter Dmowski haben sie richtig mit dieser neuen Leimrute eingefangen. Die Stellungnahme der Bulgaren freilich hat ihnen ihr Konzept gründlich verdorben. Denn ob Panslawisten oder Neoslawisten, alle beiden Richtungen benutzten doch nur die übrigen slawischen Völker, um politische Vorspanndienste für die russische Expansionspolitik zu erhalten. Für beide Richtungen gilt noch heutzutage Puschkins Wort, daß alle slawischen Flüsse ins russische Meer münden müssen. All die schönen Phrasen vom slawischen Gemeinschaftsgefühl, die Panslawisten, wie Neoslawisten meisterlich zu gebrauchen verstehen, erweisen sich beim näheren Hinschauen als Phrasenweihrauch, der den nackten Panrussismus, wie er von allen Großrussen betrieben wird, verdecken soll, damit die wahre Natur der russischen Expansionspolitik nicht zu früh erkannt werde.

Irland

Von Dr. Georges Chatterton-Hill

Kein Ereignis des Weltkrieges ist tragischer gewesen, als die irische Erhebung während der Osterwoche 1916. Tragisch, weil sie so plötzlich und so unerwartet kam, — tragisch, weil sich in ihr der Schrei eines Jahrhunderte hindurch gemarterten Volkes zum ergreifenden Ausdruck gelangte, und so laut, daß selbst die tauben Ohren einer bis dahin gleichgültigen Welt ihn notgedrungen vernehmen mußten, — tragisch, weil sie der ganzen Menschheit von neuem bewies, daß die alte irische Tapferkeit, die alte irische Treue, die alte unausrottbare irische Heimatliebe, die

Digitized by Google

alten unzerstörbaren irischen Hoffnungen sich trotz Massenmord und Verelendung, trotz schmählichstem Verrat, von abtrünnigen Söhnen Erins begangen, durch die lange, schier unendlich scheinende Leidenszeit unversehrt erhalten haben, — tragisch, endlich, des entsetzlichen Blutbades wegen, in dem der englische Henker sie erstickte.

Nichts seit dem Ausbruche des Krieges hat mich so gepackt und gefesselt, aber gleichzeitig so erschüttert, wie die Lektüre der „Proklamation der provisorischen Regierung der irischen Republik an das irische Volk". Fast ohne Waffen, von der äußeren Welt gänzlich abgeschnitten, ohne auf Hilfe von außerhalb rechnen zu können, mit der Gewißheit, daß sich die irische Republik, auf ihre eigenen Kräfte angewiesen, nicht dauernd gegen das mächtige britische Reich erhalten konnte, haben Tausende von Iren zu den Waffen gegriffen, haben mit ruhigen Augen und frohem Mut dem Tod ins Angesicht geschaut, haben den Tod aufgesucht, sich freudigen Herzens in seine ausgestreckten Arme geworfen. Und sie haben es getan, um eines Ideals willen. Sie haben es getan, weil sie der Stimme derjenigen lauschten, welche im Laufe der Jahrhunderte, um die Verwirklichung desselben Ideals, ihnen in den Tod vorangegangen sind. Der Tod ist eben den Iren kein Fremder. Weit davon entfernt. Während Jahrhunderte ist er ihr täglicher, intimster, vertrautester Begleiter gewesen. Folglich fürchten sie ihn nicht. Im Gegenteil, man kann sagen, daß sie ihn lieben. Er hat so unendlich viele Wunden geheilt, so unendlich viele Tränen getrocknet, so unendlich vielem Leid ein sanftes Ende bereitet, er hat so unendlich vielen gequälten, zugrunde gerichteten Menschenkindern das gegeben, was sie nie und nimmer in den grünen Tälern Erins hätten finden können, nämlich: Friede. Wie sollte man ihn da nicht lieben? Und er hat so vielen die unsterbliche Märtyrerkrone aufgesetzt, daß immer die neuen Generationen die Taten der Väter nachzuahmen angefeuert waren, um auch für sich jene Krone zu gewinnen, welche stets jedem Iren als das Höchste, Erhabenste, Wertvollste, das einzig Erstrebenswerte erschienen ist.

In der Erhebung der Iren ist nicht nur der Schrei des Leidens eines Volkes zum Ausdruck gelangt, sie hat nicht nur den unausrottbaren Hoffnungen eines Volkes eine Stimme verliehen, welche der Wind in alle Teile der Erde hineintrug und welche sogar das furchtbare Getöse des

Digitized by Google

Weltkrieges zu übertönen vermochte. Sie hat in sich auch die Psychologie eines Volkes resümiert — eines Volkes, das den Tod nicht fürchtet, sondern liebt, nicht pour la gloire, nicht des leeren Ruhmes wegen, sondern weil durch ihn allein sein Ideal zu verwirklichen ist. Dieses Ideal ist die Freiheit Irlands, und nur durch Kampf, harten und erbitterten und unaufhörlichen Kampf kann es in die Tat umgesetzt werden. Für Irland leben, aber auch für Irland sterben: das ist des Iren Begriff höchsten Glückes.

In Sir Roger Casement findet dieser Begriff seine vollendete Verkörperung. Aber auch in all denjenigen, welche jetzt und früher für Irland des Märtyrertodes gestorben sind — und ihre Zahl ist Legion. Die englischen Blätter spotten über die Sieben, welche die Proklamation der provisorischen Regierung der irischen Republik mit der Feder unterzeichneten und mit ihrem Blut besiegelten. „Von den Unterzeichnern", sagte „Daily Mail", „sind Sean Mac Diarmada ein früherer Straßenbahnführer; Pearse ein bankrotter Kaufmann; Connolly Organisator von Larkins Transportarbeiter-Union; Mac Donagh ein Schulmeister und Dichter." Jawohl, bescheidene Menschen waren sie, die sich für die Ehre schön bedankt hätten, an dem Tisch des Parvenüs Harmsworth sitzen zu dürfen. Aber sie besaßen Eigenschaften, welche einem Mitarbeiter der „Daily Mail" stets unbekannt und unverständlich bleiben werden: leidenschaftliche Liebe zur Heimat, Ehrgefühl, Hingabe an ein großes Ideal, Opferfreudigkeit, Selbstverleugnung, Wahrhaftigkeit, Unerschrockenheit vor dem Tode.

In jenen bescheidenen Männern, die heute zum zahllosen Heer der irischen Märtyrer gehören, offenbart sich die Seele Erins. Jene Seele, welche immer für die Engländer ein ungelöstes Rätsel bleiben wird und muß, weil deren Grundlage aus Tugenden besteht, wovon niemals ein Engländer nur die leiseste Ahnung haben könnte. Die innerliche Verdorbenheit des Engländers, welche der Verlogenheit entspringt, führt ihn zur Anerkennung einer Moral, deren Urgrundsatz darin besteht, daß das Leben das höchste Gut darstellt. Folglich sind rücksichtsloseste Genußsucht und skrupelloseste Egoismus die hauptsächlichsten Eigenschaften des Engländers. Eben weil er das Leben voll und ganz genießen will, ist er prinzipiell jedem Opfer, das die materiellen Freuden des Lebens zu reduzieren droht, abgeneigt. Er fürchtet sich vor dem Tode in demselben

Digitized by Google

Maße, wie er die Selbstverleugnung haßt. Ein Abgrund trennt ihn von dem Iren, für welchen das Leben nur insoweit Wert besitzt, als es dem Menschen gestattet, sich der Verwirklichung eines allbeherrschenden Ideals zu nähern, und welcher den Tod dem Leben vorzieht, wenn er ersteren für günstiger für eine derartige Verwirklichung hält. Die völlige Gleichgültigkeit, die der Ire dem Tode gegenüber zur Schau trägt, erscheint dem genußsüchtigen Engländer eine Verrücktheit. Daß ein Mann, der intelligent genug war, es vom einfachen Straßenbahnführer bis zum Volksführer zu bringen, seine Zeit damit verbringen könnte, auf Gefahr seines Lebens hin eine von vornherein aussichtslose Erhebung zu organisieren, anstatt seine unbestreitbare Intelligenz dazu zu verwenden, seine eigene Karriere zu machen und sich selbst zu bereichern, bleibt für den Engländer der Gipfel der Torheit. In England wäre aus Sean Mac Diarmada, dem einstigen Straßenbahnführer, ein berufsmäßiger Lügner und Verleumder wie Harmsworth, oder ein übelriechender politischer Drahtzieher wie Lloyd George, oder ein gerissener Advokat wie Asquith, oder ein dunkler Ehrenmann wie Winston Churchill geworden. Aber Sean Mac Diarmada war kein Engländer; das Leben und dessen Genuß stellten nicht für ihn das Höchste dar; und englische Kugeln machten im Gefängnis zu Dublin seiner Laufbahn ein frühzeitiges Ende.

Auf der einen Seite ein Volk von verschlagenen Rechnern, die aber auch genußsüchtige Egoisten sind und deren Rechnerkunst stets im Dienste der Befriedigung eines rein materialistischen Willens zur Macht steht; auf der anderen ein Volk von Idealisten, deren Idealismus niemals einen starken Hauch von Mystizismus entbehrt. Ein Volk, welches das Leben um dessenwillen liebt, für welches das Leben einen Endzweck bildet; und ein Volk, welches den Tod dem Leben vorzieht, wenn der Tod als notwendig für die Verwirklichung eines, über das individuelle Dasein weit hinausragenden Zieles erscheint. Hier haben wir den ganzen Unterschied zwischen dem englischen und dem irischen Volk.

Dieser grundliegende psychologische Unterschied würde genügen, um den völligen Mangel an Verständnis zwischen Iren und Engländern zu rechtfertigen. Er genügt aber nicht, um den tödlichen Haß zu erklären, mit welchem letztere die Bewohner der Insel der Heiligen seit 400 Jahren immer verfolgt haben. Hier wird es nötig, nach politischen und wirt-

Digitized by Google

ſchaftlichen Urſachen zu forſchen. Die Beſitznahme Irlands war für England im Intereſſe ſeiner Machtausdehnung und ſeiner Weltgeltung durchaus unentbehrlich. Nachdem Spanier und Portugieſen, Genueſer und Venezianer alle Vorarbeiten beendet und der Menſchheit neue, ungeahnte Möglichkeiten erſchloſſen hatten, indem ſie die Grenzen der Welt nach allen Seiten hin erweiterten, trat das engliſche Rechnervolk auf die Schaubühne der Weltgeſchichte. Es konnte unmöglich der Verſchlagenheit der engliſchen Staatsleiter des XVI. und XVII. Jahrhunderts entgehen, daß die Eroberung Irlands eine conditio sine qua non engliſcher Weltpolitik war. Dem Grünen Eiland, dem Tor des Weltmeeres, ſeine Unabhängigkeit laſſen, hieße England auf jene normale Machtſphäre begrenzen, welche ihm naturgemäß, ſeiner geographiſchen Größe und der Zahl ſowie den Fähigkeiten ſeiner Bevölkerung entſprechend, zukommt. Mit einem unabhängigen Irland im Rücken, hätte England unmöglich die See beherrſchen und ſein koloſſales Überſeereich erobern können, es hätte unmöglich das Welthandelsmonopol an ſich geriſſen und ſich, einem ungeheueren Vampyr ähnlich, auf Koſten aller anderen Staaten bereichert. Aber Irland iſt nicht nur das Tor des Weltmeeres, die Eingangspforte zum Atlantiſchen Ozean, es iſt auch, um das Wort Hoches zu gebrauchen, „le chemin de Londres“. Durch ein unabhängiges Irland wäre England immer von Europa aus bedroht, die Londoner Regierung hätte nicht vermocht, jene Politik des ſog. „Gleichgewichts“ einzuführen, welche die letzte Urſache unermeßlichen Elends auf dem europäiſchen Feſtland geweſen iſt. Deswegen wurde in London das Löſungswort von der „Koloniſierung Irlands“ (Settlement of Ireland) geprägt, deswegen wurde jene Koloniſierung mit ſolcher unerbittlichen Härte und ſolcher beiſpielloſen Grauſamkeit durchgeführt.

Außer dem politiſchen, gab es aber auch ein wirtſchaftliches Motiv. Irland iſt nicht nur als Schlüſſel zum Weltmeer einem britiſchen Weltreich und einem britiſchen Welthandelsmonopol unentbehrlich, ſondern es iſt an und für ſich ein reiches Land, von einem Volke bewohnt, das von den früheſten Zeiten her, als die Ahnen der Engländer noch in der Finſternis tiefſter Barbarei ſchmachteten, einen hohen Ruf für Unternehmungsgeiſt, Arbeitſamkeit, Kühnheit, Energie genoſſen hat. Der Reichtum des Grünen Eilands hat früh die Gier der habſüchtigen, genußſüchtigen, kühl berech-

Digitized by Google

nenden Engländer erregt. Irland war nicht nur ein unentbehrliches Mittel, um andere Beute fangen zu können, sondern war an sich eine Beute allerhöchsten Wertes. Vom positiven und auch vom negativen Standpunkte aus. An seinem Boden, an dem Fleiß und an der Misere seiner Bewohner sollten die Engländer sich bereichern; dadurch, daß sich letztere einen hochgefährlichen wirtschaftlichen Konkurrenten aus dem Wege räumten, gewannen sie eine Sicherheit für die zukünftige ruhige und unbehinderte Entwickelung ihrer eigenen Industrie und ihres eigenen Handels. Niemals hat die Eroberung einer Kolonie einem Lande auch nur annähernd so viele Vorteile geboten, wie es die Eroberung Irlands England tat.

Von Anfang an war also Englands Politik in Irland auf der Befriedigung des stärksten individuellen Instinktes basiert — des Machtinstinktes. Der Haß der Engländer gegen die Iren ist dadurch erregt und ins Grenzenlose gesteigert worden, daß sich letztere der englischen Politik der Enteignung und der Ausrottung widersetzten und diese Politik schließlich zum Scheitern gebracht haben. Die Iren bildeten, und bilden noch immer, so viele Hindernisse im Wege der politischen und wirtschaftlichen Expansion Englands. England weiß, daß die Iren nur gezwungen innerhalb des britischen Weltreichs bleiben, und andererseits, daß ihr Austritt den Zusammenbruch dieses Reiches bedeuten würde. Der Haß Englands gegen Irland ist dem Haß gleich, den ein Mensch für einen anderen, welcher ihn an der Befriedigung unsauberer Gelüste hindert, empfindet. Er ist etwas Elementares, der aus der Natur der Dinge hervorgeht.

Jetzt, in der Stunde des britischen Reiches größter Gefahr, bricht in Irland die Empörung aus und England sieht sich infolge der irischen Unruhen gezwungen, fortan 150000 Truppen in dem Grünen Eiland zu halten. Dies, gerade in dem Augenblick, wo der Ruf der betrogenen Franzosen nach der versprochenen englischen Hilfe immer lauter ertönt, wo sich der Mangel an Mannschaften, und besonders an Offizieren, der Londoner Regierung stets fühlbarer macht.

Gerade in dem Augenblick, wo England bestrebt ist, der Welt einzureden, daß es zu den Waffen gegriffen hat, um die Rechte und Freiheiten der kleinen Staaten gegen Deutschlands Machtgelüste zu verteidigen, wird ihm von den Iren die Maske vom Gesicht gerissen. Und die ganze Welt sieht, wie England, die verlogene „Beschützerin" kleiner Völker, einen

Digitized by Google

Totentanz in der Grünen Insel aufführt. Vor der ganzen Welt ist England von den Iren gezwungen, Farbe zu bekennen. Der ganzen Welt muß der englische Mörder seine Hände zeigen, befleckt mit dem Blut der Märtyrer, die für Irlands Freiheit gegen englische Barbarei kämpften.

Vom militärischen Standpunkt aus bewertet, ist der Schlag, den die Iren England versetzt haben, ein erheblicher. Vom moralischen, ein vernichtender.

Die Saat, welche England seit 400 Jahren in Irland gesät, geht mitten im furchtbarsten aller Kriege auf, und der englische Haß gegen die Iren gibt sich kund in der Organisierung des schrecklichen Blutbades, gegen das sogar John Redmond und seine Genossen im Londoner Parlament protestiert haben.

Die Engländer haben nicht allein ihren Haß, sondern auch ihre Verachtung für die irische Nation stets zur Schau getragen. Der Haß ist echt, die Verachtung eine bloße Maske. Man haßt nicht denjenigen, den man verachtet. Die Engländer fürchten die Iren. Sie haben jede Ursache dazu. Die Geschichte lehrt sie, daß es ihnen während vier Jahrhunderten nicht gelang, trotz tausendfacher Übermacht, das irische Volk niederzuringen. Sie haben weder Irland kolonisieren können, noch die Anhänglichkeit der Iren zu gewinnen vermocht. Die Kolonisierung Irlands ist endgültig fehlgeschlagen, der Boden des Grünen Eilands ist wieder zum weitaus größten Teil in die Hände des irischen Volkes zurückgekommen. Die katholische Kirche in Irland ist heute stärker denn je, trotz Jahrhunderte grausamster und hartnäckigster Verfolgung. Die nationale Sprache kehrt wieder aus der fast völligen Zerstörung heim, sie feiert überall ihren Einzug in die Schulen, in die Universität, in die Literatur, in die Presse, in die Familie. Der Ackerbau und die Industrie fangen wieder an sich zu entwickeln, das nationale Vermögen vermehrt sich, die Auswanderung hat aufgehört, die Bevölkerung nimmt endlich langsam zu. Es gibt in der ganzen Weltgeschichte kein Beispiel von einem Staat, der sich einem anderen Staat gegenüber so im Vorteil befand, wie England gegenüber Irland, noch von einer Politik, die so elendiglich Bankrott gemacht hat, wie die Politik des allmächtigen Englands in dem schutz- und machtlosen Grünen Eiland[1].

[1] Ich habe auch auf diese Tatsache in meinem soeben erschienenen Buche „Irland und seine Bedeutung für Europa" (Verlag Karl Curtius, Berlin) hingewiesen. Kap. V., S. 98 bis 123.

Digitized by Google

Die ganze blutige Arbeit von vier Jahrhunderten ist für England vollständig umsonst gewesen. Von seinem ganzen Kolonisierungswerk in Irland ist nichts übriggeblieben — nichts außer dem Haß, aber unserem Haß, der nie und nimmer erlöschen wird, den das irische Kind von der Mutterbrust einsaugt, der in der gewaltigen Erhebung von 1916 wieder zum Himmel emporloderte, der seine unerforschlich tiefen Wurzeln in den Gräbern unserer Toten hat, und der durch das heiße Blut jedes neuen Märtyrers frische Nahrung erhält. Dieser Haß, dieser unsterbliche, unzerstörbare, heilige Haß, welchen Englands Blutschuld in Irland erzeugt hat, wird eines Tages dem britischen Weltreich zum Verhängnis. Diesen Haß fürchten die Engländer. Sie ahnen, daß der Tag kommen wird und kommen muß, wo er für ihre, gegen das irische Volk begangenen Verbrechen unerbittliche, unbarmherzige Rache nehmen wird. In Irland ist das Piratenreich Englands begründet worden. Aber über Erins Berge und Täler stehen, mit dem Blut irischer Märtyrer geschrieben, in Buchstaben, die jeder Engländer lesen kann, jene omindsen Worte: Mene, Tekel, Eupharsin.

Die Einführung der Goldwährung in der Türkei

Von Gustav Herlt

Konstantinopel, 17. April 1916

Durch Notgesetz vom 15. April hat die türkische Regierung die Goldwährung eingeführt und hofft der Schwierigkeiten Herr zu werden, die seit Mitte Dezember 1915 das türkische Geldwesen bietet. Bis um diese Zeit hatte das Goldpfund (und die ihm gleichwertigen neuen Goldnoten) 100 Goldpiaster oder 108 Silberpiaster, während es die Regierung an ihren Kassen zu 102,6 gab und nahm. Es gab also dreierlei Piaster: Gold- (oder gute), Silber- (oder schlechte) und Regierungspiaster. Das Pfund hatte nicht überall die gleiche Anzahl Piaster, in der Provinz wurde viel nach „Piastern tschuruk" d. i. Rechnungspiastern gerechnet. In Smyrna gingen 178 Piaster tschuruk auf ein Pfund, in Jerusalem 254, im Hedschas gar 292. Dementsprechend hatte auch der Medschidien, das Hauptzahlungsmittel hauptsächlich in der Provinz, eine andere Anzahl Piaster. In Konstantinopel 20, in Smyrna 33, in Jerusalem 47, im

Digitized by Google

Hedschas 54 Piaster tschuruk. Immer aber war die Anzahl der Piaster eines Medschidiens mal 5,4 gleich der Anzahl der Piaster eines Pfunds. Aber nicht nur die einzelnen größeren Städte hatten andere Piaster, sondern auch die einzelnen Geschäftszweige. In Smyrna hat, wie soeben erwähnt, der Medschidien im gewöhnlichen Verkehr 33 Piaster tschuruk, bei Opium, Fellen, Kokons, Tabak aber 20, bei Baumwolle, Rosinen, Galläpfeln, Wallonen 23,15, bei Sultaninen und Feigen 23,90, bei Manufakturwaren, Garn 25,05, bei Öl und Mais 33, bei Weizen, Mehl, frischen Kokons 33,7 Piaster tschuruk. Diese verwirrende Fülle von Piasterberechnungen zwang die Kaufleute in Smyrna, eine neue Rechnungseinheit, den „Piaster change" einzuführen, wovon 125 auf das Pfund gehen. Im ganzen sollen in der Türkei nicht weniger als 88 solche verschiedene Pfundkurse bestehen.

In Konstantinopel hatte, wie bereits erwähnt, das Pfund 108 Silberpiaster, wenn man aber eins wechseln ließ, bekam man in der Regel nur 107 1/2—3/4 Piaster, 20 oder 10 Para mußte man für das Wechseln zahlen. Mitte Dezember v. J. begann das Wechselgeld plötzlich zu steigen, auf 1, 2, 3 bis 7 1/2 Piaster, so daß man für das Pfund nur 5 Medschidien erhielt. Die Silberpiaster hatten den Wert der Goldpiaster erreicht, ein schon lang gewünschter Zustand hatte sich ganz von selbst eingestellt, allerdings nicht zur besonderen Freude derjenigen, die Pfunde wechseln lassen mußten. Die Regierung ergriff sofort Gegenmaßregeln gegen des Steigen des Wechselgeldes, oder was hier auf das gleiche herauskommt, gegen die Entwertung der neuen Goldnoten. Sie ließ Noten zu einem und zu fünf Pfunden halbieren, Noten zu einem Viertel und einem halben Pfunde drucken, neue Medschidien schlagen und durch die Ottomanbank alle in der Provinz verfügbaren Medschidien hierher bringen und setzte das bereits eingezogene alte Scheidegeld aus Kupfer und Bronze wieder in Umlauf. Durch diese Maßregeln hob sich der Kurs der Goldnoten wieder auf 105 und verharrte darauf bis zum Monat Februar, wo er abermals zu sinken begann und diesmal sogar unter 100 bis auf 96 hinunterging.

Auf diese Entwertung der Goldnoten und den damit zusammenhängenden Mangel an Kleingeld antwortete die Regierung am 15. April mit dem neuen Währungsgesetze. Die Reform des türkischen Geldwesens ist schon seit langem eine Notwendigkeit, daß sie aber die Regierung gerade

Digitized by Google

jetzt mitten im Kriege durchführen will, zeugt von ihrem Mute und ihrer großen Zuversicht auf das Gelingen der Reform. Die neue Geldeinheit bildet der Piaster zu 40 Para. 100 Piaster bilden ein Pfund. Ein Pfund wird immer und überall nur 100 Piaster haben, alle andern Bewertungsweisen, alle Münzspekulationen und alle Versuche, den einzelnen Geldsorten Kurse zu geben, werden mit schwerer Strafe bedroht. Aus Nickel werden geprägt Scheidemünzen zu 5, 10, 20 und 40 Para (1 Piaster) aus Silber Scheidemünzen zu 2, 5, 10 und 20 Piastern und Goldmünzen zu 25, 50, 100, 250 und 500 Piastern. Die Goldmünzen sind 916 2/3 und die Silbermünzen 830 fein. Niemand braucht für mehr als 50 Piaster Nickelgeld und für mehr als 300 Piaster Silbergeld anzunehmen. Die Höchstgrenze für Nickelgeld gilt auch für die wiederausgegebenen alten Kupfer- und Bronzescheidemünzen. Schuldverpflichtungen in Piastern, die vor dem 15. April bestanden haben, werden nach den damaligen Kursen bezahlt, also wenn Silberpiaster verstanden sind, kann der Schuldner mit einem Pfunde 108 Piaster zurückzahlen. Lautet die Schuldverpflichtung auf eine bestimmte Geldsorte, so ist sie in dieser zu erfüllen. Bei Zahlungen an die Staatskasse und bei deren Zahlungen wird das Pfund immer zu 100 Piastern gerechnet. Zu diesen gesetzlichen Bestimmungen wird das Finanzministerium noch Ausführungsbestimmungen erlassen. Seit dem 16. wechseln die Steuerämter und die Brückenmauten Goldnoten gegen das alte Scheidegeld um. Es werden auch neue Scheidemünzen für 60 000 Pfund geprägt und überdies sollen Scheine zu 5 und 20 Piastern ausgegeben werden. Damit hofft die Regierung dem Verkehr genügend Kleingeld zuzuführen. Wenn von jetzt an die einzelnen Geldsorten gegeneinander keinen Kurs mehr haben, dürfte die künstliche Zurückhaltung des Kleingeldes ganz von selbst aufhören. Wer jetzt dem Sarrafen 100 oder 102 einzelne Piasterstücke bringt, bekommt dafür ein Pfund, obwohl ein solches 108 Silberpiaster haben sollte. Wer für 98 Piaster 10 und 20-Parastücke brachte, bekam gleichfalls ein Pfund. Da jetzt diese Kursgewinne wegfallen, dürfte auch die künstliche Zurückhaltung des Kleingeldes aufhören. Durch die Händler und Bettler verfügten die Sarrafen über den größten Teil des Kleingeldes, wer solches brauchte, mußte es sich bei ihnen einwechseln. Das hat jetzt aufgehört, und damit sind die Sarrafen ihres Einkommens beraubt, ihnen bleibt nur das Umwechseln fremder

Digitized by Google

Geldsorten gegen türkisches Geld. Am 16. d. M. wechselten die Sarrafen überhaupt keine Goldnoten, gleichfalls als stumme Verwarnung gegen das neue Gesetz, das sie überflüssig macht. Seit Christi Zeiten treiben sie im Morgenlande ihr Unwesen, nun wird diesen wirtschaftlichen Schmarotzern hoffentlich der Garaus für immer gemacht. Die Behörden werden aber die Augen sehr offen halten müssen, damit das neue Währungsgesetz nicht umgangen werde. Diese Gefahr besteht für den Anfang, bis sich die neuen Bestimmungen eingelebt haben. Der Regierung gebührt wirklich Dank, daß sie diese schwierige Währungsreform mit kühnem und geschicktem Griffe in Angriff genommen hat, jetzt heißt es nur nicht locker lassen, bis das neue Gesetz in allen seinen Bestimmungen durchgeführt ist.

Notizen

England

Eine englische Bestätigung der Richtigkeit unserer deutschen Islampolitik. Das September-Oktoberheft der „Revue Politique Internationale" (Herausgeber Felix Valyi, Lausanne) bringt an erster Stelle unter dem Titel „Islam et Chretienté" einen hochinteressanten Aufsatz aus der Feder eines Engländers: Marmaduke Pikthall (Burted, Sussex). Der Aufsatz ist für uns besonders deshalb interessant, weil er neben einer höchst beachtenswerten Gegenüberstellung des Christentums und der islamitischen Religion eine vollkommene Bestätigung der Richtigkeit unserer deutschen Islampolitik enthält.

Pikthall, der anscheinend ein vorzüglicher Kenner der Verhältnisse des Orients ist, beklagt aufs tiefste die von England in den letzten Jahren dem Islam und besonders der Türkei gegenüber befolgte Politik. Auch er ist davon überzeugt, daß die Mächte des Dreiverbandes grundsätzlich schon vor Ausbruch der türkischen Revolution zur Teilung der Türkei entschlossen waren, und daß lediglich das Verhalten Deutschlands (der Verfasser schreibt „die unbegrenzten Ansprüche Deutschlands im Orient") eine Einigung über die Aufteilung der Türkei verhindert hätte. Die englischen Orientkenner seien stets dafür eingetreten, daß die englische Politik dem Wunsche der Jungtürken entsprechen und der neuen Türkei ihre Unterstützung leihen sollte, aber „unglücklicherweise wurde die englische Orientpolitik nicht von den Orientkennern, sondern von den Diplomaten gemacht."

Obwohl Verfasser davon überzeugt ist, daß auch Deutschland bei seinem Bestreben, die Türkei zu unterstützen, sich lediglich von eigennützigen Beweggründen leiten läßt, erklärt es Pikthall unter den gegenwärtigen Verhältnissen für ein Glück, daß eine christliche Macht die Türkei in ihrer gegenwärtigen Lage unterstützt: ihr Bündnis mit der Türkei nehme dem gegenwärtigen Kriege den Charakter des reinen Fanatismus, des Kampfes von Islam gegen Christentum. Wenn alle

Digitized by Google

Mächte Europas sich über die Teilung der Türkei geeinigt hätten, so wäre es viel schlimmer, da es dann zu einem wirklichen Heiligen Kriege, zum Ende der gegenseitigen Toleranz zwischen Orient und Okzident gekommen wäre.

Dann aber fährt der Verfasser wörtlich fort:

„Wenn Deutschland seine wahre Freundschaft für die Türkei nicht nur während des Krieges beweist, sondern auch noch später im Verlaufe der Friedensverhandlungen, dann wird sein Einfluß im Orient endgültig besiegelt sein. Wenn im Falle eines Sieges der Zentralmächte Deutschland die Souveränitätsrechte der Türkei respektiert und dieses Land aus der ökonomischen Knechtschaft befreit, an deren Auferlegung es bis dahin selber durch seinen unersättlichen Kommerzialismus beitrug; wenn, im entgegengesetzten Falle eines Sieges des Vierverbandes, Deutschland für die türkischen Interessen kämpft, als ob es seine eigenen wären und sich dem entgegensetzt, daß die Türkei wie eine deutsche Kolonie behandelt wird (eine Idee, die, wie ich habe sagen hören, in dem Teilungsprojekten des Vierverbandes wiederkehrt), dann wird Deutschland, gleichgültig ob es in dem europäischen Kriege besiegt wird oder siegreich bleibt, England für immer im Orient geschlagen haben. Der Einfluß, den wir auf die Mohammedaner hatten, wird in Deutschlands Hände übergegangen sein und es wird diesen Einfluß in einem selbstgewählten Momente gegen uns benutzen, ganz gleichgültig, ob dies in 10, 50 oder 100 Jahren geschieht. Der Islam ist seinen loyalen Freunden treu."

Der Verfasser tröstet sich zwar damit, daß an eine derartige Politik Deutschlands nicht zu denken sei. Er zeigt hiermit aber nur, daß er zwar die Verhältnisse im Orient durchaus richtig beurteilt, von der deutschen Orientpolitik und deren Beweggründen aber keine Ahnung hat. Schon hat Deutschland durch seine Anerkennung und Anregung zur Abschaffung der Kapitulationen der Türkei einen großen Dienst erwiesen und ihr den Weg gezeigt, wie sie sich wirtschaftlich entwickeln kann. In gleichem Sinne arbeitet die Deutsch-Türkische Vereinigung und andere Gesellschaften in Deutschland. Wer sich ein richtiges Bild machen will von dem Geiste, von welchem Deutschland der Türkei gegenüber beseelt ist, dem empfehlen wir das Studium des „Archivs für Wirtschaftsforschung im Orient", insbesondere die Aufsätze von: Professor Reinhard Junge, „Das Wirtschaftsproblem des Näheren Orients", und Professor Dr. C. H. Becker, Bonn, über „Islam und Wirtschaft".

So schreibt z. B. Reinhard Junge a. a. O. „Aus diesen Gründen führt .... die rein händlerische Einwirkung auf den Orient unfehlbar zu Falschentwicklungen im wirtschaftlichen Denken und der ganzen Wirtschaft, zu dauernden Wirtschaftskatastrophen, die dem Orient in hohem Maße schaden. Diese Fehlgänge aber geben gleichzeitig dem Forscher stets die Lehre, daß auch Europa nicht, ohne selbst zu leiden, mit einem derartig wirtschaftlich kranken Orient verknüpft werden kann, daß sein Wirtschaftsinteresse in den Grundlagen mit

Digitized by Google

dem des Orients stets eins, d. h. auf möglichste wirtschaftliche Stärkung zunächst erst einmal des Orients selbst gerichtet sein muß. Europa selbst besitzt damit das größte eigene wirtschaftliche Interesse daran, eine händlerische Ausbeutung des Orients zu vermeiden."

F. Ko.

Rußland

Die echtrussischen Leute gegen England. Die liberale russische Presse verzeichnet folgende Stimmen einiger Führer echtrussischer Leute:

„Es ist höchst bedauerlich, daß, statt aus den politischen gegenseitigen Beziehungen Nutzen zu ziehen, Ssasonow immer nur den Empfang von englischen Ultimatums bestätigt und noch niemals mit England Fraktur gesprochen hat, wie es die heiligen Rechte des russischen Volkes verlangen . . ."

. . . „Unsere Staatsschulden und auswärtigen Anleihen, die für auswärtige Munitionslieferung aufgenommen worden sind, müssen einfach gestrichen werden. Möge England und Frankreich auf diese unsere Anleihen von Deutschland auf irgendwelche Weise Zahlung erhalten, das russische Volk muß aber unter allen Umständen von diesen Milliardenprozenten befreit werden."

Einfluß des Krieges auf das wirtschaftliche Leben Rußlands. Das Finanzministerium hat seinen Bericht über den Einfluß des Krieges auf das wirtschaftliche Leben Rußlands nunmehr vervollständigt. Die Verminderung der Anbaufläche im Jahre 1915 wird mit 1,6% gegen das Vorjahr angegeben. Die Getreidepreise erhöhten sich von Juli 1914 bis März 1915 für Hafer um 52,2%, für Gerste um 37,2%, für Roggen um 34,4% und für Weizen um 24,6% im europäischen Rußland.

Frankreich

Die Schuld am Kriege. „Wenn wir auch alle Sympathien auf französischer Seite verscherzen sollten, es muß gesagt werden, daß Frankreich nicht unschuldig ist an der Katastrophe. Wir dürfen nie das Wühlen Delcassés im Jahre 1905 vergessen, das den Grund zum Mißtrauen in Deutschland legte, zur fixen Idee der Einkreisung, welche vielleicht zu mehr als 50% den gegenwärtigen Krieg verursachte. Und ebensowenig dürfen wir vergessen, daß alle französischen Regierungen, auch nach der Entente mit England, das französisch-russische Bündnis bestehen ließen, zum größeren Ansehen von Frankreichs Stellung in der Welt, aber auch als dauernd ernste Kriegsgefahr. Nur das Fortbestehen dieses Bündnisses machte es unvermeidlich, daß ein osteuropäischer Krieg sozusagen automatisch ein westeuropäischer wurde." („Nieuws v. d. Dag" vom 4. Mai.)

Italien

Italien und seine Verbündeten. Fabio Ranzi schreibt im „Carlino" vom 6. 5.:

England muß sich davon überzeugen, von welcher Tragweite die Gefahr ist, die es läuft für den Fall, daß eine der Nationen der Entente, die wirtschaftlich weniger auf den Krieg vorbereitet war, von einem Gefühle der Schwäche

Digitized by Google

ergriffen werden sollte, ehe die Stunde des Sieges geschlagen hat. Ebenso sollte Frankreich endlich begreifen, daß es des Bündnisses mit Italien bedarf, nicht nur während des Krieges, sondern auch während der Friedensverhandlungen, und noch mehr vielleicht nach dem Friedensschluß. Würde solches bedacht, so müßte man Diskussionen, wie sie in Paris geführt worden sind, auf einen anderen und gerechteren Ton einstellen, damit endlich einmal klar hervorträte, daß die Unterstützung, welche die stärkeren Nationen den weniger starken zuteil werden lassen, nicht nur ein Gnadengeschenk bedeutet, sondern einfach der Notwendigkeit entspricht, ihr eigenes Interesse wahrzunehmen.

Italien als Verehrer Helfferichs. „Idea Nazionale" schreibt: „Der finanzielle Alpdruck dauert an und bedroht die Zukunft der Nation in der entscheidendsten Stunde ihrer Geschichte. Die Regierung muß dagegen Abhilfe schaffen. Man ersetze den augenblicklichen ungeeigneten Leiter der Staatsfinanzen durch eine in der Finanztechnik geschulte Persönlichkeit, wie sie Deutschland in Helfferich besitzt."

Zur Reichsbuchwoche

„Für den Wert eines Volkes wird es keine bessere Probe geben, als sein Verhalten in den großen Entscheidungszeiten seiner Geschichte." Mit diesen Worten eröffnet Professor Walter Götz eine kleine Schrift: „Deutschlands geistiges Leben im Weltkrieg", die als Nummer 11 in der vortrefflichen Reihe der Perthes' Schriften zum Weltkrieg erschienen ist. „Wir müssen uns damit abfinden, daß in normalen Zeiten die Summe von Gut und Böse sich überall im wesentlichen gleich bleibt, und daß es gute und schlechte Völker in der Weltgeschichte nicht gibt. Die innersten Kräfte eines Volkes können sich nicht tagtäglich entfalten, aber gewiß ist, daß sie hervortreten, wenn ein Volk vor große Schicksalsfragen gestellt wird."

Wie 1813, so ist für Deutschland die Auseinandersetzung mit der Welt, die dieser Krieg bedeutet, kriegerisch und geistig zugleich gewesen: „In der Auseinandersetzung mit uns, dem Deutschtum und seiner Kultur, besteht ein großer Teil unserer geistigen Arbeit seit dem August 1914."

Götz weist dies in seiner Schrift im einzelnen nach: für die Presse, die vor allem in der täglichen Abwehr der feindlichen Lügentaktik einen schweren Stand hatte, wenn zu ihrer „würdevollen und inhaltsreichen Haltung" auch der Umstand beitrug, daß sich „stärker als in Friedenszeiten die wissenschaftlichen und politischen Kenner der einzelnen Gebiete ihr als Mitarbeiter zur Seite stellten"; für die deutsche Wissenschaft, die überall mitzuarbeiten suchte, wo sich Aufgaben für die Durchdringung eines Arbeitsgebietes mit den Ergebnissen ihrer geistigen Arbeit boten; für das Bildungsstreben, das auch außerhalb der Schule nicht nachließ und so grundlegende neue Werte schuf, wie die volkstümliche Schriftenreihe des Rhein-Mainischen Volksbildungsvereins, die Teubners Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" einfachstem Verstehen und zu billigstem Preis zugänglich macht; für die Soldatenlektüre, in der Goethe und Homer die geistigen Werte am besten

Digitized by Google

kennzeichnen, „wohin sich das innerste Bedürfnis deutscher Bildung neigt". Was die Fürsorge der Nation für den Lesehunger der im Felde Stehenden erstrebt hat, findet jetzt neuen Anlaß zur Betätigung in der Reichsbuchwoche, zu der die weitausholende Organisation aufruft, die sich die Verteilung geeigneten Lesestoffs angelegen sein läßt.

Den Daheimgebliebenen ist damit Gelegenheit gegeben, an einer der großen geistigen Aufgaben mitzuwirken, die der Krieg uns gestellt hat: den deutschen Heeren Mittel in die Hand zu geben, in ihrem entsagungsvollen Dienst mit dem Geiste des Landes in lebendiger Fühlung zu bleiben, das sie schützen und für dessen Eigenart und Wert sie dadurch besonders empfänglich werden, daß sie Zeugen der schweren Opfer sind, die dafür gebracht werden.

Man spende im Hinblick darauf, reichlich und gut, keinen weggeworfenen Schund und nichts, was dem deutschen Namen zur Unehre ist. Wer nicht aus naher Kenntnis für den persönlichen Geschmack des einzelnen wählt, greife, sofern er nach schöner Literatur sucht, zu den Sammlungen, deren Name und Herausgeber Gewähr für Reinlichkeit und geistigen Wert ihrer Schriften bieten: zur Kriegsausgabe der Inselbücherei und der Bibliothek der Romane desselben Verlags; zu Fischers Bibliothek zeitgenössischer Romane und zu Kiepenheuers Liebhaberbibliothek; zu Langewiesches Bücherreihe; zu den neuen Eine-Mark-Bändchen Albert Langens (und Eugen Salzers, Heilbronn); den Wiesbadener Volksbüchern; den Büchern der Deutschen Dichter-Gedächtnisstiftung in Hamburg. Alle diese Sammlungen nehmen die Mühe der Auswahl auf sich. Man darf sich darauf verlassen, daß man sich ihr anvertrauen kann. Wer selber wählen kann, mag dazu Reclam heranziehen, der, vor allem in älteren Sachen, selten im Stich läßt. Alles, was man in diesen Sammlungen bekommt, ist billig und dabei gut, teilweise ausgezeichnet ausgestattet.

Auch an volksbildenden Schriften ist kein Mangel und für die Wahl kein Grund zur Verlegenheit. Wir brauchen nur an Teubners „Aus Natur und Geisteswelt" zu denken, die ja jetzt auch in einer besonders wohlfeilen erleichterten Ausgabe (das Heft für 40 Pfg.) vorliegt. Die wichtigsten Gebiete der Geschichte, Technik, Naturwissenschaft, Philosophie sind da zusammenfassend, allgemein verständlich dargestellt. Quelle-Meyers „Wissenschaft und Bildung" tritt ergänzend hinzu.

Die Kriegsliteratur lasse man den Daheimgebliebenen (selbst Ganghofer!). Wer den Krieg selbst mitkämpft, erlebt ihn auf seine Weise selbst so tief, als er es vermag. Da soll sich keiner von außen hereinmischen.

Die geistige und seelische Haltung der Kämpfer frisch und empfänglich halten, das ist die Aufgabe. Dazu aber haben die Dichter und Denker von jeher am besten geholfen. H.

Digitized by Google

Literatur

Volkswirtschaftliche Lehren des Weltkrieges. Professor Dr. W. Ed. Biermann. Verlag von Dr. Walther Rothschild, Berlin.

Der Leipziger Universitäts-Professor Ed. Biermann hat in der vorliegenden Broschüre seinen Vortrag abgedruckt, den er über die wirtschaftlichen Lehren des Krieges gehalten hat.

Die handelspolitische Lehre besteht seiner Meinung nach darin, daß wir die Fäden der weltwirtschaftlichen Zusammenhänge jetzt klarer sehen, als früher und daß wir vor allem die Folgerungen aus der jetzigen Isolierung Deutschlands auf dem Weltmarkt ziehen. Er zeigt uns die Vorteile, die die Mischung von Agrar- und Industrie-Staat in Deutschland bietet. Der Anschluß Deutschlands an die Weltwirtschaft war nur dann unbedenklich, wenn er unter der Voraussetzung geschah, daß die heimische Landwirtschaft erhalten bleibt, was in England nicht der Fall war. Unterstützt wurde die Widerstandsfähigkeit Deutschlands durch die Anpassungsfähigkeit der deutschen Industrie. Sozialpolitisch ergeben sich aus dem jetzigen Kriege sehr wertvolle Lehren. Man hat eingesehen, daß man jetzt auf sozialem Gebiet ganz anders urteilen muß, als es vor dem Kriege der Fall war, was namentlich auch der ausgezeichneten Schulung und Disziplinierung der Arbeiter in den Gewerkschaften zu verdanken ist. Die Haltung gegenüber der sozialdemokratischen Partei muß nach dem Kriege eine ganz andere werden, als früher. Auch parteipolitisch müssen wir uns zum Teil von Grund auf neu orientieren. Selbstverständlich wird der Kampf auch ferner bleiben. Aber man wird in Zukunft das Gemeinwohl noch höher stellen müssen, als es bisher der Fall war. Weltwirtschaftlich ergibt sich für uns die Notwendigkeit, daß wir uns von der geschäftlichen Vorherrschaft Englands zu befreien haben, die ja nicht so sehr auf der geschäftlichen Überlegenheit, als auf Tradition beruht. Dabei dürfen wir uns nicht auf kleine Maßregeln beschränken, sondern wir müssen großzügig vorgehen, um unsere Unabhängigkeit von der englischen Vermittlung durchzusetzen. Hand in Hand damit muß eine Verbesserung des Nachrichtendienstes und unserer Konsularvertretungen gehen, die notwendig sind, um unsere Stellung auf dem Weltmarkt zu befestigen. Dem muß sich anschließen der mitteleuropäische Zollverein, der die Stellung Deutschlands in Europa befestigt. Das außerordentlich umfangreiche Literatur-Verzeichnis, das fast alle einigermaßen brauchbaren wirtschaftlichen Neuerscheinungen aufführt, verleiht dem Buch einen besonderen Wert.

Otto Jöhlinger

Verantwortlich: Für den redaktionellen Teil Oberleutnant a. D. Franz Kolbe, Berlin W 50 Augsburgerstr. 74 II. Für Anzeigen Gustav Kiepenheuer, Weimar. Verlag Gustav Kiepenheuer Weimar. Gedruckt in der Hof-Buch- und -Steindruckerei Dietsch & Brückner in Weimar.

Digitized by Google

Deutsche Politik

Wochenschrift für Welt- und Kultur-Politik

Herausgeber

Ernst Jäckh · Paul Rohrbach · Philipp Stein

Inhalt:

Rohrbach, Das große Friedenshindernis in England 985
Baumgarten, Das englische Selbstgefühl 993
Der Zusammenbruch der französischen Linken . . . 1000
Schiemann, Streiflichter zur Weltlage IX 1010
Notizen 1020
Literatur 1023

Preis 30 Pfennig

1. Jahrgang 2. Juni 1916 Heft 23

Digitized by Google

Zur Reichsbuchwoche

sei besonders empfohlen:

Die Liebhaber-Bibliothek

Bd. 1—27 / Preis jeden Bandes gut kart. 1.—, gut geb. 1.50, in Halbl. 3.50 M.

Band 1: **J. P. Jacobsen, Novellen.** Mit einer Einleitung von Ernst Ludwig Schellenberg.

Band 2: **H. Chr. Andersen, Bilderbuch ohne Bilder.** Mit Schattenrissen von M. Saalwächter.

Band 3: **St. Pierre, Paul und Virginie.** Mit acht Bildbeilagen und einem Titelblatt nach alten Stahlstichen.

Band 4: **Clemens Brentano, Novellen.** Mit Bildern von Helene Vriesländer.

Band 5: **Pierre Loti, Islandfischer.** Illustriert von Helene Vriesländer.

Band 6: **A. E. Poe, Novellen des Todes.** Illustriert von John Jac Vriesländer.

Band 7: **Die letzten Briefe des Jacopo Ortis von Ugo Foscolo.** Ein Roman in Briefen aus den italienischen Freiheitskriegen.

Band 8: **Honoré de Balzac, Die Frau von dreißig Jahren.** Illustriert von Wilh. Wieger.

Band 9: **Die Lyrik des heutigen Frankreich.** Nachdichtungen von Ernst Ludwig Schellenberg.

Band 10: **Der Zauberbrunnen.** Die Lieder der deutschen Romantik, ausgewählt von Hermann Hesse.

Band 11: **Georges Rodenbach, Im Zwielicht.** Nachgelassene Novellen, übertragen von F. von Oppeln-Bronikowski.

Band 12: **Stendhal, Italienische Novellen.** Übertragen und mit einem Vorwort versehen von Ernst Ludwig Schellenberg.

Band 13: **E. T. A. Hoffmann, Der goldene Topf.** Mit zehn ganzseitigen Bildern von Edmund Schaefer.

Band 14: **Justinus Kerner, Die Reiseschatten.** Herausgegeben und mit einem Vorwort versehen von Hermann Hesse.

Band 15: **Stifter, Aus seinen Studien.** Mit vier Bildern nach Stichen der Erstausgabe.

Band 16: **Alte deutsche Marien- und Weihnachtslieder.** Mit Wiedergabe alter Holzschnitte und Kupfer von Altdorfer, Cranach, Veit Stoß u. a.

Band 17: **Iwan Turgenjew, Visionen.** Deutsch von Alexander Eliasberg.

Band 18: **Kipling, Schlichte Geschichten aus den indischen Bergen.** Übertragen von Marguerite und Ulrich Steindorff.

Band 19: **Bonaventura, Nachtwachen.** Nach Rahel Varnhagens Exemplar herausgegeben von R. Steinert.

Band 20: **Wackenroder, Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders.** Mit 6 Lichtdrucken. Herausgegeben von E. L. Schellenberg.

Band 21: **Kriegserzählungen 1914.** Beiträge von K. Ettlinger, K. H. Strobl, Höffner, Dauthendey, H. Horn usw.

Band 22: **Kriegserzählungen 1915.** Beiträge von Rud. Greinz, B. Zech, Herm. Hesse, Rich. Serau, W. Stücklen usw.

Band 23: **Otto Rung, Smitsons merkwürdige Verwandlung und andere Erzählungen.** Übersetzt von Emilie Stein.

Band 24: **Unterhaltungen mit Friedrich dem Großen.** Tagebücher des Henri de Catt 1758—1760. Herausgegeben von Carl Georg Heise. Übersetzt von Clara Herz.

Band 25: **Carl August von Weimar in seinen Briefen.** Herausgegeben von Dr. Hans Wahl.

Band 26: **Goethe, Die Leiden des jungen Werther.** Mit 7 Lichtdrucken nach den Kupfern des Daniel Chodowiecki.

Band 27: **Hölderlin, Hyperion.** Mit einem Lichtdruck. Herausgegeben von Dr. K. v. Hollander.

Die Liebhaber-Bibliothek ist durch ihre dem erlesensten Geschmack angepaßte Ausstattung das preiswerteste Geschenkbuch. Die 25 bisher erschienenen Bände enthalten eine sorgfältig gewählte Zusammenstellung der Werke bester Erzählungskunst von der Zeit der Romantiker bis zu Jacobsen und den zeitgenössischen Dichtern, die uns in den letzten Bänden selbstschaute, immer wertvoll bleibende Kriegserlebnisse schildern. Auch sind in einzelnen Bänden starke unserer Zeit nahestehende Persönlichkeiten durch Briefwechsel uns nahe gerückt. Der größte Teil der Bücherei ist reich mit Bildern geschmückt.

1. Jahrgang • 2. Juni 1916 • Heft 23

Deutsche Politik

Wochenschrift für deutsche Welt- und Kulturpolitik

Herausgeber:

Ernst Jäckh • Paul Rohrbach • Philipp Stein

Das große Friedenshindernis in England

Von Dr. Paul Rohrbach

Wir haben in diesen Tagen etwas so Unbegreifliches von der englischen Seite her erlebt, daß wir uns zweifelnd fragen: wenn so etwas bei einem leitenden englischen Staatsmanne möglich ist — wie soll man überhaupt je erwarten, daß in England ein geistiger Zustand eintritt, bei dem die Engländer imstande sind, unsere Auffassung von den Ursachen des Weltkrieges auch ihrerseits sich klarzumachen? Das mag unter englischen Gesichtspunkten und noch so kritisch geschehen; dagegen haben wir nichts. Nur muß ein gewisses Mindestmaß von objektivem Willen dasein, den Gegner zu begreifen. Wenn es das gibt, dann kann man anfangen, von „Sichvertragen" nach dem Kampfe zu reden. Wenn es das aber so ganz und gar nicht gibt wie in England, dann bleibt allerdings nur übrig, daß wir den Kampf so lange fortsetzen — mag er auch noch so große Opfer ins Unabsehbare kosten — bis England vor unsrer überlegnen Stärke weich wird, und den Frieden nimmt, wie es ihn bekommt.

Der deutsche Reichskanzler hat in einer Unterredung mit einem amerikanischen Zeitungsmann u. a. gesagt:

1. es wäre für Deutschland zu gefährlich gewesen, auf den englischen Vorschlag einzugehen, der österreichisch-serbische Konflikt möge durch eine europäische Konferenz geschlichtet werden;

2. England sei schon bei dem ersten serbisch-österreichischen Konflikt 1908/09, als Rußland sich gleichfalls zugunsten Serbiens einmischte, nichts am Frieden gelegen gewesen.

Digitized by Google

Wir werden auf den ersteren Punkt noch weiter unten zurückkommen. Zum zweiten hat sich Sir Edward Grey in Beantwortung von Anfragen der Abgeordneten Ponsonby und Ramsay Macdonald folgendermaßen ausgedrückt:

„Ich kann in dieser Unterredung des Reichskanzlers nichts Neues hinsichtlich der Friedensbedingungen sehen. Ich finde eine Sache darin neu, nämlich die Äußerung, daß unsere Haltung in den Verhandlungen betreffend Bosnien damals, als Österreich-Ungarn Bosnien annektierte, kriegerisch gewesen sei. Das ist neu, und es ist eine Lüge erster Klasse. Der Gedanke, daß wir versucht hätten, Rußland zum Kriege zu drängen, daß wir gesagt hätten, unser Land würde bereit sein, in einen Krieg wegen Bosnien einzutreten, daß dies unsere Haltung gewesen sei, das ist das gerade Gegenteil der Wahrheit. (Beifall.) Wenn Sie davon reden, die Vernunft reden zu lassen oder davon, die Vernunft zum Siege über die Macht zu bringen, und davon, dem deutschen Volke Vernunft zu predigen — Sie können mit dem deutschen Volke nicht vernünftig reden, solange es mit Lügen gefüttert wird und nichts von der Wahrheit weiß."

Das ist zunächst nicht mehr die Ausdrucksweise eines Staatsmannes, der noch Wert auf Noblesse des Benehmens und auf etwas Anstand im Verkehrston mit dem Gegner legt. Wenn Grey dem Reichskanzler ins Gesicht vorwirft, er rede Lügen erster Klasse und füttere das deutsche Volk mit Lügen, so verliert er damit entweder die Selbstbeherrschung ganz, oder er will im voraus mit Bewußtsein jede Brücke zu irgendwelchen Friedensverhandlungen abbrechen und den Krieg unversöhnlich bis zum bittern Ende für den einen oder andern Teil machen. Im ersteren Fall, d. h. wenn Grey das gewöhnliche Gleichgewicht des gebildeten Mannes so eingebüßt haben sollte, daß er nur noch schimpfen kann, geht er uns nichts weiter an. Man kann mit Männern und mit Politikern reden, aber nicht mit Marktweibern, und vielleicht kann man alsdann auch annehmen, daß Grey bald verschwinden wird. Leute, die imstande sind, derart aus der Form zu gehen, können offensichtlich nicht mehr die Geschäfte eines großen Landes in einem Weltkriege führen.

Man sagt ja aber, daß Grey eine vollkommen kühle, korrekte und die äußeren Lebensformen stets beherrschende Persönlichkeit sei. Dann hat er also gewußt, was er tat, als er sagte: Der Kanzler lügt und füttert das Volk mit Lügen. Wie aber? Ist denn Grey von gestern? Leitet er nicht selber die auswärtige Politik Englands schon seit Jahren? War er nicht

Digitized by Google

selber Minister, als sich 1908 der Streit über Bosnien erhob und als 1909 Rußland friedlich nachgab und der Orientkonflikt, aus dem so sicher wie heute der Weltkrieg geworden wäre, vermieden wurde? Wir haben die amtlichen Dokumente in der „Nordd. Allgem. Ztg." gelesen, in denen unser Botschafter Graf Pourtalès berichtet, wie übel sein englischer Kollege Nicolson die friedliche Beilegung der Krisis durch die direkten Verhandlungen zwischen Deutschland und Rußland aufgenommen, wie er Unfrieden zwischen Deutschland und Rußland zu säen versucht und wie Grey selber seine Verstimmung über den friedlichen Ausgang geäußert hat. Es ist nötig, daß wir uns die wichtigsten Stücke aus den Pourtalèsschen Berichten unmittelbar vor Augen halten. Da heißt es u. a.:

„Vor einigen Tagen, kurz nachdem die russische Regierung unseren Vermittelungsvorschlag angenommen hatte und die Nachricht über die friedliche Beilegung des Konfliktes bekannt geworden war, hatte ich ein größeres Diner auf der Botschaft, an dem unter anderen auch Sir Arthur Nicolson teilnahm. Nach dem Essen unterhielt sich eine Gruppe der Gesellschaft über die politische Lage, und eine der anwesenden Damen äußerte ihre Freude darüber, daß die Kriegsgefahr abgewendet sei. Mein englischer Kollege, welcher sich während dieses Gespräches der Gruppe genähert hatte, warf darauf die Bemerkung ein, das sei alles sehr schön, die nationale Ehre sei aber doch noch mehr wert als der Friede. Einer der Anwesenden, ein Mitglied der Umgebung des Zaren, bemerkte darauf, es sähe ja beinahe so aus, als ob Sir Arthur die friedliche Lösung des Konfliktes bedauere. Am selben Abend äußerte auch ich dem englischen Botschafter meine lebhafte Genugtuung darüber, daß es gelungen sei, eine für Rußland annehmbare Formel zu finden, durch die eine friedliche Beilegung der russisch-österreichischen Differenz ermöglicht werde. Sir Arthur antwortete darauf kühl, er sei noch keineswegs sicher, daß seine Regierung sich mit dieser Lösung einverstanden erklären werde."

Hiernach an anderer Stelle:

„Es ist deutlich zu erkennen, daß Sir Arthur Nicolson, verstimmt über die durch unsere Aktion erfolgte Lösung der bosnischen Krisis, nunmehr auf das eifrigste bemüht ist, die Legende von der deutschen Drohung zu verbreiten und dadurch die deutsch-russischen Beziehungen zu vergiften. Er hofft auf diese Weise zu erreichen, daß die überstandene bosnische Krisis bei Rußland wenigstens einen tiefen Groll gegen Deutschland hinterlasse."

Und endlich: „Wie ich von unterrichteter Seite ganz vertraulich erfahre, hat Sir Arthur Nicolson Herrn Iswolsky ernste Vorwürfe darüber gemacht, daß er unseren Vermittlungsvorschlag zur friedlichen Lösung der Annexionsfrage ange-

Digitized by Google

nommen hat, ohne sich vorher mit dem französischen Verbündeten oder der englischen Regierung ins Einvernehmen zu setzen. Der Botschafter hat den Minister gebeten, seine Antwort an mich aufzuschieben, bis die englische Regierung Gelegenheit gehabt habe, dazu Stellung zu nehmen. Herr Iswolsky hat das abgelehnt. Auch Sir Edward Grey hat, wie mir mein Gewährsmann erzählt, seine Verstimmung über die Nachgiebigkeit der russischen Politik dem russischen Geschäftsträger gegenüber zum Ausdruck gebracht und das Vorgehen Herrn Iswolskys als übereilt bezeichnet. Der englische Minister des Äußeren ist sogar soweit gegangen, in eine Erörterung der Frage einzutreten, welche Haltung England eingenommen haben würde, falls es zu einem Kriege zwischen Rußland und Österreich-Ungarn sowie Deutschland gekommen wäre. Auf eine dahingehende Frage Herrn Poklewskis hat Sir E. Grey geantwortet, die Entscheidung über Krieg und Frieden hänge in England nicht von der Regierung, sondern ausschließlich von der öffentlichen Meinung ab. Er habe aber das Gefühl gehabt, daß die öffentliche Meinung in England genügend vorbereitet gewesen sei, um der Regierung ein Eingreifen Englands an der Seite Rußlands in den Krieg zu ermöglichen."

Natürlich wird es auch hiernach allerlei böswillige Leute geben, die imstande sind, die durchaus überzeugende Klarheit dieser Stellen zu trüben. Auf die lassen wir uns nicht weiter ein, weil es keinen Zweck hat. Was aber denkt sich ein englischer Minister des Auswärtigen dabei, wenn er erstens weiß, welche Haltung dem englischen Botschafter in Petersburg in der bosnischen Krise vorgeschrieben war, zweitens weiß, was der Botschafter berichtet und was er selber, Grey, gewollt und geredet hat, und drittens sagt, der deutsche Reichskanzler lüge, wenn er von einer friedensgegnerischen Haltung Englands im Jahre 1909 spricht. Wer ist es denn nun, der da lügt?

Wiederum aber fragt man sich: ist denn Grey von aller Überlegung so ganz verlassen, daß er sich einbildet, man wüßte im Auswärtigen Amt in Berlin nicht, was Nicolson in Petersburg und er selbst in London getan und gesagt haben? Sich das einzubilden, wäre ein derartiges Zeugnis von Diplomatenunfähigkeit, wie man es sich kaum vorstellen kann, denn schließlich sind doch die Botschafter aller Staaten dazu da, sich über die gegenseitigen Bemühungen zu informieren, und kann man in der Politik törichter handeln, als, um den Volksausdruck zu brauchen, den Gegner oder Konkurrenten grundsätzlich für dumm kaufen zu wollen?

Wir schließen also diese unbefriedigende Untersuchung über den Charakter und das politische Talent Greys mit dem Eingeständnis, daß wir nicht

Digitized by Google

imstande sind, den Mann zu verstehen. Für reine Torheit müssen wir bei ihm mindestens zuviel politische Routine voraussetzen, und für reine verlogene Bosheit scheint uns ein zu starkes Element von Torheit oder Unwissenheit in ihm zu sein. Nur das eine scheint uns sicher: *mit solch einem Manne über den Frieden zu reden, ist vermutlich zwecklos!*

Soviel von Grey in der Rolle eines Anklägers auf Lüge, der selber mit Unwahrhaftigkeit und Torheit umgeht. Aber auch dann, wenn wir uns seiner Ewiderung auf den ersten Punkt zuwenden, in dem er die Worte des Reichskanzlers anzugreifen versucht, gelangen wir zu keiner anderen Möglichkeit des Urteils, als zu der Alternative: Entweder höchst unaufrichtig oder höchst unwissend über europäische Politik und europäische Verhältnisse außerhalb der Insel Großbritannien. Wir hören von Grey:

„Wenn der Reichskanzler sagt, daß eine zweite Konferenz gegen Deutschland ausgenutzt und daß dieser Vorteil zur Vorbereitung auf den Krieg angewandt worden sein würde und so fort (Dinge, von denen wir zu jener Zeit nicht geredet haben), so sage ich, daß die Haltung, welche wir während der damals gerade beendigten Konferenz beobachtet hatten, uns berechtigt zu sagen, daß eine Konferenz, wie sie am Vorabend des Krieges vorgeschlagen wurde, so geartet gewesen wäre, daß diejenigen, welche die Erfahrung der vorhergegangenen hatten, sie mit Vertrauen und gutem Willen hätten annehmen sollen."

Mit der „gerade beendigten" Konferenz meint Grey diejenige, die zum Abschluß des Balkanfriedens gedient hatte, und er behauptet, Deutschland hätte sich geradeso vertrauensvoll auf eine „zweite" Konferenz begeben können, auf der die Sache zwischen Serbien, Österreich-Ungarn und Rußland „geschlichtet" werden sollte, wie auf jene erste. Hierüber habe ich gerade in einer kleinen Broschüre gehandelt, die soeben als erstes Heft der „Schriften der Deutschen Politik" im Verlage dieser Zeitschrift erschienen ist. Sie führt den Titel: „*Woher kam der Krieg? Wohin führt er?*", und ich benutze die Gelegenheit, diese Arbeit unseren Lesern gleichzeitig anzuzeigen, indem ich im folgenden die Abschnitte, die dort von der Konferenzfrage handeln, unmittelbar hier anschließend wiedergebe, Seite 16 ff.:

„Die Erörterung über die Schuld am Kriege wird durch politische Dilettanten gern dahin gelenkt, ob nicht eine europäische Konferenz den ganzen Weltbrand verhütet hätte. Das ist kindlich gedacht, sobald man weiß

Digitized by Google

und bedenkt, daß Rußland den Krieg ja wollte, weil es fürchtete, die Gelegenheit könnte vorübergehen, England noch mitzureißen. Sir Edward Grey hat am 26. August 1915 in der „Times“ in einer Art von offenem Briefe an das deutsche Volk gefragt ob es in Deutschland „eine aufrichtige Seele“ gebe, die nicht bedauerte, daß der Reichskanzler den englischen Konferenzvorschlag zwischen dem Ultimatum an Serbien und dem Ausbruch des Krieges abgelehnt habe. Aus dieser Frage spricht die Unbeirrtheit des ahnungslosen Inselmenschen, der sein Vaterland als die große, unverletzbare und unberührbare Macht proklamiert und von den festländischen Verhältnissen keine Vorstellung hat.

Die Abfertigung, die das deutsche Volk Herrn Grey auf seine unwissende und anmaßende Herausforderung zu erteilen hat, kann nicht besser als in jenen zwei Zitaten aus der „Nowoje Wremja“ kurz vor dem Kriege gegeben werden, die in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ vom 26. Februar 1916 zu lesen stehen:

1. Die Stunde naht; es ist notwendig, an der Armee von oben bis unten, Tag und Nacht, zu arbeiten!

2. Die Superiorität der Entente zu Wasser und zu Lande rechtfertigt eine energischere Sprache in den Ratsversammlungen Europas.

Dies ist die Formel, auf die sich in dem Augenblick das kriegerische Rußland, die französische Kriegspartei und die Kriegsfreunde in England, die auch fürchteten, der Mechanismus der Entente könne versagen, wenn seine Erprobung noch länger verzögert würde, geeinigt hatten. Diese „energischere Sprache“ hätten wir also auf der europäischen Konferenz zu hören bekommen! Wäre wirklich der Austrag der Beschwerden Österreich-Ungarns gegen Serbien einer solchen Konferenz anvertraut worden, so hätte eben, um mit der „Nowoje Wremja“ zu reden, die russische Kriegspartei dafür gesorgt, daß in Anbetracht der „nahenden Stunde“ von oben bis unten Tag und Nacht für die russische Kriegsbereitschaft gearbeitet wurde, und mit dem entsprechend wachsenden Vertrauen in die Superiorität der Entente wäre auf der europäischen Konferenz die Sprache Rußlands täglich energischer und die russisch-österreichische „Verständigung“ täglich schwieriger geworden.

Digitized by Google

Man hat mit Recht die Frage aufgeworfen, wie wohl England einen russischen Vorschlag aufgenommen hätte, es solle der Schiedsspruch einer internationalen Konferenz angerufen werden, falls Afghanistan zur Beförderung seines auswärtigen nationalpolitischen Ehrgeizes den Prinzen von Wales an der indisch-afghanischen Grenze hätte ermorden lassen? England hätte ebensowenig wie Österreich-Ungarn auf eine Strafexpedition verzichten können und wollen, und außerdem hätte es sich im Unterschied zu Österreich-Ungarn schwerlich jemals dazu bereit erklärt, von einem Landerwerb bei dieser Gelegenheit abzusehen.

Mit der törichten Frage Greys an die „aufrichtigen Seelen" in Deutschland ist es also nichts. Wohl aber hätte der Weltkrieg vermieden werden können, wenn Grey den englischen Botschafter in St. Petersburg angewiesen hätte, seine am 25. Juli abgegebene Warnung an Ssasonow, man möge Deutschland nicht durch eine überstürzte Mobilisierung zur sofortigen Kriegserklärung zwingen, als Bedingung zu formulieren, und zwar als eine Bedingung, deren Nichtbeachtung im Kriegsfalle die Neutralität Englands zur Folge haben werde. Kurz gesagt: Der Weltkrieg hätte vermieden werden können, wenn Grey in Petersburg diejenigen Worte hätte sprechen lassen, die der deutsche Reichskanzler am 30. Juli 1914 in Wien tatsächlich sprechen ließ: „Wir weigern uns, in einen Weltbrand hineingerissen zu werden, dadurch, daß unser Verbündeter unsern Rat mißachtet."

„Man könnte, dem Beispiele Greys folgend, statt an die aufrichtige Seele Deutschlands an die aufrichtige Seele des Botschafters Buchanan in St. Petersburg zwei Fragen richten, indem man davon ausgeht, daß Buchanan am 30. Juli an Grey depeschierte, Rußland werde sofort die Mobilmachung vorbereiten, falls Österreich den letzten deutsch-englischen Vorschlag ablehne. Dieser Vorschlag lautete: „Wenn der österreichische Vormarsch in Belgrad (d. h. nach Besetzung Belgrads) angehalten wird, werden die Mächte prüfen, wie Serbien Österreich zufriedenstellen kann, ohne seine souveränen Rechte und seine Unabhängigkeit zu beeinträchtigen." Hat die aufrichtige Seele des Botschafters damals gewußt, daß es sich für Rußland damals schon lange nicht mehr darum handelte, „die Mobilmachung vorzubereiten", sondern daß die Stadien der Vorbereitung lange vorüber waren

Digitized by Google

und der Mobilmachungsbefehl in wenigen Stunden erfolgen sollte? Und weiter, als der Botschafter am 31. Juli telegraphierte, Rußland habe mobilisiert, weil Österreich jene deutsch-englische Formel für eine vorläufige Verständigung abgelehnt habe — hat seine aufrichtige Seele da gewußt, daß Österreich die Formel keineswegs abgelehnt hatte, die russische Regierung aber die Mobilmachung befohlen hatte, bevor überhaupt die Antwort aus Wien eingetroffen war und eingetroffen sein konnte?"

„Rußland wußte nicht nur, daß ein entscheidendes Zugeständnis Österreich-Ungarns in betreff des Ultimatums an Serbien und des Vormarsches in Serbien bevorstand, sondern es hat dieses Zugeständnis tatsächlich noch vor Kriegsausbruch erhalten, denn am 31. Juli, demselben Datum, an dem Buchanan nach London meldete, man habe in Wien entgenzukommen abgelehnt, drahtete Ssasonow an Grey, Österreich gehe auf Besprechung der Substanz seines Ultimatums ein. Gleichzeitig machte er den Vorschlag, die Besprechungen mögen in London stattfinden. Dieser Schritt war ebenso unaufrichtig gemeint, wie die übrigen zum Kriege drängenden Maßnahmen der russischen Politik. Ssasonow hatte die bejahende Antwort Österreich-Ungarns bereits am 31. Juli in Händen und konnte nach Lage der Dinge unmöglich früher auf sie gerechnet haben. Der russische Mobilmachungsbefehl war bereits in der Nacht vorher ergangen, bevor die Antwort, deren Nachgiebigkeit man offenbar fürchtete, aus Wien eintreffen konnte. Bezeichnenderweise ist das in dem englischen Blaubuch mitgeteilte Telegramm Ssasonows an Grey vom 31. Juli in dem russischen Orangebuch an der entsprechenden Stelle unterdrückt."

Diese Ausführungen, die wie gesagt aus meiner Broschüre hierher übernommen sind, werden wohl genügen, um auch für den ersten Punkt der Antwort Greys auf die Worte des Reichskanzlers die Charakteristik: entweder Unwissenheit oder Unaufrichtigkeit — als zutreffend zu erweisen. Zu alledem haben wir noch das Zeugnis der 1915 in Brüssel gefundenen belgischen Berichte. Sechs Wochen bevor der Botschafter Nicolson und bevor Grey selber ihr Mißvergnügen über den friedlichen Ausgang der serbisch-bosnischen Krisis äußerten, schrieb der belgische Gesandte in Berlin, Baron Greindl, an seine Regierung: „Der König von England versichert, daß die Erhaltung des Friedens immer das Ziel seiner

Digitized by Google

Bemühungen gewesen sei; das hat er seit Beginn des erfolgreichen diplomatischen Feldzuges immer gesagt, den er durchgeführt hat, um Deutschland zu isolieren; aber es kann einem nicht entgehen, daß der Weltfrieden niemals ernstlicher bedroht war, als seitdem der König von England sich damit befaßt, ihn zu festigen." Nicht wahr, die Politik Greys wird im Sinne der Politik Eduards VII. abgestimmt gewesen sein? Endlich, was den Konferenzschwindel 1914 betrifft; so wissen wir, daß am 30. Juli der belgische Gesandte in St. Petersburg berichtet hat, durch das Vertrauen auf die englische Hilfe sei der russische Kriegsentschluß unwiderruflich geworden. Also noch einmal: Wer ist es, der da lügt und der sein Volk mit Lügen füttert?

Das englische Selbstgefühl

Von Prof. Dr. Otto Baumgarten, Kiel

Das Charakteristische des englischen Selbstgefühls ist ein Doppeltes: die Selbstverständlichkeit ungeheurer Ansprüche, die nur alles oder nichts kennen, keinen zweiten oder geteilten ersten Platz und die völlige Gleichgültigkeit gegen die Kräfte und Rechte anderer Völker, denen gegenüber sie getrost Mittel anwenden, die sie unter sich verwerfen. Deshalb scheint mir das in einem flott geschriebenen Vortrag von Heinrich Tilemann (31 S., 75 Pfg., Hahnsche Buchhandlung, Hannover) behandelte Thema: „Woher das Selbstgefühl der Engländer?" sehr zeitgemäß. Ich möchte seine Sachlichkeit und Objektivität, die uns allein vor Selbsttäuschung bewahren kann, nur bis auf das heutige England ausdehnen, dem zuzubilligen, was er Cromwell gegenüber zur Geltung bringt, dem warmherzigen Patrioten nicht möglich war.

1.

Das englische Selbstgefühl erklärt sich sicher nicht aus der eigentümlichen Blutmischung des englischen Volkes. Gewiß gibt es jetzt ein spezifisch-angelsächsisches Selbstgefühl; es ist aber nicht ein Produkt der Natur, sondern der geographischen Lage und der Geschichte. Die geographische Lage hat A. Hettner in seinem Buche: „Englands Weltherrschaft und der Krieg" vortrefflich durchleuchtet. So zeigt auch Tilemann, wie die Seeluft frei macht, der natürliche Schutz eines Seegürtels unabhängig,

Digitized by Google

wie eine Insel sich auch geistig und gemütlich ganz anders umfassen läßt wie ein Binnenland. Wie das leibliche und geistige Auge sich gewöhnt in weite Ferne zu sehen, so erstarkt das Sonderbewußtsein der Insulaner. Mit der insularen Lage hängt nun auch die politische Entwickelung zusammen: von außen wenig gestört, sehr früh konsolidiert, führte sie zu der frühesten Verfassung in der Magna charta, dieser Verankerung germanischer Freiheiten im Gesetz, dem nötigenfalls Achtung zu erzwingen ist. Man kann die Bedeutung dieser frühen Verfassung und der Bewunderung des Auslandes dafür nicht leicht überschätzen: der freie Mann im Vollsinn — das ward der Inhalt des englischen Selbstgefühls. Wie hat dann das Zeitalter der Elisabeth, die Niederwerfung der spanischen Weltmacht, weiterhin die Überflügelung der holländischen Seemacht, die sicher, unaufhaltsam aufsteigende Handelsmacht dies Selbstgefühl steigern müssen! Aber es wird doch erst vollendet durch das Zeitalter der Revolution. Mit Recht betont Tilemann, daß erst der Puritanismus dem nationalen Unabhängigkeitsdrang seine religiöse Begründung und dauernde Fundamentierung verliehen hat: wer einem Menschen, sei's auch ein König, übermenschliche Ehre erweist, entzieht sie Gottes Majestät. Dazu kam die Prädestinationslehre: die Erwählten konnten sich Gewißheit ihrer Erwählung nur durch die Bewährung in einem Leben nach Gottes Gesetz erwerben. Daher die stete Selbstkontrolle und Selbstzucht, die das ganze, auch geschäftliche Leben rationalisiert. Zweifellos geht viel von der großartigen politischen Entwicklung Englands auf die in der Schule des Puritanismus gelernte Selbstdisziplin zurück. Aber damit verband sich alsbald die Selbsteinschätzung. Auch bei subjektiv ehrlichem Gnaden- und sehr ernstem Verpflichtungsgefühl entsteht die verhängnisvolle Selbstüberhebung. „Ein Handeln," urteilt Tilemann vortrefflich, „das weniger spontan, aus Lust und Liebe, als vielmehr unter dem Zeichen der Pflichterfüllung und bewußten Korrektheit vor sich geht, ist sehr häufig der Gefahr der Überhebung und Selbstgerechtigkeit ausgesetzt." Zum Beweis dafür führt er uns John Milton vor, in dessen Areopagitikon sich die an Nichtkenntnis deutscher wie an Überschätzung eigener Verdienste gleich reiche Selbsteinschätzung findet: „Gott hat diese vor allen anderen Nationen auserwählt, daß von ihr aus wie aus Zion die erste Zeitung und Posaune der Reformation dem

Digitized by Google

ganzen Europa verkündet werde." Weiter spricht er die Erwartung aus, daß „Gott sich, wie es so seine Weise ist, unter allen Knechten zuerst seinen Engländern offenbaren werde." Ja, die Hinrichtung des Königs begeistert ihn zu jener charakteristischen Verbindung des Gedankens der Erwählung mit dem der Verpflichtung: die erste Nation, die ruhmvoll von Tyrannei und Aberglauben erlöst sei, deren Geistesgröße nicht vor dem Todesspruch über einen König zurückbebt, dürfe nach einer so glorreichen Tat nichts Kleines und Gemeines mehr denken. Noch stärker war die Nachwirkung Cromwells. Wir wollen es Carlyle glauben: nicht bloß wildes Temperament, wahrhaft religiöse Überzeugung ward in Cromwell der Ausgangspunkt der ganzen verhängnisvollen Entwicklung des englischen Selbstgefühls. Gefühl der Nähe Gottes und religiöses Freiheitsgefühl verbanden sich zu prophetischem Verpflichtungsgefühl weit über England hinaus, Werkzeug in Gottes Hand für alle Völker, Führer der Völker zu Gerechtigkeit und Freiheit zu sein. Unmittelbar daneben lag die unsagbare Grausamkeit und Härte, wie gegen Irland, so gegen Holland, später gegen Ostindien. In diesem Willensmenschen stärkster Prägung entstand der Plan einer großen Allianz der nordeuropäischen Länder zum Schutz des Protestantismus. Die Vormachtstellung Englands war ihm zweifellos, eben weil es göttliches Werkzeug war. Hier findet sich bereits die Selbstverständlichkeit wie die Unbedenklichkeit der tradionellen englischen Machtpolitik in der Wahl der Mittel. Wenn man sich nun auch hütet vor dem billigen Vorwurf der Heuchelei, kann man sich doch nicht die Gefahr der Unwahrhaftigkeit verbergen, die in solcher Verquickung von Politik und Religion, von Selbstgefühl und Machtdrang liegt. „Die beständige Anstrengung," urteilt auch ein englischer Historiker, „sich selbst zu überzeugen, daß er höheren Beweggründen folge, wenn in Wirklichkeit materielle Erwägungen Ausschlag gaben", verdarb Cromwells Charakter. Das ist eben die eigentümliche englische Form der politischen Unwahrhaftigkeit.

Um nun aber dies Selbstgefühl ganz zu verstehen, muß man noch den ungeheuren Erfolg berücksichtigen: England in wenigen Jahrzehnten Vormacht auf dem Ozean, Schirmvogt der protestantischen Interessen in der Welt! Darauf gründet sich der selbstverständliche Anspruch auf Weltherrschaft. Man muß es bei Tileman nachlesen, wie, nachdem das puri-

Digitized by Google

tanische Selbstgefühl kräftigster Hebel der politischen Expansion geworden, dieser tatsächliche Erfolg seinerseits wieder zu einem Faktor wurde, der das Selbstgefühl des auserwählten Volkes mächtig erhöhte. Und dieser Erfolg blieb dann dem bis in die Gegenwart ungeschwächten Anspruch, diesem Element politischer Stärke, fast dauernd treu. Wir wollen nicht von unverdientem Glück reden, wo so viel Kraft, Selbstkontrolle und Disziplin mitwirkte! Freilich auch der unvermeidliche Rückschlag des großen Erfolges blieb nicht aus: die ungemessene Steigerung des Tätigkeitsdranges auf Kosten der Reinheit der Motive, des heftigen Drängens zu weiteren Erfolgen und stärkeren Wirkungen ohne Fragen nach den Rechten anderer, am Ende auch Selbstüberschätzung, als ob alles Verdienst, nichts Gunst wäre. Durch den so alles überwuchernden Praktizismus ging, wie wieder Tileman überzeugend ausführt, Anteilnahme und Mitarbeit an tiefen, schwierigen Problemen, deren Lösung keine greifbaren Erfolge beansprucht, verloren. Grundsatzloser Utilitarismus läßt Prüfung der Beweggründe und Berücksichtigung der Rechte anderer unpraktisch erscheinen. So erklärt sich naturgemäß die gemütlose Willensstarrheit und zähe, in der Wahl der Mittel unbedenkliche Energie der englischen Staatsmänner, ebenso die Anspruchsfülle der an Weltherrschaft gewöhnten englischen Reisenden, die ohne weiteres erwarten, daß alles sich nach ihrer Gewohnheit und Sprache modle und außerordentlich wenig Bereitwilligkeit und Fähigkeit zeigen, in andere Eigenart mit suchender Seele und ehrlichem Willen einzudringen.

2.

Wir dürften nun die Elemente des englischen Selbstgefühls beisammen haben: die auf große und bewußte Leistung gestützten Ansprüche auf Geltung, ja Vorherrschaft, genährt durch ungeheuren Erfolg, ideell gestützt durch das religiöse Bewußtsein des auserwählten Volkes, und die völlige Gleichgültigkeit gegen fremdes Wesen und Leben, Recht und Anspruch, von dem man keine Ergänzung oder gar Korrektur der eigenen Vortrefflichkeit erwartet.

Schauen wir nun in die Gegenwart! Da finden wir diese selben Elemente nur verstärkt und zumeist abgelöst von der religiösen Wurzel des Puritismus. Zwar dürfen wir nicht verkennen, daß in breiten Schichten

Digitized by Google

des englischen Volkes, in viel breiteren als bei uns, besonders auch des arbeitenden Volks, die religiöse Orientierung, zumal an den alttestamentlichen Helden, noch stark mitspricht; aber sie befestigt nur durch den beliebten Vergleich mit den vermeintlich ungläubigen, missionsschwachen Nationen das Gefühl der Auserwähltheit. Wo aber von diesem Bewußtsein der religiösen Erwähltheit nichts geblieben — und gerade an einer George Eliot, auch an der Humphrey Ward und an George Meredith kann man sehen, wie weit der französische, skeptische Geist in Englands Intellektuelle eingedrungen ist —, ist um so brutaler, ungehemmt durch Demut vor Gottes Gnade, das Bewußtsein, einem Volk anzugehören, das zum Schiedsrichter und Führer der Völker, zur Welt- und Handelsherrschaft vom Schicksal berufen sei. Gesteigert durch die ununterbrochene Kette von Erfolgen: Aufstieg zur See-, Kolonial-, Weltherrschaft in etwa 100 Jahren: man lese nur Capitain Mahans Influence of see power in history, kondensiert in seinem Leben Nelsons! Die rücksichtsloseste, den Fremden gegenüber völlig andere Maßstäbe anwendende Macht- und Realpolitik ist so traditionell geworden. Seeley hat in seiner Geschichte der englischen Kolonisation ganz aufrichtig die brutalen Anfänge aller Landerwerbungen Englands aufwiesen. Diese grausame Brutalität verband sich aber ganz leicht mit der Gewißheit der rechten Methode: Gott krönte doch sein auserwähltes Volk mit Erfolg um Erfolg, und die grausam und listig erorberten Länder befanden sich — das durften sie sich tatsächlich sagen — weit wohler unter englischer als unter eigener Herrschaft. Man verkenne doch nicht die ungeheure Versuchung des englischen Volkes zur Selbsttäuschung über seine Motive! Die unleugbar großen Erfolge der englischen Kolonialpolitik wie der wesentlich angelsächsischen Weltmission — wie gering erscheint mit ihr verglichen unsere deutsche! —, die sicher fortschreitende Zivilisation der Welt unter Englands Ägide — trotz Opiumhandel! —, die immer steigende Bewunderung aller Welt wie für die parlamentarische Freiheit so für den unermeßlichen Reichtum und gesättigten Lebensstil des alten Herrenvolkes, die tausendfache Erfahrung der raschen Anpassung aller Fremden an die englische Kultur — das mußte die abgeschlossene, auf ihrer Insel lebende und im Wechselverkehr mit den eigenen Kolonien saturierte Nation mit dem naiven Selbstgefühl

Digitized by Google

erfüllen, zur Weltherrschaft berufen zu sein. Die relative Berechtigung dieses Herrschaftsgefühls sollten wir nicht leugnen, nachdem wir in diesem endlosen Krieg die schier unerschöpflichen Hilfsmittel Englands, seine tatsächliche, anerkannte Vorherrschaft, die fast selbstverständliche, faszinierende Macht seiner Gelder wie seiner Lügen über die Neutralen, vor allem auch das Ausbleiben ernsthafter Revolten gegen seine „Tyrannei", die innige, opferbereite Verbundenheit der Kolonien und weitest entfernter Kronländer mit dem Mutterland erfahren haben. Die englische Weltherrschaft steht wahrlich nicht auf tönernen Füßen! Auch die Opferwilligkeit des Volkes für sein Reich steht, wenn sie auch längere Zeit braucht, um sich zu entfalten, auf der Höhe seiner Ansprüche.

So verstehen wir auch die alle anderen Gefühle überbietende Besorgnis, die aus der steigenden, bald der englischen gleichen Höhe der deutschen Handelsbilanz erwuchs — man sollte sich abgewöhnen, von Krämer- oder Händlergeist zu reden, da doch auch Bismarck Kulturkampf und alles hintangestellt hat der Sicherung der nationalen Produktion und Handelsmacht, diesem festen Rückgrat der Staatsgewalt — und an der Vermehrung der deutschen Flotte einen ängstlich beobachteten Gradmesser fand; wir verstehen die Besorgnis, von Deutschland aus seiner Weltherrherrschaft verdrängt zu werden. Wie nun aus solcher Besorgnis, die erste Stelle in Welthandel und Seegewalt einzubüßen — und zwei Völker können sie nicht mit einander einnehmen! —, zu einem leidenschaftlichen Sichaufbäumen der vererbten, geheiligten Ansprüche gegen die Ursurpatoren führen mußte, bedarf keiner weiteren Ausführung.

Aber freilich alle Gerechtigkeit und Objektivität kann nicht zur Anerkennung der Berechtigung dieses eigentümlichen Selbstgefühls führen, das darin gipfelt, daß nur einer in der Welt herrschen darf, alle andern dienen müssen. Es ist ja nicht bloß dem modernen Engländer, es ist dem Engländer seit Cromwells Tagen ein geistiger Hochmut, wie Tilemann richtig sagt, eine greisenhafte Abgeschlossenheit eigen, die das gute Daseinsrecht anderer Wesensart nicht mehr zu fassen vermag. Die englische Borniertheit ist, nachdem sie Carlyle vergebens zu kurieren gesucht, immer stärker ausgewachsen. Der Utilitarismus, der über den Mangel an intellektueller Kraft und Schulung hinwegtäuscht, die Armseligkeit der ideellen Schulung, welche Vertiefung in schwere, lastende Probleme,

Digitized by Google

aber auch in die Grundlagen der Naturvorgänge verschmäht, ist am Ende der Totengräber dieser kurzsichtigen Form der Weltbeherrschung. Die noch immer ungenügende Schul-, insbesondere länderkundliche Bildung, die Verwöhnung durch die englische Größe und Reichtum umschmeichelnde Welt, die Vernarrtheit in die eigene, stil- und formvolle Lebensart, die Unbedürftigkeit jeder Ergänzung und Erweiterung des Horizonts — lauter Wirkungen des eigenartig gesteigerten Selbstgefühls — lassen keine Erkenntnis fremden Wesens und Rechts aufkommen. Es ist mir fraglich, ob das englische Volk, von wenigen Staatsmännern abgesehen — ich wage nicht einmal die Minister hier alle einzuschließen — so verlogen und heuchlerisch ist in seinen Verleumdungen deutscher Art in Krieg und Frieden, wie wir leicht annehmen; es ist viel zu selbstgefällig und einsichtslos für fremdes Wesen, um irgend zweifeln zu können an den übelsten, sinnlosesten Nachreden. Der selbstverständliche Anspruch auf ewige Fortdauer der Vorzugsstellung — das ist die letzte Quelle der Eiferfucht, die England in diesem Vernichtungskrieg gegen deutsches Wesen getrieben hat. Man soll aber nicht sagen: nur die politischen Führer seien für diese verruchte, skrupellose Politik verantwortlich; auch die breiten Schichten des Volkes, von wenigen Carlyleschen Seelen und organisierten Arbeitern abgesehen, haben das Schicksal mit zu verantworten, weil sie eben teilnahmen an jener gefährlichen Überhebung eines in sich vernarrten Wesens.

3.

Es ist in der Tat geographisch, geschichtlich und psychologisch nur zu erklärlich, dies ungemessene Selbstgefühl Englands. Aber was es so unerträglich gemacht hat für andere, zumal aufstrebende Nationen, was ihm jene brutale Ausnutzung aller berechtigten und unberechtigten Mittel im Konkurrenzkampf und dies völlige Unvermögen zum Verständnis der Rechte und Kräfte anderer Nationen eingepflanzt hat, die Verwöhnung durch einen ungeheuren Erfolg und ein gesättigtes Dasein, das dürfte dieser Krieg, wenn nicht alle Zeichen trügen, ihm nehmen. Ich möchte einen bleibenden Gewinn dieses scheinbar sinnlosen Mordens auch darin finden, daß dem großen und starken Volk zum eigenen und der ganzen Welt Segen das Rückgrat seines hochmütigen und sich abschließenden Selbstgefühls gebrochen und die Augen gewaltsam geöffnet werden

Digitized by Google

sollen für die gleichen Ansprüche gleichwertiger Kräfte auf Anteil an der Weltherrschaft. Dann erst wird der verderbliche Wahn des „auserwählten Volkes" weichen und statt der naiven Ansprüche an eine Vorzugsstellung unter allen Nationen eine wirkliche Anspannung aller Kräfte, auch der intellektuellen, ja auch der philosophischen im freien Wettbewerb um die ersten Plätze an der Sonne eintreten. Es ist ein schöner Traum, den man freilich kaum mehr zu träumen wagt, daß wir nach dem Kriege mit einem zur Einsicht in seine Schranken und in unsere gleichen Rechte gebrachten englischen Volk in friedlichem Wettbewerb die Interessen der höheren Kultur fördern können. Dazu bedarf es aber gerade um seines eigentümlichen Selbstgefühls willen zunächst eines großen Aderlasses eines unbestreitbaren Mißerfolges seiner bisherigen Weltherrschaftsmethoden. Solchen Mißerfolg durch unsere Waffen zur See und zu Lande gönnen wir England wie uns selbst von Herzen.

Der Zusammenbruch der französischen Linken

Einer meiner Freunde, ein neutraler Politiker, der sich längere Zeit in Paris aufhielt und dort mit mehreren Parlamentariern und Journalisten zusammentraf, sandte mir folgenden Brief, der eine wertvolle Schilderung der innerpolitischen Verhältnisse Frankreichs darstellt. Sie dürfte unsere Leser um so mehr interessieren, als sie sich mit den allgemein verbreiteten Anschauungen über die innere Lage des gegenwärtigen Frankreichs nicht decken. Wer aber kürzlich in Paris war, verdient sicher allgemein gehört zu werden. Paul Rohrbach

* * *

.... „In gewisser Beziehung darf man auch in Kriegszeiten die Presse eines Landes als Barometer der Volksstimmung ansehen. Da ist für Frankreich zunächst festzustellen, daß dank der energischen und zielbewußten Propaganda der „Action française", der „Libre parole" und neuerdings des „Œuvre" alle Zeitungen, die irgendwelche Beziehungen zu Deutschland gehabt haben, wie der „Gil Blas", entweder verschwunden sind, oder, wie das „Journal", den Besitzer gewechselt haben. Heute gibt es keine französische Tageszeitung oder Zeitschrift mehr, die persönlich oder journalistisch mit den Interessen deutscher, österreichisch-unga-

Digitized by Google

rischer oder deutsch-schweizer Kapitalisten oder Politiker direkt oder indirekt verknüpft ist. Weiter ist hervorzuheben, daß diejenigen Zeitungen, die sich rühmen dürfen, diesen Triumph erzielt zu haben — „L'action française" und „Libre Parole" — während des Krieges an Absatz und Bedeutung gewonnen haben. Wenn es den Deutschen auch vielleicht zu hören nicht angenehm sein wird, so läßt sich die Wahrheit doch leider nicht verschweigen, daß die Leiter dieses Blattes Léon Daudet, Charles Maurras und J. Dimier zu den hervorragendsten Köpfen der Pariser Journalistik gehören. Man vergißt die Vergangenheit Léon Daudets als schlüpfrigen Romanschriftsteller; denn als Politiker entwickelt er Geist, Zähigkeit und Willenskraft; ihm steht der hochgebildete Charles Maurras, der die jüngste politische Geschichte Frankreichs wie kaum ein Zweiter beherrscht, zur Seite. Diesen beiden vor allem dankt die „Action française" ihren für uns Demokraten bedauernswerten Aufstieg während des Krieges. Natürlich fühlt sich das altfranzösische Volksblatt der „Petit Parisien" nicht bedroht, das gegenwärtig seinen Absatz auf 2 129 940 Exemplare gebracht hat. Daß aber „Action française" und Blätter ähnlicher Richtung wie „Libre parole" und „Gaulois" während des Krieges einen im demokratischen Frankreich ganz unerwarteten Aufschwung genommen haben, hat darin eine Parallele, daß Blätter ähnlicher Richtung aus der Westschweiz einen großen Absatz finden. Wie mir Philippe Landrieux, der Verwaltungsdirektor der sozialistischen „Humanité", klagte, werden die „Tribune de Genève" und die „Gazette de Lausanne" seit Kriegsausbruch in Paris in 50- bis 60 000 Exemplaren abgesetzt. Diese Tatsache sei um so beklagenswerter, als diese beiden ursprünglich demokratischen, bürgerlichen Zeitungen eines Landes, das niemals eine andere Regierungsform als die republikanische gekannt habe, sich seit dem September 1914 mit den Reaktionären Frankreichs gegen die parlamentarische Demokratie verbunden habe.

Es ist in der Tat einer der glänzendsten Schachzüge der französischen Regierung, daß sie zwei ursprünglich demokratisch gesinnte Schweizer Tageszeitungen ihren Zwecken dienstbar zu machen verstand, und durch sie das französische Volk in dem erwünschten Sinne beeinflussen ließ. Das Mittel, welches diesen beiden Zeitungen in Frankreich Verbreitung sicherte, war dies, daß sie fortfuhren, die deutschen Tagesberichte zu veröffentlichen. Darin lag zwar eine gewisse Gefahr für die Stimmung

Digitized by Google

des französischen Volkes; aber sie wurde dadurch beschränkt, daß die deutschen Tagesberichte, je größere Siege sie meldeten, um so stärker verstümmelt wurden.

Immerhin, meinte Landrieux, habe auch die „Humanité" im letzten Jahre an Absatz gewonnen. Er überreichte mir eine graphische Darstellung des Absatzes der „Humanité" im Jahre 1915. „Die größere Verbreitung" des Blattes vermag aber nur ein wohlwollendes Auge zu finden; denn der Absatz der „Humanité" ist in den Pariser Kiosken von 23 150 im September 1914 auf 17 745 im Dezember 1915, in den Vororten von 15 502 im September 1914 auf 8767 im Dezember 1915 gesunken. Die Abonnements sind ebenfalls von 10 963 im Januar 1915 auf 9921 im Dezember 1915 gesunken. Der Verkauf in den Metrostationen dagegen ist von 1310 im September 1914 auf 3172 gestiegen, und in den Departements hat sich der Absatz der Zeitung verdoppelt."

Tatsächlich fällt die leichte Zunahme im Absatz der „Humanité" nicht ins Gewicht; und den 70000 Exemplaren täglicher Verbreitung, die die sozialistische „Humanité" findet, stehen schon je 50000—60000 der „Tribune de Genève" und der „Gazette de Lausanne" in Frankreich gegenüber, ferner die „Action française" mit 60000 Auflage, „Libre parole" mit 50000, „Gaulois" mit 50000, „Echo de Paris" mit 700000, „Croix" mit etwa 30000, „Liberté" mit etwa 70000, „Figaro" mit etwa 50000, „Temps" mit 30000, „Journal des Débats" mit 20000, „La Victoire" mit etwa 200000, „Journal" mit 300000, „Matin" mit 200000 und der „Nouvelliste de Lyon" mit einer Auflage von 150000 Exemplaren, die alle der Verbreitung sozialistischer Anschauungen entgegenarbeiten.

Gegenüber diesen 2 Millionen Lesern der rechtsstehenden Presse fallen die 70000 Leser der „Humanité", die nicht einmal 10000 Leser der „Bataille", die je 20000 des „Radical" und des „Rappel" — im ganzen 120000 — überhaupt nicht ins Gewicht, weil ihre geringe Zahl hinter derjenigen der reaktionär-klerikalen Presse völlig verschwindet.

Der Mißerfolg der linksstehenden Presse hat zwei äußerliche Gründe. Erstens ist diesen Zeitungen — vermutlich aus Mangel an finanzieller Kraft — die kriegsgemäße Aktualität nicht geglückt; zweitens fehlen ihnen nach der Ermordung von Jaurès zielbewußte, sichere, klarsichtige

Digitized by Google

Führer. Sie schwankten, vor allem im ersten Jahr, zwischen einem gemäßigten Nationalismus und dem widerspruchsvollen absolutistischen Sozialismus hin und her und befriedigten dadurch weder die überzeugten Nationalisten noch die überzeugten Sozialisten.

Dieser Mangel an Persönlichkeiten und Charakteren in der radikalen und radikalsozialistischen Partei ist auch schuld daran, daß der „Temps", der diesen Mangel kennt und in geschickter Weise auszunutzen versteht, in allen preßpolitischen Streitfragen, die zwischen ihm und der „Humanité" häufig auftreten, leichte Triumphe erzielt. Aristide Jobert bedauerte mir gegenüber, daß den Radikalen und den Sozialisten ebenso Entschlossenheit und ein klar umrissener Standpunkt fehlt, als auch vor allen Dingen der persönliche Mut der Überzeugung. Die tastende Unsicherheit, die Schwäche und persönliche Feigheit der Renaudel, Longuet, Compère-Morel haben den Sozialismus bis zur Bedeutungslosigkeit herabgedrückt. —

Eugène Hollande hat kürzlich im „Radical" geschrieben: „Der relative Mißerfolg unserer Offensive in der Champagne, die etwas beunruhigende Verfassung unseres Expeditionskorps in Mazedonien, die für uns recht zweifelhaften Verfügungen Griechenlands, die dunkle Politik Bratianus, das tragische Abenteuer des erdrosselten und vergewaltigten Serbiens — kurzum, alle diese Fehler zusammen haben im Lande unleugbar einen Geisteszustand geschaffen, der weit von Zufriedenheit entfernt ist. Der Volksausdruck sagt: Es geht nicht wie es gehen sollte. Heute handelt es sich nur um eine Mißstimmung, morgen wird es Zorn sein. Wird das Volk darin unrecht haben? Keineswegs. Das Volk konstatiert, daß seine materiellen und moralischen Kräfte, die es einsetzte, nicht zum besten verwertet worden sind. Kann man das leugnen?" Alexandre Bérard hat an der gleichen Stelle mit kühner Feder behauptet, die vollziehende Gewalt sei wie in einem monarchisch regierten Staate verfahren, die kriegerischen Unternehmungen würden ohne Einwilligung des Parlamentes eingeleitet usw.

Auf diese und ähnliche papierne Kühnheiten der Radikalen wurde an einem kleinen Verschwörerabend in der Rue Croissant hingewiesen, an dem ich teilnahm, und wo ich einige der letzten aufrechten Demokraten Frankreichs, Bourderon, Meerheimb, Cornelissen, Adrien Violette, A. M.

Digitized by Google

Appleton, A. de Marmande traf. „Haben Alexandre Bérard im Palais Bourbon und Senator Debierre im Luxemburg ihre papierenen Proteste mit offener Stirn vor der Volksvertretung wiederholt?" war dort zu hören. „Nein, der blonde Schnurrbart des kleinen beleibten, ewig lächelnden Bérard würde in derselben Minute ergrauen, wenn man soviel Mut von ihm gegenüber seiner Wählerschaft von Bordeaux verlangen würde." Aber lassen wir die Radikalen. Zeigten unsere Genossen Brizon und Reboul mehr Mut? Ja, sie taten es. Reboul hat seiner Zeit in der Kammer Chappedelaine gegenüber wahrhaftig den „überaus kühnen Zwischenruf" gewagt: „Laßt den Krieg aufhören, dann brauchen wir keine solchen Maßnahmen." Brizon ließ der Ruhm seines Kollegen Reboul nicht schlafen. Fünf Minuten darauf hat auch er einen ähnlichen, ebenso kühnen Zwischenruf gewagt. Aber mehr wagten sie nicht. So wurde an diesem Abend teils in gallischem Spott, teils in schwermütiger Trauer über die offiziellen Vertreter des französischen Sozialismus in einer kleinen, aber gänzlich machtlosen Gruppe gesprochen.

Aus dem engeren Kreise der „Humanité" beweist Sixte-Quenin sein Demokratentum dadurch, daß er täglich gegen die Pfaffen eifert, ganz in der Art, wie die übrige Presse täglich Deutsche frißt. Renaudel, der sich täglich vom „Temps" schuhriegeln läßt, hat sich zwischen zwei Stühle gesetzt, seitdem er im November von den beiden Sozialisten, die den unschuldigen Ausflug nach Zimmerwald unternommen hatten, abgerückt ist. Als ich gelegentlich auch nach du Longuets, des dritten Hauptredakteurs der „Humanité", Haltung fragte, zuckte man nur die Achseln: „Un griffonneur de babillards" (Pariser Spottname für Journalisten).

Gewisse Hoffnungen setzte jener Kreis, in dem ich hin und wieder verkehrte, auf Accambray und Raffin-Dugens. Als ich eines Nachmittags in meinem kleinen Zimmer im Hotel de l'Université gegenüber dem Hause der „Revue des deux mondes" saß, brachte mir ein Huissier vom Palais Bourbon einen Zettel: Venez — vite ça y est. Brizon. Da ich am Tage vorher lange mit Brizon über die innerpolitischen Verhältnisse Frankreichs debattiert hatte und er mir seine Hoffnungen auf Accambray, den er als einen aufrechten Mann von idealer, demokratischer Weltanschauung und revolutionärem Temperament geschildert hatte, wußte ich, was er meinte; und ich eilte schnell in die Kammer. Es war der

Digitized by Google

16. März; an diesem Tage fand jene tumultuarische Sitzung statt, über die gewiß auch die deutschen Zeitungen ausführlich berichtet haben. Als ich auf der Galerie anlangte, hörte ich gerade Raffin-Dugens laut „très, très bien!" rufen. (Ich konnte ihn nicht sehen, erkannte aber seine Stimme.) Ich wohnte dem Schluß der Sitzung bei und erinnere mich lebhaft, daß ich von Accambrays mutigem Auftreten, soweit man seine Worte in dem Tumult verstehen konnte, im allgemeinen wohl den Eindruck einer mutigen Tat gewann; aber mit Schrecken sah ich gleichzeitig, wie dieser Mut die übrigen Radikalsozialisten erbleichen machte, wie sie von ihm abrückten, ihn im Stich ließen. Der südfranzösische Advokat Joseph Noulens, Vorsitzender der Gruppe, welcher Accambray angehört, erklärte endlich unter dem Beifall der Radikalsozialisten, daß Accambray kein Recht hat, im Namen der Partei zu sprechen. Die Radikalsozialisten klatschen lebhaft Beifall; denn sie fühlten sich im Gedanken an ihre Wähler wie von einem Alp erlöst. Accambray hat gegen das gesündigt, was Robert de Jouvenel so formulierte: Man darf im französischen Parlament gegen die Kameradschaftlichkeit nicht einmal Parteifeinden, geschweige denn Freunden gegenüber verstoßen.

Die Eintags-Oppositionellen vom Schlage Dalbiez, Accambray, Abel Ferry, Raffin-Dugens und Violette, die sich während des Krieges vor ihren Wählern wenigstens einmal als Demokraten rechtfertigen wollten, flößen mir alle vorläufig ein gewisses Mißtrauen ein, da sie nach der einen von ihnen gehaltenen Oppositionsrede, die ein schnell verklingendes Geräusch macht, stets wieder von der Bildfläche in den Schutz der Partei verschwanden. „Solche Vorgänge haben nichts zu bedeuten und werden in Ihrem Lande leicht überschätzt.

Aber ich höre Sie fragen: Und Clémenceau? Seine Artikel werden in der deutschen Presse täglich zitiert, gewiß weil sie annimmt daß er der Sprecher einer gewichtigen, oppositionellen Gruppe sei. In Wahrheit hat er nichts dergleichen hinter sich und ist doch auch nur ein Mann der Feder. Seine Bedeutung während des Krieges wird am schlagendsten dadurch charakterisiert, daß er, der Präsident der Armeekommission des Senats ist und in dieser Stellung die Schäden und Fehler des Generalstabs und der Regierung am gründlichsten übersieht, seit 20 Monaten im Senat überhaupt noch nicht gesprochen hat; dafür schreibt er täglich

Digitized by Google

in seinem Blättchen einen Leitartikel, aus dem er sich alle Schärfen und Angriffe fortzensurieren läßt. „Si sa cornemuse est pleine de jalousie, il en chante mieux.“ Er ist sicherlich der schreibseligste, aber auch der ungefährlichste und feigste Held der Opposition. Glaubte die Regierung anfangs mit ihm als einen bedrohlichen Gegner rechnen zu müssen, so haben Poincaré und Briand lange verlernt, ihn ernst zu nehmen; selbst Daudet und Maurras sollen ihn, wie mir in Paris wiederholt versichert wurde, keineswegs mehr tragisch ansehen. Die wandelbare Pariser Bevölkerung aber hat durch den Gegensatz zwischen Clémenceaus Artikeln und seiner Schweigsamkeit im Parlament schon seit Monaten alles Interesse an seinen papierenen Protesten, die immer schwächer, immer matter geworden sind, verloren und hat sich seinem Einfluß ganz entzogen. Er hat ausgespielt, ebenso ausgespielt wie Caillaux, von dem die Deutschen allein aus dem Grunde nichts mehr erwarten dürfen, weil er im Parlament und in seiner Partei keinerlei Rückhalt hat.

„Ich komme zum Schluß. Entsinnen Sie sich, verehrter Herr Doktor, wie ich Ihnen vor Jahren einmal einen der schönsten Teile des Berner Oberlandes zeigte und wir hoch oben in den Bergen in einer Unterkunftshütte über Krieg und Frieden, Monarchie und Demokratie sprachen? Damals hielt ich, der Bürger eines, wenn auch kleinen, so doch alten demokratischen Staates Ihren von echt deutschem Idealismus getragenen imperialistischen Erwägungen entgegen: „Sie kennen uns nicht genug, weder Frankreich, noch die Schweiz und auch nicht die italienische Demokratie Ich aber, der ich 20 Jahre alte Beziehungen zu Parlamentariern. Politikern, zu den Arbeitermassen und zu der Bauernbevölkerung nicht nur in meiner Heimat, sondern auch in Italien und Frankreich unterhalte, ich sage Ihnen, der demokratische Geist ist in Europa stärker und zukunftsreicher als der vom Militarismus gestützte Imperialismus. Durch die Demokratie Frankreichs wird Europa, wird auch Rußland gesunden.“ Sie lächelten damals und rieten zum Abbruch unseres Gespräches. Heute, verehrter Herr Doktor, muß ich Ihnen gestehen — aus schwerem und bedrücktem Herzen; denn Sie wissen, ich bin ein eingefleischter Demokrat — daß ich jene Hoffnungen eingebüßt habe. Solange man keine anderen Bundesgenossen hat, muß man seufzend verzichten. Die von mir so hoch geschätzte, und wie ich jetzt einsehe, weit über-

Digitized by Google

schätzte französische Demokratie ist auseinandergesprengt bis auf jenen kleinen machtlosen Verschwörerzirkel, von denen ich einen in der Rue Croissant, einen im Café d'Alma fand. Den ersteren habe ich Ihnen schon gekennzeichnet; der letztere setzt sich vorwiegend aus Malern und Literaten, unter denen sich allerdings interessante, erst kürzlich in Frankreich naturalisierte Ausländer finden, zusammen. „Die „Action française" hat im Anfang des Krieges dem Präsidenten, das wissen Sie, das Prokonsulat angeboten. Er hat es nicht angenommen; aber er hat es auch nicht ausdrücklich zurückgewiesen. Die Exsozialisten Briand, Viviani, Millerand Sembat und Thomas haben sich über eine derartige Verhöhnung des demokratischen Geistes nicht empört; sie sind „Temps"-fromm geworden. Sie haben sich von dem reaktionären, klerikalen, absolutistischen, plutokratischen Frankreich einfangen lassen, wie Gustave Hervé, der vor etwa 6 Monaten mit fliegenden Fahnen in das Lager der Mehrheit übergegangen ist. Wie schrieb doch dieser?: „Seien wir so rechtschaffen, klug und mutig, den Zusammenbruch der sozialistischen Auffassung einzugestehen, welche, besonders seit dem internationalen Kongreß von Amsterdam im Jahre 1904, in den Kreisen der französischen Sozialisten triumphiert hatte ... Es gibt zu wählen zwischen dem alten deutschen Sozialismus, der auf der abstrakten Idee des Klassenkampfes beruhte, und einer neuen Auffassung des Sozialismus, den ich gern den nationalen Sozialismus nennen möchte."

In diesen und in ähnlichen Worten beteuert Hervé seit Monaten immer von neuem seine Abkehr vom Sozialismus und seinen Übertritt zum Nationalismus, dem er aus taktischen Gründen, nicht aus Überzeugung, vorläufig noch das Wort „sozialistisch" anhängt. Er hat eine Reihe heftiger Angriffe gegen Clémenceau gerichtet, die sozialistischen Interpellanten Brizon, Raffin-Dugens verleumdet und die Zimmerwaldisten wütend als vaterlandslose Gesellen beschimpft. Sein Nationalismus und seine Deutschenhetze stehen demjenigen der „Action française" und des „Figaro" um nichts mehr nach: „Wenn wir jetzt Frieden machen, werde ich zu unseren Nationalisten gehen und ihnen demütig sagen: Ihr habt recht gehabt, als ihr sagtet, daß der Militarismus die einzige Rettung der Völker ist, und daß die Republik unfähig war, die Völkerverteidigung zu organisieren," schrieb er am 22. Februar. Er kämpft für die wirt-

Digitized by Google

schaftliche und politische Vernichtung Deutschlands, und es ist bezeichnend, daß sein Sozialistenblatt 200 000 Leser hat und damit alle Blätter, die wenigstens den Schein des Sozialismus wahren, um das Dreifache übertrumpft hat. Deutschland muß wissen, daß es nicht mehr ein demokratisch-sozialistisches Frankreich zum Nachbar hat, sondern daß das demokratisch-sozialistische Frankreich mit parlamentarischer Regierung und parlamentarischer Kontrolle und Preßfreiheit sich in ein absolutistisches Frankreich verwandelt hat. In der Kirche hat dieser Absolutismus einen gewaltigen Bundesgenossen. Der Klerikalismus hat von neuem Frankreich erobert und wird es in absehbarer Zeit zwingen, die Verbindung mit dem Vatikan wieder aufzunehmen.

„Will man heute Zeitungen als Barometer der politischen Stimmung gelten lassen, so greife man zur „Action française", zum „Eclair", zur „Liberté", zum „Gaulois", zum „Figaro", zur „Victoire" (die sich vorläufig noch nationalistisch-sozialistisch, bald aber wohl klerikal-nationalistisch nennen wird) — nicht nur weil in den Redaktionen dieser Blätter die klügsten, zielbewußtesten und stärksten Männer sitzen, sondern weil infolgedessen diese Zeitungen die weiteste Verbreitung haben. Wer diese Blätter und die klerikale Zeitschrift „Correspondant" regelmäßig liest, und dann hin und wieder den „Petit Parisien", das „Petit Journal" und den „Matin" zur Hand nimmt, wird mit traurigem Befremden wahrnehmen, daß nicht wie vor dem Kriege die sozialistische Presse und sozialistische Anschauungen auf die seichten Tageszeitungen, die das Volk liest, abfärben, sondern daß die klerikale Presse das Erbe der sozialistischen Parteipresse angetreten hat, d. h. daß die großen Volkszeitungen jetzt ebenso klerikal orientiert sind, wie sie früher sozialistisch orientiert waren.

„Die klerikale Presse weiß, daß sie preßpolitisch die Friedensdiskussionen zu führen und zu leiten hat. Aber wer die Macht und die Verantwortung trägt, läßt mit sich reden. Daher findet man auch in den klerikalen Blättern offene Versuche zur Annäherung an den Feind und zur Aussprache mit Deutschland. Arthur Meyer hat kürzlich im „Gaulois" ein Geständnis gemacht, das eine Diskussion zwischen Deutschland und Frankreich ermöglicht. Er schrieb am 10. Mai: „1875 erlaubte Rußland nicht, daß

Digitized by Google

Deutschland uns zertrümmerte. 1914, als keine Lebensfrage für uns auf dem Spiel stand, bezahlten wir diese Schuld indem wir unsere Geschicke an diejenigen Rußlands ketteten." Charles Maurras von der „Action française" ist ein ausgesprochener Verächter Englands, denn von ihm stammt das geflügelte Wort: „Die englischen Ideen haben Frankreich erniedrigt" — und: „Der Brite ist Pirat geblieben." Wenn er auch im Kriege diesen Haß gegen England meistens verschwiegen hat, so ist er doch vielleicht denen zuzuzählen, mit denen Deutschland für später rechnen kann. Der „Eclair" hat sich ausdrücklich auch während des Krieges die Mitarbeiterschaft Victor Cambons gesichert, der bekanntlich eine sehr hohe Meinung von Deutschlands Wirtschaftskraft hat. Die „Libre parole" vom 31. März kämpfte in einem ausgezeichneten Artikel gegen Annektionen auf allen Seiten und schrieb am 20. Februar sogar: „Die Deutschen glauben ebenso fest, daß das Recht auf ihrer Seite ist. Wir überlegen und sprechen in Frankreich immer, als ob die Deutschen nicht das geringste Recht hätten und ihre Ansprüche nur auf die Gewalt stützten. Es gibt keine irrtümlichere und gefährlichere Legende." Im „Figaro" hat Maeterlinck kürzlich zum ersten Male einen leisen Versuch gemacht, um Achtung für Deutschland zu werben.

Sind das Zeichen für eine langsam einsetzende Annäherungspolitik? Wenn sie es wirklich sein sollten, so würden diese, weil sie von der überwiegend großen Mehrheit ausgehen, wesentlich mehr ins Gewicht fallen, als die Eintagsoppositionsreden einiger ruhmsüchtiger Sozialisten, die in ihrer Opposition doch nicht durchhalten, die durch ihre Charakterschwäche und durch ihre politische Kurzsichtigkeit im französischen Volke jedes Zutrauen verloren haben und als erledigt gelten dürfen. „Als ich einmal in La Villette unter Arbeitern saß, sagte einer von ihnen, ein stämmiger Normanne: Je ne marche pas avec M. Barrès; mais tout de même, il est encore quelqu'un tandisque les truqueurs comme Renaudel et Longuet nous ont trompé. D'abord ils ont fait descendre notre Jaurès par Monsieur Poincaré et sa compagnie et après ils nous ont foutu — merde alors pour ce socialisme!

„Solche harte Urteile über den Sozialismus habe ich nicht nur in Paris, ich habe sie auch in Chartres und in Nantes gehört. Das hat mir die Überzeugung eingegeben, daß Frankreich sich völlig erneuert hat. Aber

Digitized by Google

ich kann in meinem Alter meine Überzeugungen nicht mehr ändern. Die Zukunft Europas erscheint mir düster, und ich glaube heute, unsere kleine Schweiz wird die letzte demokratische Insel im neuen Europa sein. Sie aber wird demokratisch bleiben; das kann ich Ihnen auch heute versichern."

* * *

Diese Ausführungen meines Schweizer Gewährsmannes gewinnen dadurch besondere Bedeutung, daß, wie ich eben lese, unabhängig von ihm der Pariser Korrespondent des „Maasbode" seine Pariser Eindrücke kürzlich in einer ähnlichen Schilderung zusammenfaßte. Er schrieb Anfang Mai:

„Unter dem Einfluß des Krieges findet eine tiefe Umwälzung in den Gemütern statt... Die Katholiken bilden, soweit bekannt, keine besondere, fest zusammengeschlossene Partei. Sie sind entweder Royalisten, und deren Anzahl ist unter ihnen ziemlich ansehnlich und nimmt stets zu, oder sie gehören zu der nationalistischen Gruppe, die die Republik zu einer christlichen, zu einer katholischen umformen will... Es gibt viele Franzosen, die aus Vaterlandsliebe Royalisten geworden sind... Sie behaupten, daß ein militärisch starkes Frankreich innerhalb seiner natürlichen Grenze, des Rheines, die einzige Gewährleistung für einen dauernden europäischen Frieden sei... Es würde jedoch verkehrt sein, diesen politischen Streit, in dem sich die Gegenparteien sehr unhöflich anreden, als ein Zeichen dafür zu betrachten, daß die „Union sacrée" krank und diese beißende Polemik ein Symptom von Schwäche sei. Vorläufig bleibt der einzige alles beherrschende Gedanke: der Sieg."

Paul Rohrbach

Streiflichter zur Weltlage IX

Von Professor Dr. Schiemann

Man kann wohl die Frage aufwerfen, ob die Kriegsberichte unserer Gegner mehr geschrieben werden, um die eigenen Landsleute zu täuschen oder um einen Eindruck auf die Bundesgenossen zu machen.

Verhältnismäßig am meisten Wahrheit findet man noch in Berichten der Engländer. Sie geben eigene Mißerfolge meist zu. Ihren Lesern auch die deutschen, österreichischen, türkischen und bulgarischen Berichte regelmäßig wiederzugeben, haben aber auch sie nicht wagen dürfen. Die

Digitized by Google

Berichte des Gegners sind verarbeitet und zugeschnitten in zusammenfassenden Betrachtungen zu finden, welche fremde Erfolge auf das möglichste Mindestmaß von Bedeutung zusammenschrumpfen lassen. Frankreich und Rußland ignorieren fremde Erfolge prinzipiell und wissen stets von eigenen Vorteilen zu erzählen. Die Methode die dabei erfolgt wird, besteht im Verschweigen der Hauptaktion unter Aufbauschung eines episodenhaften Vorfalls, der für die überlegene Tapferkeit der eigenen Leute Zeugnis ablegen soll. Dasselbe gilt von den italienischen Berichten. Dazu kommt bei den einen die romanische Rhetorik, bei den anderen angelsächsische Verbissenheit, bei den Russen jenes „nitschewo", das einer Kombination von Leichtfertigkeit und Zuversicht entspringt und mit Möglichkeiten rechnet, die vielleicht, trotz allem, eintreten könnten. So wurde, um einige Beispiele anzuführen, über die Schlacht bei Tannenberg mit den Worten referiert: „Ein Unglück ist geschehen", dann aber hieß es, der Rückzug des Großfürsten bedeute jedoch nicht mehr als eine Episode im Vormarsch nach Preußen. Über die Masurenschlacht aber ist bis zur Stunde noch nichts in Rußland bekannt gegeben worden. Für dieses Jahr war die große russische Offensive im Februar geplant, wie sie ja allerdings südlich von Dünaburg auch versucht worden ist, eine zweite Offensive war für Ende Mai oder Anfang Juni (russischen Stils) angekündigt, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Anwesenheit von Viviani und Thomas in Rußland bestimmt ist, ein Übriges für ihre sachkundige Vorbereitung zu tun. Nun, sie mögen kommen und sich neue Erfahrungen zu einem neuen nitschewo! holen. Es ist doch immer der erneute Versuch, die so lange vorher beratene und angekündigte gemeinsame gleichzeitige Offensive zu verwirklichen, die trotz allem sich in Einzelaktionen zersplittert. Inzwischen aber zermürbt Frankreich was es noch an Truppen aufzubringen vermag, vor Verdun, während Herr Poincaré, einer der Meistschuldigen an dem Krieg, für den Frankreich jetzt so schwer zu büßen hat, immer frische Floskeln einer Rhetorik aufwendet die stets aufs neue von den Tatsachen widerlegt wird. So hat er am 14. Mai die Stadt Nancy wiederum in wahrhaft unerhörter Weise umschmeichelt als diejenige Stadt die mehr als jede andere Provinz Frankreichs vor Ausbruch des Krieges friedlich gesinnt gewesen sei.

Wir aber erinnern uns, wie schon am 13. April 1913 die Stimmung in

Digitized by Google

Nancy so feindselig war, daß friedliche deutsche Reisende, darunter Damen, auf das gröblichste durch Anspeien, Beschimpfen und tätliche Angriffe insultiert wurden und wie Francis Charmes „de l'Academie française" damals in der „Revue des deux mondes" dieses schamlose Verhalten zynisch verherrlichte. Jetzt „schwört" (je vous jure) Herr Poincaré im Namen Frankreichs, er werde Lothringen befreien und Nancy rächen, und gleich danach in einer zweiten Rede leistet er sich eine weitere Blütenlese an Phrasen die wir wiedergeben, weil sie einen politschen Beigeschmack haben: „Die Mittelmächte, geplagt von Gewissensbissen, weil sie den Krieg entfesselt haben, und erschreckt durch den Haß, den sie im Menschengeschlecht erregt haben, versuchen heute der Welt glaubhaft zu machen, daß nur die Alliierten an der Fortdauer des Krieges Schuld trügen. Das ist schwerfällige Ironie die niemanden täuscht. Weder direkt noch indirekt haben uns unsere Feinde Frieden angeboten. Wir wollen aber nicht, daß sie ihn uns anbieten, sie sollen uns darum bitten; wir wollen nicht ihre Bedingungen, wir wollen ihnen unsere Bedingungen aufzwingen; wir wollen keinen Frieden, der dem kaiserlichen Deutschland die Möglichkeit ließe, den Krieg wieder aufzunehmen und ihn als ewige Drohung über Europa hängen zu lassen; wir wollen einen Frieden, der von dem wieder hergestellten Recht ernste Bürgschaften für Gleichgewicht und Dauer erhält.

„So lange dieser Frieden uns nicht gesichert sein wird, solange unsere Feinde nicht anerkennen, daß sie besiegt sind, werden wir nicht aufhören zu kämpfen."

Wirklich nicht, Herr Poincaré? Es könnte leicht geschehen, daß Ihre eigenen Landsleute, und vielleicht Nancy vor anderen, Ihrer klingenden Worte früher müde wird, als Ihnen lieb ist, weil die Wirklichkeit den unerreichbaren Hoffnungen, die Sie lebendig zu erhalten suchen, so völlig widerspricht! Aber einem im Kultus der Phrase groß gewordenen Franzosen kann man wohl das Zugeständnis machen, daß im Augenblick, da er spricht und schwört, er wirklich selbst den eigenen Worten Glauben schenkt. Unmöglich aber wird diese Voraussetzung einer subjektiven bona fides, wenn man Sir Edward Grey sprechen hört. Ebenso wie Asquith stellt er sich auf den Boden, Vertreter eines allezeit friedfertigen, gutmütigen, alle Schwachen schützenden Englands zu sein. Das Interview, zu

Digitized by Google

dem er sich den Londoner Vertreter der „Chicago Daily News“ bestellt hat, konstruiert diesem friedliebenden England gegenüber das ruchlos auf Weltherrschaft ausgehende Deutschland, und gipfelt in dem Satz: „England wird eher sterben, als sich von Deutschland den Frieden diktieren lassen“, was sich so ziemlich mit dem Gedanken Poincarés und mit den Stimmen deckt, die wir hören, wenn Rußland offiziell, sei es als Regierung, sei es als Duma, redet. Das alles ist leichter gesagt, als ausgeführt, und wenn wir auch annehmen wollten, daß Grey, Asquith und Poincaré, sowie ihre Kollegen in Petersburg und Rom eher bereit wären zu sterben, als einen Frieden zu schließen, wie wir ihn schließen wollen und schließen werden, d. h. einen Frieden, der in richtigem Verhältnis zu unseren Erfolgen steht, so steht hinter jenen Staatsmännern das Volk, in dessen Namen sie reden, und das wird sich in Tatsachen, die nicht mehr zu ändern sind, wohl eher finden, als sie. Dazu kommt, daß überall in den Reihen unserer Feinde die Anzeichen sich mehren, daß das Volk seiner Führer müde zu werden beginnt. In England wird zurzeit die Frage von Neuwahlen ernstlich erwogen, Frankreich ist bereits todmüde und in Rußland wird die Lage, man kann wohl sagen von Tag zu Tag, kritischer. Sie feiern dort jetzt den zehnten Jahrestag der Eröffnung der ersten Duma (27. April russ. Stils), die bekanntlich wegen ihrer ausgesprochen revolutionären Tendenzen aufgelöst wurde, was Sir Edward Grey bekanntlich mit dem unsterblichen Wort begrüßte: La Douma est morte, vive la Douma! So wenigstens wurde der Wortlaut in die Welt hinein telegraphiert, er wird es wohl auf englisch gesagt haben. Von den damaligen Revolutionären haben sich noch 45 in Petersburg zusammengefunden, und die Reden, die sie gehalten haben, sind doch recht charakteristisch. Sie feierten die Antwort auf die Thronrede, die die Auflösung zur Folge hatte, so wie den Aufruf, der von den versprengten Dumamitgliedern in Wyborg erlassen wurde, und die Erhebung des Volkes zu offenem Widerstande gegen die Regierung, d. h. zur Revolution aufrief. Diese erste Duma, so sagte jetzt ein Bauer aus dem Gouvernement Kostroma mit Namen Samyslowksi, lebt noch fort im Gedächtnis des Volkes, es hat die Namen der damaligen Volksvertreter behalten. Überhaupt ist die Stimmung in Rußland keineswegs zuversichtlich und die Richtung der Geister für die Regierung nichts weniger als erfreulich.

Digitized by Google

Man sieht einer ganz ungenügenden Ernte entgegen, da ein sehr beträchtlicher Prozentsatz des Ackerbodens unbestellt geblieben ist, teils wegen des Mangels an Arbeitskräften, teils wegen der ebenso barbarischen wie unsinnigen Verweisung der deutschen Kolonisten nach Sibirien. Der Glaube an die Möglichkeit eines siegreichen Ausgangs des Krieges ist den Russen bis in die höchsten Chargen hinein fast völlig geschwunden und die Ostseeprovinzen sind im Prinzip bereits aufgegeben. Die „Nowoje Wremja" zerbricht sich den Kopf darüber, weshalb noch keine weitere deutsche Offensive erfolgt sei und sucht die Tatsache ihren Lesern damit zu erklären, daß es zurzeit noch nicht möglich sei, deutsche Truppen von der Westfront abzuziehen. Die Blicke richten sich immer mehr nach Osten. Man hofft, mit Hilfe der japanischen Bundesgenossenschaft in Asien zu Kompensationen für die erlittenen Verluste zu gelangen und beginnt bereits mit scheelen Augen auf den sich immer mehr ausbreitenden Einfluß der englischen Unternehmer zu blicken, die namentlich im Ural sich zu Ausbeutern der wichtigsten Bergwerke, wie z. B. der Platinawerke, gemacht haben. Zu alledem kommt, daß die Zeit der begeisterten Zustimmung der Nation zu der von der Regierung durchgesetzten Enthaltsamkeit vom Alkohol längst verflogen ist. In den wohlhabenden Klassen ist sie überhaupt nur wenig beachtet worden. Jetzt ist auch bei den Bauern der Alkohol wieder Herr. Nur daß man heute statt des leichten Monopolschnapses den überaus schädlichen denaturierten Spiritus trinkt. Im Zusammenhang damit ist auch das Unwesen der Huligans in den Dörfern wieder an der Tagesordnnng. Der alte Menschikow erzählt darüber in der letzten uns vorliegenden Nummer der „Nowoje Wremja" geradezu haarsträubende Beispiele. In Summa, es geht reißend bergab in Rußland und ein größerer Kontrast, als ihn die Reden der russischen Parlamentarier in London und Paris und die an sie gerichteten Ansprachen und jene russische Wirklichkeit bieten, läßt sich kaum ausmalen.

Von Professor Rudolf Kjellén, den wir bereits aus seinem schönen Buch „Die Großmächte der Gegenwart" als einen hervorragenden politischen Denker kennen gelernt haben, ist soeben in guter deutscher Übersetzung eine zum Buch herangewachsenc Studie über „die politischen Probleme des Weltkrieges" (bei Teubner in Leipzig und Berlin 1916) erschienen, das dieses vielerörterte Thema in origineller und geistvoller

Digitized by Google

Weise uns näher zu bringen verstanden hat. Es sucht sich und uns sein Urteil über die Ursachen des Krieges, in welchem heute die Völker Europas um ihre Zukunft kämpfen, dadurch gegenständlich zu machen, daß es uns auf die Weltkarte verweist und im Zusammenhang mit diesem „geopolitischen" Problem in die Probleme der Nationalität und Rasse (ethnopolitische Probleme), der Staaten in ihrer Eigenschaft als Gesellschaften (soziopolitische Probleme) und endlich der Verfassungs- und kulturpolitischen Probleme führt.

Wir wollen gleich hier, um später nicht darauf zurückzukommen, einen Einwand erheben. Es fehlt die Rolle, welche den handelnden Personen zukommt, deren Willensrichtung auch in dem jetzigen Kriege eine so überaus bedeutsame Rolle gespielt hat. Daß die vier Kategorien von Problemen, die er uns vorführt, für sich allein nur wenig bedeuten, wenn nicht ein starker Wille ihnen Leben einhaucht, wird an der Geschichte keines Staates nachdrücklicher erwiesen als an der Schwedens, das geopolitisch und ethnopolitisch in historischer Zeit fast dasselbe geblieben ist, aber eine europäische Großmacht war, als Gustav Adolf, Karl X. und Karl XII. seine Geschicke lenkten. Geopolitisch und ethnopolitisch wäre Schweden auch heute berufen, eine große Rolle in diesem Kriege zu spielen — es sei denn, daß Herr Kjellén der Ansicht ist, daß sozialpolitische und Verfassungsprobleme dem lähmend entgegenwirken.

Da der Raum dieser Streiflichter es verbietet, nach den von Kjellén aufgestellten Gesichtspunkten alle in den Krieg hineingezogenen Staaten zu verfolgen, wollen wir an einem von ihnen, Rußland, den Ergebnissen nachgehen, zu denen seine Betrachtung führt. Kjellén geht von dem Satz aus, daß es ein kategorischer Imperativ sei, der Rußland nötige an einen Welthafen zu gelangen, und sieht darin einen geopolitischen Faktor erster Ordnung, wie auch die eigene Geschichte Rußlands bewiesen habe. Das aber gerade ist mehr als fraglich. Die russischen Slawen sind niemals Seefahrer gewesen, sondern Ackerbauer und Steppenreiter. Seefahrer waren ihre warägischen Fürsten bis zu dem Zeitpunkt, da sie slawisiert wurden und damit auch den Trieb zum Meere verloren. Von Iwan IV., der den ersten Versuch machte, die Ostküste des Baltischen Meeres zu erreichen, ist kein Anlauf zur Begründung einer Seemacht zu berichten. Das hat als Erster Peter der Große gegen alle Instinkte seines Volkes

Digitized by Google

versucht, und nur so weit erreicht, als es ihm „glückte", fremde Seefahrer für seine „Schiffskarawanen" zu gewinnen. Mit seinem Tode verfiel, was er geschaffen hatte, und erst die deutsche Katharina II. hat wieder eine Flotte begründet, sie aber von Ausländern führen und mit Matrosen bemannen müssen, deren brauchbare Teile fremdländischer Herkunft waren, Esten und Letten. Was später geschehen ist, hat ebenfalls die deutsche Dynastie geleistet, und die Reihen der russischen Seefahrer großen Stils zeigen fast ausschließlich baltische Namen, d. h. Namen einer von altersher dem Meere vertrauten Nationalität.

Geopolitisch war der Drang nach Osten und nach Südosten auf dem Landwege geboten, das Verlangen zum Schwarzen Meere wiederum ein politischer Gedanke der deutschen Dynastie, der als Tradition von der russischen Intelligenz aufgenommen und dem Volke als religiöse Pflicht plausibel gemacht wurde. Nur als solche lebt der Drang Herrn Mitrofanows nach Konstantinopel im russischen Volke fort.

Die Russen sind zudem allezeit Krämer und Handelsleute, nicht Kaufleute großen Stils gewesen. Die Entdeckung, daß Archangelsk eine Verbindung Rußlands zum Abendlande und des Abendlandes zu Rußland biete, hat erst Chanceler Mitte des 16. Jahrhunderts gemacht, ohne daß Rußland mehr daraus zu machen gewußt hätte als einen Stapelplatz für Einfuhr und Ausfuhr der Fremden.

Was aber die Nationalitätenfrage in Rußland betrifft, so läßt sich das historische Axiom aufstellen, daß Rußland unterworfene fremde Nationalitäten etwa 100 bis 150 Jahre paritätisch zu behandeln pflegt und dann, soweit sie nicht bereitwillig sich der russischen Nationalität anschlossen, sie mit allen Mitteln des Zwanges entnationalisierte oder wie es mit zahlreichen Volkssplittern in Sibirien geschehen ist, ausrottete. In Rußland hat niemals mehr als der falsche Schein einer nationalen Einheit bestanden, das gilt sowohl von der Ukraine wie von Littauern und Weißrussen, während die Polen ihre Nationalität auch da bewahrt haben, wo es scheinen konnte, sie seien in das Großrussentum aufgegangen. Was aber das Rassenproblem in Rußland betrifft, so läßt Rußland es für die zurzeit noch nicht dem Reich angegliederten slawischen Völker und Stämme nur so weit gelten, als es sie sich für künftige Russifizierung aufspart. Der Panslawismus ist nie echt gewesen, um so

Digitized by Google

echter aber der Gedanke des Panrussismus. Es ist daher ganz richtig, wenn Kjellén sagt: „Hinter der Maske des Vorkämpfers für die Sache grinst schließlich das Gesicht des Welteroberers hervor und zwar diesmal ohne jede zierende Verhüllung." Aber wir halten hier mit unserem Kommentar inne und wollen es nicht tun, ohne das Buch von Kjellén auf das dringendste zu empfehlen. Es ist aus einem Guß gearbeitet und lehrreich für jeden, der politische Fragen ernst zu erwägen Neigung und Fähigkeit hat. Was der Verfasser über England sagt, gehört wohl zum besten, was im Zusammenhang mit dem Weltkriege überhaupt über England geschrieben worden ist. Aber wir erlauben uns zum Schluß die Bitte, daß, wenn Professor Kjellén sich zu einer Neubearbeitung seines Buches entschließen sollte, auch Amerika, das eine so bedeutsame Rolle in diesem Kriege spielt, mit in die Darstellung hineingezogen wird.

Gerade jetzt ist Präsident Wilson in einer der zahllosen Reden, die er im Hinblick auf seine bevorstehende Nomination als Kandidat für eine zweite Präsidentschaftsperiode hält, in Nordkarolina mit der Erklärung hervorgetreten, „die Zeit sei für die Vereinigten Staaten gekommen, ihre Dienste zur Herbeiführung des Friedens zwischen den kriegführenden Ländern Europas anzubieten". Er hat dabei den Gedanken entwickelt, daß die kriegerischen Operationen zu einem Stillstand gekommen seien und daraus den Schluß gezogen: wenn ihr nicht überwältigen könnt, so müßt ihr beratschlagen.

Wenn Präsident Wilson diesen letzteren Gedanken weiter ausgeführt hätte, wäre es interessant gewesen, von ihm zu hören, welche Vorstellung er mit dem Begriffe „überwältigen" verbindet. Deutschland hat Frankreich so weit überwältigt, daß es einen der reichsten Teile Nordfrankreichs in festen Händen hält. In noch höherem Maße gilt das von Rußland und eben jetzt hat Österreich-Ungarn, nach dem völligen Scheitern der italienischen Offensive, den vierten der Entente-Verschworenen so gründlich geschlagen, daß die Italiener auf die alten Schlachtfelder zurückgeworfen sind, deren säkulare Geschichte uns von italienischen Niederlagen erzählt. Was aber England betrifft, so hat es den glorreichen Rückzug von Gallipoli und die noch glorreichere Kapitulation von Kut el Amara, die Gefährdung seiner Stellung in Ägypten und als weiteren Erfolg die fortgesetzte Bedrängung des Handels der neutralen Kleinstaaten, die Ver-

Digitized by Google

gewaltigung Griechenlands und die Bewältigung der kleinen Mannschaftsverbände aufzuweisen, die so heldenmütig unsere Kolonien verteidigt haben. Daß der barbarische Plan der Aushungerung Deutschlands kläglich gescheitert ist, wird auch den amerikanischen Staatsmännern nicht entgangen sein und ebenso nicht, daß England seine Schlachtflotte nach wie vor sorgfältig verborgen hält und es nicht wagen darf, sie in den Bereich unserer Gewässer vorzuschicken. Ebensowenig läßt sich verkennen, daß England diese Flotte konserviert, um nach geschlossenem Frieden seine Beherrschung der Meere zu behaupten und die Tyrannis fortzusetzen, die ihm bisher erlaubt hat, alle den Weltverkehr beherrschenden Punkte in seine Hände zu spielen. Offenbar geht die Rechnung dahin, trotz aller Niederlagen und Fehlgriffe als das alte Großbritannien aus dem Weltkonflikt hervorzugehen.

Was als Friedensziel von allen Ententemächten vertreten wird, ist für Deutschland unannehmbar und wird uns, um ein Wort des Reichskanzlers zu wiederholen, nur veranlassen, zu stärkeren Schlägen auszuholen. Wir werden also vor allem die Wirkung der angekündigten Note Wilsons über die englischen Verletzungen des Völkerrechts abzuwarten haben, bevor es möglich sein wird, ein nur einigermaßen sicheres Urteil über die Aussichten der angekündigten Vermittelungsaktion Amerikas zu gewinnen. Nach den Erfahrungen, die wir bisher über die Tendenz der Washingtoner Politik gemacht haben, liegt die Mutmaßung nicht fern, daß es sich auch im vorliegenden Fall darum handelt, England in kritischer Zeit als Sekundant beizuspringen. Auch läßt sich nicht verkennen, daß die irische Revolution und die Methode ihrer Bewältigung, oder vielmehr des Versuchs, sie zu bewältigen, auch für die Regierung des Präsidenten eine sehr schwere Verlegenheit bedeutet. Irland bietet das klassische Beispiel für die Nichtachtung aller jener Humanitätsideen, von denen jede offizielle Kundgebung Amerikas überfließt. In dem kürzlich bei Curtius in Berlin erschienenen Buch von Dr. G. Chatterton-Hill „Irland und seine Bedeutung für Europa", dem Eduard Meyer ein Vorwort gesetzt hat, finden wir in der glühenden Sprache eines Irländers, dem die Wunden seiner Heimat am eigenen Herzen bluten, alle die Mißhandlungen, Rechtsbrüche und Vergewaltigungen aufgezählt und kommentiert, durch die England bemüht gewesen ist, den Irländern alles zu

Digitized by Google

rauben, was das Leben lebenswert macht: Vaterland, Sprache, Glauben, Familientradition und durch Korruption einzelner, soweit das überhaupt möglich ist, die Ehre. Daß der Versuch, Irland zu befreien, als gescheitert gelten muß, ist leider nicht mehr zweifelhaft, aber über den Charakter, den die versuchte Erhebung trug und über ihre Ziele sind wir bis jetzt noch auf Mutmaßungen angewiesen. An eine Eroberung Irlands für Rechnung Deutschlands ist natürlich nicht zu denken. Dem stehen allerdings geopolitische Hindernisse im Wege, die eine Form politischen Zusammenhanges zwischen England und Irland ebenso zur politischen Notwendigkeit machen, wie eine Verbindung Englands und Schottlands. Keineswegs aber steht fest, daß die Verbindung zwischen der kleineren und der größeren Insel dieselbe bleiben muß, die sie gewesen ist. Die Engländer haben Irland stets als die zu milchende Kuh angesehen, und die verschiedenen Anläufe, die in den letzten 50 Jahren gemacht wurden, um den Iren ein Home Rule und damit Recht und Gerechtigkeit zu sichern, sind bisher noch immer gescheitert. Was geboten worden ist, waren Zugeständnisse auf agrarpolitischem Gebiet, die aber an der Tatsache nichts ändern konnten, daß die ungeheure Mehrzahl der Iren auf der Insel in Armut oder mindestens in Dürftigkeit leben muß, während England nach wie vor einen direkten Handel Irlands verhindert und sich an den Erträgen der Arbeit Irlands mästet. Nun haben liberale Engländer und Schotten allerdings das Schlagwort vom „Home Rule all round" aufgebracht und das würde, durchgeführt, ohne Zweifel einen Fortschritt bedeuten, der freilich dadurch beeinträchtigt wird, daß die Majorität der Iren heute nicht mehr in Irland, sondern in Amerika lebt. Die beste Lösung der irischen Frage, die zugleich für England, sobald es sich auf eine höhere Warte zu stellen vermag, die heilsamste wäre, hat Sir Roger Casement formuliert, über den sie jetzt als über einen Hochverräter zu Gericht sitzen. Wir haben auf sein Programm bereits vor vierzehn Tagen hingewiesen. Es lautet: „Einen König von Irland in Dublin und einen Kaiser der Vereinigten Inseln in London!" Aber es ist das Verhängnis der staatsrechtlichen Entwicklung Englands, daß es nur noch Institutionen zu schaffen vermag, deren Inhalt dem Namen nicht entspricht, den sie ihnen beilegen. Jener Kaiser der Vereinigten Inseln würde ein Scheinkaiser sein, wie ihr König ein Scheinkönig ist.

Digitized by Google

Sidney Low hat eine drastische Kritik dieses Scheinwesens der geltenden englischen Verfassung in seinem schon 1904 erschienenen Buch „The Governance of England" gegeben, freilich, ohne daß ihm selber zum Bewußtsein gekommen wäre, daß die große Lüge des englischen Verfassungslebens als notwendige Folge auch die tiefe Unwahrhaftigkeit der englischen Politik in all ihren Äußerungen nach sich zieht und ziehen muß. Als schlagendes Beispiel dafür kann die Stellung des englischen Parlaments zum Kabinett gelten. Nicht das in der Theorie allmächtige Parlament regiert Großbritannien, sondern das Kabinett, das in Wirklichkeit seinerseits wiederum autokratisch von dem sogenannten inneren Kreise des Kabinetts beherrscht wird, d. h. von den 3 oder 4 Männern, die heute tatsächlich ganz unverantwortlich über die Geschicke Englands bestimmen. Bei Ausbruch des Krieges waren es drei Männer: Asquith, Grey und Haldane. Auf ihnen ruht die Blutschuld der Jahre, die seit dem August 1914 hingegangen sind.

Was aber den König betrifft, so gilt von ihm, was Sidney Low treffend folgendermaßen ausdrückt: „Die englische Monarchie, wie sie durch Statuten, in den Gerichten, Proklamationen, Befehlen in council und überhaupt in formellen Dokumenten erscheint, existiert nicht." Der König ist zu einem Symbol geworden, und wenn Eduard VII. mehr war, so ist es wohl nur geschehen, weil er sich freiwillig und aus Neigung zur Intrige und zum Werkzeug der bereits feststehenden Ziele seines allmächtigen Kabinetts gemacht hat. Das Buch über König Eduard und sein Kabinett muß noch geschrieben werden.

Notizen

Der Kampf gegen den deutschen Handel in Südafrika. Die Botharegierung hat, dem Winke des Londoner Kabinetts gehorsam, im südafrikanischen Parlament nun auch ihrerseits ein Gesetz gegen den feindlichen Handel (Enemy Trading Bill) eingebracht. Die Vorlage geht nicht so weit, wie sie von der Unionisten-Partei und namentlich von dem in Südafrika gegründeten britischen Bürgerbunde zur Bekämpfung der Deutschen (British Citizen Movement) erstrebt wurde, der in weniger großen als lauten Versammlungen unaufhörlich die Enteignung des deutschen Besitzes, die Ausstoßung und bürgerliche Entrechtung aller aus Deutschland stammenden Personen aus dem britischen Untertanenverbande fordert. Sie ist aber in dem Versuche einer Wirkung über den Krieg hinaus

Digitized by Google

schmachvoll genug und hat außer der Ablehnung durch die Nationalisten eine herbe und bemerkenswerte Kritik durch den langjährigen früheren Minister und Ministerpräsidenten Merriman erfahren. Herr Merriman sagte: „Ich für mein Teil möchte den Plan, gleichsam am einzelnen Deutschen Rache zu nehmen, kräftig zurückweisen. Mein Vorredner (einer der Führer der Unionisten) scheint mir selbst ein Schüler Treitschkes und Nietzsches geworden zu sein, weil er solche Wünsche hegt. Wenn wir uns auf eine Konkurrenz in Heimzahlungen einrichten, tun wir uns selbst mehr Schaden als dem Feinde, denn der Feind, unser gegenwärtiger Feind, kennt unzweifelhaft keine Grenze bei seiner Wiedervergeltung. Der Krieg darf nicht ausgedehnt werden auf die Handelsbeziehungen. Wir haben unsere Söhne nicht hingeschickt die Schlachten des Mutterlandes zu schlagen, weil wir etwa hier den deutschen Handel austreiben wollten. Wenn der Feind auch ein böses Spiel treibt, sollten wir nach der Regel spielen. Wenn mein Vorredner bei Golf oder Bridge bemerkt, daß sein Gegenspieler falsch spielt, macht er es dann nach? ... Ich für mein Teil bedaure, daß im verflossenen Jahrhundert der Nationalgedanke unter den Völkern sich so sehr verschärft hat. Fast alles Schlimme wurde hierdurch verursacht. Auf Haßgefühlen gegenüber den Nachbarn läßt sich keine Nationalität aufbauen. Bei solcher Entwicklung muß jede Zivilisation in Trümmer gehen. Das bringt mich zur Frage: Wie sollen unsere Beziehungen zu Deutschland nach dem Kriege sein? Wollen wir ein befreundetes Deutschland? Warum nicht? Denn sonst liegt die Gefahr sehr nahe, daß sich unser Geldmarkt nach Amerika verschiebt und daß wir Asien an Stelle Europas zum Zentrum der Industrie machen. Das Gesetz scheint den eigentümlichen Erfordernissen Südafrikas nicht angepaßt. Unsere Pflicht wäre wohl getan, wenn wir die Sicherheit schaffen, daß der Feind durch uns keine Hilfe erhält. Wenn Sie das Gesetz in Südafrika in seiner ganzen Reichweite anwenden, kann es leicht rebellische Stimmung erzeugen. Sie tun viel mehr, wenn Sie einen deutschen Spion hier aufhängen, als wenn Sie hundert deutsche Geschäfte kaput machen. Es liegt doch ein Treppenwitz darin, daß wir heute über ein Gesetz zur Unterdrückung des deutschen Handels beraten, und daß dann am Montag die Universitätsvorlage zur Besprechung kommt, die ihren Ursprung in der großzügigen Freigiebigkeit zweier Deutscher (Breit und Wernher) hat ... Ich wende mich gegen die irrsinnige Torheit jenes Geschreis, das die deutsche Nation zerschmettert und den deutschen Handel zerstört wissen will. Im Jahre 1806 versuchte Napoleon einmal Preußen zu zerschmettern. Wer sich auf den Weg begibt, eine Nation zu zerschmettern, findet am Ende sich selbst zerschmettert. Wir müssen die Deutschen schlagen, so nachdrücklich wie wir können. Wir müssen Deutschland lehren und müssen dabei selbst lernen, daß Militarismus und Materialismus die beiden Feinde menschlichen Fortschritts sind. Diese Aufgabe wird unerfüllbar, wenn wir entweder auf die ewige Feindschaft oder auf die dauernde Erniedrigung abzielen." —

Friedensstimmung in Frankreich. „Nouvelliste" vom 6. 5.: Es ist hervor-

Digitized by Google

heben, daß man niemals so viel vom Frieden gesprochen hat, wie seit einiger Zeit in Zeitungen und sozialistischen Zusammenkünften. Und es ist ein schlechtes Beispiel, daß die Anwesenheit der drei sozialistischen Minister Guesde, Sembat und Thomas ihnen einen kleinen offiziösen, wenn nicht offiziellen Anstrich gibt.

„Humanité" v. 1. 5.: Der Friede wird wieder erblühen, die Freiheit und die Arbeit. Der gerechte Friede, die reine und ernste Freiheit, die friedliche Arbeit rüsten sich schon in den Gedanken der Soldaten und wecken alle Hoffnungen.

Der englische Schiffsmangel. Lord Beresford machte im Oberhause auf die sehr ernste Verminderung an Handelsschiffen aufmerksam. Sofern dem nicht schleunigst abgeholfen werde, ginge Englands Vorherrschaft verloren und wäre Nahrungsmangel unvermeidlich.

Die Kriegsverluste durch U-Boote, Minen usw. betrügen 860 Schiffe, darunter 400 Frachtschiffe. 340 Schiffe seien ferner durch Feuersbrünste usw. verloren gegangen, im ganzen ergäbe sich ein Abgang von 14½%. Nur durch Bau neuer Schiffe könne Abhilfe geschaffen werden, denn das Land müsse ebenso für kommerzielle wie für militärische Zwecke mobilisiert werden. Lord Curzon erklärt, daß über 43% der verfügbaren Schiffe von der Regierung requiriert wurden, ca. 14% beförderten Nahrungsmittel, Rohmaterial usw. für die Regierungen der alliierten Staaten, die noch verbleibenden 43% verblieben den britischen Reedern, und zwar unter Staatsaufsicht, um ihre geeignete Verwendung sicherzustellen. Über 500 britische Schiffe wurden ausschließlich im Dienst Frankreichs, Rußlands und Italiens verwendet. Seit Kriegsbeginn seien von den Alliierten 450 feindliche Schiffe gekapert worden. Die Anzahl der durch U-Boote, feindliche Kreuzer, Minen usw. vernichteten Schiffe sei durch Neubauten in bezug auf Zahl und Tonnengehalt ersetzt worden.

Augenblicklich schwebten Verhandlungen mit der Admiralität wegen Freigabe einer Anzahl Schiffswerften für den Bau von Handelsschiffen. 1500 kanadische Baumfäller seien herübergebracht worden, um in England das für Schiffszwecke nötige Holz zu fällen; man erhoffe von dieser Maßnahme befriedigende Ergebnisse, ebenso von der Abkommandierung von Dockarbeitern von der Front, um die Hafenüberfüllung abzustellen und Eisenbahngeleise frei zu machen, auch strebe man eine sparsame Verwendung der vorhandenen Schiffe an. („Daily Chronicle".)

Aus den Darstellungen von Lord Beresford erhellt, daß nicht weniger als 1200 Schiffe oder 14% des Friedensbestandes von 8853 Schiffen seit dem Kriege verloren gingen, und daß die Schiffswerften mit den schottischen Eisen- und Stahlmagnaten sich über die Materialpreise nicht einigen können. („Daily Mail".)

Wie England Italien beruhigt: „In Italien ist wegen der enormen Frachten eine starke Erbitterung gegen England aufgekommen, die den Bund der beiden Staaten bedroht. Aber dafür liegt doch kein Grund vor. Unsere italienischen Freunde müssen sich klarmachen, daß viele englische Schiffe zu Frachtsätzen, die wenig oder gar keinen Verdienst bringen, von der Admiralität requiriert sind. Ich selbst muß andere Schiffe chartern, um die mir requirierten zu ersetzen. Eines

Digitized by Google

davon transportiert — und nicht zum Kriegssatze — australischen Weizen nach Italien. 70 Dampfer — 13 britische, 35 italienische, 22 andere — haben im Februar Kohle nach Italien gebracht. Natürlich vermochten die 13 britischen Dampfer nicht die Frachtsätze der anderen 57 zu beeinflussen," schreibt ein englischer Reeder. Die „italienischen Freunde" zahlen nun hoffentlich ruhig diese unbeeinflußten Preise weiter.

Literatur

Dr. A. Mi-Baschan, Der arabische Orient und der Krieg. Zürich, Art. Institut Orell & Füßli 1915, 40 S. kl. 8°.

Das Büchlein will im wesentlichen eine Anklageschrift gegen Dschemal Pascha sein, zugleich der Versuch, durch eine Neukonstruktion der staatsrechtlichen Verhältnisse in Syrien die Sache des Zionismus zu fördern. Es schildert die Reformtätigkeit Dschemal Paschas, der auf allen Gebieten mit Erfolg Ordnung zu schaffen suchte. Die Kehrseite soll Kap. 3 bieten: „Militärische Operationen; Lage im Innern". Aber die militär-technisch völlig ungenügende Darstellung läßt soviel erkennen, daß die Feinde sich in Syrien nicht haben festsetzen können und daß ein feindlicher Vorstoß von Ägypten her verhindert wurde. Die nun folgende Darstellung der türkisch-arabischen Reibungen ist im ganzen richtig: Die Türken waren über den Geheimbund von Syrern und Ägyptern mit Zentrum in Kairo (Leiter: Reschid Rida aus Tripolis, Herausgeber des „Menar") völlig unterrichtet, und als Dschemal im Besitze zahlreicher bloßstellender Urkunden war, packte er zu: das Kriegsgericht in Alaih (Libanon) verurteilte 65 Syrer zum Tode, die meisten in Abwesenheit; an 11 Verurteilten, sämtlich Muslimen, wurde am 21. August 1915 in Bairut (nicht in Alaih, wie S. 30) das Todesurteil durch Hängen vollstreckt. Was S. 30 ff. von dem Spitzel- und Delatoren-Wesen in Syrien erzählt wird, mag im allgemeinen richtig sein; wenn, so ist es das schlechteste Zeichen für diese zur Selbstregierung unfähige Bevölkerung. S. 31 ff. sind den Judenverfolgungen gewidmet, und es mögen von untergeordneten Beamten Übergriffe begangen worden sein; aber daß diese „Verfolgungen" „ganz gut an die Seite der russischen Judenverfolgungen gestellt werden können" (S. 31), ist gänzlich ausgeschlossen. Eine böse Entgleisung ist die Aufnahme der Reuter-Meldungen von der Rebellion Dschemals (S. 32). Diese elenden Verleumdungen waren gar nicht zu erwähnen oder mußten als solche gekennzeichnet werden.

In Kapitel 4 „Die Zukunft des Morgenlandes" schenkt uns der Verfasser die Panacee: Es wird eine fürchterliche Zeit anbrechen durch die Kämpfe zwischen der zentralistischen und nationalistischen Regierung in Stambul und den unterworfenen Stämmen; da könnte geholfen werden durch eine Verteilung der Provinzen unter die Mächte; der Verfasser erwärmt sich aber mehr für ein anderes Mittel: „die Schaffung einer aus allen in Betracht kommenden Völkern zu-

Digitized by Google

sammengesetzten orientalischen Eidgenossenschaft mit vollständiger, verbürgter Selbständigkeit nach außen hin, etwa nach dem Muster der Schweiz oder der Vereinigten Staaten; eine Vereinigung der verschiedenen auf dem weiten Raum zwischen dem Mittelmeer und dem iranischen Hochland lebenden Völkerschaften, geleitet von den Vertretern aller vorhandenen Nationen, mit einer entsprechenden allgemeinen Gesetzgebung, bei Wahrung aller nationalen Interessen der einzelnen Gruppen (S. 38). Die wörtliche Wiedergabe dieses Gedankens genügt. Der Verfasser führt als Beweis der Möglichkeit solcher Entwicklung den herrlichen Zustand an, der im „autonomen" Libanon herrscht. Er beweist damit, daß er ihn nicht kennt. Allerdings ist dieser Teil des Reiches der wirtschaftlich blühendste; die Ursache ist aber nicht die Autonomie, sondern die Schlauheit und Energie der Bewohner, die in den letzten Jahrzehnten den in manchen Beziehungen unerfreulichen Zuständen in großer Zahl durch Auswanderung sich entzogen, im Auslande erhebliche Vermögen gewannen und diese zum großen Teil in die Heimat zurücksandten, so daß in dieser eine kapitalistische Wirtschaft mit Erfolg getrieben werden konnte. Der Friede zwischen den verschiedenen Bevölkerungselementen war nicht immer leicht aufrecht zu erhalten, und aus meiner Tätigkeit in Beirut erinnere ich mich gut der Zeit (um 1880), in welcher die Hetzarbeit maronitischer Bischöfe durch den damaligen ausgezeichneten Statthalter Rustem Pascha, einen ergebenen Diener der Regierung, zum Glücke für das Land, mit Gewalt unterdrückt werden konnte. Jüngst hat die Zentralregierung in Stambul die Organisation von 1861 zerbrochen, und der Libanon ist ein Sandschak (oder Liwa, d. h. Regierungsbezirk) wie jedes andere auch. Wir dürfen hoffen, daß er dabei nicht schlechter fährt. Wie die Libanesen werden auch die Zionisten, deren Sache der Verfasser mit Wärme vertritt, ihren Interessen am besten dienen, wenn sie in die guten Elemente der Regierung, die gegenwärtig die Oberhand haben, Vertrauen setzen und ihnen willig Dienst leisten. Sie werden reichlich dafür belohnt werden. Bedingung ist allerdings, daß die Juden, wie in anderen Ländern, so in der Türkei in das herrschende Volkstum aufgehen. Die Verfolgung des spezifisch nationalen Gedankens, wie er sich in der Wiederbelebung der hebräischen Sprache äußert, ist sehr wohl damit zu vereinigen.

Martin Hartmann

Reichsbuchwoche. Zu unserer Notiz in der letzten Nummer sei berichtigend bemerkt, daß die Schriftenreihe des Rhein-Mainischen Verbandes für Volksbildung sich mit der ebenfalls erwähnten Sammlung aus Natur und Geisteswelt des Verlags B. G. Teubner, Leipzig, nicht berührt, die beiden Sammlungen vielmehr unabhängig voneinander bestehen. Zu den deutschen Feld- und Heimatbüchern sei angemerkt, daß sie bei größeren Bezügen zu ermäßigten Preisen zu beziehen sind.

Verantwortlich: Für den redaktionellen Teil Prof. Dr. Karl Hönn, Berlin-Wilmersdorf, Jenaer Str. 9. Für Anzeigen Gustav Klepenheuer, Weimar. Verlag Gustav Klepenheuer, Weimar. Gedruckt in der Hof-Buch- und -Steindruckerei Dietsch & Brückner in Weimar.

Digitized by Google

Deutsche Politik

Wochenschrift für Welt- und Kultur-Politik

Herausgeber

Ernst Jäckh · Paul Rohrbach · Philipp Stein

Inhalt:

Stein, Kriegsernährungsamt und Kriegsgesellschaften . . 1025
Rohrbach, Drei Fragen an Sir Edward Grey 1034
Wechßler, Französische Volksart 1041
Niemeyer, Die völkerrechtliche Lage der Alandsinseln . . . 1049
Notizen 1054
Literatur 1062

Preis 30 Pfennig

1. Jahrgang | 9. Juni 1916 | Heft 24

Digitized by Google

Rottweiler

Jagdpatron

Rottweiler rauchlose
Scheibenpulver „P
für Bleigeschosse

Vereinigte Köln-Rottweil
Pulverfabriken Berlin NW

Digitized by Google

1. Jahrgang • 9. Juni 1916 • Heft 24

Deutsche Politik

Wochenschrift für deutsche Welt- und Kulturpolitik

Herausgeber:

Ernst Jäckh • Paul Rohrbach • Philipp Stein

Kriegsernährungsamt und Kriegsgesellschaften

Von Prof. Philipp Stein

Der Ruf nach einem Lebensmitteldiktator hat seine Erfüllung gefunden in zwei Verordnungen vom 22. Mai 1916. Die eine, vom Bundesrat ausgehend, ermächtigt den Reichskanzler, „die im deutschen Reich vorhandenen Lebensmittel sowie Rohstoffe und andere Gegenstände, die zur Lebensmittelversorgung erforderlich sind, für die Ernährung des Volkes in Anspruch zu nehmen"; „in gleicher Weise auch über Futtermittel und Rohstoffe, die zur Viehversorgung erforderlich sind, zur Ernährung von Nutztieren zu verfügen". Der Reichskanzler kann „die erforderlichen Bestimmungen treffen, den Verkehr wie den Verbrauch regeln, Bestimmungen über Preise treffen". „In dringenden Fällen kann er die Landesbehörden unmittelbar mit Anweisungen versehen." Die vom Bundesrat erlassenen Verordnungen bleiben in Kraft, jedoch kann der Reichskanzler „in dringenden Fällen Abänderungen treffen", hat sie aber „unverzüglich dem Bundesrat vorzulegen". Der Reichskanzler kann die ihm übertragenen Befugnisse zur Sicherung der Volksernährung im ganzen Umfange oder teilweise durch eine ihm unterstellte Behörde ausüben lassen. Von diesem Recht Gebrauch machend, hat der Reichskanzler in der zweiten Verordnung die Wahrnehmung der ihm zur Sicherung der Volksernährung zustehenden Befugnisse einer neuen Behörde, dem Kriegsernährungsamt übertragen.

Das Kriegsernährungsamt besteht aus dem Vorsitzenden und 6—8 Vorstandsmitgliedern. Der Vorsitzende mit der Amtsbezeichnung Präsident ist der verantwortliche Leiter und Vertreter des Kriegsernährungsamtes.

Digitized by Google

Die anderen Vorstandsmitglieder sind seine Berater, die er bei „wichtigen Fragen" vorher zu hören hat. Dem Kriegsernährungsamt soll ein Beirat von Vertretern der Reichs- und Landesregierungen, der Kriegsstellen und Kriegsgesellschaften und andere Sachverständige, männlichen und weiblichen Geschlechts, beigegeben sein. In „grundsätzlichen Fragen" ist der Beirat zu hören.

Übersetzt man den Inhalt der Bekanntmachung aus der Sprache der Verordnungen in einfaches Deutsch, so hat der Bundesrat dem Reichskanzler in einer Zusammenfassung und Erweiterung der ihm in den vielen seit Kriegsbeginn erlassenen Verordnungen zugewiesenen Befugnisse die Exekutive zur Sicherung der Volksernährung übertragen, ihm weiter die grundsätzlich außerordentlich wichtige und neue Befugnis zuerteilt, unmittelbar die Landesbehörden anzuweisen. Der Bundesrat hat sich aber nach wie vor die „Gesetzgebung" in Lebensmittelsachen vorbehalten.

Der Reichskanzler übt die Kommandogewalt in Lebensmitteldingen aber nicht selbst aus, sondern hat sie dem Präsidenten des Lebensmittelamtes übertragen.

Alles Sehnen und Fühlen des Volkes in staatlichen Dingen findet letztlich in einer Verordnung oder einem Gesetz seine juristische Form und Vollendung und verliert dabei nicht selten an Wucht und Geschlossenheit. So ist in der Bundesratsverordnung, so sehr sie auch die Macht des Reichskanzlers erhöht, ihn in Dingen, die zu den eifersüchtig gewahrten Befugnissen der einzelnen Bundesstaaten gehören, in gewissem Sinn über die Landesregierungen stellt, weder das Wort noch der Inhalt einer Lebensmitteldiktatur zu finden. Ist schon der Kompromiß die Erscheinungsform parlamentarischer Entscheidungen, so ist er es erst recht für die Abmachungen zwischen bundesstaatlichen Regierungen, namentlich wenn es sich um Machterweiterungen der Zentralgewalt handelt.

Ob eine Lebensmitteldiktatur möglich, ob sie erwünscht gewesen wäre? Das sind Doktorfragen, die zu behandeln einmal Gegenstand einer der vielen Dissertationen sein wird, die die wissenschaftliche Nachernte des Krieges bilden werden. Im Krieg gelten allein Tatsachen, mit ihnen hat man sich abzufinden oder zu arbeiten. Wir haben es hier mit der Tatsache zu tun, daß das Kriegsernährungsamt weder eine Diktatur be-

Digitized by Google

deutet noch entwickeln kann. Mit klugem Bedacht hat deshalb auch der Präsident des Kriegsernährungsamtes die Krone des Diktators abgelehnt, er hat ebenso nachdrücklich von einer Überschätzung seiner und seines Amtes Macht, sowohl nach Tempo als auch nach Umfang, gewarnt. Mit Fug und Recht. Wenn der Präsident des Kriegsernährungsamtes sich als Diktator betätigte, das neue Amt als Lebensmittelwohlfahrtsausschuß wirken wollte und in freier Selbstherrlichkeit nach Art des aufgeklärten Absolutismus das Füllhorn der Segnungen auf das deutsche Volk ausschüttelte, so würde sich, so sehr ich auch in dem aufgeklärten Absolutismus die beste und billigste Verwaltungsform erblicke, unsere Lebensmittelversorgung nicht besser, sondern wahrscheinlich noch sprunghafter und stockender vollziehen als heute. Der Konflikte mit den anderen Ämtern, mit den bundesstaatlichen Regierungen und ihrer politischen Nebenwirkungen ganz zu geschweigen.

Das neue Amt hat ohne Diktatur, auch in seinem aus dem Kompromiß geborenen, mit Klauseln umgebenen Amtsinhalt ein weites Feld der Betätigung. Um so wirksamer wird es arbeiten, je mehr es, namentlich zunächst sich abseits der Sonne der öffentlichen Gunst und Neugierde halten und unbeobachtet und ungestört von den Wünschen und Anregungen des Tags in sein Arbeitsgebiet einarbeiten, den ganzen Verwaltungsapparat einrichten und einspielen kann. Wenn ein neues Amt eine Schonzeit verlangen darf, so das Kriegsernährungsamt, denn noch größer als das ihm zugeschriebene Maß der Verantwortung ist der ihm von der Öffentlichkeit zuerteilte Kredit, und bitter wäre der Rückschlag einer Enttäuschung. Das neue Amt kann um so mehr zunächst sich auf das sachliche stille Einarbeiten und planvolle Vorbereiten beschränken, als wir über den schwierigsten Zeitpunkt hinüber sind, als für es die beiden besten Bundesgenossen: das Wetter und die Zeit arbeiten. Alle Erfahrungen früherer Jahre, alle Zeichen der letzten Wochen und Tage weisen darauf hin, daß, so knapp es auch noch mit einzelnen Lebensmitteln bestellt ist, trotz mancher Pressungen und Störungen der Lebensmittelzufuhr vornehmlich in den Industriegegenden, wir die härteste Zeit überwunden haben. Wir müssen noch sparsam mit der Verwertung der Reste unseres letzten Erntejahres insbesondere mit Kartoffeln sein, aber jeder weitere Tag vermehrt die Anfuhr der Ernte des neuen Jahres und bringt uns — was nicht un-

Digitized by Google

wesentlich ist — dem Ende der Übergangszeit und der Kinderkrankheiten, den in den letzten Monaten geschaffenen neuen Reichsstellen und Zentralisationen näher.

Als Delegierten des Deutschen Städtetags bei der Zentral-Einkaufs-Gesellschaft führen mich seit November vorigen Jahres meine Wege immer wieder durch Deutschland, erlebe ich die Sorgen und Beschwernisse der vielen deutschen Groß- und Kleinstädte, vieler Landkreise und Landgemeinden mit, kann ich die Nerven anspannende Arbeit unserer Bürgermeister und Landräte, dieser Feldoffiziere der „Heimarmee", häufig aus unmittelbarer Nähe verfolgen — alle Erfahrungen im Wechsel des Neben- und Nacheinander von gutem, mäßigem und schlechtem Versorgtsein der einzelnen Gemeinden und Kreise haben bei nüchterner Bewertung des Notwendigen und Möglichen, auch in den schlimmsten Wochen des April und Mai, die Gewißheit verstärkt, wir kommen, auch mit den knappesten Lebensmitteln, durch. Einer unserer schlimmsten Gegner ist Angst — und zwar oben sowohl wie unten. Der Gegenstand der Angst hat gewechselt — den Schweinen folgte die Kartoffel, ihnen wieder die Schweine, dann kam das Getreide an die Reihe, schließlich das Fleisch — wieder die Kartoffel, — wir haben uns unsere Lebensmittelversorgung zu einem beträchtlichen Teil so schwer gemacht, weil wir sie zu schwer genommen haben. Eine der wichtigsten Aufgaben des Kriegsernährungsamtes wird sein, diese Stimmungsentlastung anzubahnen, sie zu verstärken durch Zusammenfassung, Abgleichung und Vereinfachung der behördlichen Maßnahmen wie durch Aufklärung über Stand, Umfang und Wirkung unserer Lebensmittelversorgung. Kriegszeiten sind gleich den Revolutionszeiten Perioden höchster Fruchtbarkeit behördlicher Verordnungstätigkeit. Allein schon eine Kodifikation der sämtlichen Verordnungen wäre ein Verdienst und ein Erfolg, wichtiger und wesentlicher freilich noch die Abgleichung und Vereinheitlichung und Vereinfachung der Verordnungen.

Die Aufklärungsarbeit ist eine der heikelsten und schwierigsten Kapitel unserer Kriegswirtschaftsgeschichte. Von Anfang an hat es im großen und ganzen an dem rechten Zusammenarbeiten zwischen Presse, Behörden und Kriegsgesellschaften gefehlt. Die Schuldfrage zu erörtern ist hier nicht der Platz. Es ist aber ein schwerer Schaden für unsere Lebensmittelversorgung

Digitized by Google

gewesen, daß die Fühlung zwischen Behörden, Kriegszentralen und der Presse so gering war und noch ist, und dieser Umstand fällt um so mehr ins Gewicht, als die Ernährungsfrage nahezu das einzige zensurfreie Gebiet ist. Kunst und Gabe, mit der Presse zusammen zu arbeiten, ist in Deutschland noch selten — nicht nur bei den Beamten. Auch viele unserer Kaufleute und Industriellen stehen der Presse hilf- und ratlos gegenüber. Im Krieg kam die Sorge und die Scheu hinzu, durch Nachrichten und Aufsätze in der Presse uns im feindlichen und neutralen Ausland zu schaden. Der Schaden ist aber sicherlich viel größer gewesen, daß in den Erörterungen und Schlüssen der Presse das Tatsachenmaterial der Kriegszentralen gefehlt hat. Die Scheu ist zudem um so weniger begründet, als das feindliche Ausland unsere Verhältnisse merkwürdig gut kennt, und als wir — auch in den knappen Zeiten — nichts zu verbergen brauchten. Wie in militärischen Dingen, so konnten und können wir in unserer Kriegswirtschaft die Tatsachen öffentlich reden lassen, was nicht nur eine männlichere, sondern meist auch eine klügere Methode ist.

Bei allen Fehlern und Mängeln, bei allen Menschlichkeiten stellen Arbeit und Leistung unserer meisten kriegswirtschaftlichen Organisationen — Ausnahmen zugegeben — einen Ruhmestitel unseres Volkes dar, das kann ich aussprechen, da ich den Betrieb einer der meistbefehdeten Kriegsgesellschaften aus nächster Nähe kenne, und das darf ich aussprechen, da ich als Außenstehender und Unverantwortlicher keinen Anteil an dem Lob oder an dem Tadel habe.

Für die wichtigsten Massennahrungsmittel ist die Organisation der Kriegszentralen — zum Teil ist freilich dieser Fortschritt erst in dem letzten Halbjahr erzielt worden — dezentralistisch ausgebaut worden. Landeszentralen oder provinzielle Stellen oder Gesellschaften stehen neben oder unter den Reichszentralen. Auch hier tritt das Kriegsernährungsamt in einer Zeit des vollendeten oder des sich vollziehenden Ausbaues der Organisation ins Leben. Bereits hat sich für einzelne Landesteile die Zusammenfassung der Aufgaben der verschiedenen Reichszentralen in den Landeszentralen oder Provinzialgesellschaften angebahnt, und damit sind der Entwickelung neue Ziele gesetzt, die Landeszentralen oder die Provinzialgesellschaften zu Vermittlern zwischen den sämtlichen Reichszentralen und den örtlichen Behörden der Kreise und der Gemeinden zu entwickeln.

Digitized by Google

Der organisatorische Bau unserer Lebensmittelversorgung ist in seinen grundsätzlichen Formen bereits entweder vollzogen oder wenigstens klar vorgezeichnet, doch vom Organisieren allein ist noch kein Mensch satt geworden. Die Organisation ist nur Mittel zum Zweck der reichlichen, zum mindesten aber der gerechteren Lebensmittelversorgung. Wie steht es damit? Wir müssen hier unterscheiden zwischen den Zentralen, die einheimische Lebensmittel bewirtschaften, wie der Reichsgetreidestelle, der Reichskartoffelstelle, der Reichszuckerstelle und, wenigstens für den größten Teil ihrer Mengen, der Reichsfleischstelle und denen, die Auslandgut einführen und bewirtschaften. Hier steht die Zentral-Einkaufs-Gesellschaft an erster Stelle, neben ihr der Kriegsausschuß für Kaffee, Tee und deren Ersatzstoffe, die Kriegskakaogesellschaft und, mit Teilen seiner Mengen, der Kriegsausschuß für tierische und pflanzliche Öle und Fette.

Die einheimische Produktion zu regeln, haben wir nur zu einem geringeren Teil in der Hand; Zwangsmittel, an die manche denken, versagen in der Praxis. Durch Rat und Tat, durch Förderung und Preisgestaltung kann mittelbar eingewirkt werden, im wesentlichen müssen wir und können wir, wie unsere Feldbestellung zeigt, unseren Landwirten, den Großgrundbesitzern wie den Bauern, vertrauen.

Das Ernteerträgnis hängt von der Düngung, der Bestellung und von dem großen Unbekannten, dem Wetter, ab. Im Frieden konnten wir unser Brotgetreide nahezu vollständig erzeugen. Abhängig vom Ausland waren wir in Futtermitteln. Eine Veröffentlichung der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" vom 24. Mai hat auch dem Außenstehenden verkündet, daß das Jahr 1915 eine schlimme Mißernte uns gebracht hatte, die vor allem unsere schwächste Stelle, die Futtermittel, Hafer und Gerste, Heu, betraf. Nur zum Teil wurde der Verlust ausgeglichen durch die überreiche Kartoffelernte. Trotz der schlechten Futtermittelernte haben unsere Bauern, was für jeden Kenner der bäuerlichen Psyche feststand, ihr Vieh zum erheblichsten Teil durch den Winter durchgehalten. Den starken Rückgang in der Zahl der Schweine verdanken wir dem stillen Schweinemord, den wir uns im letzten Winter durch falsche Festsetzung der Höchstpreise und andere Maßregeln geleistet haben, weniger der Futterknappheit. Wie die neue Ernte ausfallen wird, wissen wir nicht. Daß sie schlechter werden wird als die von 1915, ist unwahrscheinlich. Sind wir also im Erntejahr

Digitized by Google

1915/16 trotz der Erhöhung der Brotration bei Mißernte durchgekommen, so werden wir und unser Vieh im Erntejahr 1916/17 erst recht durchkommen. Hinzu kommt die Einfuhr. Die Zentralisation der Einfuhr durch die Zentral-Einkaufs-Gesellschaft hat entgegen der Befürchtungen keinen Rückgang gebracht. Die Getreideabteilung hat, nachdem erst einmal durch die Siege unserer Truppen in Serbien die Balkanstraßen und die Donau frei, durch die glänzende Leistung unserer technischen Truppen die Transportwege ausgebaut worden waren, die Einfuhr weit über Erwarten der Sachverständigen und weit über die Leistungen des Handels in früheren Jahren gesteigert. In den Monaten September—Dezember 1915 betrug die Gesamteinfuhr an rumänischem Getreide nach Deutschland 150 000 Tonnen. Diese Ziffer wurde bereits als Monatsleistung im Februar erreicht, in den folgenden Monaten wesentlich gesteigert, bis Ende März betrug die Gesamtleistung bereits $^3/_4$ Millionen Tonnen.

In bezug auf Kartoffeln werden wir, da die straffe Zentralisation der gesamten Kartoffelversorgung viel zu spät eingesetzt hat, noch bis in die Tage der neuen Ernte mit örtlichen Schwierigkeiten im einzelnen zu tun haben; das wird für einzelne Stadt- und Kreisverwaltungen Mühen, Sorgen und Ärger kosten; eine Gefahr ist aber nicht vorhanden. Der Zucker bietet das gleiche Bild. Trotzdem wir Haupterzeugungsland sind, haben uns verfehlte Maßnahmen und zu spätes Eingreifen in Schwierigkeiten gebracht, ist namentlich bei Zucker die Verzettelung der Vorräte in unkontrollierbaren privaten Lagern soweit gekommen, daß wir an Zuckerknappheit, aber nicht an Zuckernot leiden.

Bei Fleisch sind wir nicht ausschließlich auf die einheimische Erzeugung angewiesen, aber bei dem starken Bedarf des Heeres müssen wir an sich schon eine sparsame Wirtschaft führen. Wichtiger noch ist, daß unser Vieh durchweg geringer gewichtig ist, daß weniger schlachtreife Tiere vorhanden sind. Zum andern haben die Viehhandelsverbände nur zu einem Teil richtig funktioniert. Für die nächsten Monate ist mit einer Besserung der Fleischversorgung nicht zu rechnen, angesichts der Wahrscheinlichkeit einer guten Futtermittelernte wäre es eine Kapitalverschwendung, wenn man jetzt über die Schlachtreife hinaus Vieh schlachten wollte. Wir müssen uns für die nächsten Monate auf vegetarische Nahrung einrichten. Denn was

Digitized by Google

wir an Vorräten an Gefrierfleisch und Konserven besitzen, ist eine nicht unwichtige Erleichterung, aber auch nicht mehr.

Es bleibt nur noch das weite Gebiet der Lebensmittel, die wir entweder ganz oder zum wesentlichen Teile aus dem Ausland einführen.

An erster Stelle stehen hier die Fette und Öle, die wir im Frieden in großen Mengen zum unmittelbaren Gebrauch oder zur Herstellung von Margarine und Pflanzenfetten eingeführt hatten. Die Einfuhr der meisten von ihnen hat ganz aufgehört oder macht nur noch geringe Mengen aus. Butter ist heute das Fett geworden. Im Frieden betrug unsere einheimische Buttererzeugung nicht ganz das Siebenfache der Einfuhr, im Krieg ist die Einfuhr, auch nach der Zentralisation, stetig gestiegen, die einheimische Erzeugung zurückgegangen. Die ungleichmäßige Verteilung der Butter, die geringe zur Verteilung stehende Menge rührt zum wesentlichen Teil daher, daß mit der Festsetzung der Höchstpreise die einheimische Butter aus dem geregelten Marktverkehr verschwunden ist, daß den öffentlichen Verteilungsstellen an einheimischer Butter nur ganz geringe Mengen zur Verfügung stehen. Wohl sind 15 Prozent der Buttererzeugung der Molkereien von 500 000 l Milch Jahresumsatz der Beschlagnahme unterworfen, doch steht diese Menge erheblich hinter der für die Zivilbevölkerung zur Verfügung stehenden Auslandbutter zurück. Die Butterfrage verlangt, allein schon wegen der Bedeutung der Fettknappheit, dringende und umfassende Regelung, um so dringender, weil die jetzige Zeit höchster Buttererzeugung den Umbau des Systems wie die Anlegung von Reserven für die Wintermonate begünstigt.

Wir haben heute in einzelnen Gegenden im Verhältnis zu anderen Butterüberfluß, wir haben heute bereits in einzelnen Teilen und werden im allgemeinen in den nächsten Wochen reichlicher Milch haben. Diese Zeit müssen wir nützen, die Überschüsse an Butter und Milch, wenn möglich, in die öffentliche Hand, zum mindesten aber unter öffentliche Kontrolle zu bringen, um gleichzeitig unsere Butterverteilung einheitlich zu organisieren und für den Winter vorzusorgen. Für die Butter weist das Bodensystem den Weg: Zusammenfassung der Buttererzeugung innerhalb größerer, leistungsfähiger Bezirke im Weg der Ablieferungspflicht und des Aufkaufs zugunsten der öffentlichen Verteilungsstellen. Wir müssen zum anderen, soweit es mit den Interessen der Kinder und Kranken verträg-

Digitized by Google

lich ist, Vollmilch als Trinkmilch ausschließen und müssen letzten Endes sorgen, daß die Neuproduktion an kondensierter und Trockenmilch zur Vorratansammlung für den Winter benutzt wird. Die Kontingentierung der Milchindustrie ist durch die Belieferung von Zucker und Blechen auf Grund behördlicher Zuteilung möglich und leicht durchzuführen. Mit Käse steht es wie mit der Butter. Mit der Festsetzung der Höchstpreise ist der einheimische Käse aus dem geregelten Markt verschwunden. Der Auslandkäse ist an seine Stelle getreten und ist zugleich im weitesten Umfang Ersatznahrungsmittel für Fleisch und Wurst geworden. Auch bei Käse hat die Zentralisierung der ausländischen Einfuhr die Zufuhren nicht eingeschränkt. Nach vorübergehenden Stockungen ist zurzeit Käse in ausreichenden Mengen vorhanden.

Ungünstiger steht es mit der Eierversorgung. Die Erzeugung des neutralen Auslandes reicht nicht aus, den Ausfall der Friedenszufuhren aus Rußland und die Minderung der Zufuhren aus Österreich-Ungarn auszugleichen; trotz starker Steigerung der ausländischen Zufuhr, die auch bei Eiern durch die Zentralisierung nicht unterbrochen worden ist, ist eine einigermaßen volle Befriedigung des durch die Fleischrationierung weiter angewachsenen und sich noch weiter vergrößernden Bedarfs zu decken. Die Zusammenfassung der inländischen Eiererzeugung, die Rationierung des Eierverbrauchs, für die beides süddeutsche Staaten die noch entwickelungsfähige Muster zeigen, sind Aufgaben der nächsten Zukunft.

Bei Überschauen des Gesamtbildes unserer Lebensmittelversorgung: Einheimische Erzeugung, ausländische Zufuhr, Organisation des Einkaufs und der Verteilung, komme ich bei nüchternem Vergleich der ungünstigen und günstigen Momente zu dem Ergebnis, daß wir, wenn wir auch jetzt im Vergleich zu dem Vorjahr knapper und noch teurer leben, wir über den schlimmsten Punkt der Übergangszeit der Vorräte wie der Organisationen hinüber sind und daß wir im Winter in einigen der wichtigsten Nahrungsmittel besser, in den anderen voraussichtlich nicht schlechter versorgt sein werden wie im Vorjahr. Sollte noch ein dritter Kriegswinter kommen, so wird er uns besser ausgerüstet finden.

Digitized by Google

Drei Fragen an Sir Edward Grey

Von Dr. Paul Rohrbach

Zu den unmanierlichen Angriffen, die Grey am 24. Mai gegen den Reichskanzler gerichtet hat, liegt jetzt der englische Text der Greyschen Rede in der „Times" vor, und außerdem die Antwort des früheren englischen Botschafters in Petersburg Nicolson:

Grey hat im Originaltext folgendes gesagt:

„Die Anklage, daß unsere Haltung bei den Verhandlungen über Bosnien kriegerisch gewesen sei, ist eine Lüge erster Klasse .... Ich nehme an, daß diese neue Lüge dem deutschen Kanzler aus dem Laboratorium geliefert worden ist, das irgendwo in der deutschen Diplomatie ständig an der Arbeit ist, solche Dinge hervorzubringen."

Wir wissen jetzt, daß der deutsche Kanzler u. a. seine Auffassung der englischen Haltung auf die Berichte des deutschen Botschafters in Petersburg stützte. Die Anklage Greys richtet sich demnach nicht mehr gegen irgendein dunkles Laboratorium, sondern direkt gegen den Grafen Pourtalès; und hier, wo sie gepackt werden kann, ist sie nachweislich falsch.

Das schlagendste Zeugnis gegen die Greysche Beschuldigung hat Sir Arthur Nicolson geliefert: Der damalige englische Botschafter in Petersburg hat selbst zugegeben, daß er in Petersburg in dem Rufe stand, zur Verschärfung der Krisis in antideutschem Sinne beigetragen zu haben. Das ist ein indirektes Eingeständnis, daß dieser Ruf nicht unbegründet war; denn was hätte dem Botschafter wohl leichter werden können, als die Auffassung, er hätte Öl ins Feuer gegossen, gründlich zu zerstören?

Grey könnte einwenden, daß er von seinem Botschafter düpiert worden sei, und er könnte diesen Einwand vielleicht damit stützen, daß er ja auch in den „kritischen 12 Tagen" im Juli—August 1914 die allermangelhaftesten Vorstellungen davon hatte, was in Petersburg vorging. Das alles ist aber für diesen Fall gleichgültig. Grey muß nach dem Geständnis Nicolsons heute wissen, daß unser Botschafter in gutem Glauben berichtet hat, und durchaus dazu berechtigt und verpflichtet war. Selbst also, wenn Grey noch weiter die Fiktion aufrecht erhalten will, als sei Nicolson während der bosnischen Krisis als Freund des Friedens tätig gewesen, so müßte es ihm jetzt doch klar sein, daß er dem Grafen Pourtalès unrecht getan hat. Also, erste Frage:

Digitized by Google

Wird er daraus die Konsequenz ziehen, die für einen Gentleman selbstverständlich ist, und sich bei dem deutschen Botschafter entschuldigen?

Wir haben noch eine zweite schwerwiegende Frage, die schon seit längerer Zeit und in verschiedenen Ländern immer wieder an Grey gerichtet worden ist, auf die er aber bisher noch keine Antwort gefunden zu haben scheint. Er weiß nur auf seinen alten Ladenhüter zurückzukommen: warum Deutschland vor Ausbruch des Krieges nicht auf die vorgeschlagene Konferenz gegangen sei! Darauf ist von deutscher und österreichischer Seite wiederholt ausgeführt worden, daß es für uns unmöglich war, während die russische Mobilmachung fortdauerte und uns lebensgefährlich bedrohte, an einem Konferenztisch Platz zu nehmen. Vielleicht hindert die insulare Befangenheit Grey auch heute noch an der Erkenntnis der Konsequenzen, die Deutschland in solchen Augenblicken aus seiner geographischen Lage ziehen muß, und auf die sein eigener Botschafter in Petersburg am 25. Juli 1915 Ssasonow hingewiesen hatte. Mindestens aber konnte er sich doch sagen, daß der Ausgang der Konferenz zweifelhaft war, und daß sich während der Konferenz die Chancen Deutschlands und Österreich-Ungarns verschlechtert, diejenigen der Gegner aber verbessert haben würden. Wenn er ehrlich und entschieden den Frieden wollte, so besaß er ein vollkommen unfehlbares Mittel, ihn zu erhalten. Er brauchte nur in Petersburg diejenigen Worte sprechen zu lassen, die der deutsche Reichskanzler am 30. Juli 1914 in Wien tatsächlich sprechen ließ: ‚Wir weigern uns, in einen Weltbrand hineingerissen zu werden, dadurch daß unser Verbündeter unseren Rat mißachtet.‘ Der damalige englische Botschafter hätte nur seine deutliche Warnung vor unvermeidlichen Folgen der russischen Mobilisation als Bedingung zu formulieren und zu sagen nötig gehabt: ‚Wenn Ihr mit dem Mobilmachen fortfahrt, so werden wir neutral bleiben.‘ Also zweite Frage:

Warum hat Grey das unfehlbare Machtmittel zur Erhaltung des Friedens, das in seiner Hand lag, kein einziges Mal während der kritischen Zeit gebraucht?

Warum hat er nicht ein einziges Mal Rußland mit der englischen Neutralität bedroht, falls es Englands Rat mißachtete, sowie er uns tatsächlich mit dem Kriege bedroht hat?

Digitized by Google

Warum hat er geschwiegen, als ein Wort vom ihm der Welt die zweite Sintflut ersparen konnte?

Für die dritte Frage müssen wir weiter ausholen und auf ein Interview unseres Staatssekretärs des Auswärtigen mit dem amerikanischen Journalisten Raymond Swing von der „Chicago Daily News" zurückkommen. Dieses Interview, obwohl es schon am 19. Mai in der englischen Presse bekannt wurde, ist seitdem noch mehrfach in England erörtert worden, weil es in der Tat die englische Politik an einem höchst empfindlichen Punkte trifft. Dies geht schon aus dem einleitenden Satz hervor, mit dem „Manchester Guardian" das Interview bringt:

„Die deutsche Regierung hat ihre zweite Karte in dem Spiel aufgedeckt, das die Blockade der Alliierten niederzureißen bezweckt."

Hiernach fährt der „Manchester Guardian" fort:

„Die deutsche Regierung hat eine frische Fährte aufgenommen. Sie macht geltend, daß die britische Blockade als Repressalie gegen den Unterseehandelskrieg eingeführt worden sei. Dieser, erklärt sie, habe in der beanstandeten Form aufgehört. Müßte nicht die britische Blockade ebenfalls aufhören?"

Da das Swingsche Interview in der deutschen Presse nur recht meist unvollständig bekannt geworden ist und wir uns noch weiterhin mit Englands moralischen Verlegenheiten in der Blockadefrage zu beschäftigen gedenken, so geben wir es zunächst im Wortlaut wieder:

Frage: Sollte man in Amerika den Unterseekrieg in seiner früheren Handhabung als Repressalie gegen die Blockade betrachten oder die Blockade als Repressalienkrieg gegen das Unterseeboot, wie die Engländer es geltend machen?

Antwort: Es gibt eine Methode, um zu bestimmen, ob Maßnahmen beanspruchen dürfen, als Repressalie angesehen zu werden, und diese besteht darin, den Prüfstein der Priorität anzuwenden. („Wer hat angefangen?") Doch wird diese Methode durch die Frage kompliziert, ob die Ankündigung durch Minister schon als der Beginn einer neuen Art der Kriegführung gelten soll oder nicht. Es ist eine Untersuchung, die ich vorläufig beiseite lassen will: Ich vertraue dem Urteilsspruch der Geschichte, wenn einmal alles Beweismaterial gesammelt und geprüft worden ist.

Aber es gibt eine zweite Methode. Das Wort ‚Repressalie' ist hier der Prüfstein. Es enthält implizite ein Versprechen, daß mit der Abstellung des Übels, gegen das die Repressalie ergriffen worden ist, die Repressalie sofort aufhört. Diese unausgesprochene Zusage hat im militärischen Verhalten während des Krieges unbestrittene Geltung. Z. B. hatte man in Morbihan in Frankreich die deutschen Gefangenen in ungeheizten und nicht beleuchteten Räumen untergebracht. Als Repressalie wurde bestimmt, daß die französischen Gefangenen in Friedrichs-

Digitized by Google

felde bei Wesel derselben Behandlung drei Wochen lang unterworfen wurden. Ich freue mich, sagen zu können, daß die Zustände in Morbihan nach drei Wochen in Ordnung gebracht wurden und die Gefangenen in Wesel wieder ihre Wärme und ihr Licht erhielten ...

Diese Beispiele stellen das Axiom klar heraus: Wenn Repressalien, nachdem das Übel abgestellt ist, gegen das sie gerichtet waren, fortgesetzt werden, so hören sie auf, Repressalien zu sein, und werden Greueltaten. Gilt dieser Grundsatz als selbstverständlich in Fällen, wo es sich nur um Angehörige der organisierten militärischen Macht handelt, wie einleuchtend ist dann erst seine Wahrheit, wenn durch die Repressalien Nichtkämpfer und Neutrale in Mitleidenschaft gezogen werden!

Aber außer der unausgesprochenen Zusage, die im Worte ‚Repressalien' enthalten ist, besitzen wir glücklicherweise ausdrückliche Versprechungen, nicht nur von unserer Regierung, sondern ebensowohl von der britischen. In seinem Memorandum an die Vereinigten Staaten im Zusammenhang mit dem Wilhelmina-Fall, vom 19. Februar 1915 datiert, sagt Sir Edward Grey:

„Angesichts dieser Lage betrachtet es die Regierung Sr. Majestät für gänzlich unvernünftig, von Großbritannien und seinen Alliierten zu verlangen, sich auf unbestimmte Zeit zu ihrem ernstlichen Schaden an Grundsätze gebunden zu halten, deren Gerechtigkeit sie anerkennen, wenn sie unparteiisch zwischen den Kriegführenden beobachtet werden, die aber im jetzigen Augenblick von ihrem Feinde offen mißachtet werden. Sollte sich deshalb im weiteren Verlauf Sr. Majestät Regierung genötigt sehen, Nahrungsmittel als absolute Konterbande zu erklären oder andere Maßregeln zur Störung des deutschen Handels als Repressalie eintreten zu lassen, so vertraut sie darauf, daß eine solche Handlungsweise seitens der neutralen Staaten nicht durch Berufung auf die Gesetze und Gebräuche des Krieges angegriffen werden wird, deren Gültigkeit darauf beruht, daß sie einen integrierenden Bestandteil des Systems internationalen Rechts bilden, das als Ganzes mißachten zu dürfen der Feind sich offen rühmt — solange die neutralen Staaten die deutsche Regierung nicht zwingen können, Methoden der Kriegführung aufzugeben, die man in der jüngsten Geschichte nicht als durch Gesetz oder durch Menschlichkeitsgründe sanktioniert angesehen hat."

Drei Tage zuvor, am 16. Februar 1915, bei Gelegenheit der deutschen Note an die Vereinigten Staaten, die von der Erklärung der Kriegszone rund um England handelte, hatte ich gesagt:

„Sollte es der amerikanischen Regierung vermöge des Gewichts, das sie in die Wagschale der Geschicke der Völker zu legen berechtigt und imstande ist, in letzter Stunde noch gelingen, die Gründe zu beseitigen, die der deutschen Regierung jenes Vorgehen zur gebieterischen Pflicht machen, — sollte die amerikanische Regierung insbesondere einen Weg finden, die Beachtung der Londoner Seekriegsrechtserklärung auch von seiten der mit Deutschland kriegführenden Mächte zu erreichen und Deutschland dadurch die legitime Zufuhr von Lebensmitteln

Digitized by Google

und industriellen Rohstoffen zu ermöglichen, so würde die deutsche Regierung hierin ein nicht hoch genug anzuschlagendes Verdienst um die humanere Gestaltung der Kriegführung anerkennen und auf der also geschaffenen neuen Sachlage gern die Folgerungen ziehen."

Diese beiden Erklärungen kommen Bürgschaften gleich seitens Sir Edward Greys und meinerseits, daß unsere beiden Regierungen die Handlungsweise befolgen würden, die sich logisch ergeben müßte, wenn das Wort Repressalien im guten Glauben angewendet wird.

Die Regierung der Vereinigten Staaten machte sofort die Probe auf die bona fides durch gleichlautende Noten an Großbritannien und Deutschland, vom 22. Februar 1915 datiert. Sie schlug vor, daß Nahrungsmittel nicht zur absoluten Konterbande gemacht werden sollten, daß die britischen Behörden Schiffsladungen solcher Waren weder zerstören noch anhalten sollten, und daß die Unterseeboote keiner Regierung Handelsschiffe irgendeiner Nationalität zu anderen Zwecken angreifen dürften, als zu dem der Anhaltung und Durchsuchung. Ich muß zugeben, daß ich damals Hoffnung hatte, dieser amerikanische Vorschlag würde den Knoten der Repressalien zerhauen, der die unvermeidliche Tendenz hat, immer fester und unlöslicher zu werden. Die Annahme des amerikanischen Vorschlages wäre ein großer Schritt vorwärts auf dem Wege zur Verwirklichung der Freiheit der Meere gewesen. Es ist wahr, daß unsere gemeinsamen Bemühungen auf der Haager Konferenz in der Theorie weiter gingen, als die amerikanische Note vom 22. Februar, aber die Annahme dieser Vorschläge hätte den praktischen Vorteil erzielt, Kriegführende mitten während des Krieges zu zwingen, militärischen Nutzen der Rücksicht auf Grundsätze der Menschlichkeit zum Opfer zu bringen.

Deutschland nahm im Prinzip diese Vorschläge am 28. Februar 1915 an, Großbritannien lehnte am 15. März ab. Die Vereinigten Staaten hatten die Probe auf den guten Glauben angestellt, und Deutschlands Stellung einwandfrei gefunden. Die Stellung der Briten enthüllte sich vielleicht in den aufrichtigen Darlegungen des „Manchester Guardian" (Kriegsgeschichte vom 22. Dezember 1915), in der es heißt:

„Hätte sich Deutschland in seiner Führung innerhalb der gesetzlichen Grenzen gehalten, so wäre unsere Lage eine sehr schwierige geblieben, und es ist zweifelhaft, ob wir uns je aus der Verstrickung durch jene Deklarationen (London, Paris, der Haag) hätten lösen können. Zum Glück für uns, im ganzen gesehen, war Deutschland nicht damit zufrieden, die Dinge so zu lassen, wie sie waren, sondern beschenkte uns durch die Unterseeblockade und durch die Begehung von hunderten von gesetzlosen Akten der Tyrannei mit einer Gelegenheit des Entschlüpfens. Die Kabinettsorders vom März, die den ganzen Ein- und Ausfuhrhandel Deutschlands untersagten, waren der Form nach eine Repressalienmaßnahme gegen Deutschland wegen seiner ungesetzlichen Handlungen. Repressalien sind nicht an gesetzliche Formen gebunden, und die Absicht Mr. Asquiths, als er sie in der ge-

Digitized by Google

wählten Form einführte, war die, unser Land aus den (rechtlichen) Bindungen herauszuschneiden, die den Gebrauch unserer Flottenmacht behinderten. Es war eine kühne Maßregel, und sie gab unserer Marine eine Macht gegenüber dem feindlichen Handel, vergleichbar nur mit unserer Seemacht zur Zeit der napoleonischen Kriege, ehe die Eisenbahnen ganz Europa in ökonomischem Sinne eins machten und Unterseeboote erfunden waren, um eine enge Blockade unmöglich zu machen."

Daß Großbritannien sich nicht im Zweifel befand über den gesetzlichen Status von Nahrungsmitteln in Kriegszeiten, das ist nicht nur von Lord Salisbury während des Burenkrieges klargestellt worden, sondern auch von Sir Edward Grey in der Note an die amerikanische Regierung vom 17. Januar 1915, welche erklärt:

„Was die Beschlagnahme von Nahrungsmitteln angeht, so ist Sr. Majestät Regierung bereit zuzugeben, daß Nahrungsmittel nicht angehalten oder vor ein Prisengericht gebracht werden sollten, ohne die Präsumption, daß sie für kämpfende Streitkräfte oder für eine feindliche Regierung bestimmt sind. Es ist unsere gegenwärtige Absicht, uns an diese Regel zu halten."

Das war vor 14 Monaten. Heute sehen wir uns einer vollständig geklärten Situation gegenüber. Sie weist gewisse Ähnlichkeiten mit der Situation von damals auf, aber mit dem ausschlaggebenden Unterschied: Die deutsche Regierung wünschte zu jener Zeit nicht, ihre damalige Unterseebootpolitik aufzugeben, es sei denn, daß die britische Regierung gleichzeitig darein willigte, sich nach den internationalen Gesetzen zu richten, die vor dem Kriege anerkannt waren. Heute hat der U-Bootkrieg in der Form, die nur Repressalie war, aufgehört zu existieren. Die britische Blockade muß nun vor der ganzen Welt die Probe der Ehrlichkeit und des guten Glaubens bestehen. War es eine Repressalie, als Großbritannien es unternahm, die Leiden des Krieges auf die gesamte nichtkombattante Bevölkerung Deutschlands auszudehnen? War es nichts weiter als eine Repressalie? War Sir Edward Greys in dem Worte Repressalie implizite enthaltene Zusage, sie abzustellen, in gutem Glauben abgegeben? Wenn dem so war, so bedeutet das, daß auch heute noch die Ermächtigung zu Recht besteht, die vor 14 Monaten von der britischen und der deutschen Regierung den Neutralen erteilt worden war, die tatsächliche Beachtung des internationalen Rechts seitens aller Kriegführenden durchzusetzen.

Frage: Ob das Aufgeben des Unterseebootskrieges, soweit die Antwortnote an Amerika es in Aussicht stellt, schließlich als davon abhängig betrachtet werden sollte, daß eine wirksame Aktion unternommen würde, die Beobachtung des internationalen Rechts seitens Großbritanniens durchzusetzen?

Antwort: „Wir haben die Unterseepolitik in dem erwähnten Umfange eingestellt, aber Sie können nicht von uns erwarten, daß wir britische Ungesetzlichkeiten dadurch ermutigen und anregen, daß wir unseren Feinden schriftliche Garantien einer dauernden und unbegrenzten Straflosigkeit geben."

Digitized by Google

In dieser Unterhaltung ist die dritte Frage, die an Grey zu richten ist und auf die er bisher, ebenso wie auf die zweite, die Antwort schuldig geblieben ist, mit allem Nachdruck enthalten. Sie kann so zusammengefaßt werden:

Hatte Grey zu Anfang des Krieges den ernsten Willen, die britische Seemacht in Übereinstimmung mit dem Völkerrecht handhaben zu lassen?

Hat er in gutem Glauben sein ausdrückliches Versprechen an Amerika gegeben, die Ungesetzlichkeiten des britischen Handelskrieges, die er als bloße Vergeltungsmaßregeln begründete, in dem Augenblick abzustellen wo Deutschland den Unterseebootkrieg in der beanstandeten Form einstellte?

Wir erwarten mit Spannung, ob Sir Edward Grey unsere drei Fragen beantworten wird. Gewiß ist es heute schwer, in der Atmosphäre „patriotischer" Unbilligkeit, die heute über der grünen Insel liegt, gerechte und anständige Worte dem Feinde gegenüber zu finden. Vielleicht aber hat die Seeschlacht luftreinigend gewirkt. Man soll nicht eine Beschleunigung des Friedens von unserem weltgeschichtlich bedeutsamen Sieg erwarten, vielleicht aber eine Reinigung des Krieges: Man kann sich schwer vorstellen, daß das englische Volk unter der Leitung von Lord Northcliffe aufs neue jubeln würde, sollte wieder einmal ein feiger englischer Handelskapitän wie der Kapitän des „King Stephen", höhnend an ertrinkenden deutschen Seeleuten vorüber fahren und die Hilflosen ihrem Schicksal überlassen; die beiden Kriegsflotten haben nach der furchtbarsten Schlacht der Weltgeschichte sicher erhöhte Achtung für einander gefühlt. Von beiden Seiten wurde den Schiffbrüchigen nach Kräften Hilfe gespendet. Unser amtlicher Bericht hob ausdrücklich die außerordentliche Tapferkeit der Engländer hervor. Vielleicht werden die heimkehrenden Offiziere und Matrosen der englischen Flotte es nicht gern sehen, daß die „Westminster Gazette", das Organ des Auswärtigen Amts, in jeder Nummer von „Hunnen" spricht, und vielleicht werden sie etwas mehr fair play in der geistigen Haltung gegenüber ihrem Gegner haben wollen.

Dann kann vielleicht auch Sir Edward Grey ruhig, sachlich und manier-

Digitized by Google

lich auf unsere drei Fragen antworten, ohne daß er den Mob zu fürchten braucht, den Lord Northcliffe sich rühmt, sprungbereit an der Leine zu führen.

Französische Volksart

Von Dr. Eduard Wechßler, Marburg a. L.

Der große Geschichtschreiber Graf Tocqueville ließ die berühmte Schilderung seines Volkes in den Worten ausklingen: „Diese glänzendste und gefährlichste unter den Nationen Europas und vor andern dazu geschaffen, nacheinander Bewunderung und Haß, Mitleid und Schrecken hervorzurufen, aber niemals bloße Teilnahmslosigkeit."

Mit wachsendem Erstaunen, ja mit Entsetzen gewahren wir jetzt eben wieder die Ausbrüche des Massenwahns und der Grausamkeit an einem Volke, das sich so gern als echten Erben der griechisch-römischen Geistesbildung fühlt und bezeichnet. Wohin ist die gefeierte Ritterlichkeit gekommen, die jedermann eigene Artigkeit und Höflichkeit, wohin die Klarheit des Denkens, die gepriesene Verstandesschärfe und der überlegene Witz? Hier scheint ein unermeßlicher Abgrund zu gähnen zwischen Bildung und Stimmung, Erziehung und Naturanlagen, Kultur und Temperament.

Die französische Gesittung, deren unersetzlichen Wert kein verständiger Deutscher leugnen wird, ist das Ergebnis eines mehr als zweitausendjährigen Bildungsganges. Viele Völker und deren geistige Führer haben daran mitgewirkt: seit dem 6. Jahrhundert vor Christus, vielleicht schon früher, die gewandten und kunstsinnigen Griechen der Landstriche an der Rhonemündung, dann die zweckvollen, menschenkundigen Römer, hernach Franken und Normannen, beide stark durch staatliche und kriegerische Schöpferkraft; bis zuletzt die zusammenfassende Königsgewalt aus diesen Bildungsstoffen verschiedener Herkunft das Urbild des neueren Franzosen gestaltet hat, auf welches die allerjüngste Generation dort mit Jugendeifer zurücklenken will.

Dagegen hat das französische Temperament dem Wandel der Zeiten und Völker Trotz geboten. Die eigentümlich französische Art des Auffassens und Erlebens ist seit den ältesten Zeugnissen bis heute im Grunde dieselbe geblieben. Hier jedenfalls wirkt ein uraltes Erbe nach, das in Zeit-

Digitized by Google

läuften allgemeiner tiefer Erregung und gemeinsamer Gefahr mit ungeminderter Urkraft wieder emporbricht. Was Julius Cäsar in seinem Gallischen Krieg, was die Griechen Strabon und Diodor in ihren geschichtlich-geographischen Darstellungen von den Galliern erzählen, das gilt in wesentlichen Zügen noch von der überwiegenden und maßgebenden Zahl der heutigen Franzosen. Graf Tocqueville und Alfred Fouillée in Frankreich, Karl Hillebrand und Theodor Mommsen in Deutschland mit andern haben das festgestellt. In der Tat haben wir Grund, die Sehergabe eines Julius Cäsar zu bewundern. Doch wäre es voreilig, gerade die Gallier für dieses Temperament verantwortlich zu machen. Denn wir wissen heute, daß diese keltischen Völkerschaften, als sie im 5. Jahrhundert vor Christus einwanderten und nach ihnen das Land seinen neuen Namen empfing, in der Minderheit waren und mit älteren, dort einheimischen Bevölkerungen leicht und schnell verschmolzen sind. Östlich des Rhoneflusses, vom Meere bis gegen die Schweiz, wohnten die Ligurer, südlich der Garonne die Iberer, von da nordwärts andere Völker; von jenen beiden wissen wir wenig, von den anderen nichts. Überdies ist jenes Temperament, das wir nun einmal gallisch-französisch nennen, weit entfernt, sich mit dem der übrigen Kelten in Irland, Wales und der festländischen Bretagne irgend zu decken. So erscheint denn jene eigentümliche Gemütsanlage als das Erzeugnis uralter Blut- und Völkermischung und muß von der Forschung als eine gegebene Größe hingenommen werden. Indem aber jene Grundeigenschaften sich in der Geschichte des französischen Staats- und Geisteslebens geoffenbart haben, erläutern sie die Vergangenheit dieses früh zur Einheit verwachsenen Volkes, machen seine Gegenwart verständlich und erlauben vielleicht gar den Geschichtschreibern und Staatsmännern einen Ausblick auf seine künftige Entwicklung nach innen und außen.

Seit alters zeichnet sich dieses Volk aus durch die Fähigkeit leichten Auffassens und lebhaften Zufassens. Diese Geschicklichkeit erwies es schon in den Kriegen mit Cäsar durch gewandte Nachahmung römischer Kriegsmittel. Seine Bildungsfähigkeit bewährte sich darin, daß schneller als irgendeine andere Provinz die von Cäsar soeben unterworfene Gallia comata nach zwei Menschenaltern schon sich der griechisch-römischen Bildung bemächtigt hatte. Wo diese aufgeweckte Art in hohem Grade vor-

Digitized by Google

handen ist und in Pflege genommen wird, da erhebt sie sich zu dem Scharfsinn, zu der intelligence und facilité, die der Franzose so gern als erste Gabe seines Volkes rühmt. Ein Scharfsinn freilich, der als wirklich nur anerkennt, was er wahrnehmen kann, und darum das poetische Schauen so gut wie das religiöse Erlebnis als nebelhafte Mystik schmäht und verschmäht. Und da dieses flinke Erfassen in starker Erregbarkeit wurzelt und oft mehr aus einer Art Neugierde als aus sachlicher Teilnahme seine Nahrung zieht, so verführt es oft zum oberflächlichen Urteil oder, wo die Leidenschaft des Gedankens Mutter wird, zur Wahnvorstellung und zur Selbsttäuschung. Kein Zufall wahrlich, daß Frankreichs größter Komiker, Molière, so viele närrische Einbildung auf die Bühne gebracht hat: Sganarelle oder den eingebildeten Hahnrei; Arnolphe oder den eingebildeten Erzieher; Herrn von Pourceaugnac, den eingebildeten Bräutigam; Herrn Jourdain, den eingebildeten Edelmann; Harpagon, den eingebildeten Bettelmann; und endlich Argan, den eingebildeten Kranken. Und wir ahnen jetzt einen tieferen Grund dafür, daß die ältere Kunstlehre in Frankreich die Einbildungskraft hat in Fesseln legen wollen.

Beweglich und vorschnell war dieses Volk von jeher: im Auffassen und Verwerfen, im Anbeten neuer Götter wie im Verbrennen der alten. Nichts ist einem Julius Cäsar so sehr an ihnen aufgefallen wie ihre Sucht nach Neuem (novarum rerum cupidi). Auf nichts tun sie sich heute noch so eifrig etwas zugute, wie auf ihre Eindrucks- und Begeisterungsfähigkeit, ihren élan und essor, ihre fougue und fièvre. Nur in Frankreich konnte der Impressionismus als eine Lehre in Leben und Kunst entdeckt werden; nur hier konnte der Pole Bergson zum Modephilosophen emporsteigen, der die Spannkraft, den élan vital, zu einem festen Grundgedanken aller Lebensweisheit erheben wollte. Des Deutschen Ausdauer und Beharrlichkeit, sein treues Festhalten am Liebgewordenen, seine stæte, erscheinen dem Franzosen mit Notwendigkeit als schwerfällige, dickköpfige, rückständige Geistesart, ja als Beweis seiner Dummheit. Zugleich übersieht er meist mit Willen die Kehrseiten des jähen Stimmungswechsels und der Wandlungsfähigkeit, als da sind die schnelle geistige Ermüdung, der Wankelmut, und die Willkür der Entschließungen; was alles seit den alten Galliern in ihrer Geschichte mehr als einen unheilvollen Bruch mit der Vergangenheit ermöglicht hat.

Digitized by Google

Sobald ihre lebhafte Art etwas als gut und richtig erfaßt hat, vertreten die Franzosen es mit all der Leidenschaftlichkeit, deren sie fähig sind, und verfolgen das Entgegenstehende als Irrlehre und die Andersgesinnten als Irrlehrer, unduldsam bis zum äußersten. Dabei vermögen sie Person und Sache nicht zu trennen, und sind darin die geborenen Parteimenschen. Diesen Bekehrungseifer, den sie gern als esprit de prosélytisme rühmen, steigern sie wohl auch zum Fanatismus und politischen Wahnwitz. Und mit Gewalt drängen sie den Widerstrebenden die Segnungen ihrer Glaubenssätze auf. Seit der Vertreibung der Engländer 1453 bis zu den napoleonischen Kriegen hat ihre Heimat kein stärkeres Feindesheer mehr gesehen. Aber staunend findet der Reisende allenthalben im inneren Frankreich die Trümmer von Kirchen und Klöstern, Burgen, Lustschlössern und staatlichen Gebäuden, oder aber sucht er vergebens nach ihrer Spur. Das Reisebuch bekennt es beschämt oder verschweigt es verschämt, daß während der großen Revolution oder später bei ähnlicher Gelegenheit dieses alles in Flammen aufgegangen ist. Nie hat in einem Volk Europas die Parteiwut solche Opfer gefordert, nirgends ist ein Massenmord unter Mitbürgern und Blutsverwandten angerichtet worden wie während der Bartholomäusnacht und unter der Schreckensherrschaft. Wo eine Einbildung, wo ein falscher Verdacht ihren Parteigeist narrt, da wird aus den sonst so gefälligen und umgänglichen Menschen ein Volk von Tigern: Voltaire hat dieses Wort im Prozesse Calas geprägt. Ein Meuchelmord, den Katharina von Medici gegen den ihr verhaßten Admiral Coligny angestiftet hatte, war mißlungen; entrüstet forderten die Hugenotten die Bestrafung des Schuldigen; das Gerücht ging in Paris, daß die Hugenotten eine Empörung wagen wollten; da befahl Katharina, die tückische Italienerin, die Führer zu beseitigen; aber die Parteiwut der verblendeten Pariser Bürger entbrannte, und allein in der Hauptstadt wurden über 2000 adlige Hugenotten im Schlaf überfallen und ihre Leichen entkleidet auf die Gasse geworfen. Schlimmer noch war's unter der Schreckensherrschaft: Greise und kleine Kinder bestiegen das Schafott. Und aus der jüngsten Gegenwart ist uns die Ermordung von Jaurès noch in frischem Gedenken.

Dieser Bekehrungseifer nährt sich an einer Eigenliebe, die ebenso gegen den eigenen Volksgenossen wie gegen fremde Völker sich behaupten will.

Digitized by Google

Von alters vererbt, vielleicht noch durch Franken- und Normannenblut verstärkt, ist ein starkes Selbstgefühl, das leicht in Zügellosigkeit ausschlägt; eine Selbstgefälligkeit, die sich zur Eitelkeit steigert; ein Ehrgeiz, der in Abenteuerlust mündet; und ein Ehrgefühl, das zur Duellwut entartet. Wie schon der Gallier, fügt sich auch der Franzose nur widerwillig in die Zucht und Ordnung staatlicher Disziplin. Er stürzt jede nachgiebige Regierung, und fügt sich zufrieden nur in die Herrschaft der starken Hand, wo er bewundern und gehorchen muß: dann, wenn sie ihm neuen kriegerischen Ruhm erwirbt. Graf Tocqueville hat es richtig erkannt und zugestanden, daß seine Landsleute im Grunde nicht kriegerisch sind, aber den Krieg als Schaubühne ihrer guten und schlechten Eigenschaften nicht glauben entbehren zu können. À toutes les gloires de la France steht über dem Eingang in das Schlachtenmuseum in Versailles. La Renaissance de l'orgueil français nannte sich eine vor dem Krieg erschienene Kampfschrift, worin als Ruhmestaten des neuesten Frankreich die eigene Kriegslehre und der neue strategische Angriffsplan gegen Deutschland gepriesen werden. Und der in Deutschland geschulte Geschichtschreiber Gabriel Monod konnte es nach dem vorigen Krieg von uns Deutschen lächerlich finden, daß wir den französischen Francs-tireurs aus ihrer Teilnahme am Krieg ein Verbrechen gemacht hatten.

Nichts war dem echten Franzosen von jeher so lästig wie die Ernsthaftigkeit, die Menschen und Dinge stündlich von uns fordern. Unermüdlich setzt seine heitere Laune, seine Lust am Spiel und Spielerischen sich gegen die Langeweile der Umwelt zur Wehr. Seine immer geschliffene Waffe ist ein Spott, der auch am Heiligsten noch etwas zu verlachen findet, aber harmlos nur auf Belustigung ausgeht. Wo wir Deutsche uns sittlich entrüsten, vermag der Franzose zu lachen: Molière zeigt lächerliche Narrheit sogar an einem Tartuffe und einem Don Juan. Wer französische Geistesfreiheit in ihrer Größe schätzen lernen will, der lasse alle ihre Tragödien und Lehrgedichte liegen und vertiefe sich in die kleinen komischen Geschichten und Scherze eines La Fontaine und Voltaire, eines Diderot und Anatole France. Der romantische Weltschmerz eines Chateaubriand war eine völlig unfranzösische Zeitmode, und der kerngesunde Victor Hugo als echter Franzose ganz davon frei. Wir Deutsche mit unserem Ernst, unserer heiligen Sachlichkeit, sind dem Franzosen ganz unverständlich:

Digitized by Google

er spottet über la morgue allemande und schilt uns Pedanten. Aber auch wo er durchaus ernsthaft denkt und handelt, wahrt er sich seine Überlegenheit, indem er die Dinge leichter nimmt als sie sind, und ein heimliches Lächeln, wenn nicht sichtbar die Lippen, so doch unsichtbar seine Gedanken umspielen läßt. Und er empfindet dabei noch nicht etwa das Gefühl des Komischen. Hierin allerdings vermögen wir Deutsche ihm nur mit Anstrengung zu folgen. Seine Verskunst, zu geselligen Zwecken geschaffen, hält sich frei von dem sittlichen Ernst und der Heiligkeit der tiefsten deutschen Dichtung. So bedeutete ihm das Minnelied an die Fürstin eine anmutige Huldigung und feinsinnige Unterhaltung, ohne darum den besseren Dichtern bloßes Getändel zu werden. Zum höfischen Schauspiel wurde sogar der ritterliche Kampf der Waffen in der echt französischen Erfindung des Turniers. Und ein Nachklang aus der Zeit der Turniere mit ihren Kampfregeln hallt uns noch entgegen aus dem Worte revanche. Jener Ruf, der drüben zuerst nach Waterloo und stärker nach Sadowa ertönte, forderte nicht Rache, vielmehr Genugtuung für die verletzte Ehre in einem neuen Waffengang vor den Augen der Welt.

Die Sehnsucht nach Zerstreuung und Belustigung hat den Franzosen zum vollkommensten Gesellschaftsmenschen vorherbestimmt. Erst bei ihm erblühte der aus Rom eingeführte Salon mit seiner aus Spanien entlehnten Etikette zu dem bewunderten Brennpunkt feinsten geistigen Lebens, wo zur Zeit der Renaissance und der Aufklärung die neue Menschheitsbildung zuerst zur Tat geworden ist. Seit Heldensage und Minnesang war alles Schrifttum der Franzosen, wo nicht zur Belehrung, zur geselligen Unterhaltung bestimmt. Der gute französische Schriftsteller führt uns in den geschmackvollen Kreis weltmännischer Frauen und Männer, indes der deutsche Dichter den lehrhaft trockenen Ton des Pastors oder Professors nicht immer ganz verleugnet und uns vom Staube seiner Bücherei zu schlucken gibt. So ungern der einzelne Franzose sich in Zucht und Ordnung des Staates einreiht, so lebhaft verlangt ihn darnach, sich einer Geselligkeit einzugliedern, wo jeder nur sich zu zerstreuen und andern zu gefallen sucht. So konnten sich hier seit dem Mittelalter die großen Hoffeste zur bedeutsamen Staatsangelegenheit erhöhen. Freilich haben schweigsame Denker, wie Alfred de Vigny oder Ernest Renan, unter diesem Zwang zur Geselligkeit oft schwer gelitten und sich wohl gar zu den Trappisten hinweggesehnt.

Digitized by Google

Tief wurzelt im französischen Wesen auch der Hang zum Weibe, der Drang, sich mit ihm zu unterhalten und zu belustigen. Wenn ihn kein Schriftsteller der Alten an den Galliern bemerkt hat, wird das daran liegen, daß solche Dinge erst bei höherer Gesittung, wenn sie die rohesten Äußerungsformen verlassen, auffällig werden. Jedenfalls zeigt sich schon im Minnesang, hernach im Salon, und daneben im Maitressenwesen der Könige und der Großen ein Versuch, in diesem Bedürfnis veredelte Befriedigung zu schaffen.

Der scharfsichtige Stendhal freilich fand die Liebe als große Leidenschaft nur bei den Italienern und spottete über die französische Liebe aus Eitelkeit. Und Gabriel Monod konnte sich 1870 nicht genug über den Anstand wundern, mit dem die deutschen Soldaten den Frauen und Mädchen im eroberten Lande begegneten: „wir hätten es anders gemacht," sagten ihm mehr als einmal die Soldaten seines Volks. Dabei ist es begreiflich, daß diese Umwerbung der Frau durchaus nicht zu einer rechtlichen Höherstellung geführt hat. Davon legt Zeugnis ab der sonst so treffliche Code Napoléon; und die droits de l'homme, die in der Revolution verkündigt wurden, waren nur als die Rechte des Mannes gemeint. Wohl aber hat sich die französische Frau durch ihren gesellschaftlichen Rang oft höhere und gründlichere Bildung erwerben können. Der heutige Durchschnitt französischer Frauen übertrifft den der Männer an Kenntnissen und oft sogar an geschäftlicher Tüchtigkeit. Und eine Wirkung anderer Art gewann weltgeschichtliche Bedeutung. Wo der Sinn für das Neue und ein beweglicher Geschmack sich mit persönlichem Ehrgeiz und Gefallsucht vereinigt, da entstand wie mit Naturnotwendigkeit die Schöpfung der Mode als eine echt französische Entdeckung: der Mode in Kleidung und Haltung, Gebärden und Verkehr, ja im politischen und religiösen Verhalten.

Geselligkeit und Umwerbung der Frau fordern die Pflege des Worts. Schon der Gallier, so wird uns mehrfach bezeugt, schätzte und handhabte das treffende Wort und den zwingenden Satz. Mit Feuer erlernte er alsbald die Künste des griechischen Vortragsmeisters. In Scharen strömten die Druiden, als ihr alter Glaube unterging, in die Schulen des Rhetors. Gallien wurde schnell die vielbesuchte Heimat der Redekunst und berühmter Redekünstler. Und noch heute ist für jeden echten Franzosen das Wort mehr als ein bloßes Zeichen, weit mehr als Schall und Rauch. Ein

Digitized by Google

Victor Hugo glaubt fest an die Zaubergewalt des Wortes: die höchsten Lebenswerte festgebannt und verwirklicht im kraftvollen Wort. Darum ist dort dem Rhetor der Alten als Erzieher der Menge heute der Advokat nachgefolgt, die meisten in Südfrankreich, der alten Griechenheimat, geboren. Ein Advokat konnte den sachkundigen Fachmann sogar aus der Leitung der Heeresverwaltung und des Flugwesens verdrängen. Und mit einem häßlichen Schimpfwort wähnt der Franzose in diesen Tagen den Gegner niederzukämpfen. Nichts davon bei dem deutschen Soldaten: vielleicht das wunderbarste Zeugnis, das deutsche Ruhe und deutsche Sachlichkeit in diesem Kriege abgelegt haben. Der deutsche Arzt, der den französischen Verwundeten rettet, wird bei aller Dankbarkeit doch wortkarg gescholten. Und dabei vergessen diese Meister des Worts, wie leicht und oft sie selber von ihres Wortes Zauberkraft gemeistert werden.

Damit schließt sich eng zusammen ein letzter Wesenszug französischer Art, der Freimut. Von jeher haben französische Geschichtschreiber ihrem Volke nachrühmen können, daß diesem als Gesamtheit gemeine Tücke und Arglist niemals nachgesagt worden ist. Dieser Freimut bewährt sich als Redlichkeit im Handel und Wandel, und als Ehrlichkeit im Schrifttum. Sobald aber Selbsttäuschung oder Bekehrungseifer oder Prahlerei dem Franzosen die Seele verwirren, wird er bewußt oder unbewußt unwahr. Ein anderes Mal versteckt er das, was er meint, witzig hinter einem vorgetäuschten Sinn. In beiden Fällen bedarf der arglose Deutsche gründlicher Sachkunde und Menschenkenntnis, um die Täuschung zu durchschauen und nicht ein Opfer französischer Redegewandtheit zu werden. Hinwiederum kann sich die Tugend des Freimuts auch in ihren Fehler verwandeln, so wenn die Eigenliebe ins Spiel kommt und etwa einen Verliebten seine Erfolge unbedacht ausplaudern läßt; wie denn Molière, dieser scharfsinnige Beurteiler seiner Volksgenossen, eine kleine Reihe köstlicher Jünglinge und Mädchen dieser Art auf die Bühne gestellt hat. Wie dem aber sei, jedenfalls weiß sich der Schreiber dieser Zeilen des Dankes schuldig dafür, daß er alles hier ausgeführte mit den freimütigen Bekenntnissen zuverlässiger und urteilsfähiger Franzosen zu belegen vermag.

So erscheint er vor uns, der echte Franzose, in dieser bunten und doch festgefügten Mannigfaltigkeit seines Wesens: gefällig und gewinnend in seiner Spannkraft und Schlagfertigkeit, solange harmonischer Ausgleich

Digitized by Google

seine Leidenschaften glättet; unheimlich und gefährlich, sobald die Kräfte seiner Seele aus dem Gleichgewicht geraten. Und wie er selber ein ungeteiltes, bald abgeklärtes, bald widerspruchsvolles Ganzes darstellt, so kann und will er nichts trennen in allem, was ihm entgegenkommt: Sache und Person, Lehre und Ausführung, Arbeit und Vergnügen, Kampf und Spiel, Belehrung und Unterhaltung, Kindlichkeit und Reife: alles muß ihm dienen, für das, was er bedeuten will. Aber indem er sich selber zum farbenreichen Ganzen bildet, bleibt ihm der letzte Tiefblick in die Geheimnisse der Welt und des Lebens versagt. Wer selber als eine kleine Welt sich fühlt und gebärdet, wird nie als Glied der großen Allheit ein neues und reicheres Leben gewinnnen.

Die völkerrechtliche Lage der Alandsinseln

Von Geh. Justizrat Prof. Dr. Th. Niemeyer, Kiel

Die vertragsmäßige Grundlage der sogenannten Alandsinsel-Servitut („servitude relative aux îles d'Aland"), welche augenblicklich eine Rolle von einstweilen unübersehbarer politischer Bedeutung spielt, ist der Pariser Friedensvertrag vom 30. März 1856. Der den Krimkrieg abschließende Friedenstraktat wurde nicht nur von den Teilnehmern des Krimkrieges (Rußland, Türkei, Frankreich, England), sondern auch von Österreich, Sardinien und Preußen gezeichnet — nicht von Schweden, obwohl dieses an den Ergebnissen des Krimkrieges weit unmittelbarer beteiligt war, als Österreich, Italien und Preußen. Dem Friedensinstrument wurden mehrere Zusatzverträge hinzugefügt, von denen einer die Alandsinseln betrifft und in Übersetzung lautet: „Seine Majestät der Kaiser aller Reußen erklärt, um dem ihm von Ihrer Majestät der Königin von Großbritannien und Irland, sowie von dem Kaiser der Franzosen geäußerten Wunsch zu entsprechen, daß die Alandsinseln nicht befestigt werden sollen und daß auf ihnen keine militärischen oder Marineanlagen aufrechterhalten oder neugeschaffen werden sollen." In dem Friedensvertrag selbst (Artikel XXXIII) ist dazu bestimmt: „Der heute zwischen Ihren Majestäten dem Kaiser der Franzosen, der Königin von Großbritannien und Irland einerseits, dem Kaiser von Rußland andererseits hinsichtlich der Alandsinseln geschlossene Vertrag ist und bleibt dem gegen-

Digitized by Google

wärtigen Traktat angeschlossen und hat dieselbe Kraft und Bedeutung, als wenn er einen Teil desselben bildete."

Es unterliegt hiernach keinem Zweifel, daß Rußland ebensowenig auf Grund einer lediglich mit England und Frankreich getroffenen Verständigung als Kraft einseitiger eigener Willensentscheidung von dem Inhalt des Vertrages absehen und die Alandsinseln befestigen darf. Ohne die — bisher begreiflicherweise nicht nachgesuchte — Zustimmung Österreichs und des Deutschen Reiches, als Rechtsnachfolgers Preußens, ist die, wie man weiß, fieberhaft und im größten Maßstabe betriebene russische Befestigung der Alandsinseln eine frevelhafte Verletzung des Völkerrechts, eine Verhöhnung der von der Entente immer, wenn es ihr paßte, hochgepriesenen Vertragstreue. Oder wollte man im Ernste den Standpunkt vertreten, durch den jetzigen Krieg sei die Alandskonvention aufgehoben? Unmöglich. Auch die extremsten Vertreter der Ansicht, daß der Krieg die Verträge grundsätzlich zerstöre, nehmen doch diejenigen Staatsverträge aus, welche gerade für den Fall des Krieges bestimmt sind. Und auch die Entente-Mächte sind bisher weit davon entfernt gewesen, einer anderen Auffassung zu huldigen. Denn sonst wäre ihre Anklage wegen der Verletzung der belgischen Neutralitätskonvention gar nicht denkbar gewesen. Daß aber der Alandsvertrag gerade für den Kriegsfall geschlossen ist, für den allein er Bedeutung hat, ist darum nicht weniger einleuchtend, weil er auch schon im Frieden verletzt werden konnte. Das Befestigungsverbot für den Krieg schließt eben ohne weiteres das für den Frieden in sich.

Daß die Alands-Servitut für Rußland sehr unbequem ist, liegt auf der Hand. Als Besiegter mußte es in sie willigen, ebenso wie in die gleichzeitig vereinbarte Abschließung des Schwarzen Meeres. Von der letzteren ist es zum Teil im Pontusvertrag 1871 unter dem Schutz der deutschen Waffen und mit deutscher diplomatischer Hilfe befreit worden. Von der Alands-Servitut frei zu werden, ist es seit langem eifrig, aber vergeblich bemüht gewesen. Namentlich seit 1906, nach der Trennung Norwegens und Schwedens, hat Rußland es nicht an Versuchen fehlen lassen, teils im Wege tatsächlicher Vorbereitungen für die Befestigung, teils durch diplomatische Verhandlungen die Fortifikation der Alandsinseln zu betreiben. Es wird behauptet, daß die am 29. April 1908 abgeschlossene

Digitized by Google

schwedisch-dänisch-deutsch-russische Konvention, welche den Ostseestaaten ihren Besitzstand gewährleistet, auf den russischen Wunsch zurückzuführen sei, Schweden in bezug auf die Alandsinselfrage willfährig zu machen, zu „desinteressieren", um dann wegen der Beseitigung der Servitut mit seinen Freunden England und Frankreich leichtes Spiel zu haben. Wie schon 1906 die Befestigungsgerüchte, so riefen die 1908 von Iswolsky in Stockholm unternommenen diplomatischen Schritte zur Aufhebung des Befestigungsverbotes in Schweden große Erregung des ganzen Volkes hervor. Aber auch in England erhob sich eine lebhafte Bewegung. Drei Interpellationen im englischen Unterhause gaben der Besorgnis Ausdruck, daß Rußland sich anschicke, die Alands-Stipulationen von 1856 mit Füßen zu treten, worauf Sir Eduard Grey und Runciman bezeichnenderweise lediglich ausweichend antworteten. Die „Nowoje Wremja" machte nach Abschluß des Ostseevertrages von 1908 einen plumpen Versuch, darzulegen, daß durch diesen Vertrag die Alands-Konvention von 1856 sachlich aufgehoben sei, mußte sich aber von der russischen Presse selbst sagen lassen, daß solche haltlosen Behauptungen nur geeignet seien, Schweden in die Arme Deutschlands zu treiben („Retsch" und „Slovo"). Auch in Frankreich wurde in Fachzeitschriften ebenso auf die politische Gefährlichkeit wie auf die Völkerrechtswidrigkeit der russischen Absichten in der Alands-Angelegenheit hingewiesen.

Augenblicklich aber haben offenbar die kriegerischen Verlegenheiten der Alliierten alle Bedenken dieser Art aus dem Felde geschlagen und Rußland richtet in politischem und militärischem Einvernehmen mit England und Frankreich auf den Alandsinseln eine Flottenbasis her, mittelst derer es den Bottnischen Meerbusen zu schließen und die Ostsee unter englischer Hilfe zu beherrschen gedenkt.

Eine nicht ernst zu nehmende Ausflucht ist die, wie es heißt, an Schweden gegebene Versicherung, die Befestigungen seien nur für die Dauer des gegenwärtigen Krieges bestimmt und sollten nachher beseitigt werden.

Schwedens Regierung und Volk hat einmütig protestiert und durch Bereitstellung von 52 Millionen Kronen für neue Heeres- und Küstenverteidigungs-Ausgaben den ersten Schritt in der Richtung energischer Gegenmaßnahmen getan. In der Tat handelt es sich, wie Professor Steffen und General Rappe, der erstere im schwedischen Reichstag, der

Digitized by Google

letztere in seiner Schrift „Schweden vor der Entscheidung", geleitet von heißer Vaterlandsliebe, der Nation vor Augen gehalten haben, um Schwedens Schicksalsstunde.

Ein von der „Nowoje Wremja" anläßlich der Interpellation Steffen beliebter rabulistischer Winkelzug, den allerdings auch einzelne Völkerrechtsschriftsteller schon vertreten haben, ist es, zu behaupten, Schweden habe kein Recht des Einspruches, weil es die Konvention von 1856 nicht unterzeichnet habe.

Zu den elementaren Lehren der modernen europäischen Jurisprudenz und des Völkerrechts gehört der Begriff der Verträge zugunsten Dritter. Seine Geltung und Unentbehrlichkeit ist im Privatrecht und im internationalen Recht gleichermaßen anerkannt. Freilich muß vor einer falschen Übertragung privatrechtlicher Gesichtspunkte auf das Völkerrecht gewarnt werden. Aber der Unterschied gereicht zum Vorteil der Wirksamkeit von Verträgen zugunsten Dritter im Völkerrecht. Denn bei völkerrechtlichen Verträgen fallen die die Vertragsfreiheit beengenden Vorschriften des Privatrechts fort, und nur der souveräne Konsens der Staaten, nur das, was vernünftiger- und ehrlicherweise als Wille der Vertragschließenden aus einem Vertrage als dessen Sinn herauszulesen ist, ist entscheidend. Was aber als Sinn eines Abkommens nach diesem Maßstab gemessen sich ergibt, das ist hinwiederum bestimmt durch die Geschichte, durch die Politik und durch die realen Interessen der Staaten.

Untersucht man nach diesen Gesichtspunkten das dem schwedischen Staat aus dem Alandsvertrage erwachsene Recht, verfolgt man insbesondere die historische Entwicklung der Alandsfrage, so muß man zu dem Ergebnis gelangen, daß England und Frankreich mit dem Alandsvertrage die Stärkung Schwedens, dessen Sicherung gegen russische Eroberungsgelüste, die Freiheit der schwedischen Küsten und Küstengewässer beabsichtigten und daß in diesem Sinn auch die übrigen Vertragsstaaten den Vertrag abgeschlossen haben. Man rechnete und vertraute darauf, daß die Alands-Servitut kraft der Dynamik der durch sie zwischen Rußland und Schweden geschaffenen Sach- und Rechtslage Übergriffe Rußlands hintanhalten werde. Juristisch ausgedrückt: Schweden sollte nicht nur Destinatur der Servitut sein, sondern das selbständige Recht und die Pflicht haben, die Durchführung des Befestigungsverbotes zu

Digitized by Google

überwachen und zu fordern. So und nicht anders haben auch Rußland und Schweden das Verhältnis bei jeder vorkommenden Gelegenheit bisher behandelt. Ihr Konsens hat den Alandsvertrag konsolidiert. Wie man dieses rechtliche Verhältnis technisch konstruieren will, ist von um so untergeordneterer Bedeutung, je unentwickelter und unsicherer bis heute die diplomatisch-juristische Technik überhaupt und insbesondere auf dem Gebiete der Staatsverträge ist. Die politische Natur der Sache muß hier entscheiden, die juristische Technik sich ihr unterordnen.

Die Natur der Sache aber in der Frage der Alandsinseln ergibt sich aus deren geographischen, ethnologischen und ihren historischen Umständen.

Ein Blick auf die Landkarte sagt über die strategische Bedeutung der Alandsinseln mehr, als wortreiche Darstellungen es vermögen. Die ungefähr 300 von dem russischen Abo aus gegen die schwedische Küste hingestreckten Inseln, deren größte am nächsten gegen die schwedische Küste liegt und nur 40 Kilometer von dieser, 115 Kilometer von Stockholm entfernt ist, bilden eine geographische Phalanx gegen Schweden, deren taktischer Wert durch die günstige Eisverbindung erhöht wird, während die strategische Bedeutung durch die Nähe Stockholms und in für Rußland unvergleichlich günstiger Weise durch den Umstand bedingt wird, daß die durch jene Phalanx bewirkte Abschnürung des Bottnischen Busens etwa die zwei nördlichen Drittel der schwedischen Ostküste einbegreift. Man hat gesagt, daß die Alandsinseln für Schweden dasselbe sind, was Helgoland für Deutschland ist. Wahrscheinlich aber ist ihre Bedeutung erheblich größer als diejenige Helgolands. Als durch den Vertrag von Frederikshamm, 11. Sept. 1809, Finnland und die Alandsinseln von Schweden an Rußland übergegangen waren, schrieb Napoleon an den Zaren: „Il n'y a plus de Suède puisque Stockholm est aux avant-postes du Royaume."

Die schwedische Diplomatie hatte schon bei den Verhandlungen von 1809 das Befestigungsverbot durchzusetzen versucht, als sie sah, daß die Inseln selbst für Schweden nicht zu retten waren. Seitdem ließ Schweden nicht nach, die Rückgabe der Inseln oder das Befestigungsverbot zu betreiben. In eben dieser Linie der Entwicklung liegt das Alands-Abkommen von 1856. Die Politik Schwedens hatte allerdings inzwischen insofern einen anderen Kurs genommen, als ihr das Befestigungsverbot er-

Digitized by Google

wünschter erschien als der Besitz der Inseln. Während des Krimkrieges versagte Schweden seine Bundesgenossenschaft den Westmächten, obwohl ihm als Lohn die Alandsinseln angeboten waren. Auch nachdem die Inseln von den Verbündeten genommen waren, verzichtete es auf den Besitz der Inseln und begnügte sich, durch Frankreich seinen Wunsch des Befestigungsverbotes anmelden und durchsetzen zu lassen. Die Motive dieser Politik näher zu verfolgen, soll hier nicht unternommen werden. Sie hängen auf das engste zusammen mit der finnischen Frage. Auch in der gegenwärtigen Krisis der schwedischen Politik muß diese Frage eine Rolle spielen, während auf der anderen Seite das Verhältnis zu Norwegen schwierige Probleme erster Ordnung darbietet.

Notizen

Sir Roger Casement

In einem Aufsatz, den ich in Nr. 22 dieser Zeitschrift veröffentlichte, habe ich die ganze furchtbare Tragik jener Episode des Weltkrieges hervorgehoben, welche die irische Erhebung während der Osterwoche 1916 darstellt. Die Erzählung von der abenteuerlichen Heimfahrt Sir Roger Casements, von seiner Landung an der malerischen Tralee-Bucht im Südwesten Irlands, von seiner Verhaftung und Überführung nach London, wo er demnächst unter der Anklage des Hochverrats vor dem Schwurgericht erscheinen soll, bildet einen unzertrennlichen Bestandteil der großen Tragödie, mit der Casements Name für alle Zeiten ebenso eng verknüpft bleiben wird wie die Namen von Thomas Clarke und Eamonn Ceannt, von Sean Mac Diarmada und James Connolly, von P. H. Pearse und Thomas Mac Donagh, von Joseph Plunkett und seiner heldenhaften Braut Grace Gifford, von O'Rahilly und Gräfin Markiewicz, von John Mac Neill. Sie alle haben auf dem Altar des irischen Vaterlandes Leben oder Freiheit oder zum mindesten Glück geopfert, die Namen aller stehen in goldenen Buchstaben in Irlands Acta Sanctorum geschrieben, sie alle haben wesentlich dazu beigetragen, die unvergänglichen Ideale und die unzerstörbaren Hoffnungen Irlands der Verwirklichung näherzubringen.

Unter allen jenen Helden und Heldinnen nimmt Sir Roger Casement eine Stelle sui generis ein. Seit Robert Emmet 1803 das Schafott in Dublin bestieg, um für dieselben Ideale und Hoffnungen des Märtyrertodes zu sterben, ist der irischen Nation kein Führer entstanden, um dessen Haupt ein solcher Schleier des Romantischen, fast des Sagenhaften gewoben worden ist. Alles, sowohl in Casements Persönlichkeit wie in seinem Auftreten seit Ausbruch des Weltkrieges, erscheint romantisch, rätselhaft, geheimnisvoll. Seine gefahrvolle Reise nach Deutschland im Herbst 1914, und der von Sir Edward Grey und Manfred de

Digitized by Google

Cardonel Findlay, britischem bevollmächtigten Gesandten in Christiania geplante, nur durch die Treue des Dieners Sir Roger Casements vereitelte Mordanschlag, dessen erstaunliche Geschichte uns moderne Menschen wieder in das epische Jahrhundert der italienischen Renaissance zurückversetzte, genügten, um die öffentliche Meinung zu fesseln, um Casement zum Mittelpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit zu machen, um ihn zur romantischsten Persönlichkeit unserer Zeit zu stempeln, um den Mann und sein Werk in eine Atmosphäre der Legende einzuhüllen. Gerade weil die Zeit, in der wir leben, eine so prosaische ist, mußte das Romantische in dem Auftreten Casements ihn als die eigenartigste Figur unserer Tage erscheinen lassen.

Und zudem kam er aus Erin, aus jenem entfernten, sagenumwobenen Land, dessen Stimme seit einem Jahrhundert in die weite Welt nicht hineinzudringen vermochte, als ob das ewig rastlose Meer, das Erins Küsten umspült, sie geflissentlich zu übertönen bestrebt wäre. Gerade in dem Moment größten Zweifels, höchster Anspannung aller Kräfte, heißesten und blutigsten Ringens, als der Donner der Kanonen am lautesten krachte, als die Anerkennung des Krieges bitteren Ernstes sich jedem unwiderstehlich aufdrang, trat auf die Bühne ein Mann, der als Botschafter der Insel der Heiligen nach Deutschland kam. Mitten im Getöse der Schlachten hörte das deutsche Volk plötzlich die Stimme Erins ertönen. Und diese Stimme sprach keine Worte des Hasses und des Neids, sondern Worte des Vertrauens und der Freundschaft. Während man ringsum, in der Alten und der Neuen Welt, nur Stimmen vernahm, welche den heldenmütigen und uneigennützigen Kampf Englands zur Verteidigung der Rechte und Freiheiten kleiner Nationen sangen, und welche Deutschland als den skrupellosen und grausamen Feind der Zivilisation verfluchten, erklang mit einemmal die Stimme eines kleines Landes, das um Deutschlands Beistand bat gegen englische Tyrannei und englische Aussaugung.

Es war freilich nicht die erste Überraschung, welche der Weltkrieg Deutschland brachte. Für Deutschland bestand jene erste Überraschung in der Offenbarung der ganzen grenzenlosen Gemeinheit und Niedertracht Englands, das bis dahin beim deutschen Volke als ein gesittetes Land galt. Aber es war der erste Trost. Zum erstenmal erhob sich eine kleine Nation, um öffentlich die ungeheuerliche Verlogenheit Englands zu brandmarken, um öffentlich gegen Albion Anklage zu führen, um öffentlich die Maske vom Gesichte John Bulls zu reißen.

Kein Schlag hätte für die Londoner Regierung empfindlicher sein können. Sir Roger Casement verdarb das ganze englische Spiel. Verdarb es gründlich. Die „Beschützerin kleiner Völker" hatte seit Kriegsausbruch alle Maßnahmen getroffen, die geeignet waren, Irland von der äußeren Welt abzuschneiden. Unter keinen Umständen sollte die Stimme Erins durch die Welt schallen, um die unausrottbare Schande Englands zu verkünden, um die ungeheure, infame, nie dagewesene Lüge niedriger zu hängen, derzufolge Albion für die Freiheit der kleinen Staaten kämpft. Die Welt sollte, wenn sie überhaupt noch an Irland dächte,

Digitized by Google

glauben, daß alle irischen Hoffnungen durch das erbärmliche Homerule-Gesetz befriedigt waren, daß allem Elend auf der Grünen Insel durch jene Komödie ein Ende bereitet wurde.

Und da erschien plötzlich Sir Roger Casement in Berlin als Botschafter des irischen Volkes.

Er kam aus Amerika, wohin er sich kurz vor Ausbruch des Krieges begeben hatte, um Geld für die Bewaffnung der Freiwilligen daheim zu sammeln. Nicht ohne Schwierigkeit war er gekommen. Damals entging er dem Schicksal, das ihm von den englischer Machthabern bereitet wurde. Es gelang ihm, dem deutschen Volke von Erin zu erzählen, von jener weitentlegenen Insel jenseits der schäumenden Wogen, von ihrer großen Vergangenheit und von der furchtbaren Tragödie, welche sie ereilte, als die goldene Krone der Tage des Ruhmes und des Reichtums in die Dornenkrone einer ungeahnten Leidenszeit verwandelt wurde. Und das deutsche Volk hörte ein Lied singen, das von unermeßlichen Tiefen des Elends und des Leidens, der Grausamkeit und der Niedertracht erzählte, aber auch von unerschütterlichem Vertrauen und felsenfester Zuversicht. Es lauschte einer Stimme, die ihm von einem irdischen Paradis sprach, wo die Menschen froh waren und voll freudiger Schaffenskraft, wo Kunst und Wissenschaft eifriger als in irgendeinem anderen Lande betrieben wurden, wo sich Geschmack mit Gelehrsamkeit, Herzensgüte mit hohem sittlichen Streben paarten, wo die Vollendung der Form der Erweiterung des Wissens und der Vertiefung des seelischen Lebens diente, wo im Laufe der Zeit ein solcher Reichtum an geistigen Gütern sich anhäufte, daß das Land ohne zu zählen an die Welt davon abgeben konnte. Und dann sprach die Stimme von einer irdischen Hölle, wo Millionen von Leichen auf den Straßen und in den brachliegenden Feldern verwesen, wo grüne Wiesen und lachende Fluren unter einem Meer von Menschenblut verschwinden, wo Tag und Nacht der Schrei des Jammers zum Himmel aufsteigt, wo nur verzerrte und verweinte Gesichter zu sehen sind, wo nichts ist als Mord und Hungersnot und unbeschreibliches Elend und grenzenloser Haß, wo selbst die Mütter, wenn sie für die Kinder beten, nur Vergeltung erflehen und sich nach Rache sehnen.

Erst durch Sir Roger Casement erfuhr das deutsche Volk von dem wirklichen Irland, das unbeschreiblich gelitten hat, das aber die Probe zu überstehen vermochte dank unwandelbarer Treue zur Heimat und unbesiegbarer Zuversicht. Nicht mehr durch die Zerrbilder der unversöhnlichen Feinde Irlands erfuhr Deutschland von jenem entlegenen, abgeschnittenen Land, sondern durch den Mund eines Mannes, in dessen feinem, aristokratischem, von tiefem Ernst durchdrungenem Gesicht die ganze Tragödie des Volkes, das ihn zum Dolmetscher seines Leidens und seiner Hoffnungen auserkoren hatte, sich widerspiegelte.

Aber gleichzeitig erfuhr das irische Volk durch Sir Roger Casement von dem wirklichen Deutschland. Es gelang Casement, dem irischen Volk jene, von Unterstaatssekretär Dr. Zimmermann unterfertigte Enunziation der deutschen Regierung zu verkünden, worin letztere feierlich versprach, nach Irland nur als Befreier

Digitized by Google

zu kommen. Hierdurch gelang es ihm auch, Englands Versuche, die Söhne Erins in sein Söldnerheer zu locken, um sie als Kanonenfutter in Flandern und den Dardanellen zu gebrauchen, so vollständig zu vereiteln, daß das englische Kabinett es später nicht wagte, die Wehrpflicht auf der Grünen Insel einzuführen.

Also errang Sir Roger Casement durch seine Fahrt nach Deutschland einen doppelten Sieg. Er zerstörte die englische Lüge vom „Befreiungskriege", indem er auf ein Land zeigte, sein eigenes, das England in eine blutgetränkte Wüste umgewandelt hat und dessen Bevölkerung es ruchlos und planmäßig auszurotten trachtete. Und er machte die englischen Hoffnungen auf irische Hilfe in dem jetzigen, aus Neid und Rachsucht unternommenen Raubzug gegen den gefürchteten deutschen Konkurrenten zuschanden.

Wegen dieses doppelten Sieges erscheint er vor dem englischen Schwurgericht, das sich höchst wahrscheinlich zu einem bloßen Blutgericht herabsetzen wird. Er hat aber auch jenes dritte Verbrechen begangen, welches in den Augen der Londoner Machthaber noch viel lauter um Rache schreit, als selbst die anderen: das Verbrechen nämlich, das darin besteht, daß er in die Falle, die ihm damals von Manfred de Cardonel Findlay, britischem Gesandten in Christiania, gestellt wurde, nicht hineinging. Er hat nicht gescheut, das Komplott eines englischen Ministers und eines englischen Diplomaten der ganzen Welt zu offenbaren. Er hat den Mut gehabt, Sir Edward Grey und Manfred de Cardonel Findlay für ewige Zeiten zu brandmarken, nicht nur als gemeine Schurken, sondern — was womöglich noch schlimmer ist — als unheilbare Narren. Es ist dies ein Verbrechen, das nie und nimmer auf Verzeihung rechnen darf.

Unerschrocken fuhr er seinem Schicksal entgegen. Nicht für einen Augenblick hegte er Zweifel an dem, was seiner harrte, wenn er in die Hände seiner Feinde fiele. Aber sein ganzes Leben war im Dienste eines erhabenen Ideals gestellt, sein ganzes Schaffen galt stets nur der Erreichung eines hehren Ziels. Nicht für sich selber lebte und wirkte er, sondern für seine Mitmenschen und zwar in erster Linie immer für solche, die keinen anderen Beschützer hatten, als ihn. Ich habe bereits gesagt, daß sich in ihm die ganze erschütternde Tragödie Erins widerspiegelt. Aber auch alle edlen Regungen der irischen Seele, die Tapferkeit, die Ritterlichkeit, die unwandelbare Treue zur Heimat und zu den Freunden, die vollkommene Vornehmheit der Gesinnung, die begeisterte Hingabe der ganzen Persönlichkeit an die Hoffnung eines Volkes, welches trotz aller Schicksalsschläge immer weiter hofft, das tiefempfundene Mitleid mit allen Leidenden, der leidenschaftliche Haß gegen jegliche Ungerechtigkeit und Unterdrückung: dies alles findet in Sir Roger Casement seine vollendetste Verkörperung.

Als er Beamter der britischen Krone war, kannte er nur einen Ehrgeiz: für diejenigen mit Leib und Seele einzutreten, welche auf der weiten Welt keinen Freund besaßen, welche der Willkür grausamer und gieriger, aber auch mächtiger und einflußreicher Gewalthaber ausgeliefert waren, und welche niemals ihrem Befreier das Gefühl ihrer Dankbarkeit ausdrücken könnten.

Digitized by Google

Und als er dann später sich zur Ruhe begeben wollte, da erklang in seinen Ohren der Ruf Irlands, an dessen Horizont sich die schweren Gewitterwolken des Bürgerkrieges zusammenzogen. Diesem Ruf ist er, obwohl bereits leidend, gefolgt. Und er ist ihm bis zum Ende gefolgt, bis in die Zelle im Londoner Tower und bis auf die Anklagebank des Londoner Schwurgerichts. Und er ist bereit, ihm noch weiter zu folgen, bis in den Märtyrertod hinein.

Als größter Idealist unserer Zeit bleibt er. Dank oder Belohnung erwarten Männer, wie er, nie und nimmer. Aber er hat nichtsdestoweniger seine Belohnung gefunden — eine Belohnung, die ihm besonders in der jetzigen tragischen Stunde unermeßlichen Trost einflößen muß. Dieser Trost besteht in dem Bewußtsein, seine Pflicht voll und ganz erfüllt zu haben — in der Gewißheit, die Gesamtsumme von Schmerz und Elend, von Leiden und Ungerechtigkeit in der Welt um ein Erhebliches vermindert zu haben. Nur den wenigen ist es vergönnt, zu sagen, daß die Welt, welche sie verlassen, besser ist als diejenige, welche sie vorfanden, und daß diese Besserung ihren eigenen Bestrebungen zuzuschreien ist: aber Sir Roger Casement ist einer dieser wenigen. Ein verachtetes und hilfloses Volk in Zentralafrika, ein anderes im fernen Amazonengebiet hat er aus einem Zustand gerettet, der schlimmer war, als die Einbildungskraft des Menschen sich vorzustellen wagte. Und für ein verachtetes, verarmtes, hilfloses Land ist er bereit, sein Leben hinzugeben, nachdem er seine Laufbahn und sein Vermögen für es geopfert, und sich selber zum Exil verurteilt hatte.

Welches Schicksal seiner harrt, vermögen wir nicht zu sagen. Die Engländer mögen von ihm den höchsten Preis fordern. Sie mögen versuchen, ihn unter einer Flut von Verleumdungen und Lügen zu begraben. Die Zukunft wird ihn rächen. Das freie Irland wird sein Denkmal werden. In einer Welt voll Blut und Tränen schlägt die Nachtigall, und es ist uns, als ob wir dem unsterblichen Liede der Menschen Hoffnungen lauschen. Aus der Zerstörung erwacht das Leben zu neuer Kraft. In den Gräbern seiner Toten wurzelt Irlands Unbesiegbarkeit. Und wenn wieder das frohe Lachen in den grünen Tälern Erins nach langem Schweigen ertönt, so wird die letzte Heimfahrt Sir Roger Casements nicht umsonst gewesen sein.

Dr. Georges Chatterton-Hill

Professor Miljukow über russische Kriegsziele

Prof. Miljukow, einer der führenden Mitglieder der russischen Parlaments-Deputation in England, hat sich dort von einem Korrespondenten des „Manchester Guardian“ interviewen lassen. Der russische Parlamentarier gehört bekanntlich der Kadetten-Partei an und gilt im öffentlichen Leben Rußlands als der beste Kenner der auswärtigen Politik. Das Interview ist nicht nur wegen der Miljukowschen Antworten interessant, auch die Fragen des Korrespondenten regen zum Nachdenken an.

Frage: Wie steht es mit Konstantinopel und den Dardanellen?

Digitized by Google

Antwort: Unser oberstes Ziel in diesem Kriege ist, von Konstantinopel Besitz zu ergreifen. Wir zweifeln jetzt nicht mehr daran, daß das Dardanellen-Problem zwischen der britischen und russischen Regierung in russischem Sinne entschieden worden ist. Rußlands nationale Ziele wären ohne den Besitz Konstantinopels nicht vollständig verwirklicht. Angesichts der deutschen Ambition „Berlin—Bagdad" lautet die Frage nicht mehr wie vor dem Eingreifen der Türkei, ob Konstantinopel türkisch bleiben oder russisch werden soll. Wir erklären, daß Konstantinopel vollständig und ohne jeden Vorbehalt den Russen gehören muß.

Frage: Würde Rußland auch den vollständigen Besitz der Meerenge beanspruchen oder würde es einer Internationalisierung derselben beistimmen?

Antwort: Nein, wir würden niemals auf eine Internationalisierung eingehen. Rußland muß das Recht erhalten, Befestigungen zu bauen und die Durchfahrt von Kriegsschiffen nach Belieben zu verbieten. Die Meerengen könnten für Handelszwecke neutralisiert werden, und mit der fortschreitenden internationalen Gesetzgebung, die nach dem Kriege zu erwarten ist, könnte diese Neutralisierung der Meerengen für Handelsschiffe auch auf Kriegszeiten ausgedehnt werden. Ist das erreichbar? Ich glaube wohl. Man denke z. B. an den Panamakanal.

Frage: Was werden aber die Balkanstaaten zu diesem Plane sagen?

Antwort: Die Türkei wird in ihren ethnographischen Grenzen erhalten bleiben. Sie wird die Rechte der meistbegünstigten Nationen haben, ebenso wie Rumänien und Bulgarien. Diese Rechte werden gewöhnlich, nach dem internationalen Recht, allen Küstenstaaten eingeräumt. Da sie gleichermaßen für alle gelten, so wird kein Grund für russische Befürchtungen vorhanden sein. Nachdem wir einmal den Seeweg durch die Dardanellen uns gesichert haben, werden wir es nicht nötig haben, einen Landausweg zu suchen. Wir würden imstande sein, ausreichende Garantien für die territoriale Integrität der Balkanstaaten zu geben.

Frage: Wie denken Sie über die Zukunft Bulgariens?

Antwort: In diesem Augenblick würde es kaum zeitgemäß oder weise sein, die Einzelheiten dieser Frage zu diskutieren. Aber eins kann ich sagen: ist Konstantinopel einmal in russischen Händen, so würden die Balkanstaaten kein sehr schwieriges Problem mehr aufgeben.

Frage: Was denken Sie über die Zukunft Polens?

Antwort: Meine Partei und ich glauben, daß Polen zwar mit Rußland vereint bleiben, wohl aber eine vollständige Autonomie erhalten muß, wahrscheinlich nach dem Grundsatz der irischen Homerule. Diese Autonomie jedoch muß von den russischen gesetzgebenden Kammern zugestanden werden und nicht durch irgendwelche Faktoren außerhalb der russischen Gesetzgebung. (Professor Miljukow schien besonderes Gewicht auf diese Methode zu legen, um die polnische Frage zu erledigen.)

Frage: Manche glauben, daß ein Plebiszit unter den Polen über ihre eigene Zukunft stattfinden sollte und daß die polnische Frage auf Grund der Ergebnisse eines solchen Plebiszit erledigt werden müßte.

Digitized by Google

Antwort: Ich halte das für recht töricht. Übrigens, wie kann man ein Plebiszit organisieren? Man kann keine unabhängige Meinungsäußerung der Einwohner erhalten, solange die russische oder die deutsche Armee das Territorium besetzt hält. Aber wir sind zwei große slawische Brüder und man kann kaum daran zweifeln, daß wir imstande sein werden, eine Lösung zu finden, die für beide Länder befriedigend ist.

Frage: Ziehen Sie in Rußland den möglichen Verlust Ihres westlichen vom Feinde okkupierten Territoriums in Betracht, wie die Kanzlerrede es andeutet?

Antwort: Niemals. Darin sind wir mit unseren Alliierten vollständig einig, daß von Frieden keine Rede sein kann, solange eine solche Drohung existiert. Diese Drohung zeigt nur, daß der Krieg nicht bald enden wird. Wir wollen den deutschen Militarismus zertrümmern und eine internationale Lage schaffen, die sich auf Recht und Gerechtigkeit gründet. Wir müssen die deutsche Psychologie, die deutsche Verfassung vollständig verändern. Wir werden bis zum äußersten kämpfen. Das ist der feste Entschluß aller Gesellschaftsklassen und aller politischen Parteien, die sich dem fortschrittlichen Dumablock angeschlossen haben. Wir glauben fest daran, daß es keine Garantien für einen europäischen Frieden geben kann, wenn Deutschland nicht zerschmettert wird. Deutschland wird unablässig daran arbeiten, seinen Platz in der Sonne wieder zu gewinnen und das wird zu der Bedrückung anderer führen. Wir haben nicht deshalb unsere Söhne verloren, wir haben nicht deshalb unser Bestes hingegeben, um einen Frieden zu schließen, der kein endgültiger Friede sein würde. Bis zum äußersten zu kämpfen, das ist eine Pflicht, die wir unseren geliebten Toten schulden. Wir in Rußland, jedenfalls die Majorität unter uns, sehen optimistisch in die Zukuuft. Wir können es uns leisten. Unsere Armee ist nie seit dem Beginn des Krieges so stark gewesen, so enthusiasmiert und so wohl ausgerüstet wie jetzt.

Frage: Aber wie lange glauben Sie, wird es dauern, daß diese Ziele erreicht sind? Sie nehmen doch nicht an, daß wir einen 30jährigen Krieg haben werden?

Antwort: Das kann ich nicht sagen. Lassen Sie mich Ihnen gegenüber die Worte Lincolns zitieren, auf die Lloyd George sich bezogen hat: wenn wir glauben, daß die Ziele, für die wir kämpfen, würdige Ziele sind, dann werden wir sicherlich so lange kämpfen, wie es notwendig ist, um diese Ziele zu erreichen.

Diese Ausführungen Professor Miljukows sind um so interessanter, weil sein innerpolitischer Antipode Menschikow in dem „Nowoje Wremja" kürzlich in längeren historischen Ausführungen ebenfalls die Ansicht vertreten hat, daß Rußlands Endziele in diesem Kriege der Besitz Konstantinopels und die Ausbreitung in Asien ist:

„Zweimal standen wir in den letzten hundert Jahren vor Konstantinopel, ohne es zu nehmen. Wir bemächtigten uns auch nicht Mesopotamiens, nach welchem jetzt Deutschland seine gierigen Hände ausstreckt. Wir haben unsere Position an den Toren des Südmeeres nicht befestigt, haben das zu uns tendierende Mittel-

Digitized by Google

asien nicht erobert. Unseren Heeren, die eben Trapezunt genommen haben, liegt es jetzt ob, dasjenige zu tun, was, dem natürlichen Gang der Ereignisse zufolge, schon vor hundert bis hundertfünfzig Jahren hätte geschehen müssen. Wie oft hatten wir schon Kars, Erzerum, Anapa erobert und den Türken wieder zurückerstattet. Das darf nicht mehr sein. Eine große Aufgabe haben wir in Asien zu vollbringen. Wir müssen bei ihrer Bewältigung uns der für Asien einzig möglichen Methoden bedienen, der Angriffsmethoden.

Miljukows Wandlung

Die „Rjetsch", das Parteiblatt der Kadetten, dessen Herausgeber ihr Führer Professor Miljukow ist, erhielt nach dem Empfang der Duma-Deputation durch den Präsidenten Poincaré von ihm folgende Depesche:

„Unsere Deputierten besprechen lebhaft die Stelle der Rede des Präsidenten, in welcher dieser die Perfidie Kaiser Wilhelms festnagelte, der im Juni 1914 die Abreise Poincarés aus Petersburg abwartete, um erst dann mit seinen Drohungen hervorzutreten; darin lag eine große Schlauheit, indem die Bundesgenossen verhindert wurden, sich persönlich über gemeinsame Aktionen zu besprechen."

Wir wollen hier ganz davon absehen, daß wirklich viel Naivität dazu gehört, zu verlangen, daß Deutschland darauf hätte Rücksicht nehmen sollen, daß es Poincaré und Zar Nikolaus bequemer gewesen wäre, sich über die Antwort auf die „Drohungen" Kaiser Wilhelms mündlich zu besprechen. Viel bedeutsamer aber ist es, daß derselbe Miljukow, der jetzt der Hauptrufer im Streite gegen Deutschland ist, 1914 Poincarés Tätigkeit wesentlich anders beurteilte. Noch im Mai 1914 verurteilte er in einer Kritik die Rede Ssasonows, der die politische Lage sehr optimistisch besprochen hatte, nicht minder scharf wie die Altdeutschen die Panslawisten und die französischen Chauvinisten. Er beklagte sich dabei bitter über den ewigen Druck der französischen Kriegstreiber, die mit immer neuen Forderungen an Rußland herantreten. Und sein Blatt, die obengenannte „Rjetsch", nagelte zudem noch fest, daß die letzte Rüstungswelle, die über alle europäischen Staaten hinweggerollt war, von Poincarés erstem Besuche in Petersburg als Minister des Äußern herstamme.

Diese Haltung Miljukows wird erklärlich, wenn man sich daran erinnert daß er seiner politischen Entwicklung nach von dem politischen Philosophen Ssolowjew abstammt, der ein ausgesprochener Gegner jeder Kriegspolitik war, weil er davon eine Beeinflussung des russischen Staatswesens in reaktionärem Sinne befürchtete. Miljukow selbst ist dieser Tradition bis kurz vor dem Kriege treu geblieben, während die Mehrzahl seiner Parteigenossen unter dem Drucke der Industrie- und Handelskreise, die ja die jetzigen Träger der russischen Expansionsidee nach Konstantinopel sind, schon lange neoslawistischen Kriegsidealen nachhingen. Seitdem freilich hat Miljukow diese seine Versäumnis eifrig nachgeholt,

Digitized by Google

und er gehört jetzt zu den fanatischsten Anhängern des Gedankens, Deutschland zu vernichten. Wie gründlich er in außerpolitischen Fragen umgelernt hat, geht daraus hervor, daß das Blatt der Industrie „Utro Ross." neulich das Zeugnis ausstellte, daß Miljukow, der seiner ganzen politischen Entwicklung nach zu den sogenannten „Westlingen" — Anhängern einer friedlichen Annäherung Rußlands an Westeuropa — gehöre, diesen verderblichen Aberglauben abgeschworen und sich zu der Erkenntnis durchgerungen habe, daß es für Rußland nur heißen könne: Ex oriente lux.

A. Schmidt

Literatur

Dr. Leon Schulman, Zur türkischen Agrarfrage. 1916. Zweite außerordentliche Veröffentlichung des „Archivs für Wirtschaftsforschung im Orient". Verlag Gustav Kiepenheuer, Weimar. Preis M. 4.50.

Unter den dringendsten Wirtschaftsreformen in der Türkei, deren ganzer Wirtschaftsaufbau auf dem Ergebnis der Ernte beruht, steht die Agrarreform an erster Stelle. Dr. Schulman aus Jaffa, Schüler des Berliner Nationalökonomen Professor Herkner, hat sein engeres Heimatland Palästina zur Grundlage seiner Betrachtungen gewählt. Gleichwohl haben die Ergebnisse seiner Untersuchungen allgemeine Bedeutung für die Beurteilung der türkischen Agrarfrage. Die gleichen Ursachen, die die Entwicklung der Fellachenwirtschaft in Palästina gehemmt haben, sind auch die Ursachen des wirtschaftlichen Rückstandes der agraren Türkei überhaupt. Schulman glaubt nachweisen zu können, daß weder der Volkscharakter noch die mohammedanische Religion irgendwie für den trostlosen Zustand der Fellachen (Bauern) verantwortlich zu machen ist. Auch der Gewaltherrschaft Abdul Hamids und seiner Vorgänger schreibt er nicht eine so große Bedeutung für die Ursachen der Rückständigkeit zu, als vielmehr den Kapitulationen, in denen er die eigentliche Ursache der türkischen Rückständigkeit sieht. In der Abschaffung der Kapitulationen sieht er daher mit Recht die erste Voraussetzung für den Aufschwung des Landes. Im einzelnen behandelt er vor allem die Frage der Besitzverteilung und der Pachtverhältnisse, den Wirtschaftsbetrieb des arabischen Dorfbewohners, sowie die Steuer- und Zollpolitik. Auf letztere sei hier kritisch etwas näher eingegangen:

Schulman weist darauf hin, daß in dem sogenannten Ponsonby-Vertrag von 1838, dessen Verfasser übrigens tatsächlich nicht Ponsonby, sondern der spätere englische Gesandte in Konstantinopel, Sir Henry Bulwer, war, der Einfuhrzoll auf 3 % ad valorem, der Ausfuhrzoll dagegen für die im Einschiffungshafen gekauften Waren auf 3 %, für die im Innern des Landes gekauften sogar auf 9 % festgesetzt wurde. So sehr dies auch den Gipfel einer verkehrten Zollpolitik darstellt, wie Schulman betont, so ist doch darauf hinzuweisen, daß die Festsetzung des hohen Ausfuhrzolles auf die türkische

Digitized by Google

Regierung selbst zurückzuführen war, die sich bei ihrer Zollpolitik lediglich von fiskalischen Gesichtspunkten leiten ließ. Es geht also nicht an, alle Fehler der türkischen Handelspolitik nur dem Auslande in die Schuhe zu schieben. Wenn ferner Schulman behauptet, daß der Binnenzoll mit 2 % im Jahre 1900 ganz verschwand, so trifft das nicht zu. Tatsächlich wurde im Jahre 1900 der Binnenzoll für Seetransporte in Höhe von 8 % aufgehoben und durch eine andere Abgabe von 2 %, Heeresschenkung genannt, ersetzt, die erst 1909 abgeschafft wurde. Auch wurde der Einfuhrzoll nicht 1909, sondern bereits 1907 von 8 % auf 11 % erhöht. Die auf Seite 137 angeführten Einnahmen von Zehnten im Gebiete der Anatolischen Eisenbahn sind irrtümlich in englischen Pfunden statt in türkischen Pfunden angeführt (10 £ = 11 Lt.).

Die von Schulman auf Seite 155/156 gemachten Vorschläge zur Zollreform können nur gebilligt werden.

Dr. rer. pol. Carl Anton Schaefer

Dr. jur. Karl Strupp, Diplomatische Aktenstücke zur orientalischen Frage. Preis M. 4.—. Perthes' Schriften zum Weltkrieg, Heft 10. Verlag F. A. Perthes, A.-G., Gotha 1916.

In sorgfältiger Auswahl und genau durchgesehenem Text werden die wichtigsten diplomatischen Aktenstücke vom Friedensvertrag von Carlowitz (1699) bis zur türkischen Note über die Aufhebung der Kapitulation gegeben, also schwer zugängliches und weit zerstreutes Material. Der Herausgeber, bekannt als Mitherausgeber des Jahrbuchs für Völkerrecht, hat die Aktenstücke mit geschichtlichem und juristischem Kommentar versehen, soweit sie es wünschenswert erscheinen ließen. Für die Kenntnis der orientalischen Fragen ist damit ein unentbehrliches Hilfsmittel geschaffen, das dankbar begrüßt werden muß.

Dr. Ludwig Herz, Kriegskosten und Deckung. Heft 74 der polit. Flugschriften „Der deutsche Krieg". Hrsg. v. Ernst Jäckh. Deutsche Verlagsanstalt. Preis 0,50 M.

Unter Gegenüberstellung der Finanz- und Wirtschaftsverhältnisse Deutschlands und Englands, als der Protagonisten des Weltkrieges, erörtert der Verfasser, ohne sich in Einzelheiten zu verlieren, die Beziehungen zwischen den Kriegskosten — der Finanzgebahrung während des Krieges und den Möglichkeiten des Kostenabbaues nach dem Kriege — und der Leistungsfähigkeit der Volkswirtschaft der beiden Länder. In übersichtlicher und gedrängter Form sind die Finanzverhältnisse vor dem Kriege — Volksvermögen, Staatsschulden und -Vermögen, Steuerverhältnisse — und die Aussichten, die die beiden Länder für eine schnelle und gründliche finanzielle Gesundung nach dem Kriege besitzen, dargestellt. Das auf objektivem Zahlenmaterial sich aufbauende Bild zeigt, daß Deutschland in jeder Beziehung dem englischen Rivalen im Wirtschaftskampfe jetzt, wie später, durchaus ebenbürtig an Kraft ist, ja daß Deutschland durch die bessere Verteilung des Vermögens vielleicht sogar günstiger gestellt sein wird, gegenüber England, dessen Hauptverlust durch die Erschütterung seiner Monopolstellung

Digitized by Google

im internationalen Geld- und Warenverkehr und den Zusammenbruch seiner Vormachtstellung und seines Ansehens im nahen und fernen Osten noch gar nicht abzusehen ist. —

Von der völligen Verschiebung der Bedürfnisse, die die Kriegslasten zwischen Reich und Bundesstaaten herbeigeführt haben, erhofft der Verfasser auch eine Wandlung in der parlamentarischen Behandlung der Steuerfragen, die bei uns regelmäßig zu monatelangen erbitterten Kämpfen führt, denen gegenüber er auf England hinweist, wo diese Schwierigkeiten unbekannt sind und Steuervorschläge fast immer schnell unter Dach und Fach gebracht werden.

Dr. Pr.

Tirol in Waffen. Kriegsberichte von der Tiroler Front. Von Alice Schalek. Mit 36 Abbildungen. Hugo Schmidt Verlag, München.

Alice Schalek hat als Gast des österreichisch-ungarischen Kriegspressequartiers die Front in Tirol bereist. Das Buch, das sie aus ihrem Erleben gemacht hat, unterscheidet sich gleich ganz fühlbar von den Aufzeichnungen anderer Kriegswanderer und Berichterstatter — eben durch das Frauenhafte. Überall empfindet sie zuerst das Reinmenschliche, und alles sieht sie mit seelischer Anschmiegsamkeit. Sie hat keine scharfen Gefechte und bittere Schlachten erlebt, nur hie und da einmal eine episodische Kanonade; das Schaurige blieb ihr erspart — und sie hat dennoch ein hübsches, anmutiges Kriegsbuch geschrieben. Und zu uns allen, denen das friedliche Tirol von den Ferienwanderschaften her vertraut ist, spricht das Buch noch besonders herzlich. Wie die gutherzigen, braven Männer dieses Volkes im Kriege stehen — etwas Ergreifenderes gibt es kaum. Einige sehr gute photographische Aufnahmen der Verfasserin sind dem Texte beigegeben.

Dr. E. Borkowsky

Eine Kriegsautographenmappe. Unter dem Titel „Kriegsmappe des SDS." gibt der „Schutzverband Deutscher Schriftsteller E. V." soeben einen 80 Seiten starken Band heraus, dessen Eigenart darin besteht, daß nicht eine einzige Zeile in ihm Setzerarbeit ist. Über 100 Dichter, Schriftsteller, bildende Künstler und Musiker haben ihre Autogramme beigetragen, und so stehen denn in bunter Reihe nebeneinander Verse, Sprüche, Zitate, Auszüge aus eigenen Schriften, Radierungen, musikalische Skizzen. Der reiche Gehalt des einzigartigen Buches, das mehr als nur einen Liebhaberwert darstellt, macht einem jeden die Anschaffung empfehlenswert, besonders da der gesamte Ertrag dem Schutzverbande Deutscher Schriftsteller zugute kommt, um, wie es im Vorwort heißt, die große Not, die über Nacht auf die geistigen Arbeiter fiel, nach Möglichkeit zu lindern. (Preis M. 4.50.)

M. A. J.

Zur gefl. Beachtung! Hierdurch möchten wir unseren Lesern nochmals besonders den unserem heutigen Heft beiliegenden Prospekt des Verlages von Felix Meiner in Leipzig über den „Europäischen Krieg in aktenmäßiger Darstellung" zur gefl. Durchsicht empfehlen.

Verantwortlich: Für den redaktionellen Teil Prof. Dr. Karl Hönn, Berlin W, Wilhelmstraße 62. Für Anzeigen Gustav Kiepenheuer, Weimar. Verlag Gustav Kiepenheuer, Weimar. Gedruckt in der Hof-Buch- und -Steindruckerei Dietsch & Brückner in Weimar.

Digitized by Google

Deutsche Politik

Wochenschrift für Welt- und Kultur-Politik

Herausgeber

Ernst Jäckh · Paul Rohrbach · Philipp Stein

Inhalt:

Jäckh, „Mitteleuropa" als Organismus 1065
Wygodzinski, Wirtschaftsimperium und Nationalstaat 1071
Schiemann, Streiflichter zur Weltlage X. 1080
Boehm, Partei und Beruf 1091
Notizen. 1094
Literatur 1100

Preis 30 Pfennig

1. Jahrgang 16. Juni 1916 Heft 25

Gustav Kiepenheuer / Verlag / Weimar

Digitized by Google

Die Fünfzig Bücher

Eine neue Bücherreihe

Berliner Novellen

von E. T. A. Hoffmann

Die Meister-Novellen E. T. A. Hoffmanns aus dem Berlin der Romantikerzeit: „Des Vetters Eckfenster", „Die Brautwahl" und „Das öde Haus". Eingeleitet von Franz Leppmann.

Der junge Fritz in Rheinsberg

Berichte von Zeitgenossen Friedrichs des Großen und Briefe aus seiner Rheinsberger Zeit an Voltaire, an die Markgräfin Wilhelmine von Baireuth, an den General von Grumbkow, an Jordan usw. Eingeleitet von Walter von Molo.

Paris 1870-71

Zeitgenössische Tagebuchblätter und Berichte aus der belagerten Stadt von Victor Hugo, Sarah Bernhardt, Edmond de Goncourt, Théophile Gautier, Labonchère und anderen mit einer Einleitung von Karl Scheffler.

Oesterreichische Novellen

Vier Meisterwerke: „Der arme Spielmann" von Grillparzer, „Die Marzipan-Lise" von Friedrich Halm, „Bergmilch" von Adalbert Stifter, „Die Braut des Gelehrten" von Ferdinand Kürnberger. Mit einer Einleitung von Felix Salten.

Maria Theresia: Familienbriefe

Briefe Maria Theresias an ihre Kinder, insbesondere an Marie Antoinette und Kaiser Joseph, sowie an Vertraute ihres Hofes, mit einem Anhang „Maria Theresia im Kreise der Ihren" und einer Einleitung von Stefan Großmann.

Herodot

Orientalische Königsgeschichten

Die bekanntesten Geschichten aus Herodot, wie die Sagen von Gyges und Kandaules, von Cyrus und der Königin Tomyris, von den Kriegszügen des Kambyses und Xerxes gegen Aegypten und Hellas. Eingeleitet von Paul Ernst.

Jeder Band gebunden 50 Pfennig

VERLAG
ULLSTEIN & CO
BERLIN

Digitized by Google

1. Jahrgang • 16. Juni 1916 • Heft 25

Deutsche Politik

Wochenschrift für deutsche Welt- und Kulturpolitik

Herausgeber:

Ernst Jäckh • Paul Rohrbach • Philipp Stein

„Mitteleuropa" als Organismus

Von Professor Dr. E. Jäckh

Nicht vom kleineren Mitteleuropa im Sinn Friedrich Naumanns soll diesmal die Rede sein (also von der Gemeinschaft zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn); sondern vom größeren „Mitteleuropa": der Bundeseinheit der vier Völker von Deutschland, Österreich-Ungarn, Bulgarien und Türkei. Aber auch da nicht vom wirtschaftlichen Problem der Zollzwischengrenzen; auch nicht von der politischen Bedeutung der Druckmöglichkeit dieses Blocks gegenüber Rußland und gar England; sondern vielmehr von der organischen Notwendigkeit dieses Zusammenhangs und von der naturmäßigen Bedingtheit der einzelnen Organe.

Dieses Mitteleuropa — die neue Einheit des alten Habsburgischen Reichs deutscher Nation und des alten Osmanischen Reichs türkischer Nation, einst durch die Donau in diese beiden Reiche und Teile getrennt, dann nördlich und südlich je in einzelne Volksteile aufgelöst, jetzt endlich und innerlich als ein Weltteil zusammengefügt, in dem die Völker als verschiedene Organe zum einheitlichen Organismus einer Welt zusammenwachsen; dieses Mitteleuropa — die neue Synthese der Thesis des alten Okzidents und der Antithesis des alten Orients: ist es so wirklich sicher und so fest, so einheitlich und so organisch? — ist es wirklich „ein gewachsener Boden", der tragen kann? — also daß es sich lohnt, sich darauf einzustellen — mit geistigen Kräften, mit politischer Zuversicht, mit wirtschaftlicher Rechnung? Wie ist dieses „Mitteleuropa" entstanden — herangewachsen, zusammengewachsen?

Es ist gewachsen — bodenständig; und es mußte so wachsen — erd-

Digitized by Google

mäßig, nach den Gesetzen der Erdkunde. Denn — was sagt uns die Geographie, auf die Bismarck immer wieder verwiesen hat als die Grundlage aller politischen Betrachtung? Diese Erdkunde stellt geographisch das gleiche fest, was der deutsche Kaiser politisch so formuliert hat — in der Neujahrsnacht 1908/09 zu seinen Generälen im Schloß zu Berlin, angesichts der ersten serbischen Kriegsdrohung gegen Österreich-Ungarn, damals schon ausgeführt im Auftrag Rußlands und Englands: „Nun will uns die englische Einkreisungspolitik den letzten und einzigen Landweg Deutschlands in die Welt sperren!" — Der einzige und letzte Landweg in die Welt: dieses kurze, klassische Wort ist der Zwang für Mitteleuropa. Das heißt — Deutschland hat ringsum fertige Völker, längst fertige — und allmählich feindliche. Im Westen Frankreich: in Revanchefeindschaft verbleibend; im Osten Rußland: in Orientfeindschaft verfallend; im Norden England: in Weltfeindschaft sich steigernd und die Genossen gewinnend und führend. Alles ringsum: fertige Staaten, feindliche Völker! Nur südostwärts — hinter dem österreichisch-ungarischen Bundesgenossen, für den bereits Bismarck sich entschieden hat gegen Rußland — öffnet sich ein Weg zu Völkern, die noch nicht fertig sind in ihrer Staatenbildung, auch noch nicht feindlich gegen uns. Die geographische Frage prägt sich politisch so: werden jene Völker südostwärts fertig als Staaten — durch uns, oder durch andere? — freundschaftlich mit uns, oder feindschaftlich gegen uns? — sich uns aufschließend und gar uns anschließend? — oder sich uns verschließend und sogar uns abschließend? — vom „letzten, einzigen Weg Deutschlands in die Welt"! Der Wille, diese Frage im deutschen Sinn vorzubereiten, führt den jungen Kaiser im ersten Jahr seiner Regierung schon nach Konstantinopel (1889) — mit dem klaren bewußten Ziel: die geographische Dreieinigkeit „Deutschland, Österreich-Ungarn, Türkei", die Bismarck schon geschaffen und erhalten hat, als politische Einheitlichkeit zu entwickeln — das heutige Mitteleuropa. Das gleiche Jahr, das diese Kaiserreise nach Konstantinopel bringt — mit dem Ergebnis der anatolischen Grundlagen für die spätere Bagdadbahn, bringt auch den Gewinn von Helgoland (1890): beide (Helgoland und Bagdad) gehören innerlich zusammen, so fern sie äußerlich einander liegen — als die beiden Marksteine, die die deutsche Entwicklung braucht und setzt, über die sich durch die deutsche Arbeit einer Generation das Gewölbe

Digitized by Google

fügen soll — das heutige Mitteleuropa. Nochmals drückt sich der gleiche Wille in einem gleichen Jahr mit parallelen Entscheidungen aus: 1898 — das Flottenprogramm Tirpitz setzt die Flottendeckung Helgolands fort und will die Seesicherung; und der Bagdadbahnvertrag setzt die Anatolische Bahn fort und will die Landverbindung. Auch dieses Nebeneinander ist mehr als eine äußerliche Parallele; es ist eine wesentliche Ergänzung. In dem Sinn und mit dem Ziel: kann unserer Marine der Feind die Nordsee und die weite Welt schließen, so muß unserem Kontinent ein Bundesgenosse das Mittelmeer öffnen — durch den nahen Weltteil Mitteleuropa ans Mittelmeer heran und zum Indischen Ozean hin. Der Landweg über Mitteleuropa wird so der Umweg zur Übersee. Das ist die Bedeutung des „einzigen und letzten Wegs in die Welt": ob wir wollen oder nicht — wir müssen diesen Weg gehen, suchen, sichern. Nicht die Laune noch die Willkür irgendeines Staatsmannes führt, verführt dorthin, zu Mitteleuropa hin; sondern die Not unserer geographischen Lage. So kann auch der schwedische Politiker Rudolf Kjellén („Die politischen Probleme des Weltkrieges" ganz richtig es aussprechen: „daß das levantinische Programm als der wirkliche Königs- oder Kaisergedanke des neuen Deutschland, als Lösung der geopolitischen Heimatsprobleme und als der einzig natürliche Weg zur Weltmacht in jedem deutschen Zukunftstraum enthalten sein muß". Also: die geographische Not, diese „gottgewollte Abhängigkeit", führt zur politischen Notwendigkeit, wird zum geopolitischen Zwang — für Deutschland und Österreich-Ungarn — — wie für Balkan und Orient.

Zwingt die deutsche Not und Notwendigkeit südostwärts, so weist die balkanisch-orientalische Notwendigkeit oder (um gleich die bestimmten Völker beim Namen zu nennen) die bulgarisch-türkische Not nordwestwärts — und ebenso die rumänisch-griechische Notwendigkeit. Was hat in der Geschichte der Türkei das paradiesische Vorderasien dem Verfall geweiht? Die Ausschaltung des Orients aus dem mitteleuropäischen Zusammenhang — durch die Entdeckung des Seewegs nach Indien (1498). Europa verläßt die Landverbindung mit dem Orient und wendet sich

Digitized by Google

zur See: das Haus Fugger geht in Augsburg zurück und muß in Venedig sich auftun; und das türkische Vorderasien verfällt in den Schneewittchenschlaf der Unberührtheit und Unfruchtbarkeit — durch die Jahrhunderte hin, bis Orientbahn und Bagdadbahn jetzt den Orient wieder aufschließen, an den Okzident endlich anschließen, Orient und Okzident sicher zusammenschließen: .... „sind nicht mehr zu trennen!" Das ahnte und fühlte der Balkanfürst aus dem Coburgergeschlecht, Ferdinand von Bulgarien, bereits 1888, als der erste „Balkanzug" der Orientbahn Berlin und Wien mit Konstantinopel verband — da begleitete er ihn von Sofia aus, sehend schon und ersehnend die Erfüllung, die der neue Balkanzug im Kriegsjahr 1915 brachte — wiederum mit ihm als dem ersten Insassen. Das weiß und will auch ein anderer Balkanfürst, König Konstantin von Griechenland, und darum auch vor wenigen Wochen der griechische Jubel über die endliche Bahnverbindung von Athen über Saloniki mit Wien und Berlin, d. h. die Zusammenfügung des Inselstaates mit dem Festland, seine Sicherung durch das Festland. Denn wie Deutschland durch und über Mitteleuropa Seemacht im Mittelmeer wird, so gewinnen die Mittelmeermächte Türkei, Bulgarien und Griechenland über und durch Mitteleuropa festes Land, werden Festland — unabhängig von der dann ohnmächtigen Seegeltung der insularen Beschränktheit selbst eines Großbritannien. Wenn irgendein „Mittelweg", so ist dieser Weg von Mitteleuropa „golden" — für die kontinentale Mitte wie für die maritimen Ränder. Unser Mitteleuropa weitet und sichert die Nordländer maritim, und sichert und weitet die Südländer kontinental, und fügt beide Teile, „Orient und Okzident", zu einem lebensvollen, vielgestaltigen, einheitlichen Organismus zusammen — dank der Gesetzmäßigkeit der Geopolitik.

Auch die Gegnerschaft hat ihre inneren Gesetze. Wird der Zwang zum „Landweg nach Indien" (wie englische Besorgnis den deutschen Orientweg heißt) für Deutschland wie für den Orient zum Willen für ein Mitteleuropa, so ist die Tatsache des „Seewegs nach Indien" für

Digitized by Google

England der Anlaß zum Willen für ein englisches „Mittelasien" geworden. In dem Augenblick, da England nach Indien geht, muß und will es den Weg nach Indien decken und sichern: in Ägypten, dem „Genick des britischen Weltreichs", und dann zwischen Ägypten und der Heimatinsel, und dann auch zwischen Ägypten und Indien. Das heißt: über die arabische Türkei und über das mohammedanische Persien; und auf Kosten der Türkei und Persiens. Das ist der geopolitische Zwang zum englischen Mittelasien, durch die Jahrhunderte hin.

Ebenso will Rußland ein russisches Mittelasien vorschieben: über die Türkei hin: durch die Dardanellen zum Mittelmeer oder über Armenien nach Alexandrette zum Mittelmeer; ebenso über den Balkan hin durch Rumänien und Bulgarien zum Mittelmeer oder gar noch weiter über Serbien zur Adria hin; gleichfalls durch die Jahrhunderte hin. Rassenpolitische Schlagworte, religiöse Vorstellungen, wirtschaftliche Berechnungen, machtpolitische Instinkte mischen sich in diesem russischen Drang und Druck.

Diese drei weltgeschichtlichen Willen strömen im balkanisch-türkischen „Reich der Mitte" zusammen und stoßen gegeneinander: der deutsche Gedanke eines Mitteleuropa, die englische Absicht eines Mittelasien und die russische Laune eines Mittelasien. Ein weltgeschichtliches Schicksal spricht aus solchem Widereinander: die Unentrinnbarkeit dieses Weltkriegs (auch mit einem Bismarck), aber auch die Unerschütterlichkeit des Organismus Mitteleuropa — aber nur, wenn er organisch verstanden und gestaltet wird.

Für Deutschland stellte sich die Frage doch so: durch Verzicht auf den Orient ausgeschlossen zu werden aus den nächst gelegenen und sicherst erreichbaren Gebieten mit ihren wirtschaftlich „unbegrenzten Möglichkeiten", und abgeschlossen zu werden von der Weltverbindung durch einen russischen Balkanwall und durch einen englischen Orientring; weiterhin: über die diplomatische Einkreisung durch England hinaus eine geographische Einkreisung durch Rußland quer durch den Balkan ertragen zu müssen, d. h. eben nicht ertragen zu können, weil eine solche geographische Einkeilung Österreich-Ungarn und Deutschland der Gnade und Ungnade eines übermächtigen, erdrückenden Rußlands ausgeliefert hätte — vom Schwarzen Meer des Kaukasus bis zu den Schwarzen Bergen an der

Digitized by Google

Adria. Für die Völker in jenen Gebieten stellte sich die Frage aber so: ob sie zu einem russischen Gemäuer eines solchen „Mittelasien" sich als Trümmer und Mörtel benützen lassen sollen, oder ob sie selbst eigene, selbständige Baumeister werden wollen — am politischen und kulturellen Gebäude von Mitteleuropa; ob sie niedergetretene Vasallen oder aufgerichtete Genossen sein können; niedergehaltene Hörige oder aufbauende Herren; gebrauchte, verpflichtete Objekte oder selbstbestimmende, gleichberechtigte Subjekte; kurzum: leblose Instrumente oder lebensvolle Organe. Das ist die Frage für Mitteleuropa geworden: zuerst für die Türkei, dann für Bulgarien, langsam für Griechenland, spät für Rumänien. Die Staatsmänner dieser Völker verkörpern das organische Prinzip und kämpfen für das organische Prinzip gegen das menschliche Prinzip — (bewußt, wie ich auf Grund wiederholter Besprechungen mit solchen Staatsmännern versichern kann).

Rußland kommt und predigt: „Ein Gott, ein Zar, ein Reich!" — und erdrückt so die Völker auf seinem Weg. England zieht aus: „Der Welt eine englische Seele zu geben," — und entseelt so die Völker auf seinem Weg (in Ägypten wie in Indien). Frankreich unterwirft seinem „Empire" und verlangt „Imitation" — und entwurzelt so die nationale Kultur, so daß der türkische Großwesir mit Recht mir erklären konnte: „L'esprit français nous a abîmé!" Der Orient will aber nicht „russisch" werden, noch „englisch", noch „französisch" — weder politisch noch kulturell; der Orient kämpft diesen Krieg um seiner Erhaltung und Entwicklung willen — sowohl politisch als kulturell. Die Türkei will türkisch werden — das ist das türkische Kriegsziel. Bulgarien will bulgarisch werden — das ist das bulgarische Kriegsziel. Das heißt auch uns gegenüber: Die Türkei will nicht „deutsch" werden; und Bulgarien will nicht „deutsch" werden! Trotzdem — oder vielmehr: gerade deshalb kommen wir zusammen, gehören wir zusammen, und bleiben wir zusammen; nicht nur nach dem Gesetz der Geopolitik, auch nach dem Gesetz der Biologie, der Lehre von der gegenseitigen Bedingtheit der Organe.

Die russische Methode und die englische Tendenz der Mechanisierung hat ihre inneren wie äußeren Gründe. Rußland und England sind mit dem starken Druckmittel der geographischen Nachbarschaft dem Orient gegenüber ausgerüstet; beide finden bei ihrem Streben

Digitized by Google

nach panrussischem oder großbritischem Zusammenschluß ihn im Weg, können ihn also von außen anstoßen und bedrücken und müssen ihn von innen aushöhlen und auflösen — um dieses Hindernis langsam zu schwächen und allmählich zu beseitigen, um darüber hinweg je ihr „Mittelasien" erzwingen zu können. Umgekehrt wiederum Deutschland: wir können geographisch dem uns fernen Orient nichts anhaben, selbst wenn wir wollten; wir dürfen politisch ihn nicht schwächen, weil er sonst die Beute seiner lauernden, beglückten Nachbarn würde. Darum müssen wir — im Gegensatz zur tödlichen Mechanisierung durch unsere gemeinsamen Feinde — eine lebendige Organisierung der Organe innerhalb des Organismus von Mitteleuropa wollen. Wir wollen das organische Prinzip — aus der Not unserer geographisch begründeten Unfähigkeit, die uns nur eine solche Entschließung möglich macht; und wir wollen das organische Prinzip aus der Notwendigkeit unserer geschichtlich gewordenen Fähigkeit, die nur uns eine solche Entscheidung möglich macht. Die deutsche Politik kann nur ein solches Mitteleuropa von bodenständigen, selbst starken Organen wollen; und nur der deutsche Sinn kann einen solchen Organismus von Mitteleuropa wollen — und weiterhin: nicht nur organisieren, sondern auch organisch gestalten.

Wirtschaftsimperium und Nationalstaat

Von Prof. Dr. Wygodzinski, Bonn

Seit die neuere wirtschaftliche Entwicklung den allein auf seinen eigenen Hilfsquellen aufgebauten Staat fast zu einer Unmöglichkeit, jedenfalls aber zu einem politischen Gebilde zweiten oder dritten Ranges gemacht hat, ist das Problem des Staates überhaupt aus einem rein politischen zu einem mindestens so stark wirtschaftlichen bedingten geworden. Die Lebenskraft und die Entwicklungsmöglichkeiten eines Staates beruhen nicht mehr allein auf der Sicherheit seines inneren Gefüges, auf der Standfestigkeit seines Regierungssystems, dem Ausgleich zwischen den Anforderungen seiner Stände, der Schlagfertigkeit seines Heeres, selbst nicht seinem Reichtum an Naturschätzen und Kapital, als vielmehr auf der unbedingten Verfügung über alle für sein materielles Leben erforder-

Digitized by Google

lichen Rohstoffe und umgekehrt auf der Gewißheit, seine Produktionsüberschüsse nutzbringend in anderen Ländern verwerten zu können. Einen äußeren Anhalt hierfür geben die Zahlen der Außenhandelsstatistik. Diese sind freilich, wegen der technischen Mängel der Statistik selbst, namentlich in der weiter zurückliegenden Zeit, auch wegen der Verschiedenheit der Erhebungsmethoden in den einzelnen Ländern, nur als ungefähre Annäherungswerte zu bezeichnen; für größere Zeiträume jedoch geben sie ein hinreichendes Bild der Entwicklung. Der Wert des zwischenstaatlichen Handelsverkehrs wird berechnet auf

2½	Milliarden	für	das	Jahr	1700
6	"	"	"	"	1800
94	"	"	"	"	1900
169	"	"	"	"	1912

Nicht nur die Höhe dieser Ziffern, sondern auch das Tempo des Anstiegs ist ein eindrucksvoller Beleg für die Bedeutung der weltwirtschaftlichen Verflechtung der Völker der Erde.

Diese Bewegung fällt fast ganz in das 19. und 20. Jahrhundert; sie war nicht früher möglich, weil die Technik der Gütererzeugung wie des Transports nicht reif dafür waren. Welches aber auch der Grund sei, die Tatsache dieser wirtschaftlichen Annäherung der Länder, dieses Beginnes einer „Weltwirtschaft" ist so überaus in die Augen springend, daß es nicht erst des Krieges bedurfte, um sie auch dem oberflächlichsten Beobachter deutlich zu machen. Man mag den Begriff der „Weltwirtschaft" theoretisch fassen, wie man will, insbesondere darauf hinweisen, daß ein oberster Träger noch fehlt — die paar Verträge über Postverkehr und Literaturschutz, die internationalen Kartelle usw. sind alle nur Vereinbarungen zwischen gleichberechtigten Parteien, nicht Unterordnung unter eine Zentralgewalt —; ob man von einem weltwirtschaftlichen oder in strengerer logischer Fassung des Vorgangs nur von einem internationalen Güteraustausch spricht, die Fundierung der nationalen Wirtschaft auf übernationalem Boden besteht und macht sich auch im Frieden in jedem Augenblicke geltend. Wir sind wirtschaftlich trotz aller Schutzzölle Kosmopoliten; ja, die Schutzzölle sollen ja in vielen Fällen eine Industrie erziehen, die nicht nur für den Inlands-, sondern auch für den Auslandsmarkt arbeitet.

Digitized by Google

Im schärfsten Gegensatze zu dieser „Kosmopolitisierung" der Wirtschaft steht die politische Ideologie der gleichen Zeit. Die weltbürgerlichen Stimmungen des 18. Jahrhunderts sind dahingeschwunden; der Nationalstaat ist die Formel geworden, unter der der politische Neuaufbau der Welt seit den napoleonischen Kriegen erfolgt ist. Es soll hier nicht die Genesis dieses Gedankens verfolgt werden, die Meinecke in seinem meisterhaften Werke über „Weltbürgertum und Nationalstaat" für Deutschland dargestellt hat; auch hier sind wieder die Tatsachen so deutlich, daß es nur eines Hindeutens bedarf. Von der Erklärung Monroes bis zur Aufhebung der türkischen Kapitulation ist es stets die gleiche Formel, unter der sich Bildung und Konsolidierung der neuen Staaten vollzieht. Das Ideal des Nationalstaates erweist sich von einer Stärke und Lebenskraft, die seine Bedeutung weit über das Gebiet der Politik hinaushebt. Die Vertiefung in das eigene Volkstum hebt Schätze, weckt Kräfte, die zu einer kaum abzuschätzenden Bereicherung unserer seelischen Existenz führen. Der Gedanke der nationalen Entfaltung ist nur die Konsequenz jener großen Bewegung, die mit der „Entdeckung des Individuums", um mit Jakob Burckhardt zu reden, begann. Die Fülle und der Reichtum der menschlichen Natur kann sich erst auswirken, wenn auch die Nationen ihre Individualität ausreifen lassen können. So fruchtbar Kulturüberschneidungen sind und bleiben werden, sie haben zur Grundlage ein in sich gefestetes Volkstum, das imstande ist, fremde Einflüsse seiner eigenen Natur gemäß umzubilden und anzupassen. Eine Kultur von der Bedeutung des Hellenismus konnte nur durch das Zusammentreffen alter Kulturen, der orientalischen und der griechischen, entstehen, die beide gleichstark waren. Drängt sich ein stärkeres Volk einem schwächeren auf, wie England Indien oder Ägypten, so entsteht die Gefahr einer charakterlosen Halbkultur, wie sie in den Sprößlingen aus englisch-indischen Mischehen, den Eurasiern, charakteristisch zur Erscheinung gekommen ist.

Nationalstaat darf aber nicht mit Rassestaat verwechselt werden. Aus dem noch recht ungeklärten Streit der Rassetheoriker können wir das eine wenigstens mit Sicherheit entnehmen, daß zum mindesten von den größeren Völkern der Gegenwart kein einziges reinrassig ist. Wie Rassen im politischen Sinne entstehen, können wir an dem großen Schmelz-

Digitized by Google

tiegel der Vereinigten Staaten beobachten, wo aus den Völkern der halben Welt der Yankee immer wieder der Yankee wird, nachdem erst einmal in einigen Generationen die ursprüngliche Herkunft vergessen ist. Gerade das Deutschtum hat — trotz einiger entgegengesetzter Beispiele (Brasilien, Südrußland) — eine verhängnisvolle Fähigkeit zur Verschmelzung gezeigt, und auch in den Vereinigten Staaten ist das von Wilson beklagte Bindestrich-Amerikanertum der Deutschen gerade durch seine eigene Politik erst gestärkt worden.

Deutschland selbst ist das Schulbeispiel für das Entstehen einer eigenen kraftvollen Nation aus dem Connubium verschiedener Rassen. Es sind zum mindesten drei Rassen, die im Deutschen zusammengewachsen sind: das Slawentum östlich der Elbe, das Germanentum zwischen Elbe und Weser, das Keltentum im Süden und Westen, ganz zu schweigen von römischen, französischen, jüdischen und anderen gelegentlichen Einschlägen, deren Einfluß deutlich genug zu spüren ist. Es soll hier nicht untersucht werden, inwieweit die blühende Mannigfaltigkeit der deutschen Stammescharaktere der Unterschied zwischen Pommern und Bayern, Sachsen und Franken auf solche rassemäßigen Unterschiede oder auf solche der historischen Entwicklung zurückzuführen ist; sie besteht und ist für Deutschlands Leben unentbehrlich. Dennoch ist der einheitliche Charakter der deutschen Nation als solcher offenkundig und nicht zu bestreiten.

Man hat bisher vergeblich versucht, eine von allen anerkannte Begriffsbestimmung der Nation zu geben. Am treffendsten scheint mir die Definition, die Max Weber auf dem zweiten Deutschen Soziologentage 1912 gab: eine gefühlsmäßige Gemeinschaft, deren adäquater Ausdruck ein eigener Staat wäre. Damit ist für die Nation eine subjektive und eine objektive Voraussetzung gegeben: das Gefühl der Zusammengehörigkeit und die äußere Verwirklichung dieser Zusammengehörigkeit in einem konkreten Staate, der nur diese gemeinsam fühlenden und keine anderen Elemente umfaßt. So sind die Eifeler Wallonen, die im täglichen Verkehr französisch sprechen, nicht nur rechtlich, sondern auch im „nationalen" Sinne Deutsche, da sie sich als solche fühlen; so sind die „unerlösten" italienisch sprechenden Südtiroler, wie der Krieg erwiesen hat, eben nicht Italiener, sondern Österreicher. So sind, um noch ein drittes Beispiel anzuführen, die Iren, obgleich sie seit mehreren

Digitized by Google

Jahrhunderten zu „Großbritannien" gehören und wenigsten zum Teil englisch sprechen, keine Engländer, sondern Iren.

Wir sehen also auf der einen Seite einen wirtschaftlichen Kosmopolitismus, auf der anderen einen gefühlsmäßigen Nationalismus als Signatur unserer Zeit. Das ist ein zweifelloser Widerspruch, der nur solange nicht in Erscheinung tritt, als Frieden auf Erden bewahrt bleibt. Die internationale Arbeitsteilung, das Ideal des Liberalismus, setzt diesen Frieden voraus; jedes Volk kann seine spezifischen, seine „nationalen" wirtschaftlichen Fähigkeiten zur höchsten Steigerung bringen, solange es sicher ist, für seine Rohstoffe Waren, für seine Waren Rohstoffe von anderen Völkern eintauschen zu können. Der dauernde Frieden ist jedoch eine Hoffnung, die nach den Erfahrungen des jungen 20. Jahrhunderts nach menschlichem Ermessen keine Aussicht auf baldige Erfüllung hat. Die Lösung des Zwiespaltes mußte also auf anderem Wege gesucht werden. Ein solcher Schritt war nach zwei Richtungen denkbar: kosmopolitische Ausdehnung des bisherigen Nationalstaates oder Rückbildung des weltwirtschaftlichen Zusammenhanges durch autarkische Ausbildung der Wirtschaft des Nationalstaats. Anders ausgedrückt: Weltherrschaft oder geschlossener Handelsstaat. Da aber kein Ideal sich restlos durchsetzen kann, sehen wir denn auch nur Annäherungen an diese Zielpunkte, nirgends ihre Erreichung. Wir können dabei sagen, daß der erste der beiden Wege die Beherrschung der See als des Bindegliedes zwischen den Kontinenten voraussetzt, während umgekehrt ein „geschlossener Handelsstaat", sofern er nicht die absolute militärische Überlegenheit gegenüber jedem anderen Gegner von vornherein besitzt, ein kontinentales Gebilde sein müßte.

Man könnte von einem „nassen" und einem „trockenen" Imperialismus sprechen. Typus für den ersteren ist die Politik des britischen Reichs, für den zweiten die der Vereinigten Staaten von Amerika (mit einigen Inkonsequenzen) und Rußlands.

Ein Blick auf die Erdkarte zeigt die ganz verschiedene Formation dieser beiden Typen aufs deutlichste. Rußland ist vollständig massiert, die Vereinigten Staaten in der Hauptsache (Alaska, Hawai und die Philippinen sind Außenposten). Wie ganz anders dagegen ist das Bild Englands. Ein kleines europäisches Land (die englisch-schottische

Digitized by Google

Hauptinsel ohne Irland umfaßt nur 220000 qkm, d. h. nur etwa $^2/_3$ des Umfanges des Königreichs Preußen) ist sein ungeheures Reich, das größte, das die Erde je sah, buchstäblich über die ganze Erde verstreut. Beaconsfield hat davon gesprochen, daß England kein europäischer, sondern ein asiatischer Staat sei; man könnte es auch einen afrikanischen, einen amerikanischen Staat nennen, ganz zu schweigen von dem völlig englischen Australien. Der Zusammenhang zwischen diesen Reichsteilen, die vielfach erst in den letzten Jahrzehnten erworben sind, ist naturgemäß nicht überall ein gleich enger. Wir können dabei, abgesehen von den vielen kleinen Flottenstützpunkten, Kohlenstationen usw., drei Hauptgruppen unterscheiden: reine Kolonialländer mit Eingeborenenvölkern niederer Kultur (Mittelafrika, australische Inselwelt), unterworfene alte Kulturländer (Indien, Ägypten) und Neuländer, die sich zur Kolonisation durch europäische Völker eignen (Kanada, Südafrika, Australien). In den ersteren ist Englands Herrschaft am sichersten begründet, solange nicht etwa andere Großmächte den gleichen Besitz erstreben. Anders liegt es mit der zweiten und dritten Gruppe. Bei beiden ist ein Element der Auflösung der Verbindung mit England gegeben, das früher oder später wirksam werden muß, der Nationalitätsgedanke. Es liegt in der Natur der Sache, daß die Nationalitätenbewegung in all diese Ländern erst sehr viel später zur Entwicklung kommen kann als in Europa. Die Neuländer haben eine zu junge Geschichte, als daß das Individualitätsbewußtsein als Nation in ihnen schon lebendig sein könnte oder vielmehr, daß es schon so stark wäre, um Gegentendenzen zu überwinden. Solche Gegentendenzen sind aber vorhanden. In Kanada und in Südafrika ist die Völkermischung sowohl aus der Zeit der ersten Besiedelung (Franzosen in Kanada, Holländer in Südafrika) als aus den letzten Jahren einer verstärkten Zuwanderung noch zu groß, die Staaten selbst noch zu sehr im Werden. Der australische Commonwealth ist zwar — dank der Abschließungspolitik der seit einem halben Jahrhundert herrschenden Arbeiterpartei — einheitlicher angelsächsisch; aber dieselbe Abschließungspolitik hat die Bevölkerungsvermehrung so gehemmt, daß Australien gegenüber den Ausdehnungsbestrebungen Japans notgedrungen noch Schutz unter der Flagge des Reichs suchen muß. Mit Naturnotwendigkeit muß aber einmal die Stunde kommen, wo diese Staatspersönlichkeiten

Digitized by Google

reif werden und sich, wie einstmals die Vereinigten Staaten und im 19. Jahrhundert die Länder Südamerikas, vom Mutterland loslösen müssen.

Viel komplizierter liegen die Verhältnisse in den beiden Ländern alter Kultur, Indien und Ägypten, die zurzeit noch unter Englands Herrschaft stehen. Über Ägyptens nächste Zukunft etwas zu sagen, ist nicht angängig; die Wiedergeburt der Türkei muß jedoch den ägyptischen Nationalismus unter allen Umständen zu einem Stachel in Englands Fleische machen, der auf die Dauer — wenigstens ohne eine tiefgreifende Änderung des Verhältnisses zwischen beiden Länder — nicht zu ertragen ist. Das bunte Völkergemisch Indiens scheint zu einer Emanzipation noch nicht reif; nur meldet sich hier schon immer deutlicher ein anderer Vormund, Japan, der seine Ansprüche auch wieder nationalistisch zu begründen liebt. „Asien den Asiaten", unter Japans Führung natürlich. Seit England, um Deutschland in Kiautschou zu treffen, Japans Waffenhilfe annahm, hat es sein eigenes Prestige im fernen Osten untergraben; daß dies für immer ist, dafür wird Japan sorgen.

So sind auf dem weiten Gebiete, das Englands Imperium umfaßt, soviel Sprengstoffe politischer Art an allen möglichen Punkten aufgehäuft, daß mit Mitteln positiver Politik dagegen vorzugehen aussichtslos erscheint. Negativ wird allerdings die Furcht vor anderen, vor Japan, vor Deutschland, vielleicht demnächst vor Rußland oder den Vereinigten Staaten ein Band bilden. Aber was die einen verbindet, entfremdet die anderen: die Hinneigung indischer Kreise zu Japan, kanadischer zu den Vereinigten Staaten wiegt diese gefühlmäßigen Momente vollkommen auf. Es wird zu fragen sein, ob das englische Imperium nicht andere Mittel des Zusammenhanges hat.

Der Zusammenhang des „trockenen" Imperiums Rußlands ist ein noch viel deutlicherer: die Gewalt. Die Waffen Rußlands haben im Laufe der beiden letzten Jahrhunderte ein politisch zusammenhängendes Reich in einem Umfange geschaffen, gegenüber dem das alte Römerreich klein erscheint; aber es sind eben auch nur die Waffen und nichts anderes. Die russische Politik der Brutalisirung der „Fremdvölker" hat während des Krieges sich nur verschärft, der Versuch einer Kulturvereinheitlichung (nicht einer bloßen „Russifizierung") ist nicht gemacht worden

Digitized by Google

und ist gegenüber der unübersehbaren Verschiedenheit dieser Völker aussichtslos. Das Nationalitätsbewußtsein wird das Sprengmittel auch für das russische Riesenreich sein; stets hat sich auf die Dauer der Geist überlegen über die bloße rohe Gewalt gezeigt.

Vielleicht klingt es phantastisch, auch von einer dereinstigen Auflösung der Vereinigten Staaten zu sprechen, in einer Zeit, wo diese vielmehr noch ungeahnt sich auszudehnen beginnen. In der Tat ist von einer nationalen Differenzierung noch nicht allzuviel zu spüren, solange Einwandererscharen aus Europa und Asien immer wieder das Bild verändern. Immerhin kann man jetzt schon zum mindesten von einem Gegensatz der Weststaaten gegen den Osten sprechen, der sich am deutlichsten in der gegen Asien gerichteten Politik der letzteren zeigt. Es wäre wider die Natur, wenn ein Reich von 8 Millionen qkm (Alaska und den Außenbesitz nicht mitgerechnet) auf die Dauer einen einheitlichen Charakter tragen sollte. Dafür sind schon die klimatischen Unterschiede zwischen Ost und West, Nord und Süd zu groß, als daß nicht der Mann von New York und von Los Angeles, von Seattle und von New Orleans, wenn einmal die Bevölkerung bodenständig geworden ist, einen verschiedenen Typus darstellen müßte.

Man liebt es, die Geschichte so zu deuten, als wenn auch die Staaten den Weg des „Großbetriebs", der „Konzentration" gehen müßten, wie Eisenwerke und Warenhäuser. Darin liegt in der Tat insofern etwas Richtiges, als zur runden Staatspersönlichkeit eine Basis gehört, die über den Kleinstaat der früheren Zeit weit hinausgeht. Wie es aber in der Wirtschaft ein „Optimum" der Betriebsgröße gibt, über das hinaus der Ertrag nicht mehr wächst, so dürfte das gleiche von den Staaten gelten. Dieses Optimum scheint mir politisch in der „gefühlsmäßigen Gemeinschaft" zu liegen; fehlt diese Gemeinschaft des Gefühls, so werden die Widerstände und Reibungen zu groß, um den Zusammenhang dauernd zu sichern. Diese Gemeinschaft muß nicht, wie schon angedeutet, eine solche der Rasse oder der Sprache sein, wenn dies auch Momente von starker Tragkraft sind; sonst wären die kleinsten Rassen ja überhaupt nicht existenzberechtigt. Es ist vielmehr das Bewußtsein der gemeinsamen Geschichte, der gemeinsamen Aufgabe, wie es beispielsweise in der Donaumonarchie die Österreicher und die Ungarn, im heutigen Kanada Franzosen und Engländer zusammenhält.

Digitized by Google

Danach ist die kosmopolitische Ausdehnung des „Nationalstaates" in der Geschichte jedenfalls nur eine vorübergehende Erscheinung. Sicherlich ist die Bewegung des Wirtschaftsimperialismus noch nicht auf ihrem Höhepunkte angelangt; namentlich müssen die Länder des „nassen" Imperialismus, England und Japan, die geistige Vertiefung des Imperialgedankens erstreben, weil für sie die Verbindung mit ihren gegenwärtigen oder künftigen Teilreichen viel schwieriger, politischen Gefahren viel mehr ausgesetzt ist als für die Länder des „trockenen" Imperialismus wie Rußland oder die Vereinigten Staaten. Sie sind viel stärker auf den guten Willen, auf die freiwillige Gefolgschaft dieser Vasallenländer angewiesen, weil sie sie mit Gewalt zu halten einfach nicht imstande wären. Treffen sie auf einem Felde zusammen, wie das England von heute und das Japan von morgen in Indien, so sehen wir sie denn auch mit allen Mitteln der Beeinflussung um die Seele der Gefolgsvölker streiten. Aber wer auch, um bei diesem Falle zu bleiben, der Herr Indiens im 20. Jahrhundert sein wird, England oder Japan oder ein Dritter wie Rußland, im 21. Jahrhundert werden die Völker Indiens ihre eigenen Herren sein.

Wenn die Erweiterung des Nationalitätenstaates zum kosmopolitischen auf die Dauer nicht möglich erscheint, wäre zu fragen, ob nicht der umgekehrte Weg gangbar ist, nämlich die Übertragung des Nationalitätsgedankens von dem politisch-kulturellen Felde auf das der Wirtschaft, also die wirtschaftliche Autarkie. Dieser Gedanke ist durch die Vorgänge während des Krieges außerordentlich populär geworden; seit uns Englands Wirtschaftskrieg, der Versuch uns von allen Zufuhren abzuschneiden, zu einer uns selbst überraschenden Selbständigkeit geführt hat, liegt es nahe, gegenüber kommenden Angriffen diese Selbständigkeit zu erhalten und weiter auszubauen. Darauf wird auch nicht verzichtet werden können und die „Nationalisierung" unserer Volkswirtschaft bleibt ein wichtiger Gesichtspunkt unserer gegenwärtigen wie künftigen Wirtschaftspolitik. Aber, wie schon eingangs ausgeführt, eine solche völlige Nationalisierung ist auf die Dauer ein Ding der Unmöglichkeit. Wir sind im Rohstoffbezug wie im Absatz so sehr auf das Ausland angewiesen — wie dieses auch auf uns —, daß unsere Entfaltung ohne eine solche Wechselwirkung wirtschaftlicher Art mit den

Digitized by Google

anderen Ländern der Erde nicht wohl denkbar ist. Das sieht man jetzt auch allmählich selbst in den feindlichen Ländern ein, die ihre Parole des Wirtschaftskrieges gegen Deutschland nach dem Kriege denn auch schon immer seltener und mit immer mehr Klauseln aussprechen. Allerdings ist eine Entwicklung in der Richtung der weltwirtschaftlichen Verflechtung nur dann ohne Bedenken, wenn die Gefahr einer neuen katastrophalen Abschneidung wenn auch nicht gänzlich beseitigt, so doch stark vermindert werden kann.

Es wird dazu nötig sein, die weltwirtschaftlichen Beziehungen Deutschlands zu analysieren und das Ergebnis in Beziehung zu der jetzigen und künftigen Mächteverteilung auf der Erde zu bringen. Dabei wird zwischen der Bedeutung der Ein- und der Ausfuhr, bei beiden wieder nach ihren hauptsächlichsten Posten, geschieden werden müssen; während die Aufrechterhaltung der Ausfuhr hauptsächlich wirtschaftliches Interesse im weitesten Sinne hat, betrifft die Erhaltung der Einfuhr unsere Lebensmöglichkeiten im engeren Sinne. Rund drei Viertel des Wertes unserer gesamten Einfuhr entfielen bisher auf Rohstoffe und Lebensmittel, rund drei Viertel unserer Ausfuhr auf Industrieerzeugnisse. Sicherlich ist durch die fortschreitende planmäßig durchzuführende Nationalisierung unserer Wirtschaft eine Steigerung der eigenen Rohstoff- und Nahrungsmittelgewinnung, eine Steigerung auch des eigenen Verbrauchs an Industrieerzeugnissen möglich; aber ganz abgesehen von den wachsenden Bedürfnissen der zunehmenden Bevölkerung ist ein völliger Ausgleich zwischen beiden Posten unmöglich. Wie bisher und in Zukunft Rohstoffgebiete und Absatzmärkte in der Welt politisch verteilt sind, das ist ausschlaggebend auch für unsere eigene wirtschaftliche Weiterentwicklung.

Streiflichter zur Weltlage X

Von Professor Dr. Schiemann

Vom ersten Juni an haben wir eine neue Weltlage zu datieren. Die Schlacht am Skagerrak hat den Nimbus der Unüberwindlichkeit der englischen Armada ebenso getrübt, fast könnte man sagen verlöscht, wie einst den der unüberwindlichen Armada Philipps II. Aber nicht Wind

Digitized by Google

und Wetter haben sie zerstreut, sondern deutsche Willenskraft und der überlegene Genius der deutschen Nation. Sie waren ihrer Sache so sicher. Admiral Beatty führte seine Kampfschiffe von Südwesten heran, Admiral Jellicoe von Nordwesten, und der Plan ging dahin, uns die Rückkehr abzuschneiden und an die englische Küste zu drängen, wo sie dank ihrer überlegenen Zahl der deutschen Seemacht den Todesstoß zu versetzen hofften. Denn darüber kann kein Zweifel sein, sie rechneten darauf, ein Ende zu machen. Und nun nahmen die Dinge eine so ganz andere Wendung. Unsere Torpedoboote sprengten den Ring der englischen Kriegsflotte rechts sowohl wie links auseinander, und in den Einzelkämpfen, die folgten, zeigte sich Strategie, Taktik, Treffsicherheit und Feuerkraft unserer Schlachtflotte der englischen so überlegen, daß die Verluste des übermütigen Gegners außer allem Verhältnis zu den Opfern stehen, die auch wir haben bringen müssen. Es war ein Ruhmestag für unseren Kaiser, dessen weitblickender Initiative wir es zu danken haben, daß wir neben unserem Heer mit Stolz und Zuversicht auch auf unsere Flotte blicken durften.

Kaiser Wilhelm hat vier Männern vor anderen seine Anerkennung aus diesem Anlaß kundgetan, den Großadmiralen von Tirpitz und von Köster, dem Chef der Hochseestreitkräfte, dem nunmehrigen Admiral Scheer, und dem Befehlshaber der Aufklärungsstreitkräfte Vizeadmiral Hipper, und gewiß werden diese Namen für alle Zeiten mit dem glorreichen 1. Juni verbunden bleiben. Die beiden Organisatoren und die beiden Helden der Schlacht, die vor all den andern Helden jener furchtbaren Stunden eines Kampfes auf Leben und Tod, in welchem die Zukunft Deutschlands der Einsatz war, die schwerste Verantwortung getragen und die höchstgespannten Erwartungen übertroffen haben.

Die Engländer nennen ihre Schlachtflotte „the Grand Fleet“ und haben sie erst kürzlich von den russischen Parlamentariern besichtigen lassen, damit diese sich aus dem Anblick der gewaltigen Kraft Albions die Zuversicht am Ausgang des für sie so kläglich ausfallenden Krieges auffrischten. Es ist ja kein Wunder, daß diese Herren, denen der Eindruck von dem Zustande ihrer eigenen stets versagenden Flotte wohl noch in wenig erfreulicher Erinnerung sein mußte, staunend vor den englischen Schiffsriesen stand. Es übertraf alles, was ich für möglich hielt — erklärte der Vizepräsident der Duma, Protopopow, und ich bin überzeugt,

Digitized by Google

„daß die deutsche Flotte sich niemals in die hohe See hinauswagen wird, denn sie würde zermalmt werden".

Das ist das Leitmotiv zahlloser Korrespondenzen gewesen, die aus London nach Petersburg und Moskau gegangen sind, und jene Gäste Englands mögen heute ein lebhaftes Bild von den englischen Überdreadnoughts, Kreuzern und Zerstörern machen können, die zwischen Hores Riff und dem Skagerrak „on the bottom of the sea" ihren Ruhepunkt gefunden haben. Eine Ironie des Schicksals will, daß die „Times" ihren Leitartikel am 1. Juni mit den Worten einleitet: Heute ist der ruhmvolle Tag des 1. Juni. „To-day is the Glorious First of June." „Vor hundertzweiundzwanzig Jahren machte die englische Flotte unter Lord Howe zum Kampf ihre Decks klar. Die Geschütze wurden frei gemacht, das Pulver von unten heraufgebracht und die bis zu den Hüften nackten Kanoniere reichten sich die Kugeln von Hand zu Hand, vom „Lazarett" zu den Batterien. Der Tag endete mit einem Siege." Gemeint ist die Schlacht bei Ouessant, in der 26 französische Schiffe unter Kommando des Konteradmirals Villaret-Joyeuse von der englischen Flotte unter Howe, die 27 Schiffe zählte, in der Tat geschlagen wurde. Aber es ist charakteristisch, daß selbst jetzt noch die „Times" es nicht wagt, mit der englischen Legende zu brechen, die sich an diese Schlacht knüpft. Die französische Flotte hatte den Hafen von Brest verlassen, um einem Geschwader, das aus San Domingo Korn und Mehl brachte und vom Konteradmiral Van Stabel geleitet wurde, den Zugang nach Brest offen zu halten. Es kam darüber zu einer Schlacht, die vom 9. bis zum 13. Prairial (28. Mai bis 1. Juni) 1794 währte und in welcher die Engländer sechs französische Schiffe erbeuteten und eins versenkten. Sie selbst aber mußten, um ihre Havarien auszubessern, abziehen, und die 200 Segel, die den heißersehnten Proviant brachten, konnten unbehindert ihren Einzug in den Hafen von Brest halten.

Es war für die, an Qualität der Schiffe wie der Bemannung, weit schwächeren Franzosen keineswegs eine ruhmlose Niederlage, und sie könnten mit gleichem Recht wie die Engländer den 1. Juni 1794 als einen Tag feiern, der ihrer Marine zur Ehre gereicht.

Aber Übertreibung der eigenen Erfolge und Verkleinerung der erlittenen Schlappen ist von jeher englische Praxis gewesen, und so wundern wir uns

Digitized by Google

nicht darüber, daß ihre Zeitungen und ihre Staatsmänner sich jetzt bereits so weit gesteigert haben, daß sie die Schlacht am Skagerrak einen Sieg Englands nennen. Es ist von besonderem Interesse, daß gerade in den Tagen, die der Entscheidung vorausgegangen sind, führende englische Zeitungen, wie der „Manchester Guardian" (24. Mai) und die „Times" (27. Mai), in ihren Spalten begeisterte Artikel über die englische Flottenpolitik und über die Lähmung der deutschen Kriegsmarine veröffentlicht haben. Für die Leistungen unserer Hilfskreuzer, speziell der „Emden", und für die glorreiche Schlacht bei den Falklandsinseln haben sie mitleidig herablassende Anerkennung, unsere Unterseeboote und Minen aber hätten ebenso geringen Erfolg gehabt „wie der Raubzug gegen den Seehandel". Nur dank der „Grand Fleet", welche die deutsche Hochseeflotte gefangen hielt, sei es möglich gewesen, den deutschen Handel von den Weltmeeren zu verjagen, die deutschen Hilfskreuzer zu vernichten und die ökonomische Kraft Deutschlands zu „erwürgen"; nur ihr sei der Transport britischer Truppen Tausende von Meilen über See zu danken.

Man kann wohl fragen, ob die Engländer heute noch dieselbe Zuversicht in ihre große Flotte setzen. Es ist jetzt eben die folgende Zusammenstellung der Verluste, die England seit Beginn des Ringens um die Freiheit der Meere an Kriegsschiffen erlitten hat, in einer Chemnitzer Zeitung, offenbar von kundiger Hand, veröffentlicht worden: Verloren, d. h. versenkt sind: 11 Linienschiffe, 15 Panzerkreuzer, 11 geschützte Kreuzer, etwa 30 Torpedoboote, 20 Kanonenboote und Linienfahrzeuge und 20 Unterseeboote, was mit den, in der letzten Seeschlacht hinzugekommenen Verlusten in Summa über 130 Gefechtseinheiten und über 600000 Tonnen Wasserverdrängung ergibt. Die ungeheueren Verluste, die England an Marineoffizieren und Mannschaft zu beklagen hat, werden wir aber wahrscheinlich erst kennen lernen, wenn der Krieg sein Ende gefunden hat. Die „N. A. Z.", die diese Angaben nachdruckt, bemerkt dazu mit Recht, „solche Verluste kann selbst der hochentwickelte englische Kriegsschiffsbau während des Krieges nicht ersetzen; die englische Flotte ist also sehr geschwächt." Um so interessanter ist es, daß die „Times", in dem schon erwähnten Artikel ihres Marinekorrespondenten vom 27. Mai, der von der Wahrscheinlichkeit einer bevorstehenden deutschen Expedition in das Baltische Meer ausgeht, nicht ohne Sorge die Frage erwägt, ob nicht trotz

Digitized by Google

allem die Deutschen sich mit dem Plane trügen, es mit einer Invasion zu versuchen? Sie könne entweder gegen die englische Küste gerichtet sein, was wegen des großen Risikos nicht wahrscheinlich wäre, oder aber der Gedanke verfolgt werden, durch Landung von Truppen in Nieuport die Alliierten zu überflügeln. Truppen könnten dahin zum Teil durch neutrale Gewässer, teils durch die Gewässer geführt werden, die unter dem Feuer der deutschen Geschütze an der belgischen Küste stehen. Seien die Transportschiffe von geringem Tiefgang, so seien sie einigermaßen vor Unterseebooten geschützt, wenn sie zwischen Untiefen und Sandbänken fahren. Die Entfernung sei verhältnismäßig gering, der Erfolg ein Risiko wert, selbst wenn einige ältere Schiffe dabei geopfert werden müßten. Es sei nicht notwendig, daß sich daraus ein Kampf zwischen Schlachtschiffen ergäbe, den die englischen Seeleute nur allzugern aufnehmen möchten, weil ein sorgfältig angelegtes Minenfeld es den Deutschen immer möglich machen werde, unbeschädigt heimzufahren! Diesen Ausführungen liegt noch der hochmütige Gedanke zugrunde, daß die deutsche Flotte sich vor einem Zusammenstoß mit der Grand Fleet fürchte. Daß das nicht der Fall ist, wußten die Engländer schon lange, da unsere Vorstöße die Nordsee hinauf ihnen ja nicht verborgen blieben, auch bevor sie jetzt praktische Belehrung über diese Frage erhalten haben. Ein entscheidender Grund für die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, trotz der Unpopularität dieser „militaristischen" Maßregel, war aber die nie geschwundene Beängstigung, welche der Gedanke an eine mögliche Invasion Englands hervorruft, gewiß. In einer Polemik mit Churchill, der mehr Truppen an die französische Front schicken wollte, hat Asquith noch am 1. Juni sich dahin geäußert, daß er persönlich zwar nicht glaube, daß ein Einfall in England bevorstehe (this country would be invaded), die Gefahr einer Invasion aber auch in Rechnung stellen und daher das Minimum von Truppen im Lande zurückhalten müsse, das die militärischen Berater der Regierung für unerläßlich hielten.

Wir zweifeln nicht daran, daß diese Auffassung der Lage, seit die Nachrichten von der Seeschlacht in England bekannt geworden sind, an Anhängern gewonnen hat, denn — wie der Abgeordnete Spahn am 6. Juni treffend sagte, „der Satz von Englands Unangreifbarkeit ist widerlegt".

Wenn, um England niederzuzwingen, Maßregeln notwendig werden

Digitized by Google

sollten, welche die englischen Befürchtungen rechtfertigen, werden sie gewiß weder aus Scheu vor der englischen Flotte, noch aus Sentimentalität unterlassen werden. Mr. Asquith ist übrigens in derselben Sitzung genötigt gewesen, das beschämende Zugeständnis zu machen, daß, als er jüngst von dem Fünfmillionen-Heer Englands gesprochen habe, viele dieser Männer unglücklicherweise gefallen und eine ansehnliche Zahl anderer infolge ihrer Verwundungen dauernd unfähig zum Kriegsdienst geworden seien. Die 5 000 000 bedeuteten, was als Gesamtleistung des Empire, also Großbritanniens mit den Kolonien und Indien, im Verlauf des Krieges geleistet worden sei. Dabei hat er aber noch vergessen, neben den Toten und Verwundeten die Gefangenen mit in Anschlag zu bringen! Auch ist dem Parlament — das sich übrigens bis zum 20. Juni vertagt hat — nicht gesagt worden, welche Mittel jetzt angewendet werden müssen, um die englischen und französischen Truppen an ihrer deutschen Front zusammenzuhalten. Die „Continental Times" vom 5. Juni veröffentlicht dazu das Faksimile zweier interessanter Dokumente. Das eine, vom Major Teacher unterzeichnete, datiert vom 19. September 1915 und verordnet, daß im Rücken der Brigade „Argyle and Seaforth Highlanders" je vier Regiments-Polizisten von jedem Bataillon benutzt werden sollen, eine Barriere zu bilden um Desertionen zu verhindern, „to prevent straggling", das zweite, datiert vom 3. März 1916 und geht vom General Bazelaire aus, der über die geringe Widerstandskraft seiner Truppen in Forges zürnt und ankündigt, daß in Zukunft Artillerie und Mitrailleusen gegen Fliehende gerichtet werden würden. „L'Artillerie et les mitrailleuses agiront sur touts defaillance constatée". Daß in Rußland mit denselben Mitteln gearbeitet wird, nur die Truppen vorwärts zu bringen, ist längst bekannt. Auch dafür bringt die „Continental Times" jetzt einen neuen Beleg. In einem geheimen Telegramm an den Kommandierenden des 27. Armeekorps (vom 3. März 1916) heißt es in den drei letzten Punkten:

4. Die angreifenden Truppen sollen von der Tatsache überzeugt werden, daß unsere Reserven und unsere Artillerie Feuer gegen sie eröffnen werden, falls sie schwanken oder sich ergeben.

5. Alle diejenigen, die an den Händen verwundet sind, oder von denen angenommen wird, daß sie sich selbst verwundet haben, werden in die Schlacht zurückgetrieben werden.

Digitized by Google

6. Die Polizei hat alle Rückzugstraßen sorgfältig zu bewachen und alle kampffähigen Leute zu verhaften, die auf die Nachhut zugehen.

Gezeichnet vom Stabskaptän Malschemko.

Hier tritt uns die „einheitliche Aktion" der Ententemächte, die sonst versagt, allerdings handgreiflich entgegen.

Da wir diese Zeilen schreiben, trifft die Nachricht vom Untergang des Kreuzers „Hampshire" ein, auf dem Kitchener mit seinem Stabe nach Rußland unterwegs war. Westlich der Orkney-Inseln hat das Verhängnis sie getroffen, und es heißt, daß keine Hoffnung vorhanden sei, daß irgend jemand mit dem Leben davongekommen sei. Offenbar war Kitchener unterwegs, um den Russen Ratschläge für ihre Kriegführung zu erteilen und die letzten Beschlüsse des Kriegsrats der Ententemächte zu überbringen. Da sein Stab und 300 Offiziere ihn begleiteten, war wohl auch beabsichtigt, bei dem ungeheuren Verlust, den die Russen an Offizieren erlitten haben, und bei der notorischen Unfähigkeit ihrer Generäle ihnen englischen Ersatz zu überweisen. Es drängen sich dabei die folgenden Vermutungen auf: Offenbar sind in der Nordseeschlacht zwei Offensiven einander begegnet: die suchende Offensive unserer Flotte, die wie so häufig schon nach Westen dampfte, um dem Feinde die Stirn zu bieten, wenn er sich zeigen sollte, und eine beabsichtigte Offensive der Engländer, die die Durchfahrt durch den Skagerrak zu erzwingen beabsichtigte, um den Russen Hilfe, Rat und neues Kriegsmaterial zu bringen. Kitchener als Organisator der einheitlichen Aktion der Ententemächte ist wahrscheinlich bestimmt gewesen, der „siegreichen" englischen Flotte zu folgen, um die Leitung der neuen russischen Offensive zu übernehmen. Man hat ihn in Petersburg erwartet und ein Extrazug war bestimmt, ihn nach Kiew zu führen. Die Niederlage der Engländer vereitelte den Plan. Es blieb Kitchener nichts übrig, als zu versuchen, sein Ziel über Archangelsk zu erreichen, und unterwegs hat ihn dann sein Verhängnis erreicht.

Aber die Enttäuschung und Bestürzung in Rußland ist danach in Petersburg fast noch größer gewesen als in London.

Man nimmt heute in Rußland, was irgend zu haben ist. Daß Japaner in Zivil mit ihrem Rat die große russische Offensive an der österreichischen Front unterstützten, ist offiziell gemeldet worden. Auf privatem Wege erfahren wir, daß zwei japanische Divisionen an der nordöstlichen Front,

Digitized by Google

russisch uniformiert, eingetroffen sind, was offenbar eine japanische Gegenleistung für die Entfestigung Wladiwostoks und für die Zugeständnisse ist, die Rußland ihnen in der Mandschurei und in China gemacht hat. Vorausgegangen war der Aufenthalt von Viviani und Albert Thomas in Rußland, deren Mission dahin ging, die Geschütz- und Munitionsfabrikation der Russen, die offenbar als der kranke Mann der Entente behandelt werden, zu kontrollieren und zu reformieren. Thomas hat seine Ratschläge wie die „Nowoje Wremja" berichtet, schließlich folgendermaßen zusammengefaßt: „Des canons, des obus, des fusils — Toujours plus de canons, toujours plus d'obus, toujours plus de fusils. Tel est le mot d'ordre commun des alliés." Das klingt sehr eindringlich und wird verstanden worden sein, aber schließlich kommt es auf die Menschen an, die die Waffen führen. Aus den Mitteilungen, die beide Herren nach ihrer Rückkehr in Paris machten, ergibt sich übrigens, daß Frankreich den Russen auch geschulte Arbeiter für ihre Kriegsfabriken gestellt hat. Viviani faßte seine Eindrücke folgendermaßen zusammen: „Alles, was wir in Rußland gesehen haben, steigert noch, wenn das möglich wäre, unser Vertrauen auf die Gewißheit des Erfolges. Wir haben die fruchtbare Tätigkeit und die völlige Einmütigkeit der Nation und der Armee festgestellt. Beide sind vom Wunsche beseelt, bis ans Ende zu kämpfen." Bis zu welchem Ende? ist man geneigt zu fragen. Wenn die Herren Thomas und Viviani ein einmütiges Rußland gesehen haben, sind ihnen entweder potemkinsche Dörfer vorgeführt worden, oder sie sind bemüht, ihre Landsleute wissentlich zu täuschen. In Rußland herrscht nichts weniger als Eintracht. Das Land ist in einem Zustande der Auflösung und das Heer kämpft einen letzten Verzweiflungskampf. Bricht auch der, wie wir hoffen, zusammen und findet dann unsere Offensive nach Norden statt, so folgt, das läßt sich aus sicherer Kenntnis der Tatsachen behaupten, der Zusammenbruch.

Im Ausland ist in letzter Zeit viel über den inneren Hader in Deutschland geschrieben worden, und es läßt sich nicht verkennen, daß sowohl die Gruppe um Liebknecht mit ihrem Internationalismus und die Erregung, die in weiten Kreisen durch den Streit über den Unterseebootkrieg und die ganz unverbürgten Gerüchte über einen Frieden um jeden Preis, hervorgerufen wurden, sofort, wie er stets zu geschehen pflegt, einen

Digitized by Google

Widerhall im Lager unserer Feinde fanden, der falsche Vorstellungen über die bei uns herrschende Geistesrichtung erwecken konnte. In Wirklichkeit ist die Zuversicht auf einen Ausgang des Krieges, der unsere Hoffnungen verwirklicht, niemals größer gewesen als jetzt, und die beiden Reden des Reichskanzlers, die den Stier — wenn das Bild erlaubt ist — an den Hörnern faßten, haben ohne Zweifel dahin geführt, diese Besorgnisse zu zerstreuen. Wir glauben auch, daß das Ausland sich diesem Eindruck nicht wird entziehen können, und das ist um so wichtiger, als es bei uns mehr Schein tiefgreifender Gegensätze war als Wirklichkeit, weil jedermann weiß, daß, wenn uns auch vieles vorenthalten wird, was wir gern wissen möchten, falsche Tatsachen uns nicht vorgespiegelt werden. Wir stehen mit vollem Vertrauen den Nachrichten gegenüber, die uns von den Kriegsschauplätzen zugehen, und das ist das Wesentliche, das, worauf es ankommt und wozu wir ein Recht haben. Ganz anders sieht es bei unseren Gegnern aus. In England ist es die geheime Politik des Kabinetts, die herrscht und alles unterdrückt, was die Stellung der Männer gefährden könnte, die diesen Krieg heraufbeschworen haben. In Frankreich, wo gleichfalls die Männer, die heute an der Spitze stehen, zu der großen Verschwörung gehören, die den Krieg gegen den Willen der Nation erzwang, bereitet sich jetzt eine Entwickelung vor, die, wenn sie sich ausreift, zu den Zuständen führen muß, die der Konvent in den Tagen der großen Revolution brachte. Schon hat das Parlament Kommissare zur Armee gesandt. Jetzt ist trotz des verzweifelten Widerstandes, den Herr Poincaré leistete, der „comité secret" durchgesetzt worden; das Parlament wird sich in geheimen Sitzungen versammeln und die Regierung gebunden sein, ihm alle Auskünfte zu geben, die es verlangt, speziell soweit es sich um die militärischen Operationen handelt. „Temps" und „Débats" haben das möglichste getan, um den Widerstand der Regierung gegen diese geheimen Sitzungen, die allerdings als Institut gefährlich werden können, zu unterstützen. So schreibt der „Temps": „Es ist befremdend zu sehen, daß diejenigen Mitglieder der Linken, die am dringendsten häufige Berufung des geheimen Komitees verlangen, zugleich die glühendsten Anhänger des Konvents sind. Sie stützen sich auf das Vorbild des Konvents, eine Ernennung von Kommissaren für die Armeen zu verlangen" . . .

Digitized by Google

Aber „Temps“ und „Débats“ haben mit der Regierung eine Niederlage erlitten. Was dieses comité secret bedeutet, wird wohl erst zutage treten, wenn die Schlachten bei Verdun mit der völligen Niederlage der Franzosen ihren Abschluß gefunden haben werden. Daß dieser Zeitpunkt nicht mehr fern ist, sehen sie selbst ein. Die „Débats“ meinen, erst die Einnahme von Charny werde für uns entscheiden, und trösten sich damit, daß wir, um vor Verdun stark zu sein, unsere Nordwestfront den Engländern gegenüber entblößt und unsere Ostfront geschwächt hätten. Aber seither haben wir gerade den Engländern die schlimmsten Schläge beigebracht und nichts ist weniger wahrscheinlich, als daß die Engländer gerade jetzt bereit sein sollten, neue Truppen von ihrer gefährdeten Insel auf den Kontinent zu schicken. Die Franzosen rechneten zudem damit, daß nach der schweren Schlacht, die vom 18. bis zum 30. Mai dauerte, eine Kampfpause eintreten werde, und müssen sich jetzt überzeugen, daß es nur die Einleitung zu neuen schweren Kämpfen und zu neuen Terrainverlusten war, deren strategische Bedeutung auch sie, bei all ihrem Optimismus, nach dem Fall von Fort Vaux nicht verkennen können. Es geht mit der französischen Offensivkraft abwärts, und wenn sie zusammenbricht, bricht auch das Regime nieder, das heute noch die Zügel in bereits zitternden Händen hält.

Nun ist die glückliche Offensive der Österreicher in Italien als unliebsame Überraschung zu all den übrigen Enttäuschungen gekommen. Es ist keineswegs unmöglich, daß sie unsere Bundesgenossen zur Wiedergewinnung Venetiens führt, und daß dann auch in Italien die Regierung, die den Treubruch am Dreibunde verschuldet hat, kläglich zusammenbricht. Daß dann auch der an den Namen Valona geknüpfte Traum in Nichts zergeht, ist mehr als wahrscheinlich. Es kracht in allen Fugen Italias. Aber, wie jüngst die „Daily Mail“ sagte: „bei jedem unserer (2c. der englichen) Bundesgenossen gibt es erregte innere Lagen, die die anderen Bundesgenossen nicht zu neugierig ergründen sollen“. Das Blatt meint damit die Beziehungen Italiens zu Deutschland und tröstet sich damit, daß, da Italien sich der Erklärung vom September 1914 angeschlossen habe, es keinen Sonderfrieden schließen dürfe. Italien kenne zudem die allgemeinen Friedensbedingungen der anderen Verbündeten, und die seien derart, daß Deutschland zu ihrer Annahme nur durch das Schwert gezwungen werden könne.

Digitized by Google

[Von diesem Bekenntnis nehmen wir Akt und ziehen daraus den Schluß, daß, da der Zwang durch das Schwert versagt hat, an die Stelle der Friedensbedingungen der Entente, die Bedingungen Deutschlands und seiner Bundesgenossen treten werden.

Wir konnten mit dem gleichen für uns günstigen Ausblick auf die Lage in Saloniki, in Armenien, Mesopotamien und am Suezkanal hinweisen. Ist auch dort wie an der Westfront noch keine endgültige Entscheidung gefallen, so werden alle Vorteile je länger, je mehr, trotz der letzten Erfolge der Russen an der bessarabischen Front, sich uns zuwenden. Nur in Persien behauptet sich der russisch-englische Einfluß. Russische Nachrichten beginnen aber mit höchster Besorgnis auf Afghanistan hinzuweisen, wo der Emir, wie es scheint, im Begriff ist, die Gunst der Lage zu benutzen, um, sei es nach Osten auf indischem Boden, oder nach Westen auf Persiens Kosten seine Herrschaft auszudehnen. Auch die turkmenischen Vasallenschaften Rußlands beginnen unsicher zu werden. Trotz aller optimistischen Berichte, die in England veröffentlicht werden, läßt sich nicht verkennen, daß es in Indien gärt. In China hat Juanshikai sterben müssen, wahrscheinlich denselben Tod, wie die letzte Kaiserin Chinas. Jedenfalls kommt sein Tod den Russen und Japanern genehm. Er war ein Mann von starkem Willen und ohne Zweifel ein aufrichtiger Patriot. Sein Tod bedroht China mit einer neuen Periode blutiger Wirren. Auch in Amerika wird Juanshikais Ende Sorgen bringen. Chinas Niedergang bedeutet ein Steigen der Macht Japans, und daß Japan Amerikas Freund nicht ist, darüber täuscht sich wohl niemand mehr in den Vereinigten Staaten. Heute (den 7. Juni) findet die Nomination des republikanischen Präsidentschaftskandidaten statt, die des demokratischen Kandidaten folgt 14 Tage später. Erst danach wird sich mit größerer Sicherheit auch über die neue Orientierung der amerikanischen Auslandspolitik reden lassen. Eine Friedensvermittelung Wilsons ist, wie der Reichskanzler festgestellt hat, tatsächlich nicht vorhanden, wir sehen auch nicht, auf welcher Grundlage sie möglich wäre.

Digitized by Google

Partei und Beruf

Vorfragen der Neuordnung unseres Parteiwesens

Von Dr. Max Hildebert Boehm, Straßburg

Die Annahme vorausgesetzt, daß im modernen politischen Leben den Parteien wirklich ein bestimmender Einfluß auf die staatlichen Geschicke zukommt, wäre es eine Bestätigung der von der orthodoxen Sozialdemokratie vertretenen sog. materialistischen Geschichtsauffassung, wenn geradezu eine Entsprechung von Partei und Beruf anerkannt würde, insofern Beruf und Erwerb sich immer mehr zur Deckung zu bringen scheinen. In der Tat scheint für zwei Berufsgruppen, den ländlichen Großgrundbesitz und die industrielle Arbeiterschaft, die Parteizugehörigkeit ohne weiteres gegeben. Und die im Wesen der liberalen Partei begründete geringe Geschlossenheit könnte darauf zurückgehen, daß eben auch hier sich die vielfältige Menge der übrigen Berufsgruppen zusammenfasse, soweit sie nicht durch außerberuflich-konfessionelle Entscheidungen in das Zentrum gedrängt werden. Gerade in dieser mächtigen Partei aber scheint das Berufsprinzip so entschieden durchbrochen, daß es da vollends scheitert, nachdem es schon für den Liberalismus als Erklärungsgrund nicht genügte.

Daß die berufsfreudige Ethik des Protestantismus der religiöse Ausdruck einer über die konfessionellen Grenzen weit hinausreichenden neuzeitlichen Tendenz ist, wird allgemein anerkannt sein. Die gesamte Formung des neuzeitlichen Lebens hat nicht nur die Einschätzung der Einzelperson ungeheuer einseitig auf ihre Leistungsfähigkeit und Tüchtigkeit innerhalb der Gesellschaft gegründet, sondern sie hat überhaupt durch die zunehmende Schärfe des wirtschaftlichen Existenzkampfes den Menschen viel ausschließlicher zum Berufsmenschen gemacht. Wo die berufliche Betätigung mit solch unerhörter Ausschließlichkeit wie heutzutage das gesamte Sinnen und Trachten des Menschen bestimmt, all seine seelischen Kräfte aufsaugt, da müssen die dort erworbenen Gewöhnungen mit natürlicher Notwendigkeit auch auf die außerberuflichen seelischen Provinzen übergreifen. Dabei braucht der Weg nicht direkt zur Politik zu führen. Es würde genügen, daß die je nachdem mehr religiös oder philosophisch begründete Weltanschauung wesentlich durch die berufliche Spezialisierung

Digitized by Google

bestimmt ist, damit von da aus der Einfluß auf die politische Haltung weitergriffe. Dann aber können Weltanschauungsentscheidungen überhaupt die Wahl des Berufes bestimmen, sei es daß sie zu bestimmten Berufen hindrängen, sei es, daß sie andere von vornherein ausschließen. So bedeutet die Weltanschauung entweder die Brücke oder — ihrem eigentlichen Sinne gemäß — den gemeinsamen Untergrund für Beruf und Politik.

Schon indem das anerkannt wird, entfernen wir uns allerdings von der ökonomistischen Lehre. Denn ihr zufolge ist der Beruf lediglich eine Erscheinungsform ökonomischer Notwendigkeiten, die als die eigentlichen Grundlagen aller sozialen Gebilde gelten. Und alle Entscheidungen in Religion und Weltanschauung vollends sind dieser Anschauung nichts als ein Überbau, der unbewußt von ökonomischen Beweggründen getragen wird. Auch der moderne Berufsgedanke, der in der Idee der gottgewollten Sonderbegabung jedes Individuums eine hohe Weihe finden kann, wird hier also bereits entstellt und zersetzt; Weltanschauung und Religion erscheinen hier vollends als gänzlich abgeleitete Oberflächenerscheinungen des Bewußtseins, denen eine tiefere Motivationskraft nicht zukommt. Mit der Aufhebung aller Besitzunterschiede müßten dann folgerichtig auch alle Sondermeinungen in Weltanschauung, Religion und Politik aufhören.

Von einer so langweiligen Ordnung der Dinge fühlen wir uns heute weiter entfernt denn je. Aber als eine Gefahr muß es auch heute noch gelten, daß ökonomische Gründe ein allzu großes Gewicht in der Berufsentscheidung erlangen. Es gilt die bewußten Kräfte wachzurufen, die dem zunehmenden Wirklichwerden dieser Theorie vom alles beherrschenden Geldbeutel sich entgegenstemmen — nicht durch einfache Verneinung, sondern durch positive Betonung anderer, die ökonomischen Interessen durchquerender Tendenzen. Einige in dieser Richtung liegende Arbeit hat der Krieg zweifellos geleistet, indem er die nationale Gliederung und die staatliche Organisation der Gesellschaft zu entscheidenderen Faktoren machte. Während der theoretische Internationalismus der Sozialdemokratie und des Ultramontanismus so etwas wie eine antipolitische Richtung in die Politik hineingebracht hatte, hat die Wirklichkeit des Krieges die meisten Anhänger dieser Parteien von einer politischen Überschätzung

Digitized by Google

der von ihnen gepflegten Solidaritätsgefühle zurückgebracht. Es wird die große und ungemein schwierige Aufgabe vor allem der Sozialdemokratie sein, ihr praktisches Umlernen nun nachträglich wenigstens auch theoretisch zu deuten und die Parteidoktrin den geklärten politischen Instinkten ihrer Anhänger anzupassen. Ob das ohne eine Sprengung bisheriger organisatorischer Einheiten abgehen wird, bleibt gegenwärtig noch eine offene Frage.

Umgruppierungen von weittragender Bedeutung liegen jedenfalls schon heute in der Luft, wenn sie sich auch erst im Frieden zu politischen Gebilden verfestigen werden. Darum ist schon heute die Überlegung zeitgemäß, welche Prinzipien letztlich für die politische Parteibildung ausschlaggebend sind und sein sollen. Die parteipolitische Bedeutsamkeit des Berufs ergibt sich dann mit Selbstverständlichkeit. Als erster Grundsatz sollte dabei die Selbstgenügsamkeit der politischen Sphäre gelten. Die Politik soll zu allererst auf sich selbst, nicht auf wirtschaftliche oder berufliche Tendenzen gebaut sein. Und innerhalb der politischen Sphäre soll wiederum die konkrete Gegenwart auf sich selbst stehen und nicht durch eine unendlich ferne Zukunft oder eine längst verklungene Vergangenheit verwirrt werden. Die Stellungnahme zu realen politischen Mächten, zu bestimmten Formen des modernen Staatslebens soll in erster Linie die Parteigruppierung bestimmen, wenn das Parteiwesen überhaupt staatsaufbauend wirken will, nicht aber der selten ganz ehrliche Kultus lediglich agitatorisch verwendeter Zukunftsutopien oder historischer Erinnerungen. Nur ein gesunder Realismus, der dem recht verstandenen Idealismus keineswegs entgegensteht, wenn man wie billig auch Ideen, ja gerade sie als wirksame Mächte nimmt, kann den Boden abgeben, auf dem allein der Widerspruch sich politisch zeugungskräftig erweisen kann.

Wenn es dann gilt, ein praktisches Programm im Rahmen parlamentarischer oder politisch-literarischer Aussprache zu vertreten, dann sollte das allgemeine Urteil es zur immer selbstverständlicheren Forderung machen, daß das mit Gründen geschieht, die das nötige Gewicht nicht nur durch dahinterstehende Macht, sondern auch durch ihr inneres ideelles Licht erhalten. Auch politische Tendenzen können und sollen durch Ideen getragen sein, und mit solchen, nicht mit heuchlerischen phrasenhaften

Digitized by Google

Surrogaten soll der politische Kampf geführt werden. Ganz von selbst wird ihm damit die persönliche Spitze abgebrochen, er wird sachlich und damit edel, er gewinnt eine neue Tiefe in sich selbst. Man wird erst dann jedes Ding beim richtigen Namen nennen, wenn man auch beim Gegner die gleiche Ehrlichkeit voraussetzen darf. Wenn irgendwo, wird hier die politisch-läuternde Wirkung des Krieges zu erhoffen sein, die freilich selber schon zur Phrase zu entarten droht. Gewiß werden dann in diesen Motivationen positiver politischer Programme die wirtschaftlichen Notwendigkeiten eine bedeutsame Rolle spielen, und zugleich mit ihnen, wenn auch durchaus nicht mit ihnen zusammenfallend werden auch die beruflichen Gliederungen ihren Einfluß geltend machen. Als tragender Grund auch der politischen Parteiung sollten aber immer mehr, wenn auch nicht nackt herausgestellt, so doch als bewegende Kraft spürbar, die wesenhaften Grundhaltungen der Weltanschauung und Religion sichtbar werden. Gerade wenn anerkannt ist, daß hier die Grenze der Willkür aufhört und das Gebiet tiefster individueller Notwendigkeiten beginnt, kann das auch im politischen Leben glaubhaft durchklingende: Hier stehe ich, ich kann nicht anders — dem politischen Widerstreit die Würde und Wahrhaftigkeit geben, die die ernsteren Geister unserer Nation bislang so schmerzlich in seinen modernen Formen vermißten.

Notizen

Der neue russisch-japanische Vertrag

Über folgende Punkte des neuen Vertrages ist zwischen Rußland und Japan eine Einigung erzielt worden:

1. Rußland tritt an Japan das nach dem russisch-japanischen Kriege der Ostchinesischen Eisenbahngesellschaft verbliebene, schon in Portsmouth von Japan geforderte Reststück der von Charbin nach Port Arthur bezw. Dalny führenden mandschurischen Zweigbahn ab, und zwar von der Endstation Changchun der südmandschurischen Bahn bis zu einer Endstation kurz vor Charbin.

2. Japan verpflichtet sich für die Dauer des gegenwärtigen Krieges, Rußland mit Waffen und sonstigem Kriegsmaterial zu versehen, soweit es die Interessen seiner Landesverteidigung zulassen und im Rahmen der Produktionsfähigkeit des eigenen Landes. Über die zu liefernden Mengen schweben noch Verhandlungen, nach deren Abschluß das Abkommen in Petersburg unterzeichnet werden wird.

3. Rußland gesteht ackerbau-, handel- oder gewerbetreibenden Japanern in Ostsibirien, Nordsachalin und in der mandschurischen Eisenbahnzone der Ost-

Digitized by Google

chinesischen Eisenbahngesellschaft die gleichen Rechte zu wie den russischen Untertanen.

4. Rußland verzichtet auf den weiteren Ausbau seiner militärischen Position in Ostasien Japan gegenüber. Es beschränkt sich in der Hauptsache auf die Aufrechterhaltung Wladiwostoks als Handelshafens.

5. Japan und Rußland erkennen sich gegenseitig ihre Interessen in der Mandschurei und Mongolei an. Sollte das russische Interessengebiet während des gegenwärtigen Krieges durch innere Unruhen bedroht werden, so wird Japan auf Rußlands Wunsch diesem zur Beseitigung derselben beistehen.

6. Sollte Japan sich gezwungen sehen, gegen China Schritte einzuleiten, welche die Aufrechterhaltung des Friedens im fernen Osten auf der Grundlage der territorialen Integrität und der offenen Tür zum Zweck haben, so wird Rußland Japans Maßnahmen anerkennen. Sollte eine dritte Macht Japan dabei hindernd in den Weg treten und dieses gezwungen sein, gegen dieselbe entsprechende Maßnahmen zu ergreifen, so wird Rußland auf Japans Wunsch sich diesen Maßnahmen anschließen.

Die Grundprinzipien dieses Abkommens sind ebenso klar, wie die darin getroffenen Vorkehrungen gegen eine störende Einmischung Englands in die von Japan in China verfolgten Pläne. Es bleibt abzuwarten, ob nicht unter dem Einfluß des nach Okumas Rücktritt von neuem die äußere Politik Japans leitenden Englandfreundes Kato die so unverhüllt gegen England gerichtete Spitze abgebogen wird. Inzwischen sind schon wesentliche Erfolge der im Laufe des Krieges immer intimer gewordenen Verständigungspolitik sowohl für Rußland wie Japan zu verzeichnen. Als Erstlingsfrüchte des russisch-japanischen Abkommens über die beiderseitige Haltung Chinas und einer etwa mit dieser Haltung nicht einverstandenen dritten Macht gegenüber dürfen zwei Eisenbahnkonzessionen und die darauf bezüglichen Anleihe-Verträge bezeichnet werden, die zwischen Rußland und China einerseits und Japan und China andererseits zum Abschluß gelangt sind. Das russische Projekt betrifft eine Verbindungsbahn, die Aigun am Amur über Mergen und Tsitsikar mit der ostchinesischen Strecke der transsibirischen Bahn verbinden soll, während auf dem Norduser des Amur eine Stichbahn von Blagowestschensk am Amur nach der in einigem Abstand vom Amur durchs Gebirge führenden, kürzlich fertiggestellten russischen Grenzbahn den Anschluß herstellen wird. Nach Süden zu findet die Bahn Aigun—Tsitsikar eine Fortsetzung bis Bodunè am Sungari, einem Amur-Nebenfluß, der bis Kirin oberhalb Bodunè schiffbar ist. Die kurze Strecke von Bodunè südwestwärts bis zur mandschurischen Bahn scheint zwar in diesem Projekt nicht enthalten zu sein, ihre Ausführung ist aber nur eine Frage der Zeit. Außerdem soll Bodunè in nordöstlicher Richtung direkt mit Charbin, dem Knotenpunkt der ostchinesischen und mandschurischen Bahnen, verbunden werden. Die Gesamtlänge der in Frage stehenden Bahnstrecken beläuft sich auf etwa 1000 Werst.

Zum Zweck der Durchführung dieser Bahnbauten nimmt die chinesische Regie-

Digitized by Google

aung durch Vermittlung der Russisch-asiatischen Bank eine Anleihe von 50 Mill. Rubel auf, die nach Beendigung des europäischen Krieges begeben werden soll. Der Zinsfuß für die Anleihe ist auf 5 % festgesetzt. Als Sicherheit dient die ganze Bahnstrecke nebst allem zugehörigen Bahneigentum. Die Durchführung des Projektes wird unter russischer Oberleitung erfolgen.

Mit dieser Konzession gelangt ein Teil des viel umstrittenen Projektes Fakumön—Bodunö—Tsitsikay—Mergen—Aigun zur Verwirklichung, das seit 1907 unter den verschiedensten Gestalten eine große Rolle in der ostasiatischen Politik gespielt hat. Es hat seinen Ursprung in der von englischer Seite geplanten Verlängerung der chinesischen Nordbahn von Hsinmingtun nach dem Handelsplatz Fakumön. Einen diesbezüglichen Anleihevertrag schloß die chinesische Regierung 1907 mit einem englischen Syndikat unter Führung der Honkong and Shanghai Banking Corporation ab; sie war dabei von der Absicht geleitet, diese Bahn später über Taonanfu in der Mongolei nach Tsitsikay und Aigun weiterzuführen. Die Bahn konnte aber nicht gebaut werden, da Japan trotz leidenschaftlichen Protestes der interessierten englischen Kreise im Sommer 1909 ältere Rechte geltend zu machen wußte, die der Führung einer Parallelstrecke zur südmandschurischen Eisenbahn im Wege standen. Bei den Neutralisierungs-Bestrebungen des amerikanischen Staatssekretärs Knox tauchte jedoch das Projekt 1910 wieder auf, in Form eines Eventual-Vorschlages, der dahin ging, einem englisch-amerikanischen Syndikat (es waren in der Hauptsache immer die gleichen Interessenten) den Bau einer Nord-Süd-Bahn vom Hafen Kinchou am Golf von Liaotung über Taonanfu und Tsitsikay nach Aigun zu gestatten.

Gegen dieses Projekt, das die ostchinesische Bahn nahe bei Tsitsikay kreuzte, nahm insbesondere Rußland Stellung, während Japan Kompensationen in Form einer Eisenbahnkonzession verlangte, welche die Durchquerung der südlichen Mandschurei in ostwestlicher Richtung, senkrecht zur südmandschurischen Bahn und als Zweiglinie derselben gedacht, zum Gegenstand hatte. Diese Ansprüche Japans hatten bereits in der japanisch-chinesischen Zweigbahn Changchun—Kirin mit ihrer eventuellen Verlängerung bis zum japanischen Meer über Hunchun an der koreanischen Grenze wenigstens teilweise Berücksichtigung gefunden. Nun scheint Japan etwa gleichzeitig mit der Rußland in der mandschurischen Amur-Provinz gewährten Konzession von China auch den Auftrag zum Bahn einer Bahnlinie erhalten zu haben, die zwischen Mukden und Changchun von der südmandschurischen Bahn abzweigend nach Westen bis Chengshiatun in der Ostmongolei führt. Zum Zweck dieses Bahnbaues hat die chinesische Regierung bei der Yokohama Specie Bank eine Anleihe von 5 Mill. Yen aufgenommen, die im April 1916 begeben wurde. Der Bahnbau wird unter japanischer Oberaufsicht durchgeführt. Die Verwaltung soll wie die der Chanchun—Kirin-Bahn von Japanern und Chinesen gemeinsam besorgt werden.

Dr. oec. public. Arthur Heber, Hamburg

Digitized by Google

Russischer Militarismus

Die Staatsmänner und Schriftsteller des Verbandes sprechen gern und ausgiebig vom „Militarismus" der Deutschen: er habe es bewirkt, daß sich die Deutschen aus dem Volk der Dichter und Denker in Barbaren und brutale Machtanbeter verwandelt hätten. Das Schlagwort vom barbarischen Militarismus war gut gewählt: es wirkte auf die gedankenlosen Wortfetischisten der ganzen Welt.

Es ist deshalb recht pikant, wenn Vertreter der feindlichen Staaten sich jetzt immer entschiedener ebenfalls auf einen militaristischen Standpunkt stellen. Allerdings tun sie das meistens nur als „Vorkämpfer für die zukünftige Völkerverbrüderung". Mitunter kommt es aber immer wieder dazu, daß einer von ihnen ein wenig zu aufrichtig wird und die Geheimnisse der ganzen Gilde unvorsichtig preisgibt.

Das ist kürzlich mit einem Mitarbeiter der „Birschewyja Wjedomosti" geschehen, — jenes Blattes, das kurze Zeit vor dem Kriege die Äußerungen des russischen Exkriegsministers Suchomlinow über die „Erzbereitschaft" Rußlands brachte. In einer der letzten Nummern wird offen der russische Militarismus als solcher verherrlicht. Der Artikel ist so charakteristisch, daß er hier in seinem Hauptteil wörtlich wiedergegeben sei:

„Es besteht kein Zweifel, daß in Rußland eine grundlegende Veränderung in naher Zukunft vor sich gehen wird, richtiger gesagt, daß sie schon jetzt vor sich geht, denn ihre Notwendigkeit ist soziologisch bedingt — durch die Lebensberechtigung des von Peter dem Großen geschaffenen russischen Reiches.

Das russische Reich ist, sogar im Vergleich zu seinen Nachbarn, ein kriegerisches Reich. Seine Rechtfertigung findet es darin, daß es der zarischen Machtsphäre immer neue Gebiete angliedert, ehrenvoll und drohend den russischen Namen gegen fremde Angriffe verteidigt und alles Erworbene fest bewahrt.

Diese grundsätzlichen Aufgaben haben schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts eine Einbuße erlitten, als der kriegerische Geist der katharinischen Adler sich in Marsomanie verwandelte und aus den Paradeplätzen die widersinnige Maxime emporwuchs: „Der Krieg verdirbt den Soldaten", — verdirbt seine Uniform, seine Gamaschen, seine Schnüre, seine Litzen.

Ein ganzes Zeitalter hindurch haben wir von angesammelter Macht und Prestige gelebt, nur gelegentlich von kriegerischen Erfolgen, aber auch von diesen Erfolgen wandelte sich die russische Offensivstellung in eine Defensivstellung, Rußland wurde immer mehr zu einem friedliebenden Staat, was seinen Traditionen widerspricht, überließ den Nachbarn die Hegemonie, wurde sozusagen vom Frontgeneral zum bureaukratischen Staatsrat degradiert. Dreiviertel der gewaltigen Kräfte Rußlands wurden durch innere Reibungen in Anspruch genommen. Und jetzt hat es sich als offenkundig herausgestellt, daß die alte Organisation nicht zur Durchführung der wesentlichen Aufgaben eines Militärstaates ausreicht.

Gegen das Schicksal ist nichts auszurichten. Der alte Aphorismus: „Es ist unmöglich auf Bajonetten zu sitzen", hat eine bettlerhafte, zugleich aber auch taktische Nuance.

Digitized by Google

Jetzt drängt sich uns ein neuer, ziemlich überraschender Kommentar zu ihm auf: „Es ist unmöglich, auf nicht vorhandenen Bajonetten zu sitzen."

Die neue Organisation Rußlands wird, ungeachtet aller Pazifisten, eine Stärkung der russischen Wehrkraft zum Ziele haben, damit das Reich seine historischen Aufgaben verwirklichen kann, einerlei, ob es nun wirkliche oder nur eingebildete Aufgaben sind, — es ist schwer Wirklichkeit und Einbildung voneinander abzugrenzen. Und man kann schon jetzt voraussagen, daß zwei Kräfte die bestimmenden sein werden: Die organisierte Industrie und der reorganisierte Militarismus. Die Formel für diese neue Herrschaft wird von der Intelligenz geschaffen werden — herrschen wird aber das Eisen, das Eisen der Fabrikmaschinen und das Eisen ungeheuerlicher Kanonen. Das kommende Zeitalter wird ein eisernes sein und wird das jetzige russische Zeitalter, das ein hölzernes ist, ablösen.

Ich weiß nicht zu sagen, ob das gut oder schlecht ist. Es wird aber unausbleiblich so kommen. Nur durch ein eisernes Korsett kann Rußland von seinem historischen Staatsrheumatismus geheilt werden, keine Mixturen, keine Sympathiemittel können ihm helfen. Rußland muß wieder jung werden, muß seiner Weichlichkeit, seiner gewohnten Willenlosigkeit, die bequem wie ein alter Schlafrock ist, entsagen, muß handeln, leben und arbeiten, muß „für einen guten Frieden von neuem einen Krieg vorbereiten". Der große Krieg ist die Anwendung einer organisierten Kraft. Die Emanation dieser Kraft ist Wille. Dieser organisierte Wille wird Gesetz werden. A. Schmidt

Halboffiziöses über die neue deutsche Schule. Die tätige Förderung, die die Schulbehörden einer wahrhaft zeitgemäßen, freiheitlichen Gestaltung des Bildungs- und Erziehungswesens vor dem Kriege zuteil werden ließen, stand im allgemeinen in umgekehrtem Verhältnis zu der Wichtigkeit der Sache. Die Geschichte der offiziellen Pädagogik der letzten Jahrzehnte weist wenig kräftige Entschlüsse, wenig mutige Schöpfungen auf; üppig wucherte freilich das dichte Gerank verwaltungstechnischer und schulrechtlicher Wichtigkeiten. Erst im Zusammenhang mit den Eindrücken des Krieges mehren sich die Anzeichen dafür, daß auch innerhalb der Schulbehörden die Erziehungsreform mindestens als erwägenswert angesehen wird. Norrenbergs Sammelwerk ist in der „Deutschen Politik" bereits besprochen worden; daneben bereitet der Lübecker Stadtschulrat Wychgram ein ähnliches Unternehmen vor; hierin ist in gewissem Sinne auch die von K. Muthesius herausgegebene 37. Nummer der Politischen Flugschriften von E. Jäckh „Das Bildungswesen im neuen Deutschland" zu rechnen. Besonders bemerkenswert sind die knappen Aufsätze, die der hessische Oberschulrat R. Block unter dem Titel „Schulfragen der Gegenwart" herausgegeben hat (Quelle & Meyer, Leipzig, M. 1.20). Sie sollten wegen ihrer Gesinnung nicht nur von Fachleuten gelesen werden und bieten genug, was auch Eltern und Freunde der Schule interessieren kann. Abgesehen von klugen und überlegenswerten Einwänden gegen eine vorschnell vereinheitlichende Mechanisierung des

Digitized by Google

gesamten Schulwesens (Gerechtigkeit ist nicht gleichbedeutend mit Gleichmacherei) enthält die Schrift, sinnvolle Vorschläge zu einer ausdrücklich als notwendig hingestellten Schulreform. Was im Hinblick auf den Lehrplan wichtig ist: Die Kulturwissenschaften und — freilich in sehr bescheidenem Umfange — die Künste sollen im Mittelpunkt des Unterrichts stehen; die erziehliche Bedeutung des Unterrichts in den „ethischen Fächern" wird gehörig gewürdigt.

Nicht ohne einen gewissen Reiz ist der Hinweis darauf, daß, natürlich unabhängig von R. Block, dessen Forderungen an den Lehrplan inzwischen Wirklichkeit geworden sind; wie das unschwer geschehen kann, habe ich aus der Praxis einer Reformschule heraus an verschiedenen Beispielen nachgewiesen in meinen „Büchern der Dürerschule" (B. G. Teubner, Leipzig).

G. H. Neuendorf, Hochwaldhausen

Italienische Gedenktage Die italienischen Zeitungen begehen den Jahrestag des Kriegsbeginns mit Aufsätzen, die kaum mehr etwas von dem Optimismus des Wortes an sich haben mit dem man schon vor dem Krieg den Weg nach Wien antrat. „Der Optimismus, der auf ein rasches Ergebnis rechnete, hat keine Bestätigung gefunden, sagt die „Tribuna", das Unternehmen, in das Italien eintrat, erschien Schritt für Schritt, hartnäckiger, langwieriger, schwieriger, so daß es an die Nation immer größere Anforderung an moralischen und materiellen Energien stellte und ihre Widerstandskraft und ihre Opferfreudigkeit für den Sieg und für ihr Geschick einer immer schwereren Prüfung aussetzte. Die Ereignisse der letzten Tage stellen die schwerste von diesen Prüfungen dar."

Französisches Werben um Rußland. Auf Anregung der französisch-russischen Handelskammer sollen französische Handelshäuser sich zusammentun, um auf gemeinsame Kosten Reisende und Warenproben nach Rußland zu schicken, damit sie sich bis Kriegsende mit den Bedürfnissen des russischen Handels vertraut machen und eine feste Kundschaft erwerben könnten.

Maeterlinck: Gertrud Bäumer schreibt in der „Hilfe": „Ein Aufsatz Maeterlincks im „Figaro" wird von den deutschen Zeitungen mit Befriedigung, aber nicht ohne einen Beigeschmack ironischer Genugtuung, wiedergegeben: eine Mahnung gegen den Haß und zur gerechten Anerkennung des Feindes. Man kann den Spott darüber nicht recht vertragen; ist nicht jeder Versuch, aus dieser entsetzlich vergifteten geistigen Atmosphäre über Europa sich heraus zu arbeiten, eine sehr ernste Sache?"

Eindrücke eines Neutralen in Belgien. Unter diesem Titel schildert ein Schweizer Architekt in einem bei Orell Füßli erschienenen Buch eine Fahrt nach Belgien. Er sagt darin:

„Mein erster Besuch galt Löwen. Das in den Jahren 1447—1463 von Math. de Layens, in unmittelbarem Anschluß an das Brüsseler Rathaus hergestellte Gebäude, das in den letzten Jahren erneuert wurde, hat in der Schreckensnacht vom 22. August der deutsche Kommandant durch Sprengen der brennenden Nachbarhäuser, die das Bauwerk bedrohten, und durch Spritzen gerettet, so daß es heute

Digitized by Google

unversehrt dasteht und auch durch die Hitze nicht im geringsten gelitten hat. Es wurde vielfach behauptet, der Hauptturm der Kathedrale sei bei dem Brande zusammengestürzt und „die große, schöne Vorhalle" vor dem Eingang verbrannt. Beides ist unrichtig: der Hauptturm hat schon 1606 bei einem Sturme seinen Helm eingebüßt und wurde seither nicht wieder ausgebaut, und eine „große, schöne Vorhalle" hat schon vor dem Krieg nicht mehr bestanden, was vorhandene Photographien zur Genüge beweisen. Das fatale, höchst unbeständige Steinmaterial, wie es fast an allen Kirchen und öffentlichen Gebäuden Belgiens sich findet, und die verhältnismäßig rasche Verwitternng desselben, die an einzelnen Teilen der Peterskirche besonders stark zutage tritt, mag zu der unrichtigen Meldung Anlaß gegeben haben, das Feuer in der Nacht des 22. August habe das äußere Mauerwerk stark angegriffen und zum Teil zerstört. Im übrigen liegt etwa ein Sechstel der Stadt, namentlich das neue Viertel zwischen Markt und Bahnhof, mit dem Theater in Trümmern, wobei jedoch künstlerische Werte nicht, oder doch nicht in nennenswertem Umfange verloren gingen. Die hübschen alten Häuser in der Rue de Bruxelles, der Rue de Namur und der Rue de Dieft und alle weitern Kirchen und Kapellen sind völlig intakt."

Literatur

Die Textil-Industrie Deutschlands im Welthandel. Von A. Kertesz. Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn, Braunschweig.

Der Verfasser ermöglicht einen interessanten Überblick über die Stellung der deutschen Textil-Industrie auf dem Weltmarkt. In Deutschland nimmt sie, was die Zahl der Arbeiter betrifft, den dritten Rang in der Industrie ein. Verglichen mit anderen Industrien gehört sie nicht zu den rentabelsten, da der durchschnittliche Dividendensatz in der Textil-Industrie verhältnismäßig recht niedrig ist und die Zahl der dividendenlosen Aktien-Gesellschaften einen ziemlich großen Umfang annimmt. Bei der Ein- und Ausfuhr ist sie mit 15 % beteiligt. Bei einem Vergleich mit England ergibt sich, daß unser Export an Baumwollwaren in den letzten 20 Jahren fast um das Dreifache, der englische dagegen kaum um das Zweifache gestiegen ist. Freilich ist der englische Export ganz wesentlich höher, als der deutsche. Aber vor dem Kriege waren der Ausdehnung des englischen Exportes Grenzen gesetzt, während die deutsche Textil-Industrie sich mehr dem Geschmack ihrer Abnehmer anzupassen imstande war.

Der Wert der Produktion der Textil-Industrie stellt sich nach Berechnungen des Verf. auf 3 Milliarden Mark, also ungefähr soviel wie die deutsche Ernte an Roggen und Weizen zusammen. Wenn auch absolut die Ausfuhrzahl der Textil-Industrie in Deutschland gestiegen ist, so zeigt doch der Prozentsatz im Vergleich mit dem Außenhandel eine sinkende Tendenz, was u. a. mit der starken Einfuhr und Ausfuhr von Lebensmitteln zusammenhängen dürfte.

Digitized by Google

Ferner wird gezeigt, daß der durchschnittliche Wert der ausgeführten Baumwollwaren in Deutschland sich auf 6440 M. pro Tonne stellt, derjenige Englands dagegen auf 3840 M. pro Tonne. Daraus geht hervor, daß Deutschland viel mehr Qualitätsware ausführt als England, wo die Stapelware eine größere Rolle spielt als bei uns. Andererseits hat England den Vorteil einer sehr guten Organisation des Exporthandels, der dort viel mehr zentralisiert ist als bei uns. Gibt es doch in England nicht weniger als 700 bis 800 Handelshäuser, die nur Baumwolle exportieren. Interessant ist die Übersicht über die russische Baumwoll-Industrie, die bereits die Hälfte der erforderlichen Rohstoffe im Inlande gewinnt. Rußland hat es also verstanden, sich in einem recht erheblichen Umfang von dem Monopol Nordamerikas in bezug auf Baumwolle unabhängig zu machen. Otto Jöhlinger

Frank, Das Seekriegsrecht in gemeinverständlichen Vorträgen. J. C. B. Mohr, Tübingen 1916.

In dankenswerter Weise hat es der Ordinarius für Völkerrecht an der Universität München unternommen, einem weiteren Leserpublikum in Buchform eine Sammlung von Vorträgen vorzulegen, die er im Herbst vorigen Jahres im Rahmen des Münchener Volkshochschulvereins gehalten hat. Die Broschüre, die es sich als Ziel gesetzt hat, „weitere Kreise in das Verständnis der großen Fragen einzuführen, die auf dem Gebiete des Seekriegsrechts bestehen und in der Gegenwart eine weltgeschichtliche Bedeutung erlangt haben", erfüllt in vollstem Maße den erstrebten Zweck. Sie ist um so dankbarer zu begrüßen, als ein derartiges Buch bei uns bislang völlig gefehlt hat. Ein Mangel, der sich bei der bodenlosen Ignoranz und um so schärfer zu verurteilender Abneigung weiter Kreise gegenüber dem Völkerrecht, ganz besonders in seekriegsrechtlichen Fragen fühlbar gemacht hat. Es gibt wohl keine einschlägige Frage, die Frank nicht behandelt oder doch wenigstens anschneidet. Ganz besonders freut es mich, daß ich beinahe in allen derselben Ansicht bin — so insbesondere, wenn er die Rechtsnatur des Völkerrechts nachdrücklichst betont, in der Beurteilung der Beziehungen zwischen Kultur und Völkerrecht (S. 4, 5), in der Lusitaniafrage wie bei der Frage der Zulässigkeit der amerikanischen Munitionslieferungen, bei der es höchst willkürlich ist, eine quantitative Unterscheidung zu machen, wie es (nicht von Frank) aber von vielen geschieht. Mit einem Fragezeichen versehen möchte der Völkerrechtstheoretiker die Ausführungen über Repressalie und Retorsion (S. 11, 12), auch das (auf S. 100) geforderte Feststellungsurteil eines internationalen Gerichtshofs scheint mir, trotz meiner warmen, in zahlreichen Aufsätzen von mir betonten Sympathie für die internationale Schiedsgerichtsbarkeit, etwas problematisch. Aber — das ist Fachkritik — nichts anderes: der Wert des Buches wird durch abweichende Meinungen in wissenschaftlichen Fragen natürlich nicht berührt; der Wert des Buches aber ist ein größerer als der einer Belehrung des gebildeten Publikums — auch der Völkerrechtsgelehrte wird mit lebhaftem In-

Digitized by Google

teresse die Meinung einer Autorität vom Range Franks über seekriegsrechtliche Fragen vernehmen. Möge das Buch in rascher Folge neue Auflagen erleben!

Dr. Karl Strupp

J. Lohmann, Deutsches Wesen in gegensätzlicher Berührung mit dem Ausland. Chr. Kaiser, München.

Dieses Büchlein ist ein schönes Zeugnis für die Redlichkeit, mit der deutscher Ernst auch in diesen Zeiten vaterländischen Hochgefühls sich bemüht, über die Eigentümlichkeiten unseres Wesens sich Rechenschaft zu geben. Wir bedürfen dringend solcher nüchternen Würdigungen. Denn den Gefahren für unsere nationale Entwicklung, die das gegenwärtige an sich berechtigte Wohlgefallen an unseren Vorzügen in sich birgt, läßt sich nur wirksam begegnen, wenn wir uns immer wieder die Mängel vor Augen halten, die unser Ansehen in der Welt bisher geschmälert und, durch die Mißgunst unserer Feinde vergrößert, den Haß mitverschuldet haben, der heute wie eine Sturmwelle gegen unsere Kultur anbrandet. Als solche Wertminderungen deutscher Art betrachtet L. Schwerfälligkeit, Kritiksucht, Rechthaberei, Vertrauensseligkeit. Ob es uns gelingt, durch strenge Selbstzucht dieser Fehler Herr zu werden und ein achtunggebietendes, unserer Kraft sich bewußtes Nationalgefühl uns anzueignen, davon hängt letzten Endes die Entscheidung über unsere künftige Weltgeltung ab. Den Weg zu diesem Ziel aber bahnt nur ehrliche Selbsterkenntnis, wie sie dieses Schriftchen zu vermitteln vermag. W. St.

Tommys Tagebuch. Aufzeichnungen eines gefallenen Engländers. — **Passionels Tagebuch.** Aufzeichnungen eines gefallenen französischen Landwehrmannes. Herausgegeben von W. Norbert. Vita Deutsches Verlagshaus, Berlin-Charlottenburg.

Diese Originalkriegstagebücher geben einen lebendigen Eindruck von der Sonderart und Gegensätzlichkeit der durch sie vertretenen Nationen. Tommy ist der typische englische Söldner, naiv selbstsüchtig, kühl berechnend, ein brauchbarer Soldat und guter Welt- und Menschenkenner, aber ohne eigentlichen militärischen Ehrgeiz und jeder höherer Lebensauffassung abgeneigt. Mit 16 Jahren hat er sich in einer Anwandlung von übler Laune anwerben lassen, was er selbst später als einen Dummenjungenstreich bezeichnet. Nach sieben schlecht und recht zurückgelegten Dienstjahren wird er Anfang 1914 wieder frei. Die Kneipe und derbe Liebschaften sind nun seine bevorzugte Erholung von der gleichförmigen Arbeit des Alltages. Der Kriegsausbruch erweckt in ihm statt Begeisterung nur dumpfe Verdrossenheit. Ganz offen gesteht er unter Zustimmung seiner Kameraden, daß er nie zur Armee gegangen wäre, wenn er gewußt hätte, daß er einmal in einen solchen Krieg ziehen müßte. Über die Kriegsursache sind sie sich völlig im klaren, er sei eine „kaufmännische Affäre" und „die englische Regierung habe Schuld daran, daß sie ihre Haut zu Markte tragen müßten, denn die Deutschen würden England immer in Ruhe gelassen haben." Keine Siegeszuversicht stärkt diesen nüchtern denkenden Engländer in den furchtbaren

Digitized by Google

Kämpfen, nicht einmal Haß gegen den unbekannten, heimlich bewunderten Feind vermag er zu empfinden, und die Ahnung, daß die Deutschen ihr Ziel erreichen werden, ist ihm allmählich zur Gewißheit geworden, als ihn im April 1915 bei Ypern die tödliche Kugel ereilt.

Von ganz anderem Schlage ist Michel Passionel. Er gehörte zu jenen chauvinistischen Pariser Journalisten, die jahrelang leidenschaftlich zum Kriege gegen Deutschland gehetzt haben. Stürmisch begrüßt er den Krieg als die Erfüllung seiner heißesten Wünsche und zieht ohne Bedenken sofort freiwillig ins Feld. Allen Gerüchten von Niederlagen und Schandtaten der Deutschen schenkt er gleich seinen Landsleuten willig Glauben. Wie sie erblickt er trotz aller Mißerfolge in dem Bündnis mit England die sicherste Bürgschaft für den endlichen Sieg. Von dieser aufrichtigen Bewunderung für Albion stechen Tommys verächtliche Bemerkungen über die französischen Truppen und über französisches Wesen im allgemeinen recht grell ab. Aber als Passionel schwer verwundet in einem deutschen Lazarett zum Bewußtsein erwacht, als er die unermüdliche Sorgfalt und aufopfernde Pflege wahrnimmt, die ihm, dem todgeweihten Feinde, zuteil wird, als sich ihm mit fast romanhafter Tragik der ganze Irrwahn seines bisherigen Daseins enthüllt, da zerbricht sein Trotz, mit seiner letzten Kraft schreibt er das Bekenntnis seiner schweren Schuld als ein Vermächtnis für sein unglückliches verblendetes Volk und verscheidet mit einem Segenswunsch für den einst so gehaßten Gegner. Daß diese erschütternde Lebensbeichte in Frankreich Verständnis findet, liegt heute leider außerhalb jeder Möglichkeit. Gleichwohl bleibt sie eine tapfere Tat, daran wir uns aufrichtig freuen dürfen.

Über die Kriegführung unserer Feinde enthalten diese Tagebücher manchen wertvollen Aufschluß; so wird z. B. von dem Engländer die Verwendung von Dum-Dum-Geschossen offen zugegeben.

W. St.

Ernst Vollbehr, Kriegsbildertagebuch. F. Bruckmann A. G., München 1915.

Ernst Vollbehr, kurz vor Kriegsausbruch von einer Togo-Hinterlandreise zurückgekommen, hat die Kriegsschauplätze als Kriegsmaler gesehen und besonders typische Szenen im Wort und im Bilde festgehalten. Wie es natürlich ist, interessiert vor allem das letztere, teils ausgezeichnete Kodakbilder, die mit dem geschulten Auge des Malers aufgenommen sind, teils Zeichnungen und Farbenskizzen, in denen die Frische und die Lebendigkeit des Eindrucks lebt, aus dem heraus sie hingeworfen sind. Daß so der Geist des Kampfes, die Stimmung der Schlachtbilder vor und nach der Schlacht in die Skizzen übergegangen ist, verleiht dem Werk die Bedeutung, ein sehr wesentlicher Beitrag zu der Literatur zu sein, die dem Zurückgebliebenen eine Schilderung des Lebens und des Geistes draußen auf den Schlachtfeldern zu vermitteln sucht, und für die Wiederkehrenden ein Erinnerungsbuch an die Ereignisse wird, die sie miterlebt haben.

Das Buch ist gut gedruckt, die Bilder von vorzüglicher Klarheit.

Vom jüngsten Tag. Ein Almanach neuer Dichtung. Leipzig bei Kurt Wolff 1916. 278. S. 0.60 M.

Digitized by Google

Der Almanach hat eine verhältnismäßige einheitliche Prägung. Er hat im wesentlichen die gleichen Mitarbeiter, wie die „Weißen Blätter". Zwischen drei Teilstücken aus größeren Werken stehen Gedichte und Novellen, die fast ausschließlich der Generation zwischen 20 und 35 Jahren angehören. Die ganze Zwitterhaftigkeit dieser an der Zeitwende stehenden Generation kommt hier zum Ausklang. Aus Ernst Blaß' müden Versen, aus der psychologisch zersetzenden Novelle von Arnold Zweig klingt der letzte Ton einer kraftlosen Nervenkunst. Carl Sternheim und Franz Kafka sind interessante Talente, keine dichterischen Potenzen. Reicher, selbständiger und in vermessenere Höhen lodern die Gesichte aus Johannes B. Bechers unerhörter Vitalität empor. Doch noch fehlt ihm Zucht, Haltung und Reinheit. In Zucht gefaßte und zu innerer Form gewonnene Vitalität aber ist in den Novellen Kasimir Edschmids, der mir neben Schickelé als der stärkste Dichter unter den Mitarbeitern dieses Almanachs erscheint. Mit gutem Geschick wurde für den Almanach die Novelle „Yousouf" ausgewählt, ein monumentales Meisterstück deutscher Prosadichtung.

Ansätze und erste Erfüllungen einer neuen Form deutscher Dichtung sind in diesem Almanach irrationales Erleben, expressionistische Schau, hämmernde Worte. Wann wird dieser Sturm und Drang, der noch tastet, sich steigern zu organischer Kunst von klassischer Kraft? Ich glaube dann, wenn er sich zur Einheit findet mit jenem neu erwachenden religiösem Empfinden, das heute die Besten Europas ergreift. Es ist kein Zufall, daß die stärksten deutschen Gedichtwerke unserer Zeit gezeugt sind aus religiösem Erleben: Momberts „Schöpfung", Rilkes „Stundenbuch", Schaukals „Buch der Seele", Georges „Stern des Bundes". Das 19. Jahrhundert war eine Zeit fast ausschließlich weltlicher Dichtung; das 20. Jahrhundert wird erfüllt sein von religiöser Kunst.

Max Fischer

H. Reupke, Gefangen in Frankreich — nach Spanien geflüchtet. Straßburger Verlagsanstalt, vorm. R. Schultz & Co., Straßburg.

Ein kriegsfreiwilliger Student, der, im Spätherbst 1914 in französische Gefangenschaft geraten, nach fünf Monaten von dem Hafen St. Nizaire aus glücklich seine Flucht zu bewerkstelligen wußte, gibt hier eine schlichte, rückhaltlos offene, jeder Übertreibung bare Schilderung seiner Erlebnisse. Obwohl seine persönlichen Erfahrungen noch nicht zu den schlimmsten zählen, bezeugen auch sie mit erschreckender Deutlichkeit, welches Übermaßes von Gefühlsroheit und Niedertracht diese angeblich erste Kulturnation fähig ist, und wie wenig sie den einfachsten Pflichten der von ihr so hochgepriesenen Humanität gerecht zu werden vermag oder vielmehr sie zu beachten gewillt ist. Neben dem wertvollen Geschichtsbericht enthält die Schrift auch gute psychologische Beobachtungen über die Wirkungen der Gefangenschaft auf den Gemütszustand, die Kameradschaft u. a. Von kleinen „Menschlichkeiten" abgesehen hat sich die deutsche Art auch unter diesen schwierigen Verhältnissen trefflich bewährt und sich zu weilen recht wirksam zur Geltung gebracht.

W. St.

Nachdruck aus dem Inhalt unter genauer Quellenangabe gestattet.

Verantwortlich: Für den redaktionellen Teil Prof. Dr. Karl Hönn, Berlin W, Wilhelmstraße 62. Für Anzeigen Gustav Kiepenheuer, Weimar. Verlag Gustav Kiepenheuer, Weimar. Gedruckt in der Hof-Buch- und -Steindruckerei Dietsch & Brückner in Weimar.

Digitized by Google

Deutsche Politik

Wochenschrift für Welt- und Kultur-Politik

Herausgeber

Ernst Jäckh · Paul Rohrbach · Philipp Stein

Inhalt:

Rohrbach, Vor der letzten Höhe 1105
Schüler, Yuanshikai 1110
Strutz, Das Vorspiel zur Reichsfinanzreform nach dem Kriege 1117
Göhre, Religionspsychologisches aus dem Schützengraben 1126
Notizen 1139
Literatur 1142

Preis 30 Pfennig

1. Jahrgang 23. Juni 1916 Heft 26

Digitized by Google

Rottweiler

Jagdpatronen

Rottweiler rauchloses Scheibenpulver „P" für Bleigeschosse

Vereinigte Köln-Rottweiler Pulverfabriken Berlin NW 7

Digitized by Google

1. Jahrgang • 23. Juni 1916 • Heft 26

Deutsche Politik

Wochenschrift für deutsche Welt- und Kulturpolitik

Herausgeber:

Ernst Jäckh • Paul Rohrbach • Philipp Stein

Vor der letzten Höhe

Von Dr. Paul Rohrbach

Nur noch eine kurze Spanne Zeit, wenige Tage, trennen uns von der zweiten Jahreswiederkehr des Ereignisses, mit dem die Weltkrisis ihre letzte, nach außen hin sichtbare Zuspitzung vor dem Kriege erhielt: der Ermordung des Thronfolgers von Österreich-Ungarn. Allerdings, wie wir schon oft gesagt haben, wäre es falsch, zu glauben, daß ohne dieses Verbrechen der Weltkrieg im Sommer 1914 nicht ausgebrochen wäre. Ob der Mord von Serajewo im Verhältnis zum Krieg ein vorbedachtes oder ein zufälliges Ereignis war, das läßt sich heute noch nicht sagen. Sicher ist aber, daß eine der Mächte, die heute im Kriege stehen, Rußland, schon seit dem Frühjahr entschlossen war, nicht länger zu warten, um ihrer auf das Ziel Konstantinopel hin gerichteten Politik durch den Entschluß zum Kriege entscheidenden Nachdruck zu geben. Es kam für Rußland nur darauf an, England und Frankreich mitzureißen, und das glückte der russischen Regierung vollkommen, da sie mit der englischen wie mit der französischen Kriegspartei im Bunde war und weder in England noch in Frankreich die Kräfte des Friedens soviel Einfluß auf die Staatsgeschäfte besaßen, um die Kriegsmacher zu hindern.

Alle drei Verbündete gegen uns, auch Frankreich, waren überzeugt, der Krieg werde kurz sein. Vor allen Dingen glaubte man in England an die russische und in Rußland an die englische überwältigende Stärke. Rußland sollte es mit der Dampfwalze seiner zahlenmäßig überlegenen Heereszahlen schaffen, und England mit seiner noch überlegeneren Flotte. Es war eine Hauptvoraussetzung dafür, die englische Regierung unter

Digitized by Google

Grey und Asquith mit zum Kriege zu bringen, daß es den russischen Kriegshetzern gelang, die Vertretung Englands in St. Petersburg von der überwältigenden Stärke der Rüstung Rußlands zu überzeugen. Die Russen sind so stark für den Krieg, daß es keinen Zweck hat, selbst wenn man wollte, ihnen in den Arm zu fallen! Sie wollen nun einmal ihre Abrechnung mit Deutschland und Österreich-Ungarn machen, und da ist es am besten, wir sorgen durch unsere Beteiligung dafür, daß die Sache in der Tat so kurz, so gründlich und (für die Verbündeten natürlich!) so schmerzlos wie möglich abgemacht wird! So sah die Stimmung im englischen Kabinett aus. Wie vollkommen siegesgewiß man dort beim Kriegsausbruch war, geht ja sowohl aus der bekannten Parlamentrede Greys hervor, auf jeden Fall werde die Beteiligung Englands die Dauer der verfustbringenden Geschäftsstörung abkürzen, als auch aus der vergeblich geleugneten tröstenden Abschiedsversicherung an den deutschen Botschafter: Ihr zürnt uns zwar jetzt, aber bald genug werdet ihr Gelegenheit finden, uns zu danken — nämlich wenn wir euch vor den äußersten Folgen eurer sichern Niederlage retten!

Das zweite Hauptelement der Rechnung neben dem Glauben an die russische Dampfwalze war der Glaube an die Unfähigkeit Deutschlands, sich wirtschaftlich zu erhalten, sobald ihm alle überseeischen Zufuhren abgesperrt wären. Die Dampfwalze hörte, seitdem sie in Galizien, Polen, Litauen und Kurland so nachhaltig zum Rückwärtsrollen gebracht war, allmählich auf, die Hoffnungen unserer Gegner auf der Höhe zu erhalten. An die Aushungerung Deutschlands aber wollten sie durchaus nicht zu glauben aufhören. Mit unwandelbarer Zähigkeit wurde dem Mutlosen und Ungeduldigen das Evangelium des Trostes vom Hunger der Frauen, der Kinder und der Alten, der doch über Deutschland von Gottes, von Rechts und von aller Vernunft wegen kommen müsse, gepredigt. Während des ersten Jahres aber waren überhaupt kaum Anzeichen von Mangel in Deutschland zu bemerken, und während des zweiten hielt sich die Knappheit, obwohl sie sich fortdauernd verschärfte, auch noch in den Grenzen des Erträglichen. Der Grund dafür, daß sie immer merklicher hervortrat, war die Mißernte an Getreide und Futtermitteln im Jahre 1915.

Jetzt, wo der Mangel zu drücken anfängt, ist die Sorge doch auch zugleich schon vorüber. Wir sind auf dem Tiefstand unserer Vorräte

Digitized by Google

angelangt; wir sind jetzt da, wo wir nach der ursprünglichen Annahme unserer Feinde schon spätestens ein halbes Jahr nach der Kriegserklärung sein mußten — nur mit dem Unterschied, daß wir gleichzeitig das Ende, das zuverlässige Ende der Schwierigkeiten in nächster Nähe sehen. Noch einige Wochen, und wir werden wieder genügend zu leben haben. Wir sind wie eine belagerte Festung, in der man zwar die Rationen hat immer knapper machen müssen, aber ein Restbestand, um das Leben zu sichern, ist noch da, und der Entsatz mit reichlicher Zufuhr ist auf dem Marsche, ohne daß ihn der Feind aufhalten kann. Nur Narren und Kümmerlinge könnten da von Kapitulation sprechen.

Es ist merkwürdig zu sehen, wie jetzt, wo in der Tat für eine Zeit in Deutschland Mangel herrscht, die Frohbotschaft vom deutschen Hunger keine rechten Gläubigen in der Welt mehr findet, weder bei unseren Feinden, noch bei den eigentlichen und bei den uneigentlichen Neutralen. In Amerika sagen die Leute zu den englischen Zeitungen, die ihnen von den Hungerrevolten in Deutschland erzählen: Ihr habt so oft geschrieen „der Wolf kommt", und kein Wolf kam, daß wir nicht wissen, weshalb wir euch gerade diesmal glauben sollen, daß der Hungerwolf nun wirklich in Deutschland umgeht! Aus andern englischen Blättern aber klingt es enttäuscht und wütend zu uns herüber: Deutschland hat schon mehrmals sich so geschickt und erfolgreich tot zu stellen verstanden, um dann mit einem Male zu ganz gesunden Schlägen auszuholen, daß wir zweifeln müssen, ob es tatsächlich so schlimm mit ihm steht! Uns können solche Ausbrüche nur recht sein. Wer in England, Rußland und Frankreich einigermaßen vernünftig ist, der sagt sich natürlich selbst, daß die Deutschen, wenn sie so lange durchgekommen sind, ohne zu verhungern, und das nach der schlechtesten Ernte innerhalb 15 Jahren, nicht an den wenigen Wochen zugrunde gehen werden, die sie noch von der neuen Ernte trennen. Erst recht gilt das für unsere Bundesgenossen, in deren südlicherer Lage die Ernte noch früher kommt, als bei uns.

Ein anderes beliebtes Rezept, neben dem Hungerthema, war es bisher, alle im Angriff erreichten deutschen und bundesgenössischen Erfolge dadurch herabzusetzen, daß man sagte, es seien Ausbrüche der Verzweiflung; im letzten Paroxysmus vor dem Ende schlügen die Deutschen rasend um sich. Dies Schema wird man in Wirklichkeit eher auf die große rus-

Digitized by Google

sische Offensive in Galizien, Wolhynien und der Bukowina anwenden können. Die Russen haben während der Monate, da um Verdun gekämpft worden ist, die Zeit benutzt, um große Mengen von Munition aufzuhäufen, die ihnen Amerika und Japan lieferten, und um ihren massenhaften rohen Menschenersatz soweit militärisch abzurichten, daß er sich, nach dem japanischen Ausdruck, als „lebendige Geschosse" zu Hunderttausenden opfern läßt, damit ein Rest schließlich vordringt. Wir haben gehört, wie ein russischer Feldherr ganz kaltblütig die Definition abgegeben hat, was „schwere" und was „normale" Verluste seien. Fünfzig Prozent seien normal, und erst bei fünfundsiebzig Prozent dürfe man von schweren sprechen! Diese russische Offensive hat uns von Anfang an kalt gelassen. Mit solch einem System und mit solchen Truppen kann man zwar diese und jene Verteidigungsstellung eindrücken, ein und den andern Tagemarsch weit Fortschritte machen, aber man kann damit keinen Feldzug und noch weniger einen Krieg gewinnen. Es versteht sich von selbst, daß Truppen wie die russischen nach Stürmen mit fünfzig bis fünfundsiebzig Prozent Einbuße und nach entsprechend schweren Offiziersverlusten nicht mehr durchstoßen können, sobald auf der Gegenseite frische Verstärkungen und Reserven erscheinen. Der einstige russische Oberbefehlshaber hat bei einem Bankett in Tiflis geäußert, am Jahrestage der Räumung Lembergs von 1915 würden die russischen Truppen von neuem in Lemberg stehen. Daß die Wiedergewinnung von Ostgalizien und unsere Verdrängung aus Wolhynien das Ziel war, geht auch aus den russischen Tagesbefehlen hervor. Das hat man offenbar von vornherein in Rom, London und Paris gewußt, namentlich aber in Rom, wo doch die Erleichterung durch den russischen Angriff am glühendsten hätte ersehnt und begrüßt werden sollen. Die Zeitungen haben auch etwas in dem Stil geredet, aber es war unverkennbar daß die italienischen Organe im ganzen die geringste Begeisterung und Hoffnung wegen des großen Russensturmes äußerten. Die russische Regierung lebt in Todesangst davor, daß der Tag des Zwanges zum Frieden kommen und der Gegner dann noch im Besitze des ukrainischen Gebiets sein könnte, das er vom Mai bis September 1915 in seine Gewalt gebracht hat. Das war erstens der wiedereroberte östliche Teil von Galizien und zweitens ein Stück von Wolhynien und dem östlichen Polen. Gewinnt Rußland diese Landstriche nicht zurück,

Digitized by Google

bleibt vollends noch weiteres ukrainisches Territorium außer Ostgalizien in der Hand der Österreicher, so sieht man in St. Petersburg nur zu klar, daß damit die ukrainische Frage eine für das moskowitische Reich verhängnisvolle Erweiterung und dauernde Verschärfung erhält. Von einer österreichischen Ukraine aus müssen auch die russisch bleibenden Ukrainer je länger desto mehr im gegnerischen Sinne gegen Moskau beeinflußt werden. Daher der Verzweiflungssturm auf die österreichische Front und daher das plumpe Vabanque-Spiel um die Mitreißung Rumäniens. In dem Augenblick, wo Rußland die ukrainische Sorge sich verringern sähe, drohte es der heiligen Eintracht der Entente mit dem Abschied. Das ist die Sorge, die bei seinen Bundesgenossen hinter aller offiziellen Begeisterung über die russischen Erfolge lauert: Siegen die Russen wirklich, so ist die Gefahr dringlich, daß sie sich überhaupt herauszuziehen suchen — siegen sie nicht, so kommt das Unglück vom andern Ende!

Daß die Entente nicht mehr im Besitz der vollen Nervenruhe ist, dafür bildet auch die Ausfahrt der englischen Hochseeflotte nach dem Skagerrak einen Beweis. Das hat die publizistische Kritik in England sofort, nachdem der schwere Mißerfolg geschehen war, ausgesprochen. Ganz sicher wäre es klüger gewesen, wenn die Schiffe noch weiter in ihrem Schlupfwinkel blieben und den Kampf nicht herausforderten, zumal im östlichen Teil der Nordsee, der den deutschen Küsten näher liegt als den englischen. Die fortdauernden Mißerfolge der Entente auf den andern Gebieten schwächten aber schließlich die solange geübte kluge Selbstüberwindung, im Rattenloch liegen zu bleiben, und nötigten zu einem Versuch, wenn es nicht anders ging, doch die Seemacht für die Stärkung des schwindenden Prestiges einzusetzen. Die Niederlage der englischen Flotte im Kampf war also noch eine Unterstreichung des Bekenntnisses zu dem schon vorher erlittenen durchgreifenden moralischen Mißerfolg der Entente.

Heute, wo sich wohl mit einiger Sicherheit die Bilanz der Seeschlacht mit einem zwei- bis dreifachen Überwiegen der englischen Verluste über die deutschen ziehen läßt (bisher waren über das Ausmaß hier wie dort Zweifel möglich), möchten wir auch nicht länger mit dem Bekenntnis des tiefen Dankes zurückhalten, den wir wie unser ganzes Volk über alle sonst vielleicht trennenden Meinungsverschiedenheiten hinweg dem eigentlichen Organisator unserer Seemacht schulden: Tirpitz. Er war es, der unbeirrt

Digitized by Google

an dem Gedanken der Hochseeflotte und des Angriffsgeistes für die Marine festhielt. Wir finden in der „Deutschen Tageszeitung" aus der Feder des Grafen Reventlow hierüber folgende Sätze:

Das ist der Gedanke, aus welchem heraus die deutsche Hochseeflotte geschaffen worden ist: der Gedanke des Großadmirals von Tirpitz, des Mannes, dessen heute jeder Deutsche mit Dank und Anerkennung und mit Stolz darüber, daß solch ein Mann unser ist, gedenken müßte. Als Fürst Bülow vor reichlich anderthalb Jahrzehnten das Bismarckdenkmal am Reichstage einweihte, sagte er unter anderm von Bismarck: „In jeder Hinsicht stehen wir auf seinen Schultern." Das gleiche gilt für die Marine in bezug auf Tirpitz. Sie steht ganz auf seinen Schultern.

Dies ist nicht nur das Bekenntnis des Schreibers dieser Sätze, sondern es ist, soviel wir wissen, das Geständnis der Marine im ganzen. Auf jeden Fall ist es ein Bekenntnis zu einem Manne, ohne den die deutsche Seemacht heute nicht wäre, was sie ist, ohne dessen Lebensarbeit sie den Sieg am Skagerrak nicht gewonnen hätte. Soviel wird ohne Anmaßung wohl auch einer sagen dürfen, der in marinetechnischen und marinepolitischen Dingen kein eigenes, sondern nur ein abgeleitetes Urteil besitzt. Im ganzen aber: mögen wir auf die Russen sehen, die den Boden, den sie gewinnen wollen, mit Leichen zu bedecken bereit sind, auf die Engländer, die es nicht mehr im Rattenloch hielt, auf die Franzosen, deren Volkskraft auf Generationen hinaus vor Verdun verblutet: wir sind auf dem Berge, der große schwere Anstieg ist geschafft, nur noch die letzte Höhe ist zu nehmen, von der aus sich das Land der siegreich erkämpften Friedenszukunft unseren Blicken zeigen wird!

Yuanshikai

Von Wilhelm Schüler

An dem gleichen Tag, an dem Lord Kitchener in den Fluten der Nordsee unterging, ward hinter den stillen Mauern des alten Kaiserpalastes in Peking der Laufbahn des Mannes ein unerwartetes Ende gesetzt, in dessen Geschichte sich seit fast 20 Jahren mehr und mehr die politische Geschichte ganz Chinas zusammenfaßte. Wenn uns die erste Nachricht wie ein Blitz- und Donnerschlag aus nächster Nähe berührte, so kann unser Auge doch auch das Wetterleuchten aus dem fernen Osten nicht übersehen. Für die „Deutsche Politik", die mit vollem Recht im Interesse deutscher Zukunft von Anfang an trotz des europäischen Krieges den Er-

Digitized by Google

eignissen in China ihre Aufmerksamkeit zugewandt hat, ist es selbstverständlich, daß sie den Tod Yuanshikais nicht unbeachtet kann vorübergehen lassen. Ist es doch im Ausland das seit Jahren feststehende Urteil, daß Yuanshikai der einzige Mann sei, der die Fähigkeit besitze, China zu regieren; beruhte doch ganz überwiegend auf seiner Person der Kredit, den China bei den europäischen Mächten genoß. Indes verbietet es schon der mir gesetzte Raum, auf die Laufbahn des Toten in chronologischer Folge einzugehen, sondern ich muß mich darauf beschränken, zu versuchen, die Persönlichkeit Yuanshikais[1] aus der Entwicklung der letzten Jahre verständlich zu machen.

Die Kraft der Persönlichkeit Yuanshikais trat nie eindrucksvoller zutage, als bei dem Chaos, in das China durch den Ausbruch der Revolution

[1] An die wichtigsten früheren Ereignisse seines Lebens sei kurz erinnert: Y. ist 1859 in Hsiang-ch'eng in Honan geboren; sein Vater war zuletzt Generalgouverneur in Yunnan. Er machte den altchinesischen Bildungsgang durch und erwarb sich den literarischen Grad eines Fu-sheng. Er begleitete den General, einen Freund seines Vaters, der mit Truppen nach Korea geschickt wurde, und die Gunst Li-hung-changs erhob ihn zum Ministerresidenten in Seoul, wo er bis zum japanischen Kriege 1894 blieb. Danach schuf er bei Tientsin mit Hilfe deutscher Offiziere und Lehrer den Kern einer modern ausgebildeten Armee. In dem großen Gegensatz der neunziger Jahre, zwischen Konservativen und Reformern, stand er auf Seite der letzteren, verriet aber im entscheidenden Augenblick die Pläne des Reform-Kaisers Kuanghsü an die Kaiserinwitwe (Staatsstreich von 1898). Als Gouverneur von Schantung 1900 stemmte er sich in Widerspruch zu dem Verhalten seiner Herrin gegen die Boxerbewegung und verhinderte dadurch deren Übergreifen auf den Süden. Seit seiner Beförderung zum Generalgouverneur von Chili, 1901, gewann er von Jahr zu Jahr mehr den entscheidenden Einfluß in China. In dieser Zeit unterstützte er aufs kräftigste die Reformbewegung; er spielte die wichtigste Rolle bei der Ausarbeitung der Verfassung; die etwas übereilte radikale Abschaffung des alten Prüfungssystems 1905 ging auf ihn zurück. Vor allem förderte er die Zentralisierung der Regierungsgewalt, wobei die wichtigsten Fäden in seiner eigenen Hand zusammenliefen, besonders auf militärischem und wirtschaftlichem Gebiet; die gesamte Nordarmee stand unter seinem Befehl; die Gründung der Reichsbank ist sein Werk. Seine große Macht erregte schon damals Neid und Verdacht. Die Folge davon war, daß er 1907 den Posten als Generalgouverneur und damit die militärische Macht abgeben mußte; indes blieb ihm als Mitglied des Staatsrats immer noch ein starker Einfluß. Aber mit dem Tod der Kaiserinwitwe 1908 war seine Rolle einstweilen ausgespielt. Der Prinzregent entließ den Mann, den sein Bruder Kuanghsü stets als den Zerstörer seines Lebens betrachtet hatte, aus allen Ämtern. Yuanshikai zog sich in seine Heimat zurück und suchte die Welt glauben zu machen, daß er nur noch an dem beschaulichen Dasein des Landlebens Vergnügen habe.

Digitized by Google

1911 gestürzt wurde; wie da die Mandschudynastie, den gleich Wallenstein Geächteten als den einzig möglichen Retter in der Not herbeirief und ihm allein ihre und des Staates Geschicke anvertraute; wie andererseits die Revolutionäre ebenso davon überzeugt, daß ohne Yuanshikai ihre Sache nicht durchdringen könne, schmeichelnd und drohend ihn auf ihre Seite zu bringen suchten und ihn bald einstimmig zum Präsidenten der neuen Republik ausriefen. Aus dem Kampf der Parteien im Revolutionsjahr ging Yuanshikai, der zu keiner von ihnen gehörte, als der eigentliche Sieger hervor. Er war der einzige, der gleich vom Beginn des Streites an die Notwendigkeit einer die Gegensätze versöhnenden Politik erkannte und zugleich die Kraft besaß, diesen Ausgleich durchzuführen. Nur für kurze Zeit konnten sich die ursprünglichen Wortführer der Revolution, Sunyatsen und Genossen dem Wahne hingeben, als ob Yuanshikai als ihr Präsident der Ausführer ihrer verworrenen Ideale und gierigen Wünsche werden würde. Vielmehr ist das vielleicht das größte Verdienst, das sich Yuanshikai um sein Vaterland erworben hat, daß er diese in Wahrheit ganz unchinesischen Elemente daran verhinderte, ihren schädlichen Einfluß auszuüben, und sein politisches Geschick hat sich wohl zu keiner Zeit glänzender bewährt, als damals, da er Zug um Zug — in aller Höflichkeit — jene Elemente matt setzte und sie schließlich, kräftig zufassend, im Sommer 1913 aus dem Land hinauswarf. Die ursprüngliche revolutionäre Partei, die Komingtang, verschwand, und die Chinbutang (Fortschrittspartei) kam zur Herrschaft, d. h. jene Gruppe von Männern, die im Gegensatz zu Sunyatsen und seinen amerikanisierten Freunden in ihrer geistigen Bildung wirklich im Chinesentum wurzelten, zugleich aber an die Nützlichkeit eines konstitutionellen, und zwar republikanischen, Regiments glaubten, durch das natürlich auch auf anderen Gebieten die Verhältnisse Chinas den westlichen Erkenntnissen und Mitteln angepaßt werden sollten.

Der Weg aber, auf dem Yuanshikai seine Politik zur nationalen Wohlfahrt und Stärkung der Zentralgewalt glaubte durchführen zu müssen, war der der Diktatur, zwar nicht dem Namen, aber der Sache nach[1].

[1] Möglich bleibt, daß er diese Diktatur nur als eine vorläufige Notwendigkeit für China betrachtet hat. Das neue Kaisertum stellte er unter den Namen Hung-hsien, d. h. „die Verfassung groß machen"! War das ein wirkliches Programm für die Zukunft, oder sollte nur wieder, wie in so manchen andern Fällen in China, der schöne Name über das Fehlen der Sache hinwegtäuschen?

Digitized by Google

Nicht nur wurde das allerdings höchst unwürdige Parlament aufgelöst, sondern auch die schon seit der Mandschuzeit bestehenden Organe der Selbstverwaltung in den Provinzen und Städten, die Yuanshikai nicht als Generalgouverneur von Chili aufs eifrigste gefordert hatte, wurden zum Stillstand gebracht. Als der Schatten einer Volksvertretung blieb nur das Tsanchengyuan, der Beratungshof, bestehend aus etwa sechzig Mitgliedern, meist Vertretern des alten Beamtentums. In den Provinzen aber sicherte Yuanshikai die Staatsautorität und den Zusammenhalt des Südens mit dem Norden dadurch, daß er die Posten der Generalgouverneure und Generale nur mit Männern seines persönlichen Anhangs besetzte. Und schließlich sahen wir ihn den kühnen Versuch machen, in seiner Person von neuem das Kaisertum in China aufzurichten. Aber eben das was die Krönung seines Lebenswerkes werden sollte, wurde die erste große Unternehmung, bei der er scheiterte.

Es war eine tragische Situation, in der wir China und Yuanshikai in den letzten Wochen sahen. Nichts brauchte China in seinen vielen inneren und äußeren Wirrnissen mehr als eine feste Hand am Steuer, und doch hatten die Gegensätze im Zusammenhang mit der monarchischen Bewegung eine solche Form angenommen, daß selbst alte Freunde Yuanshikais ihm aussprachen, daß nur durch seinen völligen Rücktritt von der Regierung der Friede im Land wieder hergestellt werden könne. Es würde uns nicht wundern, wenn der durch die ununterbrochene Arbeit der letzten Jahre gewiß stark angestrengte Körper des Präsidenten unter dem seelischen Druck dieser Situation einer Krankheit erlegen wäre; das Wahrscheinliche ist, daß Gift ihn erreicht hat — wie schon so manchen andern hinter jenen geheimnisvollen Mauern. Tragisch auch da wieder, daß man die Mörder mit größerer Berechtigung auf der Seite bisheriger „Freunde" als bei den Rebellen vermuten kann.

Daß die monarchische Bewegung, wenn nicht auf direkte Veranlassung Yuanshikais, so doch jedenfalls von Anfang an mit seiner Billigung in Szene gesetzt wurde, scheint mir nicht bezweifelt werden zu können. Zeugnis dafür sind vor allem die geheimen Telegramme und Anweisungen, durch welche von den Männern um Yuanshikai den Provinzialbehörden Programme in die Hand gegeben wurden, wie es gemacht werden solle. Ihre Echtheit scheint mir durch die amtliche Entgegnung durch-

Digitized by Google

aus nicht entkräftet zu sein. Wie hoch man immer den Prozentsatz derer annehmen mag, die mit voller Überzeugung die Rückkehr Chinas zur Monarchie guthießen, so muß der wirkliche Verlauf dieser Bewegung doch zu dem Schluß nötigen, daß der so kluge Realpolitiker hinter den Mauern der alten verbotenen Stadt die Fühlung mit den vorhandenen Stimmungen und Strömungen nicht mehr genügend besaß, als er die Hand nach dem Kaiserthron ausstreckte. Denn wenn auch China im Jahre 1911 wie durch eine Wandlung sich plötzlich als Republik vorfand und die Bedeutung dieses neuen Ausdrucks nur wenigen verständlich war, so hatte doch ohne Zweifel seitdem der republikanische Gedanke starke Fortschritte gemacht und viele, die in ihrer Gesinnung im ganzen noch dem alten China angehören, finden trotzdem den Weg zur Monarchie nicht mehr zurück.

Und vor allem nicht zu einer Dynastie Yuanshikais. Denn das ist der andere Punkt, der das Scheitern der geplanten neuen Monarchie erklärt: die geringe moralische Schätzung, welche Yuanshikai im allgemeinen bei den Gebildeten genießt. Man bewundert seine Klugheit und Schlauheit, sein Regierungstalent, aber man schätzt ihn nicht als einen „Edlen" im konfuzianischen Sinne. Dazu hat er zu oft die Parteien gewechselt, ist in seinen innersten Motiven zu undurchsichtig, arbeitet zu stark mit Geld, Titeln und Ehrenstellungen, um sich persönliche Anhänger zu sichern und hat anderseits zu viel schlimme Nachrede, daß der Dolch und das Gift, das gewisse sehr tüchtige, aber seinen Zielen hinderliche und zu viel wissende Männer erreichte, von ihm selbst stammte.

Der Widerspruch gegen Yuanshikai, der sich in der von Yunnan ausgehenden Revolution entladen hat, wird womöglich noch übertroffen durch die Feindschaft, die gegen ihn in Japan besteht. Er wird dort — wie kürzlich die „Peking Daily News" schrieb — mit der Kraft des Haßgesangs gefaßt. Politische Massenversammlungen fanden zu Beginn des Jahres in Tokio statt, die auf den einen Ton gestimmt waren: fort mit Yuanshikai![1] Der Haß der Japaner gegen Yuanshikai ist alt. Er datiert aus den Jahren seiner ersten amtlichen Tätigkeit, als er in Seoul ein

[1] Man könnte auf die Vermutung kommen, daß die Revolution in Yunnan überhaupt erst von den Japanern entfacht sei. Aber obwohl die japanische Presse unverhohlen ihre Billigung der Revolution aussprach, so ist doch daran festzuhalten, daß diese in den chinesischen Verhältnissen selbst ihre Erklärung findet.

Digitized by Google

wachsames Auge auf die japanischen Machenschaften am koreanischen Hof hatte und ihnen nach Kräften entgegenarbeitete. Der jetzige Haß der Japaner gegen Yuanshikai kann kaum einen andern Grund haben als damals; nur daß es sich jetzt nicht bloß um Korea handelte. Indes ist es ganz besonders schwer, über die innerste Stellung Yuanshikais den Japanern gegenüber eine zutreffende Anschauung zu gewinnen. Denn in seinem Verhalten gegen sie ist äußerlich wenigstens von schroffer Ablehnung nichts zu finden. Er gerade war es, der als nächster Vertrauter des Hofes während der Reformära der Mandschudynastie die Japaner in erster Linie als Ratgeber und Instrukteure herangeholt und nach japanischem Muster reformiert hat. Ja, man sprach auch in der neuesten Zeit von einem geheimen Einverständnisse des Präsidenten mit Japan, das zum Ziel habe, den politischen Einfluß der europäischen Mächte aus China zu verdrängen und China die Möglichkeit geben sollte, in der Anlehnung an Japan zu erstarken. Soviel darf man wohl annehmen, daß der kluge Politiker hier den Japanern, dort den Europäern gegenüber von dem altchinesischen Grundsatz sich leiten ließ: „mit Hilfe der Barbaren die Barbaren im Zaum halten". Vielleicht aber hat es den Japanern nicht genügt, was Yuanshikai ihnen für ihre Hilfe z. B. bei der Aufrichtung der Monarchie geboten hat. Oder ob sie herausfühlten, daß „der listigste und unzuverlässigste aller Chinesen" (wie er in einer japanischen Protestversammlung in Peking kürzlich genannt wurde) in der Anwendung seines Grundsatzes sie selbst zuweilen auch als Barbaren im Objekt dachte.

Wie stand Yuanshikai zu Deutschland? Was er an den Deutschen schätzte, trat darin zutage, daß er wesentlich in die Hand deutscher Offiziere und Lehrer die Ausbildung des Offizierkorps legte, das er sich nach dem japanisch-chinesischen Kriege in Hsiau-chan bei Tientsin heranzog. Danach lernte er als Gouverneur von Schantung während des Boxerjahres 1900 die Deutschen auch in ihrer politischen Haltung näher kennen und, wie man gewiß annehmen muß, schätzen. Denn die besonnene Haltung des damaligen Gouverneurs Jaeschke erleichterte ihm außerordentlich seine kühne und für China unschätzbare Haltung der Boxerbewegung gegenüber. Ich glaube nicht, daß man zu irgendeiner Zeit Yuanshikai einer unfreundlichen Haltung gegen Deutschland beschuldigen könnte. Aber man darf ihn andererseits schwerlich als einen Freund Deutschlands

Digitized by Google

bezeichnen. Er hat seinen ältesten Sohn zur Erholung nach Deutschland geschickt, aber zum Studium sandte er mehrere seiner Söhne nach England. Sein nächster Vertrauter, der Kantonese Liang-shi-i, der es verstanden hat, von der Mandschuzeit her durch alle Phasen der Entwicklung sich an höchster Stelle zu erhalten, ist als ein „Engländerfreund" in China bekannt. Und die in einem Teil der chinesischen Presse gegebene Darstellung, wonach jener Plan eines englisch-japanischen Bündnisses, dem die Deutschen in China zum Opfer gefallen wären, eben von diesem Liang-shi-i selbst ausging (um mit Englands Hilfe Japan zum Trotz die Monarchie durchzusetzen), hat manche Wahrscheinlichkeit für sich; es dürfte uns jedenfalls nicht verwundern, wenn es so gekommen wäre. Die Schätzung, welche von deutscher Seite aus Yuanshikai immer entgegengebracht worden ist, behält aber trotzdem ihr gutes Recht. Denn wir schätzten Yuanshikai aus dem Zutrauen heraus, daß er der fähigste Mann Chinas sei, um die Kraft Chinas nach innen und außen zu fördern; darf man es doch als einen Leitsatz unserer Beziehungen zu China aussprechen, daß wir nicht ein schwaches und zerstückeltes, sondern ein auf seiner alten Basis fest gegründetes, sich neu entwickelndes China wünschen, mit dem ein fruchtbarer Wechselverkehr im Geben und Nehmen möglich ist. Und wir bedauern es um Chinas willen, daß Yuanshikais letztes kühnes Unternehmen, das eine Stärkung der Regierungsgewalt garantieren sollte, in Wahrheit zur entgegengesetzten Wirkung führte. Aber es ist eine unberechtigte trübe Auffassung, wie sie zum Teil jetzt in der Presse ausgesprochen worden ist, als ob Yuanshikais Tod einen schweren Verlust für die deutsche Sache und Zukunft in China bedeute. Denn diese hängt gerade in China bei weitem in erster Linie von der einfachen Tüchtigkeit der deutschen Leistungen auf wirtschaftlichem und geistigem Gebiet ab.

Was wird nun in China werden? Es muß sich zunächst herausstellen, ob nunmehr, nachdem die republikanische Staatsform wieder gesichert und der Anstoß an der Person Yuanshikais beseitigt ist, die Einheit zwischen dem Süden und Norden sich wiederherstellt. Wenn nicht, so wäre es ein trauriges Zeichen, daß die auf jeden Fall bei den Revolutionären auch vorhandenen selbstsüchtigen und partikularistischen Interessen nur zu sehr die Oberhand gewonnen hätten. An Yuanshikais Platz wird zunächst der bisherige Vizepräsident Liyuanhung treten, der als

Digitized by Google

General in Wutschang durch die Revolution von 1911 mehr zufällig zu seinem hohen Posten gekommen ist. Er gilt als schlicht und ehrlich, aber irgendwelche Proben politischer Fähigkeit hat er bisher nicht abgelegt.

Mehr als er wird vielleicht der Kriegsminister Tuan-ch'i-jui hervortreten. Er legte sein Amt nieder, als die monarchische Bewegung begann, nahm dann aber, als Yuanshikai den Forderungen nach Beibehaltung der Republik und der Berufung eines verantwortlichen Kabinetts nachgegeben hatte, das Amt des Ministerpräsidenten an. Er gehört zu jenem ersten Kreis von Offizieren, mit deren Hilfe Yuanshikai noch in den neunziger Jahren sich seine modernen Divisionen schuf. Bei der Krisis, die im vorigen Jahre anläßlich der japanischen Forderungen entstand, empfahl er ein Losschlagen.

Von Japan selbst aber, das durch diesen Krieg einen so übermächtigen Einfluß im fernen Osten davongetragen hat, daß ihm auch England widerwillig sich fügen muß, wird es vor allem abhängen, was nun aus China werden soll, nachdem die gehaßte Persönlichkeit Yuanshikais ihre Rolle ausgespielt hat.

Das Vorspiel zur Reichsfinanzreform nach dem Kriege

Von Dr. jur. G. Strutz, Wirkl. Geh. Oberregierungsrat und Senatspräsidenten des Preußischen Oberverwaltungsgerichts

Selten wohl hat die Neubesetzung oberster Reichs- oder Staatsämter so große Überraschung hervorgerufen wie die jüngst vollzogene. Hat doch einer der hervorragendsten Kenner des Geld- und Finanzwesens, dem auch auf jenen Gebieten bereits glänzende Erfolge beschieden waren, in einem Zeitpunkte, wo der Reichsfinanzverwaltung Aufgaben von einer Größe und Schwere wie noch nie einem Finanzminister gestellt sind oder doch bevorstehen, das Reichsschatzamt mit dem Reichsamt des Innern vertauscht, und ist er ersetzt durch einen umgekehrt in der innern Verwaltung glänzend bewährten, vor große Aufgaben auf dem Gebiete des Finanz- und namentlich des Steuerwesens, auf welch letzterem seiner die schwierigsten Probleme warten, noch nicht gestellt gewesenen Manne. Der Personenwechsel mußte die in die Beweggründe nicht ganz Eingeweihten um so mehr

Digitized by Google

überraschen, als man sich erinnerte, daß, als Herr Helfferich das Reichsschatzamt von Herrn Kühn übernahm, dessen Rücktritt damit begründet wurde, man halte es für geboten, schon jetzt an die Spitze der Reichsfinanzverwaltung diejenige junge und frische Kraft zu stellen, von der man hoffen könne, daß sie die Riesenarbeit der Neuordnung der Reichsfinanzen nach dem Kriege leisten werde. Die Aussichten für das Gelingen von Reichssteuerreformen, namentlich die Aussichten für ihr Gelingen einigermaßen nach den Wünschen der verbündeten Regierungen, werden kaum verbessert, wenn alle paar Jahr ein anderer Schatzsekretär vor dem Reichstage erscheint. Seit dem Rücktritt des Freiherrn von Stengel sind acht Jahre verflossen, und Graf Rödern ist seitdem der fünfte Schatzsekretär; die durchschnittliche Amtsdauer seiner vier Vorgänger beträgt also ganze zwei Jahre. Preußen hat vor dem Amtsantritt Herrn Lentzes in 31 Jahren soviel Finanzminister verbraucht wie das Reich Schatzsekretäre in 8 Jahren, obgleich in jene 31 Jahre die dreijährige Episode Bitter fiel! Durch ein derartiges Kommen und Gehen der Schatzsekretäre, demgegenüber die Steuerprogramme der politischen Parteien als feste Pole in der Erscheinungen Flucht sich darstellen, wird eine konsequente, feste Reichsfinanz- und namentlich Reichssteuerpolitik und die Stellung der Reichsfinanzverwaltung gegenüber dem Reichstage nicht erleichtert.

Allerdings mag der bisherige Schatzsekretär für seine jetzt verabschiedeten Steuervorlagen eine andre Aufnahme im Reichstag erwartet haben, als sie dort gefunden haben. Zwei von ihnen haben das Parlament in ganz anderer Gestalt verlassen, als in der sie hineingekommen sind. Das gilt zuvörderst gerade von derjenigen Vorlage, die sich von den übrigen nicht bloß dadurch, daß sie nicht zur Deckung eines laufenden Defizits im Reichshaushalte bestimmt ist, sondern auch durch die weitverbreitete Volkstümlichkeit ihres Grundgedankens — vor deren Überbewertung ich freilich seit Auftauchen dieses Grundgedankens stets eindringlich gewarnt habe — unterschied, von dem im Reichstag in „Kriegssteuergesetz" umgetauften „Kriegsgewinnsteuergesetz". Was dieser Entwurf vorschlug, war im Grunde eine Kombination folgender Steuern: für Einzelpersonen einer einmaligen nach der absoluten Höhe gestaffelten Vermögenszuwachssteuer mit einer solchen von dem ersparten, d. h. zur Vermögensbildung

Digitized by Google

oder -vermehrung verwandten Teile des während des Krieges gegenüber dem letzten Friedenseinkommen erzielten Mehreinkommens, für Erwerbsgesellschaften einer nach dem Verhältnisse zum Stammkapital plus Reserven progressiven Steuer von dem gegen die letzten Friedensjahre prozentual erzielten Mehrgewinne — der weder gleichbedeutend mit Vermögenszuwachs noch mit Einkommensvermehrung bei Einzelpersonen ist (vergl. meinen Aufsatz in der „Deutschen Juristen-Zeitung" vom 1. April 1915) — mit einer in die Form eines Zuschlags zu dieser gekleideten, nach dem Prozentsatze des Gesamtgewinnes progressiven Vorbelastung derjenigen Gesellschaften, deren Gesamtgewinn in den Kriegsgeschäftsjahren durchschnittlich 10 v. H. des Stammkapitals und der Reserven übersteigt, für ausländische Gesellschaften endlich eine nach der absoluten Höhe des Mehrgewinns gestaffelte Steuer.

Allerdings hatte ich selbst, als ich als erster in der „Juristen-Zeitung" vom 15. Juli 1915 auf die Anknüpfung der Kriegsgewinnsteuer an die in der Besitzsteuer bereits bestehende Vermögenszuwachssteuer als den gangbarsten Weg hinwies, und ebenso noch im „Staatsbedarf" vom 1. Januar 1916 die Mitberücksichtigung der Einkommensvermehrung als erwägenswert bezeichnet. Dabei hatte ich aber nur eine Ergänzung einer selbst schon nicht bis zu so hohen Sätzen wie die demnächstige Regierungsvorlage gehenden Steuer auf den Vermögenszuwachs durch eine noch weit mäßigere auf das im Durchschnitte der Kriegsjahre gegen den Durchschnitt einer entsprechenden Zahl der letzten Friedensjahre erzielte Mehreinkommen im Auge, und ich wollte dadurch den der Vermögenszuwachssteuer zu machenden Vorwurf einer Benachteiligung des Sparsamen gegenüber dem Mindersparsamen abschwächen. Aber schon vor Bekanntgabe der Regierungsvorlage kamen mir gegen meine eigene Anregung je länger je mehr Bedenken, die ich schon in meiner im Februar 1915 erschienenen Einzelschrift „Die Besteuerung der Kriegsgewinne" und anfangs März in einem Vortrage in der „Deutschen Gesellschaft 1914" zum Ausdruck brachte. Gegenüber der Vorlage selbst tat ich es dann ausführlicher in der „Deutschen Juristen-Zeitung" vom 1. April, wobei ich besonders betonte, daß die Verdoppelung der Steuersätze für den der Summe des Mehreinkommens der Kriegsjahre entsprechenden Vermögenszuwachs den Vorwurf der Benachteiligung

Digitized by Google

des Sparsamen nicht, was ich durch Mitberücksichtigung des Einkommens erreichen wollte, abschwäche, sondern verschärfe, daß der erarbeitete Vermögenszuwachs gegenüber dem müheloſen benachteiligt werde, und daß bei einer solchen Höhe der Belastung des Mehreinkommens die Verschiedenheiten der bei dessen Berechnung anzuwendenden Landeseinkommensteuergesetze zu unerträglichen Verschiedenheiten der Belastung führen müßten. Der Reichstagsausschuß trug dem ersten Einwande in der ersten Lesung dadurch Rechnung, daß er an die Stelle der Verdoppelung der Steuersätze für den einer Einkommensvermehrung entsprechenden Vermögenszuwachs eine Steuer auf das gesamte, gleichviel, ob ersparte oder verbrauchte, Mehreinkommen mit einer gleichen Skala wie der für den Vermögenszuwachs setzte. Damit wurde jedoch, zumal gleichzeitig die schon nach der Vorlage zu niedrigen unteren Grenzen der Steuerpflicht noch weiter herabgesetzt wurden, für die Mehrzahl der Steuerpflichtigen das Einkommen als Bemessungsgrundlage tatsächlich an die erste Stelle geschoben, und dadurch gewannen die andern von mir gegen seine Berücksichtigung erhobenen Bedenken, insbesondere diejenigen aus der Verschiedenheit der Landeseinkommensteuergesetze, noch erhöhte Bedeutung[1].

An der noch stärkeren Betonung des Einkommens nahmen aber auch die verbündeten Regierungen, deren einzelstaatlichen Finanzverwaltungen schon die Mitberücksichtigung des Einkommens nach der Vorlage nicht sehr sympathisch gewesen zu sein scheint, ernstlichen Anstoß, weil sie darin einen ersten Einbruch des Reiches in das Gebiet der Einkommensbesteuerung sahen, was sie freilich schon hätte von der Zustimmung zu der Vorlage abhalten sollen. Die Einigung zwischen verbündeten Regierungen und Reichstag ist auf der von mir („Vossische Zeitung" a. a. O.) empfohlenen Plattform zustande gekommen: völlige Ausscheidung des Einkommens als Bemessungsgrundlage unter Verdoppelung der Sätze für die somit allein übrig bleibende Vermögenszuwachssteuer der Einzelpersonen und unter Wiederheraufrückung der Freigrenzen der Steuerpflicht. Die Besteuerung der Gesellschaften ist schließlich, nachdem der Reichstagsausschuß auch hier in erster Lesung grundsätzliche Umgestaltungen vorgenommen hatte, in den Grundzügen nach der Regierungsvorlage geregelt worden.

[1] Vgl. meine Aufsätze in Nr. 216, 217 und 218 der „Vossischen Zeitung".

Digitized by Google

Der zweite Hauptstreitpunkt zwischen den gesetzgebenden Faktoren neben dem vom Bundesrat durch seine Vorlage selbst verschuldeten der Mitberücksichtigung des Einkommens war die vom Ausschuß in erster Lesung beschlossene Erhebung einer nachträglichen, vierten Rate des Wehrbeitrags auf Grund einer neuen Veranlagung. Man hat auch mit diesem Gedanken mich in Verbindung gebracht und mich von der einen Seite gegen Herrn Helfferich ausgespielt, von anderer Seite als Verächter 1913 gegebener Zusicherungen der Nichtwiederholung des Wehrbeitrags angegriffen. Der letztere Angriff ist schon deshalb haltlos, weil der Krieg Verhältnisse geschaffen hat, an die bei jenen Zusagen niemand gedacht hat. Man hat aber hüben und drüben überhaupt übersehen, daß ich — in meiner erwähnten Einzelschrift — nur ausgeführt habe, wenn wegen Fortdauer des Krieges 1917 die erstmalige Veranlagung der Besitzsteuer steuertechnisch unmöglich sei, würde die Erhebung einer Nachtragsrate des Wehrbeitrags als Notbehelf zur Deckung des Ausfalls in Betracht kommen. Dagegen hatte ich allerdings in jener Schrift wie auch in meinem erwähnten Vortrag darauf hingewiesen, daß es dem Grundgedanken der Kriegsgewinnsteuer, einen steuerlichen Ausgleich dafür zu schaffen, daß während des Kriegs eine Minderzahl steuerlich leistungsfähiger geworden ist, während die Leistungsfähigkeit der Mehrheit gesunken ist, entsprechen würde, auch die zwar nicht gestiegenen, aber auch nicht gesunkenen Vermögen zu einer Vorbelastung nach Art der Kriegsgewinnsteuer, aber in weit geringerem Ausmaße heranzuziehen, weil eben schon in der Erhaltung der bisherigen Vermögen ein überdurchschnittlich günstiges Ergebnis der Kriegszeit liege. Diesem Gesichtspunkte trägt nunmehr das Gesetz in der Weisung Rechnung, daß es die nicht gestiegenen, aber um nicht mehr als 10 v. H. zurückgegangenen Vermögen mit einer Steuer von 1 v. H. des 90 % des früheren Vermögens übersteigenden Betrages belegt. Man hat diese Regelung, die freilich erhebliche steuertechnische Schwierigkeiten enthält, als willkürlich und gekünstelt bezeichnet. Ich kann das nach dem Vorhergesagten nicht zugeben; sie entspricht, wie gesagt, dem Grundgedanken der Kriegsgewinnsteuer, und die Grenze von 90 v. H. ist nicht willkürlicher wie andere unvermeidliche Zahlengrenzen in Steuergesetzen. Ich hätte sogar nichts dagegen gehabt, wenn der Satz dieser Steuer von nicht gewachsenen Vermögen höher gegriffen,

Digitized by Google

etwa verdoppelt oder auf 2 oder 3 v. H. festgesetzt worden wäre, je nachdem das Vermögen nach dem Kriege mehr als 90, aber nicht mehr als 95 oder aber mehr als 95, aber nicht mehr als 100 % seines Betrages vor dem Kriege ausmacht. Allerdings bedeutet auch schon der gleiche Satz für den 90 v. H. das frühere übersteigenden Teil des Vermögens für dieses im ganzen eine progressive Belastung.

Noch eigenartiger wie die Behandlung der Kriegsgewinnsteuervorlage der verbündeten Regierungen durch den Reichstag war die ihrer Quittungssteuervorlage; deren Behandlung erinnert an unerfreuliche Seiten der Finanzreformverhandlungen in den Jahren 1908/09, 1910/11 und 1913. Nicht einmal die Elektrizitäts- und Gas- und die Anzeigensteuer, übrigens keineswegs dies verdienende steuergesetzliche Scheusäler, hat der Reichstag 1909 so beinahe unbesehen in die Wolfsschlucht befördert und durch reichlich improvisierte Steuern ersetzt, wie jetzt den Quittungsstempel. Und als 1910 die Reichszuwachssteuer vom Regierungstisch als eine Großtat gepriesen und die Behauptung aufgestellt wurde, die verbündeten Regierungen stünden einmütig und mit voller Überzeugung hinter der Steuer, von der sie 1909 nichts hatten wissen wollen, da war doch der Lobredner ein anderer Schatzsekretär als derjenige, der im Jahre zuvor die sich gegen sie aussprechende Denkschrift vorgelegt hatte. 1913 aber machte der Reichstag immerhin doch nur die von den verbündeten Regierungen als Eventualsteuer vorgeschlagene Besitzsteuer zur obligatorischen allgemeinen. Jetzt aber hat der Reichsschatzsekretär sein eigenes Kind zugunsten eines fremden vom ersten Augenblick an preisgegeben und das Lob dieses fremden gesungen.

Tatsächlich ist das, was der Reichstag unter Zustimmung des Schatzsekretärs — die Einzelregierungen scheinen sich für die Umgestaltung weniger erwärmt zu haben — aus dem Quittungsstempel gemacht hat, etwas völlig wesensverschiedenes. Der vorgeschlagene Quittungsstempel war wirklich eine Aufwandsteuer — „Aufwand" im Sinne von Aufwendung von Geld und Geldeswert verstanden, nicht in dem von entbehrlichem, Luxusaufwand —, die vermöge der Freigrenzen den sozialpolitischen Vorzug hatte, den weitaus größten Teil des Aufwands der Wenigbemittelten freizulassen, freilich auch den, indes leicht zu beseitigenden Mangel, daß sie nur zwei Feststempel, für Beträge bis 100 Mark und

Digitized by Google

über 100 Mark vorsah. Die Form des Stempels gewährleistete die Abwälzung vom Zahlungsempfänger auf den Zahlenden, also den Verbraucher, sicherte diesen aber auch vor Abwälzung eines höhern, als des Stempelbetrags. Der — abgesehen von Warenlieferungen über 100 M. außerhalb des Betriebes inländischer Gewerbe, wofür der Quittungsstempel mit Quittungszwang angenommen ist — statt dessen beschlossene Warenumsatzstempel ist und bleibt eine Gewerbesteuer, nach dem Absatz in Höhe von 1 vom Tausend desselben, also eine in das bisher den Einzelstaaten bezw. deren Kommunalverbänden vorbehaltene Steuergebiet eingreifende direkte, nämlich Real(Objekt-)steuer. Daran ändert der Umstand, daß sie nicht alle Gewerbebetriebe ergreift, nicht das mindeste; denn es gehört keineswegs zum Wesen einer Gewerbesteuer, daß sie alle Arten oder Umfangsklassen der Gewerbe erfaßt, wie denn noch niemand bezweifelt hat, daß die preußische Warenhaussteuer und die nur gewisse Gewerbearten treffenden Gemeindegewerbesteuern eben Gewerbesteuern sind. Daran ändert auch weder die Erhebung in Stempelform, noch die Wahrscheinlichkeit der Abwälzung auf die Käufer etwas; denn in die Form des Stempels kann man so ziemlich jede Steuer kleiden, ohne daß dadurch ihr materieller Charakter berührt wird, wie z. B. die sog. Tantiemesteuer der Aufsichtsräte durch die Stempelform nicht aufhört, eine direkte, Ertrags- oder, wie man sich ungenau ausdrückt, partielle Einkommensteuer zu sein. Der Gewerbetreibende aber wird den Umsatzstempel ebenso unter den Handlungsunkosten kalkulieren, wie jede andere Gewerbesteuer, und er wird sie ebenso wie diese abzuwälzen suchen, nur mit dem Unterschiede vom Quittungsstempel, daß diese Abwälzung auf den einzelnen Kunden sich nicht genau im Verhältnisse der Warenentnahme vollziehen und die Wenigbemittelten nicht verschonen, vielleicht sogar durch höhere Preisaufschläge auf kleinere Warenentnahmen diese verhältnismäßig stärker treffen wird. Denn an die Stelle der Steuerfreiheit kleiner Zahlungen ist eine solche ganz kleiner Betriebe — mit einem Umsatze von nicht mehr als 3000 Mark — getreten, worin sich auch der andere Charakter der Umsatzsteuer als des Quittungsstempels ausprägt. Davon, daß die Minderbemittelten absolut überbürdet würden, kann allerdings bei der geringen Höhe des Umsatzstempels keine Rede sein; das ist m. W. auch von keiner wirklich sachverständigen und

Digitized by Google

darum ernst zu nehmenden Seite behauptet worden. All das berührt aber die Tatsache der Schaffung einer mit einem dürftigen Feigenblatt verhüllten Reichsgewerbesteuer nicht. Die Frage, ob nicht in der Tat eine Reichsgewerbesteuer, freilich in ganz anderer, vorzugsweise die Großbetriebe treffender Gestalt gerechtfertigt wäre, worauf ich bereits vor 28 oder 29 Jahren in den „Preußischen Jahrbüchern" hingewiesen habe, steht auf einen andern Blatt. Daß der Umsatzstempel den Quittungszwang entbehrlich macht, ist gegenüber den großen Schwierigkeiten der Veranlagung von recht fragwürdigem Werte.

Glimpflicher sind die andern Regierungsvorlagen weggekommen, von denen das Frachturkundenstempelgesetz die Stempelpflicht für Stückgut bringt und den Stempel für Wagenladungen, von 0,2 und 0,5 auf 1,5 und 3 Mk., erhöht, das Tabakabgabengesetz starke Erhöhungen der Tabak-, Zigarren- und Zigarettenzölle, des Wertzollzuschlags und der inländischen Gewichts- und Flächensteuer, sowie einen Kriegsaufschlag für zigarettensteuerpflichtige Gegenstände, das dritte Gesetz eine mit den Post- und Telegraphengebühren zu erhebende Kriegsabgabe, also einen Zuschlag zu jenen Gebühren bringt. Allerdings hat der Reichstag die vorgeschlagenen Sätze teilweise ermäßigt, das Inkrafttreten der Erhöhung des Tabakwertzollzuschlags bis zum Eintritt normalerer Tabakpreise hinausgeschoben und auch andere Änderungen an den Entwürfen vorgenommen. Aber diese Änderungen berühren das Wesen der Abgaben nicht. Nicht unbedenklich als Präzedenzfall für den etwaigen Übergang zu Reichsmonopolen der einen oder andern Art ist die nach dem Vorgang des Tabaksteuergesetzes vom 15. Juli 1913 wiederum vorgesehene Entschädigung durch das neue Gesetz geschädigter Hausgewerbetreibenden und Arbeiter. Noch bedenklicher ist es, daß man im Ausschuß den Schatzsekretär zu der Erklärung veranlaßt hat, die verbündeten Regierungen „hofften bestimmt", sie würden „die jetzt geplante Erhöhung als Definitivum in die endgültige Finanzreform übernehmen können". Derartige, wenn auch nicht strikt bindende Zusagen für eine Zukunft, deren Bedürfnisse noch so wenig vorauszusehen sind, sind nie ratsam und haben sich schon oft in der Zukunft als recht unbequeme Hemmnisse erwiesen, deren Beseitigung oder Umgehung dann manchmal, wenn überhaupt, so doch nicht ohne ideelle Einbuße für die

Digitized by Google

Regierung möglich gewesen ist. Sie sind um so weniger ratsam nach den Erfahrungen mit den raschen Personenwechseln im Reichsschatzamt.

Rein *finanziell* ist das Ergebnis der abgeschlossenen Steuerdebatten ein wahrhaft glänzendes. Was noch nie dagewesen ist, der Reichstag hat den verbündeten Regierungen mehr als 150 Millionen Mark jährlicher Steuern mehr bewilligt, als sie verlangten. Dem normalen Verhältnisse zwischen Regierung und Parlament im konstitutionellen Staat entspricht das allerdings ebensowenig wie das seit langem üblich gewordene Drängen der Parlamente auf Vermehrung der Ausgaben, demgegenüber umgekehrt, wie man sich die Rollenverteilung früher dachte, die Regierung zu dem Faktor geworden ist, der den Daumen auf den Beutel hält. Aber dieses Gegenteil von der früheren Sprödigkeit des Reichstages im Steuerbewilligen eröffnet doch *insofern* gute Aussichten für die große Finanzreform.

Es gibt ja nun freilich sehr sachverständige Stimmen, die der Ansicht sind, dieses ganze Vorspiel der großen Finanzreform sei, abgesehen von der Kriegsgewinnsteuer, nicht notwendig gewesen und könne jene mehr hemmen, als es nutze. Indes wenn es sich auch nach dem Kriege vielleicht um beinahe ebensoviel Milliarden Jahresmehrbedarf handeln wird, als jetzt — abgesehen von der Kriegssteuer — Hunderte von Millionen bewilligt sind, so soll man es doch nicht unterschätzen, daß wir bis dahin uns neue Einnahmen erschlossen haben, die immerhin die Verzinsung von 13 Milliarden Kriegsanleihe decken. Eine Hinderung der Bewegungsfreiheit bei der kommenden großen Steuerreform durch die jetzige kleine ist bei der Wahl der jetzt beschlossenen Steuern nur bezüglich des Tabaks zu besorgen. Allerdings kann sie gerade hier sehr unbequem werden. Die größte Schwierigkeit wird aber immer die grundsätzliche Verständigung zwischen verbündeten Regierungen und Reichstag über die Abgrenzung der Steuergebiete zwischen Reich und Einzelstaaten bieten. Die in dieser Richtung nach den bisherigen Erfahrungen zu hegenden, mit jeder Mehranspannung der Steuerschraube schwerer gewordenen Besorgnisse hat allerdings der Verlauf der jetzigen Steueraktion nicht zu zerstreuen vermocht.

Digitized by Google

Religionspsychologisches aus dem Schützengraben

Von Paul Göhre, M. d. R.

1. Tatsachen

Zunächst eine Vorbemerkung. Die nachstehenden Ausführungen sind die verkürzte Niederschrift eines Vortrags, den ich im April d. J. in der Deutschen Gesellschaft von 1914 hielt. Sie berichten nur, was ich selbst draußen erlebte, und versuchen alsdann, diese Erlebnisse in einen allgemeinen Rahmen hineinzustellen. Ich weiß, daß manche ganz ähnliche, andere aber auch sehr entgegengesetzte Erfahrungen gemacht haben wie ich. Es muß eine spätere Aufgabe bleiben, auf Grund des gesamten vorliegenden Materials zu einem zusammenfassenden Urteil über die Religion im Kriege zu gelangen.

Sodann eine rein theoretische Definition. Sie ist unerläßlich, um von vornherein Mißverständnisse auszuschalten. Über das Wesen der Religion war gerade in den letzten Jahren vor dem Kriege eine lebhafte Diskussion im Gange. Der Monismus machte viel von sich reden, empfahl sich als eine neue Religion für alle wahrhaft modernen Menschen. Eine andere Strömung proklamierte den Ästhetizismus als Religion: die Erhebung zu einer von Kunst durchtränkten Lebenskultur sei der beste und völligste Ersatz alter längst überwundener Konfessionen. Arthur Bonus verkündigte die Religion als Wille und Schöpfung. Die freireligiöse Bewegung erklärte den Kampf gegen alle Religion zur Religion, feierte den Kultus der Vernunft als den einzig möglichen religiösen Kultus für den Menschen unserer Zeit. Und ein Teil der Arbeiterschaft sah schon lange in dem politischen und wirtschaftlichen Programm der Sozialdemokratie den einzigen noch lebensfähigen Rest der religiösen Verkündigung Jesu, huldigte ihm als seiner Religion, die ihm völlig genügte: von allen diesen und ähnlichen Strömungen und Auffassungen wird in meinen weiteren Darlegungen keine Rede sein. Ich sehe in ihnen allen nur höchst unzureichende und höchst vergängliche Surrogate von Religion, nicht Religion selbst. Religion war und ist nach meiner Meinung immer nur da, aber auch immer da, wo ein Mensch sich einer letzten, ewigen, göttlichen Macht gegenüberstehend weiß, mit der er sich in irgendwelchen enge-

Digitized by Google

ren oder loseren, primitiveren oder vergeistigteren Beziehungen und Berührungen empfindet. Das Objekt der Religion ist die Gottheit, nicht eine Weltanschauung, nicht eine Ethik, erst recht nicht ein Parteiprogramm. Alle Religion ist Gottreligion. Außer ihr ist keine. Die ganze Geschichte der Religion ist Beweis dafür. Nur eins könnte als Beweis dagegen vorgebracht werden: der Buddhismus. Aber durchaus mit Unrecht. Auch der Buddhismus gehört unter die religiösen Surrogaterscheinungen, allerdings von allergrößten Dimensionen. Auch er ist nicht Religion, sondern Ethik auf dem Hintergrunde einer an Wert noch dazu sehr zweifelhaften Weltanschauung. Es ist die Ethik der Passivität in Verbindung mit einer Weltanschauung vollkommenen Pessimismus. So bleibt es dabei: alle Religion ist Gottreligion; und nur in diesem Sinne soll im weiteren von Religion die Rede sein.

Endlich noch eine dritte Feststellung. Fast alles, was ich über religiöse Äußerungen unserer Soldaten berichten oder auch nicht berichten kann, bezieht sich auf alten gedienten sächsischen Landsturm, also auf Leute im Alter von 39 bis 45 Jahren. Mit einem sächsischen Landsturmbataillon war ich monatelang in einem großen Gefangenlager nicht weit hinter der Front; bei einem Landsturm-Infanterie-Regiment habe ich dann den Feldzug im Sommer vorigen Jahres mitgemacht; schließlich steckte ich wieder in einem sächsischen Landsturm-Ersatz-Bataillon. Ich habe ferner ausschließlich im Osten gestanden. Der Feldzug, an dem ich teilnahm, war vorwiegend Bewegungs-, nicht Stellungskrieg, wenn wir natürlich dabei auch wochenlang in Schützengräben vorderster Linie gelegen haben.

Und nun zu den Tatsachen selbst, die ich mitzuteilen habe.

Ich führte draußen stets nur einen Zug. In diesem meinem Zuge habe ich nur einen einzigen wirklich frommen Menschen getroffen, der ein Beter war. Er war von Beruf Straßenarbeiter aus dem Erzgebirge. Still, pflichttreu, unauffällig, ein ordentlicher Soldat. Er gehörte zu den Frommen alten, patriarchalischen Schlages. Vor und nach jeder Mahlzeit faltete er ohne Scheu die Hände zum Gebet. Er wird früh und abends, vor allem vor jedem Gefechte das Gleiche getan, sich Gottes Schutze empfohlen haben. Wo er es vor aller Augen tat, blieb er, was in Friedenszeiten kaum möglich gewesen wäre, gänzlich unbehelligt, aber auch ohne den geringsten vorbildlichen Einfluß auf die Kameraden. Ich habe nirgends

Digitized by Google

gesehen, daß es ihm auch nur einer nachgetan. Dabei habe ich stets in engster Fühlung mit meinen Leuten gelebt. Ich schlief im Biwak neben ihnen auf demselben Stroh; wir lagen in den Scheunen der Panjes eng aneinander gepfercht; und im Schützengraben hatte ich in meinem Unterstand stets eine Gruppe meines Zuges bei mir. Wenn wir dort, im Unterstand, zusammenhockten, ohne zu schlafen, wurde natürlich immer erzählt, Heimatgedanken ausgetauscht, Familiensorgen gebeichtet, Klagen über augenblickliche Beschwerden vorgebracht, kameradschaftliche Scherze gemacht. Das religiöse Gebiet wurde dabei nie, nicht einmal von weitem, berührt. Selbst dann nicht, wenn die Nachricht von irgendeiner neuen Verwundung oder gar dem Tode eines Kameraden durch den Graben lief. Manchmal wurden Briefe von daheim vorgelesen: auch aus ihnen habe ich nie ein Wort religiöser Ermahnung oder Tröstung gehört. Einen Feldgeistlichen, der etwa schlummernde religiöse Empfindungen hätte wecken können, haben wir nie zu sehen bekommen, einen Feldgottesdienst nie erlebt. Nur im Gefangenlager fanden ihrer regelmäßig statt; ich habe dabei die Leute scharf beobachtet und hatte den Eindruck, daß sie stellenweise starkes Interesses für die Predigt zeigten; aber das war deutlich immer nur da, wo der Geistliche mehr allgemeine Fragen erörterte, Ethik, nicht Theologie vortrug. So oft wir im Gefecht lagen, oder auch nur in Reserve, aber dabei noch in der Feuer- und Gefahrzone, nie, weder bei Tag noch in der Nacht, habe ich ein Wort von Gott, ein Gebet, geschweige einen Ewigkeitsgedanken von meinen Leuten äußern hören. Dabei tat jeder von ihnen im Gefecht seine volle Pflicht; ich hatte nie Drückeberger. Die unter ihnen, die verwundet wurden, riefen regelmäßig um Hilfe, immer aber nur die Kameraden, nie Gott um diese Hilfe an. Die gleichen Beobachtungen habe ich im Lazarett gemacht. Ich erkrankte im September bei Olita, während dort gekämpft wurde, an einem Ruhranfall, und wurde zunächst in dem dortigen eben etablierten Feldlazarett untergebracht. Ich geriet in eine große Synagoge, die mit zum Teil noch unverbundenen Verwundeten überfüllt war. Wieder waren unter ihnen zufällig überraschend viel Sachsen. Soweit ich noch bewegungsfähig war, bin ich von einem zum andern gegangen: auch hier ist kein Wort gefallen, das entfernt mit Gebetsstimmung, mit religiöser Gesinnung zusammenhing. Man schwieg, man jammerte, man half und tröstete sich

Digitized by Google

ganz menschlich: aber ein Gottesbewußtsein brach nie dabei durch. Schmutz, Blut, Läuse, Hunger, Erschöpfung, die nackten Dielen — das alles drückte wohl jeden Aufschwung der Seele nieder, selbst da, wo die innere Disposition dafür etwa noch in irgend Einem vorhanden gewesen sein konnte.

Diese Erfahrungen, die ich hier machte, sind mir von Kameraden meines Regiments als richtig und typisch bestätigt worden. Wo immer ich herumfragte, hörte ich nichts dem meinigen Entgegengesetztes. In jeder Kompanie steckten einige Fromme ähnlicher Art wie mein erzgebirgischer Straßenarbeiter. Sonst dieselbe religiöse Gleichgültigkeit, wenigstens dieselbe Abwesenheit irgendwelcher Anzeichen irgendwelchen religiösen Innenlebens. Ein älterer Leutnant sagte mir einmal, daß er für sich selbst das unerschütterliche Gefühl habe, daß Gott ihn beschütze und daß er unverwundbar sei. Ein Offizierstellvertreter führte ein Neues Testament mit und bekannte, daß er bete. Derselbe erzählte mir, daß er, als er mit seinem Zuge zur Unterstützung schon im Feuer befindlicher Abteilungen vorging, im Vorrücken in einer geschützten Mulde fünf Leute der vorderen Abteilungen getroffen habe, die laut zusammen beteten. In einer der anderen Kompanien erhielt ein Mann öfter von seinem Pastor ein religiöses Flugblatt geschickt. Er mußte allerlei Witze der Kameraden über sich ergehen lassen, nicht weil er überhaupt solch ein Flugblatt erhielt, sondern weil dieser sein geistlicher Freund ihm immer nur solche geistliche und nicht gleichzeitig auch einmal eine leibliche Liebesgabe zusandte. Gelegentlich habe ich auch einige Leute, die aus meinem Wahlkreise und mir von daher lange als zuverlässige Beobachter bekannt waren, nach der religiösen Gesinnung ihrer Kameraden gefragt: auch sie hatten von ihr so gut wie nichts gespürt.

Ein ganz entgegengesetztes, überraschendes Erlebnis hatten wir aber, als wir nach der Einnahme von Warschau in Stellung vor Grodno kamen. In den Schützengräben, die wir dort bezogen, lösten wir rheinisch-westfälische Landwehr ab: hier fanden wir Gräben wie Unterstände mit allerlei Heiligenbildern geschmückt. Der Unterstand, den ich von einem jungen Leutnant übernahm, war an den Wänden bedeckt mit frommen Sprüchen und Bildern. Kruzifix und Weihwasserkesselchen über dem Tisch fehlten nicht. Auf der dem Feind abgekehrten Grabenwand standen in nicht allzugroßen Abständen Heiligenbilder derart, wie man sie in katholischen Ka-

Digitized by Google

pellen oft sieht: unter Glas und Rahmen, in einem überdachten Kasten ein Kruzifix oder das bunte Bild eines Heiligen oder einer heiligen Szene. Mitunter trugen sie griechisch-orthodoxen Stempel: sie waren wohl aus den zerstörten Häusern der umliegenden Bauerndörfer zusammengelesen worden. Wenn ich mich recht erinnere, erzählten uns die abziehenden Kameraden, daß sie ca. 8—10 Wochen lang dort gelegen hatten: so hatten sie Muße gehabt, die kirchlichen Sitten der Heimat in diesen Gräben neu aufleben zu lassen, und ihr Feldgeistlicher wird ein Hauptverdienst daran gehabt haben. Wie freilich diese Situation auf die religiöse Gesinnung der Leute gewirkt, das konnte ich während der halben Stunde der Ablösung natürlich nicht feststellen. Ich enthalte mich daher jedes Urteils darüber, will aber in diesem Zusammenhang bemerken, daß man mir gesagt hat, daß, wo immer katholische Soldaten, namentlich jüngeren Alters, in größerer Zahl zusammenliegen, unter ihnen noch viel gebetet werde. Auf meine Leute machte auch dieser katholisch-kirchliche Schützengraben sichtlich keinerlei Eindruck: sie beschauten sich zuerst die Sache ließen sie unberührt, aber gingen alsbald gleichgültig an ihnen vorüber

Und nun ein Bekenntnis über meine eigenen persönlichen religiösen Erlebnisse draußen im Felde. Ich muß da, um diese in das rechte Licht zu setzen, einiges Wenige über meine frühere religiöse Entwicklung vorausschicken. Ein Teil der Leser weiß, daß ich früher Geistlicher war; in meinen besten Jahren, zwischen 20 und 30, war ich sogar leidenschaftlichster religiöser Enthusiast und Asket. Ich habe damals in einem inbrünstigen Gebetsleben geradezu geschwelgt. Ich hielt es zeitweise für eine Sünde, besser zu leben, als die Armen in unserem Volke, und lebte selbst danach. Ich verdammte die Musik, solange noch jemand vor Hunger schreie. Ich wollte einst als junger Hilfsgeistlicher mein ganzes Leben lang Fabrikarbeiter werden, mit den Massen ihr Los teilen und arbeitend wie sie das Evangelium Jesu verkündigen. Ich bin später zu einem gut Teil aus Christentum Sozialdemokrat geworden: ich war also ganz voll von ehrlichst gemeinter Religion. Seitdem hat freilich die intensive Berührung mit den Massen, die Beschäftigung mit der Politik und den wirtschaftlichen Problemen und Aufgaben unserer Zeit eine tiefe Wandlung in mir hervorbracht: mein religiöser Enthusiasmus ist gedämpft; Askese halte ich längst für eine sehr unwirksame Art menschlicher Nächstenliebe; ein

Digitized by Google

Gebetsleben wage ich nicht mehr zu haben, und der Gedanke an ein ewiges Leben ist mir nicht nur problematisch, sondern im Grunde auch gleichgültig geworden. Was mir aber über allem unerschütterlich festgeblieben ist, ist der Glaube an eine letzte, ewige, allwaltende, göttliche Macht. Ich vermag mir weder, noch wage ich mir von ihr irgendwelche Vorstellung zu machen. Das unmittelbare Bewußtsein, daß sie ist, weil sie sein muß, genügt mir. Ohne dies Bewußtsein erscheint mir alles Leben, alle Menschenentwicklung völlig sinnlos. Mit ihm ist mir mein Leben eine selbstverständliche Aufgabe, reich an Inhalten. Ich wage auch nicht mehr, über die Gottheit das geringste auszusagen. Ich habe nicht den geringsten Anhalt oder Mut, anzunehmen, daß ich mit ihr in irgendeiner kontrollierbaren Verbindung bin. Ich wage nicht, mich ihr zu nähern, sie auch nur von ferne zu ertasten; mir genügt, überzeugt zu sein, daß sie ist, und daß auch ich irgendwie in ihren Händen ruhe. Mit dieser einfachen, mich aber tief beglückenden Religion bin ich hinaus ins Feld gegangen, und als ich dann zuerst ins Feuer kam, was erlebte ich da? Mein ganzer Mensch wurde wie von einem Donnerschlag zusammengerissen; es durchzuckte mich: jetzt geht's um dein Leben und deinen Tod; nur ganz blitzartig dachte ich dabei an Frau und Kinder; und dann kam plötzlich, fast aufdringlich, ein sekundenlanger Wunsch: Beten! Sofort aber darauf das Echo: Nein; es ist sinnlos. Und von da an bin ich absolut ruhig und innerlich unerschüttert gewesen. Die Aufgabe, die uns gestellt war, erfüllte mich ganz; ich dachte nur noch daran, mit meinen Leuten meine Pflicht zu tun. Als dann unser Vorgehen zum Stillstand kam, Feuerpausen eintraten, wir eingegraben in Deckung lagen, Zeit ward, über das Erlebte und das Gegenwärtige nachzudenken, fand ich mich erfüllt von ruhigster Sachlichkeit; ich bewunderte, wie alles so prachtvoll ineinander griff, aber an Gott dachte ich nicht mehr, weder in diesen ersten noch in den späteren Gefechten. Mir kam es einfach unmöglich vor, diese Kämpfe mit der Gottheit in irgendwelche Beziehung zu bringen. Ich selbst fühlte mich in ihnen immer ganz diesseitig, ganz nur innerweltlich erfüllt und bestimmt. Und nie, während meiner ganzen Fronteristenz, hat sich an diesem Zustande auch nur das geringste geändert. Ich war, wohl wie die allermeisten meiner Kameraden, zwar nicht gottlos, aber ganz gottfern.

Damit habe ich alles erzählt, was ich an Beobachtungen und Erfah-

Digitized by Google

rungen religions-psychologischer Art im Felde erlebt habe. Es ist also unsäglich dürftig. Und seine Bedeutung liegt wohl gerade darin, daß es so dürftig ist.

2. Erwägungen

Es entsteht nunmehr die Frage, ob der Mangel an religiöser Gesinnung, den ich draußen vorfand, eine vereinzelte oder allgemeine Erscheinung ist. Darauf will ich eine Antwort aus allgemeineren Erwägungen heraus zu finden suchen.

Ich gehe dabei nochmals aus von der religiösen Lage unseres Volkes kurz vor dem Kriege. Wie war es da? Auf der einen Seite die katholische Kirche und Frömmigkeit, fest umhegt durch eine starke Organisation, Tradition und Theologie. Auch in ihrem Bereiche machten sich schon, namentlich in den mehr gemischt-konfessionellen Gegenden, allerhand innere Zerbröckelungen, mancherlei innere Gesinnungsloslösung bemerkbar; immerhin war im großen und ganzen katholische Religiosität noch unerschüttert, wenig verringert. Anders im Bereich der protestantischen Kirchen. Hier war eine rasch zunehmende Abkehr immer wachsender Massen von ihrer Kirche festzustellen. Die bekannte Bewegung zum Austritt aus der Landeskirche war ein charakteristisches Symptom dafür. Hundertmal, tausendfach größer an Umfang als diese Austrittsbewegung aber war die reine religiöse Indifferenz derer, die in der Kirche blieben, die aber so gleichgültig gegen sie und alles, was Religion heißt, geworden waren, daß sie es gar nicht mehr für der Mühe wert hielten, aus ihr noch formell auszuscheiden. Es wäre falsch, diese Erscheinung, die nicht abzuleugnen ist, nur zu verurteilen. Es kam vielmehr in ihr die große, weltgeschichtlich bedeutsame Auseinandersetzung zum Ausdruck, die sich schon lange heimlich aber deutlich vollzieht zwischen der mit der antiken Weltanschauung auf das allerengste verwachsenen überlieferten christlichen Religion einerseits, und der neuen ausschließlich naturwissenschaftlich und darum ganz diesseitig bestimmten sogenannten modernen Weltanschauung anderseits. Und da immer größere Massen immer völliger und konsequenter unter die Herrschaft der letzteren gelangen mußten, da ihr ganzes Leben, Denken und Handeln schließlich in ihren Netzen hing, so mußten sie, religiös unproduktiv wie die Mehrzahl der Menschen ist, endlich mit der alten Weltanschauung auch die überlieferte Religion über

Digitized by Google

Bord werfen, in deren Mantel allein sie jene kennen gelernt hatten. Je weniger religiös veranlagt einer war und ist, desto schneller und skrupelloser vollzog sich und vollzieht sich noch dieser seelische Prozeß. Denn das ist eine meiner stärksten und wie mir scheint geradezu unwiderleglichen Lebenserfahrungen, daß Religiosität genau so eine Sache der Veranlagung bei uns Menschen ist, wie Kunst, Handfertigkeit, Mathematik, Beredsamkeit und anderes. Wer also von Natur religiös unbegabt ist, muß sich notwendig unter den geistig freieren Lebensbedingungen unserer Zeit leicht von ihr als einem Ballast lösen. Schließlich wurden an diesem Loslösungsprozeß auch solche beteiligt, die sehr tief religiös begabt sind, die aber ebenfalls dem Druck der neuen Weltanschauung, sich zu verschließen, nicht den Mut hatten. Und auch sie brachen entweder wie jene in eine religiöse Leere hinab, aber sie gingen auf die Suche nach neuer Religion und gerieten dabei in das Gehege jener Surrogatreligionen, von denen ich vorhin einige kurz erwähnte. Das also, um es nun zusammenzufassen, war die religiöse Situation unseres Volkes kurz vor dem Kriege: eine große Scheidung der Geister war im Gange; die religiös Unbegabten hatten sich in ungezählten Massen auf das Gebiet vollkommener religiöser Indifferenz zurückgezogen, und fühlten sich hier unleugbar wohl, weil von etwas Aufgezwungenem befreit; andere, kleinere Kreise waren auf der Suche nach neuer Religion; ein großer Rest unseres Volkes aber hing nach wie vor treu und innig ihrer Kirche, vor allem der katholischen Kirche, an.

Und nun kam der Krieg und riß in wenig Tagen, Wochen, Monaten Millionen und Abermillionen Männer mit sich fort, ballte und bündelte sie landschafts- und bezirksweise in Bataillone und Regimenter zusammen und trieb sie in Eilzügen über unsere Grenzen hinaus — ist es da nicht in der Tat ganz selbstverständlich, daß alle diese Männer ihr ganzes Ich, ihr ganzes Empfinden, auch ihre ganzen bisherigen religiösen Kämpfe, Erfahrungen, Entwicklungen mit hinaus nahmen, daß, je nach den Landschaften unseres Vaterlandes, aus denen sie zusammengestellt waren, auch der ganze religiöse oder nicht mehr religiöse Zuschnitt, in dem sie sich bis dahin befunden hatten, wie eine Selbstverständlichkeit mit ihnen ging? Ist es nicht nach unser aller Erfahrung mit den sittlichen Faktoren genau so gegangen? Sind die großen Erfolge unserer Nation in den 20 Mo-

Digitized by Google

naten dieses Kriegs nicht zu einem guten Teil die Wirkung und Anwendung der vielerlei und vielartigen sittlichen Kräfte und Veranlagungen, die wir aus dem Frieden, aus unserer Heimat und Arbeit in den Heeresorganismus mit hineinbrachten? Sollte es da also mit den religiösen Dingen anders sein? Unmöglich: unser Heer sieht religiös so aus, wie unser Volk vor dem Kriege religiös ausgesehen hat: und dies Aussehen war eben dies: zur Hälfte religiös, zur andern Volkshälfte religiös indifferent oder gar feindlich. Und in der Mitte beider Hälften eine nicht kleine Gruppe von nach neuer Religion Suchenden.

Dazu kommt noch ein Anderes, noch Wichtigeres. Der jetzige Krieg ist — ich spreche damit eigentlich schon eine Banalität aus — in den allerverschiedensten fundamentalen Beziehungen eine völlig neue Erscheinung im Vergleich zu allen früheren Kriegen, auch zu dem von 1870/71. Er ist sie besonders insofern, als er in ganz anderem Umfange als früher nicht bloß Kampf und Gefahr ist, sondern zugleich auch schaffende, produktive Arbeit darstellt. Die Formen und Arten der schöpferischen und zivilen Arbeit, die nicht nur hinter der Front, sondern bis in die Front hinein, die in der Front selbst täglich und stündlich geleistet werden, sind fast ebenso zahlreich wie diejenigen der Friedensarbeit des Volkes daheim. Der Krieg ist industrialisiert. Der Krieg ist zuerst Arbeit, dann erst Kampf. Jeder Arbeiter ist Soldat, aber auch jeder Soldat ist zugleich Arbeiter. Nicht bloß in dem Sinne, daß Hunderttausende von Schlossern, Zimmerleuten, Mechanikern, Schustern, Schneidern, Köchen im Kriege, ja in der Schlacht ruhig und wie ganz selbstverständlich fast genau dieselbe Art Arbeit leisten, wie daheim in Zivil, nein — auch jeder andere muß ganz anders wie in früheren Kriegen nicht bloß gelegentlich, sondern beinahe regelmäßig ähnliche Arbeit leisten: muß graben, mauern, rammen, Holz fällen, Baracken bauen, Landarbeit leisten usw. So bringt auch in diesem Sinne das ganze Volk sich selbst, seine Berufe, seine Arbeit, seine mehr oder weniger geübte und gewohnte Tätigkeit mit in die Gemeinschaft dieses Kriegs hinein. Es war Clausewitz, der den Krieg definiert hat als eine Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln. Unter den von mir eben ausgeführten Gesichtspunkten kann man beinahe mit dem gleichen Rechte den heutigen Krieg als eine Fortsetzung des Lebens und der Arbeit unseres ganzen Volkes nur unter anderen äußeren Umständen bezeichnen. Ist

Digitized by Google

dem aber so, so ist schlechterdings nicht zu bestreiten, daß auch die ganze innere, geistige, seelische und also auch die ganze religiöse und nicht religiöse Disposition unserer Kämpfer, die zugleich Arbeiter sind, etwa die gleiche im Kriege wie im Frieden sein muß.

Nun ist natürlich auch dieser Krieg zugleich Kampf und Gefahr, sogar schwerster Kampf, blutigste Gefahr, und übt als solcher seine besonderen, erschütternden, fast revolutionierenden Wirkungen aus. Aber auch diese Wirkungen sind nicht gänzlich anders, nur gesteigerter, als die der Arbeit vieler Arbeitenden in ihrer Friedensbeschäftigung. Auch diese ist bekanntlich für Millionen vielfältigst von Gefahren für Leib und Leben umdroht. Sie haben alle von den hohen Ziffern derjenigen gehört, die alljährlich im Frieden auf dem Felde der Arbeit ihre Gesundheit oder gar ihr Leben verlieren. Und wie Ungezählte dieser Lebensgefahr im Frieden innerlich Herr werden trotz der religiösen Entwicklung, die sie durchmachten, ja die sie zu einem guten Teile gerade wegen der ständigen Lebensgefahr durchmachten, so ist nunmehr erst recht verständlich, daß auch die Existenz draußen an der Front, im Schützengraben und im Granatfeuer eher die bisherige religiöse oder nichtreligiöse Disposition stärkt und fortentwickelt, als revolutioniert und in neue Bahnen leitet. Gewiß ist richtig, daß der Krieg souverän über die Menschen verfügt; aber ebenso richtig ist auch, daß der Mensch, sein Wille, sein inneres, geistiges Wesen den Krieg, seine Schrecknisse und Erlebnisse bändigt und geistig meistert. Und diesen seinen Willen, seine innere, geistige Kraft, die Fähigkeit und die Art, das alles zu meistern, bringt der heutige Soldat eben aus seiner Friedensexistenz mit. Auch die religiöse Stimmung des Soldaten im Felde kann daher nichts anderes als die Fortsetzung dieser seiner Stimmung aus der Friedenszeit sein.

Aber auch abgesehen von dieser besondern religiösen oder nicht religiösen Disposition, die der einzelne Soldat aus seiner Friedensexistenz in die Kriegsexistenz mit hineinbringt, und die der eigenartige Arbeitscharakter des modernen Kriegs eher verstärkt als abschwächt, — auch die sonstigen ganz allgemeinen Umstände, unter denen jeder draußen existiert, existieren muß, wirken nicht religionsfördernd, eher religionshemmend. Sie tragen jedenfalls alle zusammen dazu bei, daß sich das ganze Innenleben draußen unendlich vereinfacht. Alles Psychologische wird „auf einige letzte große

Digitized by Google

Linien reduziert"; die rein animalische Existenz nimmt schnell den allerbreitesten Raum ein. Essen und Trinken, Hungern und Dursten, Frieren und Schwitzen, Wachen und Schlafen sind Kardinalfragen draußen im Felde. Gewiß, geht es in solchen Dingen nicht nach Wunsch und Erwartung, so ergibt man sich selbstverständlich darein. Aber ein großer Teil alles Denkens und Tuns konzentriert sich vorher und nachher doch um solche Wünsche und Erwartungen. Essen holen und Essen austeilen, und zwar nicht bloß das Mittagessen, sondern die vielerlei andern Dinge, wie Brot, Marmelade, Kaffee, Zigarren, Butter, Wurst; das Kochen, das Holz- und Strohbesorgen; das Wäschewaschen; der Austausch verbrauchter Bekleidungs- und Ausrüstungsstücke nimmt im Schützengraben und auch hinter ihm den allergrößten Teil der Tagesstunden in Anspruch. Und alles zusammen drückt das Innenleben herab, unterdrückt es, macht die Seele unbeschwingt, wirkt auf aufsteigende seelische Erregungen ausgleichend, kalmierend. Ist die Truppe im Marsch, schwerbepackt, so sind vielen diese unendlichen Marschbeschwerden unübersteigliche Hindernisse für innere Erhebungsversuche. Gleiche Mühen kostet das nächtliche Postenstehen im Schützengraben; jede seelische Kraft ist dann gegen den Feind angespannt. Ist aber Marsch, Postenstehn und Patrouillegehn vorbei, dann löst ein unendliches Ruhebedürfnis Körper und Geist in Schlaf auf. So wechselt höchste Anstrengung mit stärkstem Ruhebedürfnis — und da dieser Wechsel der Normalzustand ist, so ist auch aus diesem Grunde das Normale eben das Animalische, psychologisch Vereinfachte, religiös Indifferente. Dazu kommt eine Engigkeit der Existenz, von der sich der gebildete Zivilist im Inland keinen Begriff macht. Außer auf Horchposten ist der Soldat eigentlich niemals allein. Auf dem Marsch, im Schützengraben, im Unterstand, im Gefecht, im Biwak, im Lazarett — immer ist er mit seinen Kameraden zusammen, oft wie der Hering mit Heringen zusammengepfercht: da entsteht in jedem (denn keiner, weil er ein Glied dieser Masse ist, kann sich ihr entziehn) eine Massenstimmung, die der Durchschnittsmensch, der ja stets in der Mehrheit ist, souverän beherrscht und bestimmt. Diese Durchschnittsmassenstimmung, die schließlich zum durchschnittlichen geistigen Habitus aller, auch der Stärkeren, Abgesonderteren wird, wird alsbald auch Dauerstimmung: auch sie ist aber jedem starken seelischen, erst recht religiösen Aufschwung feindlich. Man kommt

Digitized by Google

einfach schießlich gar nicht mehr auf den Gedanken, solchen Aufschwung zu suchen oder auch nur zu wollen. Schließlich wirkt auch die Abgeschlossenheit von der heimischen Kultur in derselben Richtung. Gewiß, während des langen Stellungskriegs im Westen mag es mit dieser Abgeschlossenheit nicht gar so schlimm bestellt sein. Doch auch hier fanden und finden oft Translokationen der Truppen und in Verbindung damit Brief- und Postsperren statt. Auch hier hält das Vielerlei, das Kleinliche und das Alltägliche der Schützengrabenexistenz von einer einigermaßen geregelten geistigen Existenz ab; — noch schlimmer aber war es bei uns im Osten, wo der Bewegungs- und Stellungskrieg fortwährend wechselte: da trafen die geistigen Anregungen von daheim schon sehr viel spärlicher und nur ganz ruckweise und gewöhnlich dann ein, wo wenig oder keine Zeit war, sich ihnen hinzugeben: wo aber keine Anregung von außen ist, da ist auch für den durchschnittlichen Menschen kein rechtes, entwicklungsfähiges Innenleben vorhanden, geschweige ein religiöses. Auch Religiosität lebt nicht von sich selbst, sondern von den Beziehungen des Menschen zu der Fülle des ihn umgebenden Lebens.

Ein ganz entscheidender Beweis für die Richtigkeit dieser Gesichtspunkte ist der Wandel, der in den Kämpfenden in bezug auf sein Verhältnis zu seiner Familie vor sich zu gehn pflegt. Diese inneren Beziehungen blassen sich allmählich stark ab. Nicht als ob man die Seinigen nicht weiter inbrünstig liebte. Aber auf diese Liebe legt sich ein eigenartiges Ferngefühl. Bei aller Sehnsucht nach ihnen fühlt man sich wie abgeschieden von ihnen; man weiß, daß man sie vielleicht nie wieder sieht. Eine ganze Fülle von Dingen, die daheim an ihnen wichtig erschienen, interessieren gar nicht mehr, da man ja doch nichts mehr zu ihnen dazu tun kann; schließlich schwinden sie gar zeitweise ganz aus dem Gedächtnis. Auch hier also dieselbe psychologische Erscheinung: das ganze Innenleben vereinfacht sich, reduziert sich, schwächt sich ab.

In derselben Richtung wirkt der Zwang zur Aktivität, die Pflicht zum Handeln, auf den einzelnen Mann. Wobei ich auch das monatelange passive Aushalten im Schützengraben einbegreife, das mir eine sehr aufreibende Handlung und Tat besonderer Art zu sein scheint. Der Mann steht draußen stets unter einem ehernen Muß; und dieser Druck macht gleichmütig, stetig, innerlich unbewegt. Jedes Handeln selbst aber lenkt

Digitized by Google

stets vom Sinnieren und Grübeln ab. Der gesunde, auf das Praktische gerichtete Menschenverstand, nicht das Spekulieren in die Himmel hinein, gilt draußen im Felde etwas.

Das alles zusammen aber ist einem irgendwie stärkeren religiösen Innenleben wahrlich nicht förderlich. So kommt es denn auch, daß der innere Gleichmut selbst der fortwährenden Todesgefahr gegenüber, die man doch sonst als die stärkste Anregerin zur Frömmigkeit bezeichnet, gewahrt bleibt. Auch vor der Möglichkeit des Todes, der wie eine Selbstverständlichkeit einem jeden täglich ganz nahe ins Auge sieht, bleibt man schließlich unbewegt; vielmehr paßt man sich auch ihr innerlich geradezu an, ohne Erregung, ohne Erhebung, ohne Depression. Auch ist Tod und erst recht Verwundung so häufig, ist etwas so Alltägliches, daß man beim besten Willen kein Aufhebens davon mehr machen kann.

So darf man denn schließlich zusammenfassend sagen: Den Allermeisten bringt der Krieg und seine Erlebnisse keine sonderliche Veränderung ihrer religiösen Gesinnung, wie sie sie vor dem Kriege allmählich gewonnen hatten. Höchstens insoweit, als er ihnen das Bewußtsein einer unentrinnbaren Notwendigkeit für unser Leben im ganzen, des einfachen Zufalls im einzelnen erweckt. Viele von denen, die mit der alten patriarchalischen christlichen Frömmigkeit hinausgingen, werden draußen an ihr eine stille, starke Stütze gefunden und behalten haben, aber eine bestimmte Anzahl unter ihnen wird an ihr draußen irre geworden sein. Diejenigen aber, die ohne Gott und religiöses Leben ins Feld zogen, sind auch im Felde gewißlich ohne Gott geblieben. Unter ihnen wird es nur eine kleine Gruppe sein, die sich während des Kriegs und durch den Krieg zu neuem religiösem Leben durchrangen. Wer aber als religiöser Grübler und Suchender hinauszog, kommt auch gewiß als solcher wieder zurück. Gerade religiös gesehn ist der Krieg der allerungeeignetste Problemelöser, nicht einmal ein Problemesteller.

Digitized by Google

Notizen

Die Gefahren des Wirtschaftskrieges

Man beginnt in Frankreich einzusehen, daß der geplante Zollbund der Alliierten nicht ohne Gefahren für das Wirtschaftsleben der heute verbündeten Länder ist. In der angesehenen Zeitschrift „La Revue de Paris" am 15. Mai wird ein Artikel Max Hoschillers veröffentlicht, der eine ruhige, den Tatsachen entsprechende Bewertung der zollpolitischen Möglichkeiten gibt und dessen Tendenz von Tageszeitungen wie dem „Eclair" unterstützt wird.

„Auf den ersten Blick könnte es scheinen, als ob durch den geplanten Wirtschaftsbund der Alliierten Deutschland zu Tode getroffen würde, aber wenn man etwas genauer prüft, so zeigt es sich, daß der Vorschlag die Beziehungen der Alliierten kühler gestalten, Reibungen, ja sogar schwere Interessenkonflikte beraufbeschwörend wird."

Hoschiller zeigt das im einzelnen an Hand des vierfach gestaffelten Tarifs (1. wechselseitige Vorschußzölle für England und seine Kolonien, 2. weniger günstige Vorzugszölle zwischen dem britischen Weltreich und den Alliierten, 3. günstige Behandlung der Neutralen, 4. hohe Abwehrzölle gegen die jetzigen Feinde).

Zu Punkt 1 des Tarifs bemerkt Hoschiller, daß durch den modernen Krieg, der hauptsächlich mit industrieller Hilfe geführt wird, die Stellung der Dominions als Rohstofflieferanten stark gefestigt wurde. Sie halten den Augenblick für gekommen, die Weltreichsverfassung, die sie schon immer angestrebt haben, durchzuführen. Soweit durch diesen Plan die Interessen der Alliierten nicht verletzt werden, ist ihm nichts entgegenzuhalten. Aber durch eine völlige wechselseitige Zollbegünstigung des britischen Weltreichs werden die russischen Interessen sehr stark berührt.

„Seit einigen Jahren ist der gefährlichste Konkurrent für die russischen Agrarerzeugnisse auf dem englischen Markt Kanada geworden, wie nachfolgende Tabelle beweist.

Mittlerer Jahresdurchschnitt	Getreideeinfuhr nach England: Anteil Rußlands	Getreideeinfuhr nach England: Anteil Kanadas, Australiens, Indiens und Argentiniens
1882—1891	15,8 %	21,0 %
1892—1901	10,6 %	24,2 %
1902—1911	15,7 %	54,6 %

„Wenn Mr. Hughes für kanadisches, australisches und indisches Getreide einerseits, russisches andererseits, verschiedene Zölle aufstellt, wird das russische Getreide den englischen Markt völlig verlieren. Die Russen wollen ja gewiß dem Wirtschaftsblock der Alliierten sich anschließen, aber sie erklären, daß sie, um sich den Luxus eines deutschen Boykotts — Deutschland war vor dem Krieg Rußlands bester Kunde — leisten zu können, von den Alliierten die Erschließung ihrer Märkte in weit größerem Maße wie bisher verlangen müssen. Wenn England seine

Digitized by Google

Kolonien zum Schaden Rußlands begünstigen würde, würde letzteres anstatt sich dem Wirtschaftsbunde der Alliierten anzuschließen, in Konflikt mit England geraten. Dieses Beispiel dürfte genügen. Für alle Rohstoffe, für alle Produkte, die aus Rußland oder Frankreich kommen, muß man dieselben Fragen stellen, dieselben Befürchtungen haben. Wieweit sind wir von der wirtschaftlichen Zusammenarbeit der Alliierten!"

Hoschiller weist sodann nach, daß für Kanada die enge Verbindung mit dem Mutterland sehr ungünstig sei, da sie die Beziehungen zwischen Kanada und den Vereinigten Staaten störe. „Man darf sich nicht einbilden, daß Kanada sich in einen Wirtschaftskampf mit seinem mächtigen Nachbarn einlassen wird."

„Auch andere Kolonien, wie z. B. Neuseeland, werden nicht bereit sein, der geplanten engen Verbindung beizutreten, im Gegenteil, Neuseeland erklärt, daß es bald imstande sein wird, für sich selbst zu sorgen."

Es ist also klar, daß England kein Interesse daran hat, seine Handelspolitik in schutzzöllnerischem Sinne zu ändern. Es würde dadurch nichts gewinnen, könnte aber viel verlieren. Vor allem würde es seine Beziehungen zu den Alliierten stark schädigen" — insbesondere zu Frankreich, dessen Haupteinfuhr nach England, nicht einmal durch fiskalische Zölle verteuert, erfolge.

„Was würde sich ereignen, wenn man den gestaffelten Schutzzoll einführen würde? Wie groß auch immer der Unterschied sein mag, den Frankreich in der Zollbehandlung den Waren aus feindlichen Ländern im Gegensatz zu den Waren aus neutralen oder verbündeten Ländern zuteil werden läßt; immer würde sich der französische Export an einer Zollschranke stoßen, die vorher nicht bestand."

Zudem liefere Frankreich Waren, die überhaupt nicht oder doch nur in sehr geringem Maße aus Deutschland kommen. „Rechtfertigt der Kampf gegen Deutschland den Zoll auf Waren, die ein Monopol Frankreichs darstellen? Es genügt, die sich täglich verlängernde Liste der französischen Handelskammern zu durchlesen, die Proteste gegen die Einführung des Schutzzolls in England enthalten, um zu verstehen, wie gefährlich das geplante Projekt ist."

Gefährlich — wegen der schon während des Krieges hervortretenden englischen Bemühungen, „entbehrliche" Waren von der Einfuhr auszuschließen. „Wenn am Tage nach Kriegsende die Schutzzölle diese heutigen Versuche sanktionieren, wird die französisch-englische Entente in den Grundfesten ihrer Handelsbeziehungen erschüttert sein."

Darum solle man es wohl überlegen, ehe man Entschlüsse fasse, die nicht mehr gut zu machen seien. „Kein Mensch diesseits oder jenseits des Kanals wünscht, daß die Jahre der Entente cordiale von einem französisch-englischen Zollkrieg gefolgt werden! Im Gegenteil, die richtigste Folge der Entente cordiale wäre ein auf gegenseitigen Zugeständnissen basierender französisch-englischer Handelsvertrag."

Hoschiller wendet sich schließlich noch den französisch-deutschen Beziehungen zu.

Digitized by Google

„Frankreich bezieht von Deutschland hauptsächlich Kohle. Hier läßt sich schwer eine Änderung treffen. Andererseits ist Deutschland einer der besten Käufer französischer Landwirtschaftsprodukte. In den zwanzig Jahren von 1889 bis 1909 hat Frankreich viel mehr an Deutschland verkauft, als es von ihm gekauft hat.

	Einfuhr aus Deutschland	Ausfuhr aus Frankreich
	In Millionen Francs	
1889	338 400	341 900
1892	337 400	356 400
1895	283 200	333 800
1898	334 000	394 000
1901	401 600	443 400
1904	436 400	564 200
1907	638 100	649 600
1909	661 100	725 800

Die Handelsbilanz von 1880 bis 1912 ist zugunsten Frankreichs und nicht zugunsten Deutschlands. „Wenn wir Deutschland boykottieren, so laufen wir Gefahr, uns eines ebenso schätzbaren wie notwendigen Kunden zu berauben."

„Man wird also aus der Verlegenheit nicht herauskommen: entweder werden die Mitglieder des Wirtschaftsbundes der Alliierten imstande sein, die Produkte, die sie nötig haben, selbst zu fabrizieren und sie zu ebenso billigen Preisen zu exportieren wie die Deutschen — dann sind antideutsche Abwehrzölle überflüssig. Oder aber die Mitglieder des Wirtschaftsbundes sind hierzu nicht imstande — dann werden die Abwehrzölle nur die Kosten der Lebenshaltung erhöhen und sehr unerfreuliche Rückwirkungen auf das ganze Wirtschaftsleben der verbündeten Länder haben."

„So stellt sich der Wirtschaftskrieg mit seinem drei- oder vierfach gestaffelten Schutzzollsystem als ein zweischneidiges Schwert dar, das sich schließlich gegen die Verbündeten selbst wenden wird."

Dr. Erich Noether

Friedrich Naumann über Mitteleuropa und Kolonialpolitik

Der Aktionsausschuß der Deutschen Kolonialgesellschaft hat kürzlich in Berlin eine öffentliche Versammlung veranstaltet, die von vielen tausend Personen besucht war und in der die Vertreter sämtlicher Reichstagsparteien unter großem Beifall ihren Standpunkt zur Kolonialpolitik darlegten. Von den Konservativen sprach Graf Westarp, vom Zentrum Amtsgerichtsrat Schwarze, von den Sozialdemokraten Dr. Lensch und von den Nationalliberalen Dr. Stresemann. Von den Freisinnigen war Friedrich Naumann erschienen, der zunächst eine kurze Übersicht über die historische Entwicklung der deutschen Kolonisation gab und im Anschluß daran auf das Thema „Mitteleuropa und Kolonialpolitik" zu sprechen kam.

Digitized by Google

Naumann betonte, daß man vielfach das Wort Mitteleuropa falsch aufgefaßt habe. Man habe darauf hingewiesen, daß durch die Schaffung eines mitteleuropäischen Blockes eine Kolonialpolitik überflüssig sei, oder daß ein Mitteleuropa einer überseeischen Betätigung im Wege stehe. Diese Auffassung sei ganz falsch. Gerade jetzt müssen wir uns besonders intensiv einer überseeischen Betätigung zuwenden, denn Mitteleuropa führt uns mitten hinein in Wirtschaftsaufgaben, die bis an die Tür einer Kolonialpolitik gehen. Nicht nur die Donau soll uns verbinden und nicht nur die Zwischenzölle. Darüber hinaus muß Deutschland zusammen mit Österreich-Ungarn eine Wirtschaft begründen auf neuer und gesunder Grundlage, neu in allen Gewerben. Mitteleuropa tritt dann nicht nur als geschlossener Wirtschaftsbund auf, sondern auch gemeinsam als Käufer und als Verkäufer. Durch eine gleiche Lage werden wir gedrängt, in die Politik der gemeinsamen Wirtschaft. Wir müssen zusammen mit unseren Bundesgenossen aus Acker, Feld und Flur das herausholen, was herauszuholen ist, und ein gemeinsamer Haushaltplan wird unsere Wirtschaft erleichtern. Aber wir können nicht alles in Mitteleuropa produzieren, was Mitteleuropa gebraucht. Das Quantum Baumwolle, das Deutschland und Österreich benötigen, können wir nicht im Böhmerwald bauen, Milliarden tropischer und subtropischer Güter sind uns nötig, daher heißt es für Mitteleuropa: die Augen auf für die Sicherheit des Bezuges überseeischer Waren.

Die Nachwirkungen des Krieges bleiben noch lange bestehen, der wirtschaftliche Boykott in der Weltwirtschaft wird anhalten. Jeder muß daher in seinem eigenen Garten soviel Stroh und Gemüse bauen, wie er kann, aber darüber hinaus muß uns Mitteleuropa zum kolonialen Gedanken führen. Hamburg, Bremen, Duisburg, Fiume, Triest sind eine Handelseinheit, über die wir in die Weltwirtschaft müssen, in die zweite Periode deutscher Kolonisation. — Nach diesen grundsätzlichen Erörterungen faßte Naumann seine kolonialen Wünsche dahin zusammen, daß Deutschland möglichst zusammenliegende Gebiete und nicht wie bisher zerstreute Flecken erhält. Ohne im einzelnen auf Kriegsziele einzugehen, betonte er, daß „wir Gebiete brauchen, in denen Hochöfen gebaut werden, Hochöfen, die Kohle und Eisen benötigen." Die Tatsache, daß alle Parteien zusammen am kolonialen Gedanken arbeiten, der nie eine Parteisache werden darf, bedeutet nach Naumann ein günstiges Omen für die kommende Kolonialperiode Mitteleuropas.

O. Jöhlinger

Literatur

„Ewigkeit", Weltkriegsgedanken über Leben und Tod, Religion und Entwicklungslehre. Von Ernst Haeckel. Berlin 1915. Verlag von Georg Reimer. 128 S. Preis M. 2.

Kulturwege und Erkenntnisse. Von Dr. F. Köhler. 2 Bde. Preis M. 12. Verlag von Johann Ambrosius Barth 1916. Bd. 1: 438 S., Bd. 2: 754 S.

Der greise Jenenser Forscher gibt in seinem neuen Buche „Ewigkeit" einen

Digitized by Google

Überblick über die Lehre, die er ein ganzes Forscherleben hindurch mit äußerster Festigkeit und seinem heißen Temperamente verfochten hat. Es scheint, als ob H. gewissermaßen prüfen wollte, ob seine Lehre auch den Stürmen des Weltkrieges gegenüber standhalten und den erschütterten, erregten Gemütern Halt, Festigkeit, Erbauung und Trost geben kann. Er wollte versuchen, den gegenwärtigen Weltkrieg nach den Gesetzen der natürlichen Entwicklung zu erklären. H. will keineswegs behaupten, daß die naturwissenschaftliche Erklärung die einzige Möglichkeit abgeben kann, die Ursachen des Weltkrieges festzustellen; er gibt nur als Lehrer der Naturwissenschaft seinen Beitrag, und sein Kapitel über die Bedeutung des Kampfes um das Dasein zeigt uns den Weltkrieg in der Beleuchtung, wie ihn die Naturwissenschaft sieht, sofern sie die Primatenabstammung des Menschen zumindest als unentbehrliche Hypothese, wenn nicht als eine durch die Ergebnisse der Forschung erwiesene Tatsache hinstellt.

H. hofft für die Zukunft, daß der unvermeidliche aber unblutige Konkurrenzkampf dereinst nicht mehr in den blutigen und mörderischen Existenzkampf ausarten werde.

Köhler gibt in seinem zweibändigen Werke die Arbeit einer hervorragenden und großzügigen Persönlichkeit. Dem Tuberkuloseforscher stehen die Tatsachen der Naturwissenschaft, wie die Lehren der Philosophie aller Zeiten und die Anschauungen der verschiedenen Religionsfolgen in gleicher Weise zur Verfügung. Die Erzeugnisse der modernen Theologie sind K. ebenso geläufig, wie die Religionslehren längst vergangener Jahrhunderte.

K. ist ein überzeugter Vertreter des spiritualistischen Monismus, den er in Anlehnung an Fechner und Mach vertritt. Wenngleich er sich auf den Boden des religiösen Individualismus stellt, so verkündet er doch gleichfalls die unbedingte Forderung einer streng sozial gerichteten Ethik. Er will die Religion aus dem Geiste der Kultur geboren werden lassen, das heißt, aus Natur und Geisteswelt die tiefgründige Realität und die Idee des Menschseins und des Menschentums mitten in dem unendlichen All loslösen und zum innersten geistigen Besitzstand machen, Menschen Menschen werden zu lassen mit dem lebendigen Triebe, mitzuarbeiten an dem Fortschritt der Kultur. —

K. vertritt den sittlichen Idealismus, den unsere Zeit und unsere Zukunft nötig haben. Im einzelnen wird man oft vom Verfasser der Kulturwege und Erkenntnisse abweichen. Doch darauf kommt es nicht an. Köhler hat ein Werk geschaffen, das überreich an Anregungen und weittragenden Gedanken ist. Der spiritualistische Monismus wird sicherlich den Grundstock der Weltanschauung abgeben, welche die Führung in die neue Zeit übernehmen wird.

Dr. Otto Juliusburger, Steglitz

Maximilian von Hagen, England und Ägypten. Materialien zur Geschichte der britischen Okkupation mit besonderer Rücksicht auf Bismarcks Ägyptenpolitik. Bonn 1915. A. Marcus und E. Weber (Deutsche Kriegsschriften, Heft 13. 82 S. 1.20 Mk.).

Digitized by Google

Der Verfasser geht von der rechtswidrigen, als Akt des Betruges und der Gewaltsamkeit geschilderten Besitzergreifung Ägyptens durch England aus. England setzt damit nur den Vertragsbruch fort, den es dem Konstantinopler Vertrage (29. Oktober 1888) gegenüber in betreff der Neutralität des Suezkanals begangen hat. Das Verfahren Englands in Ägypten von der „provisorischen" Okkupation bis zu Annexion wird treffend charakterisiert als ein „Schulbeispiel für die immanenten Machtinstinkte des britischen Imperialismus, der wie alle koloniale Expansion keineswegs aus Ländergier und Eroberungssucht, sondern aus wirtschaftlichem Aufschwungsbedürfnis, ein Weltreich auch auf schmalster staatlicher Basis zu begründen genötigt war". Die internationale Verflechtung der britischen Okkupation Ägyptens, zumal mit der Kolonialpolitik Bismarcks, sind hier meisterhaft an der Hand zahlreicher Quellennachweise dargestellt. Seit dem Siebenjährigen Kriege ringen England und Frankreich um den Besitz Ägyptens. Der nationalistische Aufstand unter Arabi Pascha in Alexandria, die für die Europäer bedrohliche Anarchie, gaben England 1882 den Anlaß, sich in Ägypten festzusetzen. Bismarck billigte diesen Schritt, weil er England „für das fähigste Land zur Lösung des ägyptischen Problems" hielt; aber er forderte von England Gegenleistungen, die mit der beginnenden Kolonialpolitik Deutschlands verknüpft waren. Es ist ein höchst bewegtes Spiel, das uns hier vorgeführt wird. Alle Fäden laufen in Bismarcks Hand zusammen. Er bringt es zustande, daß sich England auf der von ihm selbst einberufenen Londoner Konferenz (1884) Frankreich, Deutschland und Rußland gegenüber isoliert sieht. So mußte England 1884 denn die deutsche Herrschaft in Südwestafrika anerkennen und den englisch-portugiesischen Kongovertrag preisgeben. Ein weiterer Erfolg Bismarcks war das Zugeständnis Englands, daß in die ägyptische Schuldenkommission ein deutsches und ein russisches Mitglied eintreten, ferner mußte es die deutsche Kolonisierung in Neu-Guinea einräumen. Hier war Bismarck mit Jules Ferry zusammengegangen. Erst nach seinem Sturze führte die Revanchepolitik Frankreich auf die Seite Englands, im Vertrag vom 8. April 1904 verzichtete es auf seine ägyptischen Ansprüche. Man kann aus der kleinen, vortrefflichen Schrift viel lernen; vor allem gibt sie einen Einblick in das komplizierte Spiel der ringenden Kräfte und kann dadurch das Verständnis für äußere Politik und Weltmachtprobleme außerordentlich fördern. Als ein Musterbeispiel in dieser Richtung sei ihr Studium weiteren Kreisen dringend empfohlen.

Prof. Dr. R. Stübe

Nachdruck aus dem Inhalt unter genauer Quellenangabe gestattet.

Verantwortlich: Für den redaktionellen Teil Prof. Dr. Karl Hönn, Berlin W, Wilhelmstraße 62. Für Anzeigen Gustav Kiepenheuer, Weimar. Verlag Gustav Kiepenheuer, Weimar. Gedruckt in der Hof-Buch- und -Steindruckerei Dietsch & Brückner in Weimar.

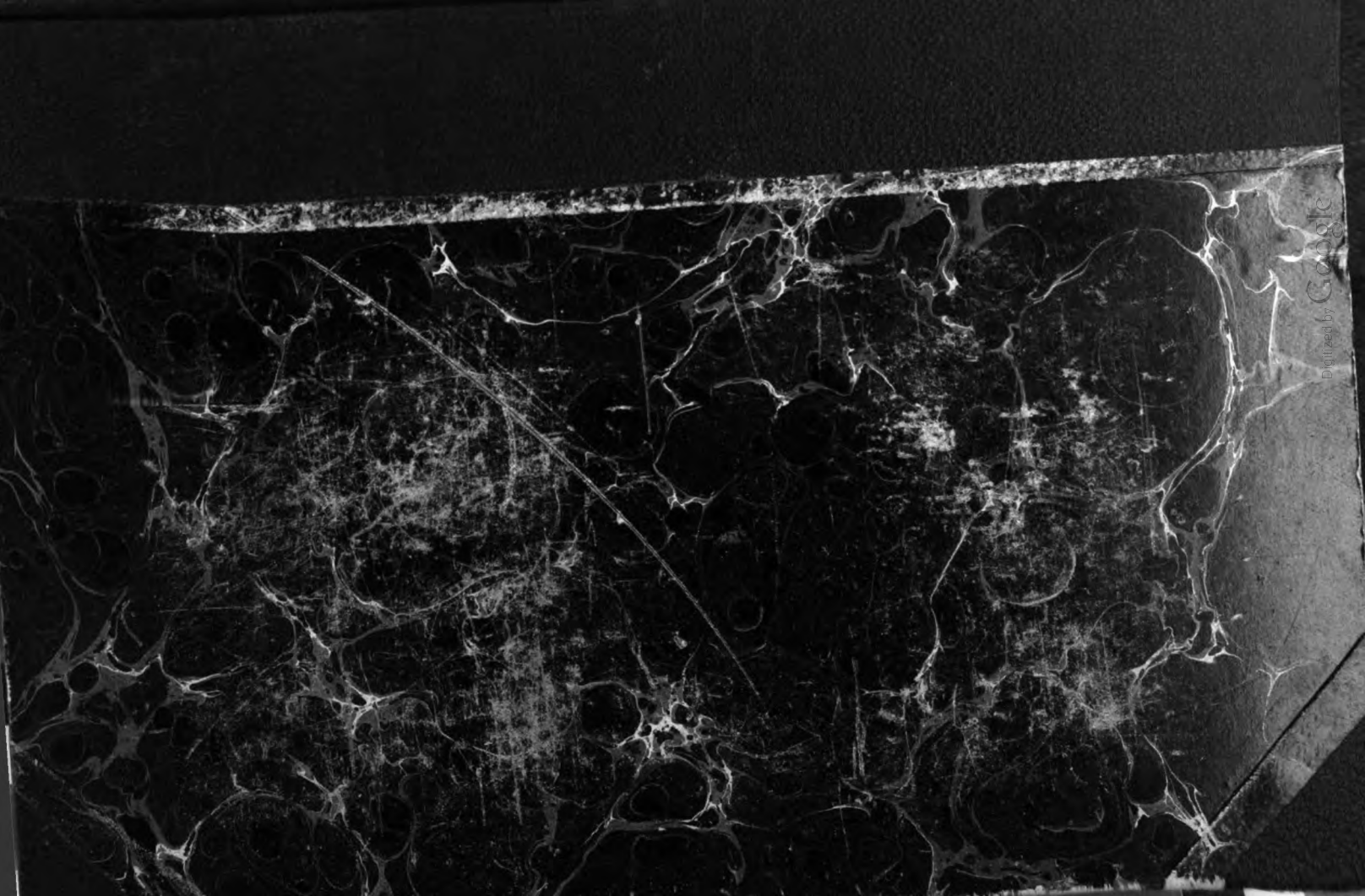
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

3 0000 116 451 968

Digitized by Google


Digitized by Google